

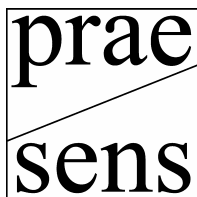
Amerika im europäischen Roman um 1850  
Varianten transatlantischer Erfahrung

SealsfieldBibliothek  
Wiener Studien und Texte  
Herausgegeben von Alexander Ritter

Band 8

Amerika  
im europäischen Roman um 1850  
Varianten transatlantischer Erfahrung

Herausgegeben von  
Alexander Ritter



**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7069-0618-0

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums  
für Wissenschaft und Forschung in Wien

**B.M.W.F.**<sup>a</sup>

sowie der Kunstabteilung der Stadt Wien, Wissenschafts- und Forschungsförderung



© Praesens Verlag  
<http://www.praesens.at>  
Wien 2011

Alle Rechte vorbehalten. Rechtsinhaber, die nicht ermittelt werden  
konnten, werden gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

# Inhaltsverzeichnis

Geleitwort.....	7
Wolfgang Müller-Funk: Amerikanische Erfahrungen 1832/33 im Spiegel von Lyrik, Briefen und anderen Textdokumenten.....	9
Norbert Bachleitner: Jene Gräuel der Anarchie und moralischen Auflösung. Gabriel Ferrys <i>Scènes de la vie mexicaine</i> und Charles Sealsfields <i>Der Virey und die Aristokraten</i> .....	25
Eberhard Demm: <i>Der Virey und die Aristokraten</i> von Charles Sealsfield Historische Quellen, Ideologie und Schreibstil.....	37
Eduard Beutner: ... und wie der Mensch mit allem Verstande und aller Mühe doch so wenig an dem ändern kann, was sein soll. Kulturstereotype und Gattungsschemata in Otto Ruppis' <i>Der Pedlar. Roman aus dem amerikanischen Leben</i> .....	59
Christof Hamann: Herzensangelegenheiten. Zur Funktion der USA in Romanen von Otto Ruppis .....	75
Alexander Ritter: Die USA als Utopie liberaler Staatlichkeit und ethno-kulturellen Selbsterhalts. Zum Paradigmawechsel des Amerikabildes in den Auswandererromanen <i>Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften</i> (1839/40) von Charles Sealsfield und <i>Ein Deutscher</i> (1862) von Otto Ruppis .....	89
Nicole Perry: <i>Tokeah, der edle Wilde?</i> . Zur Darstellung der Indianer in Sealsfields <i>The Indian Chief or, Tokeah and the White Rose</i> .....	119
Wynfrid Kriegleder: Bilder aus dem bedeutungsschwersten Abschnitt meines ereignisreichen Lebens. Die Amerika-Romane des Friedrich Armand Strubberg.....	133
Wolfgang Hochbruck: Zwischen Laterna Magica und Panorama. Friedrich Gerstäckers Auswandererroman <i>Nach Amerika!</i> .....	175
Jeffrey L. Sammons: <i>Nach Amerika</i> . Plädoyer dafür, Friedrich Gerstäckers als Amerikaschriftsteller ernster zu nehmen .....	193

## Inhaltsverzeichnis

Stefan Höppner: <i>Zu den Brüdern jenseits des Weltmeeres</i> . Das USA-Bild und seine utopische Dimension in Heinrich Albert Oppermanns Roman <i>Hundert Jahre</i> (1871).....	207
Lorie A. Vanchena: Reinhold Solgers Roman <i>Anton in America</i> . Transatlantische Interpretationen des Amerikaerlebens .....	237
Primus-Heinz Kucher: ... dass die Vereinigten Staaten bisher einzig in der Welt dastehen. Ida Pfeiffers Reisebericht über Amerika.....	251
Edward T. Larkin: Herzog Karl Bernhards Nordamerikareise (1825 -1826). Militärs, Maschinen und Menschen.....	265
Michael Boyden: <i>Between Assimilation and Ethnic Persistence The Bilingual Memoir of Carl Schurz. The Myth of the Vanishing German</i> .....	289
Gabriela Scherer: Literarisierte Erfahrungen der Fremde. Betrachtung der Sichtweisen Georg Forsters, Charles Sealsfields und Ilija Trojanows.....	301
Gina Weinkauff: Authentizität, Identität, Exotik. Charles Sealsfield und der jugendliterarische Abenteuerroman.....	309
Jerry Schuchalter: <i>Ja, die Wirklichkeit ist oft grausamer [...] als die schreckenvollste Phantasie</i> . Amerika und der deutsche Geheimnisroman.....	327
Sven Hakon Rossel: <i>Dies ist das rechte Land der Goldgruben</i> . Das Amerikabild in der skandinavischen Literatur um 1850 .....	343
Alexander Ritter: ... <i>ein enthusiastischer Verehrer seiner Schriften</i> . Zu Karl Maria Kertbenys Sealsfield-Recherchen. Vier Briefe aus der Korrespondenz mit den Verlagen Metzler (Stuttgart) und Schultheß (Zürich) von 1879.....	355
Jeffrey L. Sammons: ... der transatlantische Unbekannte (Sealsfield). Sealsfield bei Karl Gutzkow.....	385
Annemarie Schmitz: Nachruf auf Professor Dr. Kenji Hara.....	389
Alexander Ritter: Sealsfield-Bibliographie 2008-2011 .....	393
Die Autoren.....	397
Internationale Charles-Sealsfield-Gesellschaft (Wien) .....	409



## Geleitwort

Der vorliegende Band dokumentiert die Vorträge eines Symposiums, das am 2. und 3. Oktober 2008 in Wien in den Räumen der Österreichischen Gesellschaft für Literatur durchgeführt wurde und unter dem Titel stand: *Amerikaerleben und fiktionale Lebenswelten im europäischen Roman um 1850*. Veranstalter der Tagung waren die *Internationale Charles Sealsfield-Gesellschaft*, das *Institut für Germanistik der Universität Wien*, das *Institut für Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft* der Universität Wien, die *Österreichische Gesellschaft für Literatur* und die *Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft (Braunschweig)*. Diese Tagung war die vierte in einer von der *Internationalen Charles Sealsfield-Gesellschaft* (Wien) veranstalteten Konferenzreihe. Wie schon bisher werden auch diesmal die Ergebnisse im Rahmen der *SealsfieldBibliothek* präsentiert.

Charles Sealsfields Erzählungen über die USA, Texas und Mexiko stehen am Beginn einer Fülle von Texten über die Neue Welt, in denen europäische Autoren – anders als frühere Schriftsteller, anders aber auch als später Karl May – eigene Amerikaerfahrungen aufgriffen und verarbeiteten. Diesen Kontext der Romane Sealsfields wollte die Konferenz erhellen. Dafür konnten Teilnehmer aus Belgien, Deutschland, Finnland, Frankreich, Kanada, Österreich und den USA gewonnen werden. Die hier abgedruckten Beiträge werden nach bewährter Tradition ergänzt durch eine von Alexander Ritter zusammengestellte Sealsfield-Bibliographie.

## Geleitwort

Die *Internationale Charles Sealsfield-Gesellschaft* setzt sich weiterhin, ihren Statuten gemäß, für die Pflege des Andenkens an Charles Sealsfield, die Erforschung und Popularisierung seines Werkes sowie die Förderung interkultureller Kontakte und Studien ein. In diesem Zusammenhang sei auch auf ein im Jänner 2009 gestartetes, vom österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanziertes Forschungsprojekt verwiesen, das unter der Leitung von Wynfrid Kriegleder, Primus-Heinz Kucher und Alexander Ritter eine neue, kommentierte Ausgabe der Briefe Charles Sealsfields erarbeitet.

*Helga Löbernm*  
Präsidentin

*Wynfrid Kriegleder*  
Vizepräsident

*Alexander Ritter*  
Herausgeber des Bandes

*Internationale Charles Sealsfield-Gesellschaft*  
(Wien)



# Amerikanische Erfahrungen 1832/33 im Spiegel von Lyrik, Briefen und anderen Textdokumenten

Ich will meine Phantasie in die Schule –  
in die amerikanischen Urwälder schicken  
Nikolaus Lenau

Stereotypen lassen sich als zunächst als symbolische Schmuggelware ansehen, die entweder importiert oder exportiert, häufiger aber sowohl ein- wie ausgeführt wird, Strand- und Treibgut des Kulturtransfers, ärgerlicher, visuell bestimmter Müll, der das eigentliche, ‚wahre‘ Verhältnis zwischen den Kulturen trübt. Aber bei genauem Hinsehen gibt es keinen Kulturtransfer ohne Stereotypenbildung. Stereotypen sind kulturelle, nicht unbedingt sprachliche Übersetzungsformen, Kontextualisierungen. Sie sind nicht einfach verfälschte Darstellungen anderer, fremder Kulturen, sondern diese existieren in der eigenen jeweils nur durch die Bilder, die wir uns von dieser anderen machen. Es gibt hinter dem Schleier des stereotypisierten Bildes nicht das wahre.

Scheinbar haben wir die Wahl, wie wir analytisch mit Stereotypen umzugehen haben. Zunächst einmal verstehen wir sie so, dass sie sich auf eine fremde Kultur beziehen, über diese eine Aussage machen. Und das tun sie ganz offenkundig auch, weshalb kritisch-aufklärerische Menschen spontan die Intention haben, das Stereotyp als unzulässiges, weil verkürztes oder verletzendes Bild der fremden Kultur zu korrigieren. Stereotypen sagen aber auch – höchst unfreiwillig – etwas über die kulturelle Befindlichkeit derer aus, die das Fremde im Stereotyp fixieren. Solche Argumentationen sind uns aus der Freud'schen Psychoanalyse in Gestalt der Kategorie der Projektion und aus der Foucault'schen Diskursanalyse geläufig, von der etwa Edward Said in seinem Buch *Orientalism* ausgeht: Wir projizieren unsere Ängste, unsere Wünsche, kurzum unsere eigene Befindlichkeit in das Fremde, in einen Spiegel, vom den uns nicht bewusst ist, dass es einer ist.<sup>1</sup> Oder wir definieren das als be-

---

<sup>1</sup> J. Laplanche/J.-B. Pontalis: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Aus dem Französischen von Em-

fremdlich, was wir ausschließen möchten, um uns als westliche europäische und überlegene Menschen zu konstituieren. Über den Ausschluss der anderen, die nicht so sind wie wir selbst, konstituiert sich eine Diskurs- und Erzählgemeinschaft.<sup>2</sup>

Stereotype sagen zum dritten etwas über das *Verhältnis* zwischen zwei oder auch mehreren Kulturen aus, und zwar nach beiden Seiten hin. Stereotypen sind, wie Clemens Ruthner jüngst gezeigt hat, symbolische Konstruktionen, ohne die das Fremde nicht das wäre, was es ist: das Fremde im Eigenen, wirksame Gegenbildlichkeit in der Selbstkonstitution.<sup>3</sup> Stereotypen sind nicht einfach Hüllen, die man abwerfen oder herunterziehen könnte, so dass am Ende die wahren Amerikaner der 1830er Tage ans Tageslicht kommen. Sie sind auch nicht bloße Kürzel der Wahrnehmung oder schiere Mechanismen der „Apperzeptionsverweigerung“, wie man sie im Anschluss an Doderer nennen könnte.<sup>4</sup> Wie Orientalismen sind auch Amerikanismen effiziente Momente jener kulturellen Realität, die sie beschreiben und als solche konstituieren. Vor allem aber der eigenen, für die sie sie Bilder des Fremden entwerfen: Sie sind im handgreiflichen wie im übertragenen Sinne Briefe aus der Fremde, Reiseberichte in Dialogform. Sie sind stabil und fragil zugleich, und sie bedürfen nicht nur im Hinblick auf den kolonialen Blick auf den Kolonialiserten, der ständigen Wiederholung, wie Homi K. Bhabha geschrieben hat. Dass sich Zuschreibungen nicht selten widersprechen, mindert ihre Wirksamkeit keineswegs.<sup>5</sup> Die Übertreibungen und Verzerrungen werden so oft wiederholt, bis sie plausibel erscheinen. Bhabha und Ruthner folgend, möchte ich vorschlagen, Stereotype nicht so sehr als Fehlbeschreibungen der Fremden oder auch als verdeckte Selbstbeschreibungen zu begreifen, sondern sie vielmehr als symbolische Formatierungen zu verstehen, die, verdeckt und oft auch nicht bewusst, das jeweilige *Verhältnis* zu einer anderen fremden Kultur beschreiben. Stereotypen sind relational.

---

ma Moersch. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1972, S. 400: „Im eigentlichen psychoanalytischen Sinne Operation, durch die das Subjekt Qualitäten, Gefühle, Wünsche, sogar ‚Objekte‘, die es verkennt oder in sich ablehnt, aus sich ausschließt und in dem Anderen, Person oder Sache, lokalisiert.“

<sup>2</sup> Edward Said: *Orientalism*. London: Penguin, 1978.

<sup>3</sup> Clemens Ruthner: »Amerikamüde« 'Deutsche' und ihre »Neger«. *Skizze zur Theorie der literarischen Stereotypenforschung (mit einem Seitenblick auf F. Kürnberger)*. In: *Kontakte und Kontraste*. Festschrift Roland Duhamel. Hrsg. von Clemens Ruthner. Zugleich in: *Germanistische Mitteilungen* 67 (Brüssel 2008), S. 82-100.

<sup>4</sup> Reinhold Tremml: *Vorwort*. In: *Heimato von Doderer/Albert Paris Gütersloh. Briefwechsel 1928-1962*. Hrsg. von Reinhold Tremml. München: Biederstein, 1986, S. 18.

<sup>5</sup> Homi K. Bhabha: *Die Verortung der Kultur*. Deutsch von Michael Schiffmann und Jürgen Freudl. Tübingen: Stauffenburg, 2000, S. 97-124.

Ferdinand Kürnberger hat in seinem Roman *Der Amerikamüde* ein Bild der Neuen Welt entworfen, das das positive Bild einer zukunftssträchtigen Alternative zu Europa radikal umstößt. Dabei greift Kürnberger auf die Lebensgeschichte Lenaus zurück, auch wenn er bestimmte Details des Lenauschen Amerika-Abenteuers modifiziert hat. So entsteht ein Werk, das die Amerikamüdigkeit zweier österreichischer Autoren präsentiert, Lenaus und Kürnbergers.<sup>6</sup>

Der Roman Kürnbergers hat das kläglich gescheiterte Amerika-Experiment Lenaus, des grimmigen Briefschreibers, der während seiner Amerika-Reise mehr und mehr zu einem neuen Stern am literarischen Himmel in Deutschland avanciert, zum Hintergrund, und viele zeitgenössische Leser werden hinter dem ungarischen Fremden den Dichter der *Schilflieder*, eben Lenau, erkannt haben wollen, obschon der Roman zwar Momente und Motive dieser Amerikareise aufgreift, sie aber nicht einfach eins zu eins dokumentiert. Die Liebesgeschichten im Roman etwa dürften pure Fiktion sein. Der Romantitel verweist darauf, dass dieser Müdigkeit eine wache Amerikafreudigkeit vorausgegangen ist und ihr zugrunde liegt. Amerika, das ist im Roman zunächst die „Kadenz im Konzerte der menschlichen Vollkommenheiten“.<sup>7</sup> Nach der niedergeschlagenen Revolution von 1830 werden viele Menschen aus dem Zentrum Europas den Alten Kontinent verlassen, Revolutionäre und religiöse Sektierer, wie die „Harmonisten“, bei denen der Briefschreiber einige Monate verbringen wird, in der bei Pittsburgh gelegenen Kolonie „Economy“, zu Deutsch ‚Oeconomie‘, wo sich der Amerikakranke gesund pflegen lässt. Welch ein hübscher Name für die Verbindung von religiösem Sektierertum und Geschäftstüchtigkeit!

Seit der Unabhängigkeitserklärung von 1776 gilt Amerika als das Paradies der freien Welt, als Gegenbild des von Kriegen und Despotie heimgesuchten Europas, das China Europas. So beschreibt Sealsfield, der ganz andere Zeitgenosse, den österreichischen Kaiserstaat in *Austria as it is*.<sup>8</sup> Es ist nicht ein Exil im prosaischen Sinn, sondern zugleich eine Reise in ein gelobtes Land, in ein neues Jerusalem. Auch deshalb ist die Fallhöhe so groß, den wir bei den beiden österreichischen Autoren kon-

---

<sup>6</sup> Vgl. dazu auch: Wolfgang Müller-Funk: *Komplex Österreich. Fragmente zu einer Geschichte der modernen österreichischen Literatur*. Wien: Sonderzahl, 2009, S. 81-91.

<sup>7</sup> Ferdinand Kürnberger: *Der Amerikamüde*. Mit einem Nachwort, Erläuterungen und einer Zeittafel von Hubert Lengauer. Wien: Böhlau, 1985.

<sup>8</sup> [Charles Sealsfield]: *Austria as it is: or Sketches of continental courts by an eye witness*. London: Hurst, Chance, and Co., 1828/*Österreich, wie es ist oder Skizzen von Fürstenhöfen des Kontinents*. Wien: Schroll, 1919. Eine kommentierte Textedition. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Primus-Heinz Kucher. Wien: Böhlau, 1994.

statieren können, jenen Umschlag von einem vorbehaltlosen Enthusiasmus in eine kategorische Ablehnung einer ganzen Kultur.

Lenau, der junge Mann, ein Österreich-Ungar und Gast der schwäbischen Romantiker Schwab, Uhland und Kerner, hat die Reise sorgfältig geplant, hat Geld für den Kauf einer Farm in Händen, und zum Freiheitspathos und zur Solidarität mit der niedergeschlagenen Revolution, die bei ihm ähnlich präsent ist wie bei Heinrich Heine, gesellt sich die Sehnsucht nach Natur. Im März 1832 hatte er seinen Freund ‚Sandor‘, den Prinz Alexander von Württemberg, zu überreden versucht, mit ihm nach Amerika zu reisen. Doch der Freund, der gerade eine ungarisch-österreichische Magnatin geehelicht hat, die Gräfin Helene von Festetics von Tolna, hatte augenscheinlich die „Lust“ verloren, „Bären zu schießen“ oder die „amerikanischen Urwälder“ zu besichtigen und die „recht possierlichen Kerls [...] aufzusuchen“, die doch auch „Geschöpfe Gottes“ seien.<sup>9</sup>

Das ist natürlich ironisch-herablassend formuliert, ganz auf das vermutete Vorurteil des Empfängers abgestimmt. Wenn Lenau von „amerikanischen Affen“ spricht, die doch auch Geschöpfe Gottes seien, dann ist der spätere, herbe Umschwung eines zunächst überschwänglichen Amerika-Bildes schon vorbereitet. Die Motive der Amerika-Sehnsucht sind bei Lenau durchaus gespalten. Die politischen Verhältnisse spielen dabei ebenso eine Rolle wie die Flucht aus einer von seiner Umgebung erwarteten Ehe mit einer schwäbischen Bürgerstochter, der Nichte Gustav Schwabs. Aber es geht auch um Naturphilosophie und Ästhetik. Der Dichter, der in krassem Gegensatz zu heutigen ökologischen Katastrophenszenarios ein Vordringen der polaren Kälte und ein Verschwinden der Nachtigallen prophezeit, will, wie er es ausdrückt, seine Fantasie „in die Schule – die Urwälder schicken“.<sup>10</sup> In den Urwäldern von Nordamerika sieht er eine passende Projektionsfläche für seine eigene ungestüme Innenwelt. Insofern befindet er sich noch immer in jenem Natur-Diskurs, dem die deutsche Frühromantik und der junge Schelling um 1800 eine prägnante philosophische Pointierung verliehen haben und an dem auch Goethe Anteil hat: In ihrem Zentrum steht die Vorstellung von der Analogie und Korrespondenz von Innen und Außen. Aber wie die unglücklich verlaufende Reise zeigt, wird aus Lenau kein österreichischer Thoreau werden. Lenau sucht, um ein Wort Baudelaires aufzugreifen, Korrespondenzen – in den Wäldern Amerikas. Wie

---

<sup>9</sup> Nikolaus Lenau an Alexander von Württemberg. Weinsberg vom 11. (?) März 1832. (Sonntag). In: *Historisch-kritische Gesamtausgabe*. Bd. V/1. *Briefe 1812-1837*. Hrsg. von Hartmut Steinicke und Andraś Vizkelety. Wien: Deuticke/Klett-Cotta, 1989, S. 180.

<sup>10</sup> Nikolaus Lenau an Karl Mayer. Weinsberg vom 12. (?) März 1832 (Montag). In: *Briefe 1812-1837* (Anm. 9), S. 181.

schon erwähnt, ist Lenau zu Geld gekommen, so dass er sich einem Stuttgarter Auswanderer-Aktienverein anschließen kann, der sich bereits auf der Schiffsreise als ein haltloses Unternehmen erweist. Geplant ist, sich am Missouri niederzulassen. Auf maximale fünf Jahre will er die Expedition beschränken und das Land hernach einträglich von einem Verwalter bestellen lassen. So nimmt sich der Traum eines Menschen aus, der zunächst, bei aller Skepsis, ganz und gar nicht amerikamüde ist und der zunächst durchaus im symbolischen Haus der positiven Stereotype wohnt: Freiheit, jungfräuliche Natur, ökonomische Möglichkeiten.

Aber Zweifel sind schon eingemischt. Im Brief an den Freund Karl Mayer in Weinsberg erwähnt er ein Gedicht von Chamisso, in dem ein Maler einen Jüngling ans Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerz zu haben.<sup>11</sup> Lenau kehrt dieses Dokument eines frühen amoralischen Ästhetizismus um, richtet es nun gegen sich selbst: „Ich will mich selber ans Kreuz schlagen, wenn’s nur ein gutes Gedicht gibt.“<sup>12</sup> Radikalität gegen sich selbst ist unverzichtbare Voraussetzung für radikale Poesie. Auf diese narrative Matrix wird Lenau zurückkommen, wenn er sich im Rückblick mit Johannes dem Täufer und Amerika mit der Wüste, das heißt mit dem leeren Ort schlechthin vergleicht.

Der Lenau-Forschung ist es, dank seiner Briefe und seiner Umgebung gelungen, die Reiseroute des jungen Dichters aus der Monarchie lückenlos zu rekonstruieren. Überall hat der Dichter Spuren hinterlassen, auch wenn sich nur eine Handvoll Briefe erhalten hat, sehr viel weniger als aus der Zeit unmittelbar vor der Reise, also von Jänner bis Juni/Juli 1832. Sie führt ihn von Mannheim über Köln nach Amsterdam zur Insel Texel, wo eine zehnwöchige Überfahrt über den Atlantik beginnt. Am 16. Oktober meldet er dem Schwager in dem schon zitierten Brief, dass er in Baltimore eingelangt sei. Das ist am 8. Oktober. Von dort aus wird er nach Pittsburgh weiterreisen. In einer Siedlung von württembergischen Evangelikalen, in Economy/Oeconomie, wird er einige Monate verbringen, in Crawford County Land kaufen und seine Zeit in Lisbon (Ohio) verbringen. Das ganze Unternehmen steht von Anfang unter keinem guten Stern, die Geschäfte sind unseriös, Lenau wird krank und auch das Landprojekt erweist sich als Riesenpleite. Über Erie und Buffalo erreicht Lenau die Niagara-Fälle, schon damals ein Sinnbild Amerikas schlechthin. Über Syracuse und Albany gelangt er im Mai 1833 nach New York, er hat es eilig, das Gelobte Land so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Inse-

---

<sup>11</sup> Lenau bezieht sich auf Chamissos Gedicht *Das Kreuzifix. Eine Künstlerlegende*, das im *Berliner Musenalmanach* 1831 erschienen ist. Vgl. Nikolaus Lenau. Bd. V/2, *Briefe 1812-1837/Kommentar* (Anm. 9), S. 240.

<sup>12</sup> Nikolaus Lenau an Karl Mayer. In: *Briefe 1812-1837* (Anm. 9), S. 181.

samt hat er sich acht Monate in der Neuen Welt aufgehalten.<sup>13</sup> Was er immerhin mitbringt, ist zwar kein materieller Reichtum, aber doch ein wenig ästhetisches Kapital. Seine Phantasie ist in die Schule des Urwalds gegangen, Gedichte über die Niagarafälle und über die Ureinwohner Amerikas, über das Meer, den Atlantik und über das einfache Leben der Kolonisten in ihren Blockhütten und scharfzüngige Briefe über amerikanische Sitten sind die Mitbringsel dieser Reise. Nicht sehr viel, aber immerhin. Einiges auch im Hinblick auf unsere Frage nach der Stereotypie der Amerikamüdigkeit, der am Ende doch viele eher ein Ekel und ein *ennui* ist, den man nicht nur bei Lenau und Kürnberger, sondern auch bei Tocqueville<sup>14</sup> findet.

Auf jeden Fall sagt die leidenschaftliche und kategorische Ablehnung der Neuen Welt etwas darüber aus, wie um 1830 Unterschiede zwischen Amerika und Europa ‚gemacht‘ und wie symbolische Grenzen gezogen werden. Dem Stereotyp liegt ein syntaktisches Muster zugrunde, das auch in den modernen Medien wirksam ist: Der eine kurze Satz, der einen allgemeinen Artikel, das doppeldeutige Verb *sein* und die Prädikation, adjektivisch oder substantivisch, enthält. So haben all die unausgesprochenen Sätze ein und dasselbe apodiktische Raster: Die Amerikaner *sind* [...] oder *haben* [...].

Der Amerikaner hat keinen Wein, keine Nachtigall! Mag er bei einem Glase *Cider* seine Spottdrossel behorchen mit seinen Dollars in der Tasche, ich setze mich lieber zum Deutschen und höre bei seinem Wein die liebe Nachtigall, wenn auch die Tasche ärmer ist. Bruder, diese Amerikaner sind himmelstinkende Krämerseelen. Todt für alles geistige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat Recht daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Das scheint mir von ernster, tiefer Bedeutung zu seyn, daß Amerika gar keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor, wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhaus geschlagen werden. Man darf die Kerle nur im Wirthshause sehen, um sie auf immer zu hassen. Eine lange Tafel, auf beiden Seiten 50 Stühle (so ist, da, wo ich wohne) Speisen, meist Fleisch, bedecken den ganzen Tisch. Da erschallt die Fressglocke und 100 Amerikaner stürzen herein, keiner sieht den Andern an, keiner spricht ein Wort, jeder stürzt auf eine Schüssel, frisst hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin, und eilt davon, *Dollars* zu verdienen.<sup>15</sup>

---

<sup>13</sup> *Lenau-Chronik 1802-1851*. Bearb. von Norbert Otto Eke und Karl Jürgen Skrodzki. Wien: Deuticke/Klett-Cotta, 1992, S. 64-87.

<sup>14</sup> Alexis de Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika*. Stuttgart: Reclam, 1985, S. 41: „[...] ich kenne kein Land, in dem die Liebe zum Geld einen so großen Platz im Herzen der Menschen einnimmt.“

<sup>15</sup> Nikolaus Lenau an Anton Schurz. Baltimore vom 16. October 1832 (Dienstag). In: *Briefe*

Der Brief an den Schwager, der diese krasse Textstelle enthält, ist nicht nur ein hochkarätiges Dokument eines frühen Anti-Amerikanismus – er datiert vom Oktober 1832 und wir befinden uns also ganz und gar in der Epoche des zu Charles Sealsfield gewordenen Karl Postl –, sondern auch ein Schulbeispiel, anhand dessen sich zeigen lässt, wie sich Stereotypen aufbauen.

Diese essentialistischen Aussagen, wie der Amerikaner ist, werden, wie die eingangs zitierte Passage zeigt, durch Kontrastierungen eingeleitet. Die Spottdrossel und ihr abgewerteter Gesang kontrastieren mit der Musikalität der Nachtigall, eines Wappentiers der lyrischen Dichtung. Aber damit wird eine zweite Kontraposition eingeführt, nämlich jene zwischen dem kohlenensäurehaltigen ‚primitiven‘ Apfelmost, wahrlich keiner amerikanischen Erfindung, und dem Kulturgut Wein. In dem Gedicht *Die Blockhütte* trinkt das lyrische Ich in einem amerikanischen Blockhaus sogar Rheinwein.<sup>16</sup> Kultur setzt Differenz und sie ist zugleich deren Medium. Auch die anderen Beobachtungen in der Textpassage sind so verdichtet, dass sie unausgesprochen zum Satz „Der Amerikaner ist kulturlos“ überleiten. Das wird in der Beschreibung des Essens in der Stadtherberge anschaulich sichtbar. Bemerkenswert ist das Zeitregime, das da etabliert wird, damit keine unnötige Zeit verloren geht für den einzigen Sinn, den der Amerikaner im Kopf hat: Geld zu verdienen. Da bleibt weder Zeit für die Geselligkeit noch für den ästhetischen Genuss eines guten Essens. Aus der Perspektive eines depravierten europäischen Gentry-Menschen wird suggeriert, dass die Amerikaner wie die Tiere „fressen“ und auch so konditioniert sind wie diese. Durch ein simples akustisches Zeichen, die „Fressglocke“, werden sie in Bewegung gebracht. Ein weiteres Stereotyp klebt an der Szene, das beachtlich früh ist: Der Amerikaner wird zum Massenmensch *par excellence*. Der Amerikaner ist der nihilistische Massenmensch, eine „himmelanstinkende Krämerseele“ und der europäische Besucher ist das schiere Gegenteil davon: ästhetisch, gesellig, für das Höhere gestimmt, vornehm, nicht geldgierig. Lenau verfährt in seiner Schimpfkannonade durchaus nicht glimpflich: Schufte und Kerle sind die Bewohner Baltimores, aber nicht mehr „possierlich“, wie das im Brief an den württembergischen Prinzen – ganz von oben herab – noch heißt. Immerhin lässt sich aus dem Brief mutmaßen, dass auch der Adressat, der nicht mit nach Amerika fuhr, solche Vorstellungen von *den* Amerikanern huldigt, die von Lenau damals noch, wenn auch ironisch, abgewiesen wurden. Acht Tage in Baltimore haben offenkundig ausge-

---

1812-1837 (Anm. 9), S. 230f.

<sup>16</sup> Nikolaus Lenau: *Das Blockhaus*. In: Nikolaus Lenau: *Werke und Briefe*. Historische Gesamtausgabe. Bd. 2: *Neuere Gedichte und lyrische Nachlese*. Hrsg. von Antal Mádl. Wien: Deuticke/Klett-Cotta, 1995, S. 59: „Und mir wollte der Rheinwein nicht mehr munden. / Uhland! wie steht's mit der Freiheit daheim?“

reicht, die Stereotypen zum Tanzen und den Dichter in Rage zu bringen. Ein Aufenthalt im Wirtshaus hat genügt, die Menschen aus der Neuen Welt hassenswert zu finden. Fremdbilder können sich sehr schnell entwickeln und festigen, sie können fragil und wankelmütig aber auch sehr dauerhaft, sehr ‚nachhaltig‘ sein.

Obwohl es genügend Verweise auf ihr vorgebliches Fehlen gibt,<sup>17</sup> bleibt die Natur das einzig Positive an Amerika, wofür *pars pro toto* die Niagarafälle stehen, jenes Wunderwerk der Natur, in dem sich für eine ganz spezifisch europäische Naturphilosophie und Romantik das göttliche, selbstschöpferische Element der Natur offenbart. Nur sie können sich mit dem Gesang der Nachtigall messen, der in Amerika unbekannt ist. Aber für ihre Botschaft sind die so krass gezeichneten Amerikaner offenbar taub: „Ich habe in Amerika viel einsam gelebt.“<sup>18</sup> In einem Brief an die Seelenfreundin Emilie von Reinbeck vergleicht sich der österreichische Amerikareisende mit Johannes dem Täufer und das naturlose Amerika wird zu einer inneren wie äußeren Wüste, zum Ort der Einkehr in radikaler Vereinsamung.

Fünf Monate nach seiner Ankunft schreibt er an eine seiner Seelenfreundinnen – davon hat er verräterischerweise einige – aus Lisbon (Ohio), dass er auf Grund eines Schlittenunfalls ein Loch im Kopf habe und deshalb verarztet werden müsse. Er gibt diesem Unfall und dem rauen Klima eine metaphorische und zugleich symptomatische Deutung:

Die Wege der Freiheit sind sehr rau; das Loch im Kopf aber ist sehr gut; ich glaube durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen) um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopf hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkrüge die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.<sup>19</sup>

Die Verfestigung des negativen Amerikabildes wird im Sinn einer positiven Enttäuschung, einer Desillusionierung, interpretiert. Und nun kommt endlich auch das utopische Narrativ zum Vorschein und zum Austrag, das dem positiven Amerikabild zugrunde lag und dass ihn über den Atlantik geführt hat, der negative Fluchtpunkt seiner späteren Verdammnis: die Hoffnung auf eine bessere Welt nicht in der

---

<sup>17</sup> Nikolaus Lenau an Emilie und Georg von Reinbeck. Lisbon (Ohio) vom 5. März 1833 (Dienstag). In: *Briefe 1812-1837* (Anm. 9), S. 235: „In dieser großen, langen Einsamkeit, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude [...]“

<sup>18</sup> Nikolaus Lenau an Joseph Klemm. Lisbon (Ohio) vom 6. März 1833. In: *Briefe 1812-1837* (Anm. 9), S. 243.

<sup>19</sup> Nikolaus Lenau an Emilie und Georg von Reinbeck. Lisbon (Ohio) vom 5. März 1833 (Dienstag). In: *Briefe 1812-1837* (Anm. 9), S. 235.



zeitlichen Zukunft, sondern in der räumlichen Ferne. Der Brief an die aus der Ferne angebetete Freundin spitzt den ursprünglichen Eindruck von *den* Amerikanern noch zu, wenn es nach dem ersten Punkt, dem rauen Klima, daran anschließend heißt:

Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder, kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme, und darum doppelt widerlich: Büffon hat Recht, daß in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt.<sup>20</sup>

Der Befund aus Baltimore wird hier im späteren Brief noch durch die Hypothese einer biologischen Degeneration zugespitzt, die bösartige biologistische Stereotypen des 20. Jahrhunderts vorwegnimmt, in der die gemeinsame Schnittmenge von Anti-Kapitalismus, Anti-Amerikanismus und schließlich – das ist bei Lenau nicht der Fall – Antisemitismus sichtbar wird. Dass es nach wie vor eine sehr fragwürdige, moralisch wie analytisch prekäre Amerika- und Kapitalismuskritik gibt, scheint mit zur unfreiwilligen Aktualität Lenaus zu gehören. Lange vor Simmel und einige Jahrzehnte vor Marx, kulminiert es im Unbehagen am Geld.<sup>21</sup>

Denn die Zuschreibung „Schuft“ im frühen Brief aus Amerika verweist auf die moralische Verwerflichkeit des Geldes, das mit Tauschen und Schachern gleichgesetzt wird. Wie von selbst haftet dem Geld ein Hautgout der Kulturlosigkeit an, dem schon bald, bei Kürnberger programmatischer als bei Lenau, sehr treu-deutschnational, die Kultur, das positive zentraleuropäische Gegenbild zur angelsächsischen Zivilisation, entgegengehalten werden wird. Der sich ankündigende Kapitalismus der Neuen Welt ist es, der den Prägestock für die anti-amerikanischen Clichés darstellt, zu denen auch jenes gehört, dass die Amerikaner lediglich eine „merkantile“ und „technische“ Bildung haben.<sup>22</sup>

Was man an den Lenauschen Stereotypisierungen gut ablesen kann ist, dass die Widersprüchlichkeit der Zuschreibungen deren Wirksamkeit nicht im Wege steht. Wenn man die Briefe zwischen den Zeilen liest und den Kürnbergerschen

---

<sup>20</sup> Ebd.

<sup>21</sup> Vgl. zum Beispiel, was Simmel über die „eigentümliche Abflachung des Lebens“ und die „Charakterlosigkeit“ des Geldes schreibt: Georg Simmel: *Philosophie des Geldes. Gesamtausgabe*. Bd. 6. Hrsg. von David P. Frisby und Klaus Christian Köhnke. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1989, S. 595ff. Es wäre reizvoll, die Simmelschen Zuschreibungen des kapitalistischen Lebensstils mit den Amerika-Stereotypen bei Lenau, Kürnberger, aber auch bei Roth (*Hiob*) und Kafka (*Der Verschollene/Amerika*) in einen systematischen Zusammenhang zu bringen.

<sup>22</sup> Nikolaus Lenau an Joseph Klemm. In: *Briefe 1812-1837* (Anm. 9), S. 244.

Roman als Paralleltext zu Lenaus Gedichten und Briefen hinzunimmt, dann wird sehr schnell klar, dass die Diagnose von der biologischen Degeneration sich nicht eben gut mit der robusten Kulturlosigkeit der Bewohner des Neuen Kontinents verträgt. Was das Ressentiment auf- und hervorruft, ist offenkundig die größere Tüchtigkeit der eingessenen Amerikaner gegenüber den Neuankömmlingen: Sie können mit dem strategischen, dem Tauschmedium Geld innewohnenden Kalkül viel besser umgehen als jene, die sich, zu Recht und zu Unrecht als Betrogene und die anderen als Betrüger wahrnehmen, auch deshalb, weil die Allgegenwärtigkeit des Staates, vor der sie geflohen sind, fehlt. Und der zu Hause, geistiger Wegbereiter von 1848, den despotischen Staat in Europa, vorab im Österreich der Metternich-Zeit, verurteilt, schreibt: „Der Amerikaner kennt nichts, er sucht nichts, als Geld; er hat keine Idee; folglich ist der Staat kein geistiges und sittliches Institut-Vaterland, sondern nur eine materielle Convention.“<sup>23</sup>

Das Problematische an diesen und ähnlichen Vorurteilen ist im Übrigen gar nicht der Gestus der Übertreibung, obschon er ein Indiz für den unerschütterlichen gefilterten Blick sein mag. Es ist auch nicht die ganz offenkundige negative Projektion als solche, sondern der undurchschaute Zusammenhang von Eigenem und Fremden, der sich im Fremdbild verdichtet, so dass man nicht mehr weiß, wovon eigentlich die Rede ist, vom Kapitalismus, von Amerika oder von Österreich, von einem erstaunlichen Benehmen der amerikanischen Männer oder von der anstehenden Frauenfrage in einer nach-monarchischen und postfeudalen Gesellschaft. In dieser frühen feindseligen Konstruktion von Amerika sind zwei Momente eigentümlich miteinander verknüpft: der kulturelle Überlegenheitsdünkel des Europäers und seine Angst vor ökonomischer Unterlegenheit. Denn diese ist es doch ganz offenkundig, die das Ressentiment gegen den Merkantilismus der Amerikaner und die damit einhergehende aggressive Energie erst symbolisch nährt, weshalb es denn auch nicht mehr nötig ist, sich die politischen Konventionen im damaligen Amerika genauer anzusehen. An diesem Punkt ist Tocqueville übrigens bedeutend neugieriger und gelassener, wenn er etwa die Gleichheitsliebe der Amerikaner hervorhebt, die zwar ihren Preis, aber auch ihre Vorzüge besitzt.<sup>24</sup> Tocqueville ist sich auch des komparatistischen Charakters seiner Untersuchung bewusst, wenn er schreibt:

Ich gestehe, dass ich in Amerika mehr gesehen habe, als Amerika; ich habe dort ein Bild der reinen Demokratie gesucht, ein Bild ihrer Neigungen, Besonderheiten, ihrer Vorurteile und Leidenschaften; ich wollte sie kennenler-

---

<sup>23</sup> Nikolaus Lenau an Joseph Klemm. Lisbon (Ohio), 6. März 1833 (Mittwoch). In: *Briefe 1812-1837* (Anm. 9), S. 244.

<sup>24</sup> Tocqueville: *Demokratie* (Anm. 14), S. 45.

nen, und sei es nur, um wenigstens zu erfahren, was wir von ihr zu erhoffen oder zu befürchten haben.<sup>25</sup>

Tocquevilles Bild von Nordamerika unterscheidet sich an einem ganz zentralen Punkt von jenem Lenaus und Kürnbergers. All die befremdlichen Eigenschaften, die er in Amerika antrifft, sieht er nicht als Folge einer essentiellen Beschaffenheit seiner Bewohner, sondern als Resultat der politischen Institutionen, wie sie die Demokratie und ihr ökonomisches Pendant, das Geld, darstellen. Der Blick des französischen Aristokraten ist kein kulturalistischer, sondern ein politischer. Während sich Lenau beim Rheinwein im demokratischen Amerika nach einer ganz anderen deutschen Freiheit sehnt, sieht Tocqueville einen inneren Zusammenhang zwischen amerikanischen und europäischen Revolutionen. Auch die Demokratie in Europa wird eine Kultur hervorbringen, wie sie Amerika schon 1835 besessen hat. Der Besuch von Nordamerika war also zugleich eine Zeitreise in die Zukunft Europas. Was bei Lenau 1832/33 verdeckt bleibt, tritt in der schnörkellosen Analyse der amerikanischen Zustände durch Tocqueville 1835 ganz offenkundig zutage.

Als Zwischenergebnis lässt sich im Hinblick auf Lenau feststellen, dass es in dieser Konstruktionsform des Fremden, des Amerikaners, wie verdeckt auch immer, um zentrale Momente der geschichtlichen Entwicklung und der *eigenen* Identität geht: um Geld, um den Umgang mit Zeit, um Formen der Begegnung, um den Status der Geschlechter. Um das, was man mit Eliot und Williams als „the whole way of life“ bezeichnen könnte<sup>26</sup>, als dessen strukturierendes Prinzip Lenau das Geld ansieht.

Dazu passt freilich ebenfalls ein weiteres auffälliges Stereotyp, das auch bei Kürnberger eine zentrale Rolle spielt, der Kult um die amerikanische Frau, „die Galanterie um die Weiber“. Wenn Lenau Joseph Klemm gegenüber den Amerikanerinnen geringe Musikalität und fehlende Erotik bescheinigt und ihre Blicke mit dem „Klaffen“ von „zwei Kellerfenstern“ vergleicht und sich über die Galanterie und die hohe Verehrung der Amerikaner für diese – so Lenau – reizlosen Wesen wundert, jener Männer, die für ihre Frauen einkaufen gehen, „während die Frauen sich zu Hause sehr behaglich und sehr müßig auf eigenes dazu eingerichteten Schaukelstühlen hin und herwiegen“,<sup>27</sup> dann wird eine Unruhe vernehmbar, die die heimischen Konstellationen betreffen, eine Furcht, dass sich die so beschriebenen Ge-

---

<sup>25</sup> Ebd., S. 31.

<sup>26</sup> Vgl. Terry Eagleton: *The Idea of Culture*. Oxford: Blackwell, 2000, S. 1-31.

<sup>27</sup> Nikolaus Lenau an Joseph Klemm. Lisbon (Ohio) vom 6. März 1833 (Mittwoch). In: *Briefe 1812-1837* (Anm. 9), S. 243.

schlechterverhältnisse auch in der europäische Heimat in diese Richtung entwickeln könnten. Ganz unübersehbar denkt Lenau, der doch ansonsten als einer radikal republikanischer Dichter gilt, hier überaus konservativ. In die abfällige Bemerkung über die Unattraktivität der amerikanischen Frau schwingt ein Lob für ihre europäischen Pendanten mit, kommt eine Art von Treueversprechen an die Heimat ins Spiel. Deshalb geht mit der Verwunderung, warum unattraktive Frauen von Männern bedient und verwöhnt werden, die angstvolle Vermutung des zentraleuropäischen Besuchers Hand in Hand, dass in Amerika die Frauen zu viel zu sagen haben. Dafür steht der folgende Sechs-Worte-Hauptsatz ein: „Die Weiber sind fast heilig gehalten.“ Warum das so ist, erfahren wir aus dem Satz zuvor: „So z. B. gehen die Männer in den Städten auf den Gemüsemarkt, den Korb am Arme tragend, und kaufen hier das Nöthige zusammen [...], während die Frauen das eigentliche Regiment führen.“<sup>28</sup>

Rund 20 Jahre später wird der Kulturtheoretiker Bachofen aus dem Umstand, dass, wie uns Herodot berichtet, die altägyptischen Frauen auf die Straße gehen und Geschäfte tätigen, den Schluss ziehen, dass es sich hier um Restformen einer beängstigenden Frauenherrschaft am Anfang der Kulturgeschichte der Menschheit handelt. Hinter dem Schreckbild der amerikanischen Frau steckt also eine Ahnung, die noch nicht voll zum Tragen und zum Bewusstsein gekommen ist, die sichtbar werdende Frauen- und Geschlechterfrage. Amerika wirft seine Schatten voraus, und diese werden als bedrohlich angesehen: für das Eigene, für Europa. Der schiere Raumwechsel macht in atemberaubender Geschwindigkeit aus einem progressiven europäischen Autor, einer Art österreichischen Lord Byron, einen konservativen Kulturpessimisten.

Die Bodenlosigkeit der Kultur und das forcierte Kreditsystem, ein überraschend aktuelles Thema, bilden weitere Kulminationspunkte für ein negatives Gesamtbild der Neuen Welt, die keinen Komfort, keine Behaglichkeit und „kein Ruhebett“ zu kennen scheint. Kurzum, Amerika und seine Bevölkerung sind ungemütlich. Es könnte, lässt sich hinzufügen, auch für die Europäer historisch ungemütlich werden.

Weit davon entfernt, Lenaus Melancholie zu heilen, verstärkt der Neue Kontinent, Double und Antipode Europas, diese, weil der Weg in den entfernten Raum auch einer in die neue Zeit ist, der sich das europäische Subjekt, das dem *ancien régime* unterworfen ist, hilflos und machtlos gegenüber sieht, weshalb der einzige Ort, an dem sich Lenau wohl fühlt, die Niagarafälle sind, die er in romantischer Manier

---

<sup>28</sup> Ebd.

als Spiegelbild eigener Befindlichkeit ansieht, wie eines der beiden Niagara-Gedichte illustriert, das den merkwürdigen Titel *Verschiedene Deutung* trägt:

Sieh, wie des Niagara Wellen  
Im Donnerfall zu Staub zerschellen,  
Und wie sie sprühend nun zerflogen,  
Empfangen goldene Sonnenstralen  
Und auf den Abgrund lieblich malen  
Den farbenhellen Regenbogen.  
O Freund, auch wir sind trübe Wellen,  
Und unser Ich, es muss zerschellen,  
Nur stäubend in die Luft zergangen,  
Wird es das Irislicht empfangen.

Die zweite Strophe, als direkte Andere, enthält gleichsam die zweite Deutung des inneren wie äußeren Geschehens:

Trüb, farblos waren diese Fluten,  
Solang sie noch im Strome wallten;  
Sie mussten vielfach sich zerspalten,  
Daß sie aufblühen in Farbengluten.  
Nun fliegt ein jeder Tropfen einsam,  
Ein armes Ich, doch stralen sie  
Im hellen Himmelslicht gemeinsam  
Des Bogens Farbenharmonie.<sup>29</sup>

Das eingängige Bild – das pathetische „Zerschellen“ der Wellen im „Donnerfall“ – wird mit der Selbstauflösung des Ich eng geführt, das beim Empfang des „Irislicht“ „zerschellt“. Es ist beinahe so, als ob das lyrische Ich, wenigstens virtuell, in den Sog des Bildes gerät, selbst Teil des Wasserfalls wird. In der zweiten Version desselben Augenblicks fliegen die einzelnen Tropfen wie einsame Ichs im gemeinsamen Licht des Regenbogens. Das ist die andere Seite moderner Subjektivität: Solipsismus und Einsamkeit, Befindlichkeiten, die hier durch die Licht-Metapher aufgeladen sind. So wird die fremde Kulisse zur Projektionsfläche einer höchst modernen Entgrenzungserfahrung, die an die Erhabenheit einer fremden, nämlich amerikanischen, menschenleer scheinenden Natur gebunden ist und sich nicht in den *Schilfliedern* oder in anderen Dichtungen etwa über die schwäbische Landschaft finden.

Solipsismus und Ich-Auflösung können im Kontext von Lenaus Werk auch als Reaktionsbildungen im Hinblick auf den zum Albtraum gewordenen amerikanischen Traum interpretiert werden. Ihr mediales Milieu ist nicht der Brief, sondern die Lyrik, die die Überhöhung der Wirklichkeit zulässt. Die modernen ästhetischen

---

<sup>29</sup> Nikolaus Lenau: *Verschiedene Deutung*. In: *Neuere Gedichte* (Anm. 16), S. 56.

Figuren, die Einsamkeit des lyrischen Ich und seine Selbstaufhebung, gehören in denselben kulturellen Kontext wie das Amerikabild, das die Beschreibung einer möglichen Zukunft ist. Gegenüber dem welttätigen, strategischen kapitalistischen Subjekt und der sich abzeichnenden neuen Macht der Frau hilft nur der Rückzug in ein Ich, das sich verliert. Damit ist indes eine Bodenlosigkeit impliziert, die sich prinzipiell von der ökonomischen unterscheiden soll, von jener schwindelnden Bewegung, die vom Boden der Geschichte abhebt. Denn das Medium romantischer Ichverlorenheits-Erfahrung ist – gegen die Bodenlosigkeit der modernen Kultur – die Natur.

Die zweite Reaktionsbildung gegen die neue Zeit, für die wie eine große Leinwand die Projektionsfläche Amerika steht, ist, hierin durchaus vergleichbar mit Eichendorff oder Chamisso und wiederum im Medium des lyrischen Gedichts, die Solidarität mit den Marginalisierten, mit den Verlierern. Das sind 1830 etwa die Polen, vor allem aber sind es die Heimatlosen und Heimatlos-Gemachten: Die Zigeuner etwa der ungarischen Heimat stehen für eine vormoderne Daseinsform jenseits ökonomischen Denkens, für eine ungebundene Existenz, frei von politischem und ökonomischen Zwang. Kein Zufall, dass in Lenaus Amerika-Gedichten die Indianer, die echten Einwohner des Kontinents, diese Position einnehmen, Menschen, die mit den Urwaldlandschaften harmonieren, aus denen sie vertrieben werden. Amerikamüdigkeit und Indianer-Romantik gehören zusammen, ganz unabhängig von den unbestreitbaren Verbrechen des Kolonialismus. Es sind zwei thematisch eng verwandte Gedichte *Der Indianerzug* und *Drei Indianer*, die diesen Exodus der autochthonen Bevölkerung aus ihrer Heimat beschreiben, ihre Wehklage am Susquehannah-Fluss, ihre frühgrünen Prophezeiungen, die freilich vergebliche Verfluchung der Weißen. Ist es im ersten Gedicht der beinahe biblische Exodus aus dem Heiligen Land, so bildet im zweiten Rettung im und durch den Tod, ehrenvoller Untergang, den zentralen Plot. Der alte Indianer und seine beiden Söhne stürzen sich in jene Niagarafälle, die das lyrische Subjekt in Lenaus Gedicht *Zwei Deutungen* mit Selbstausslöschung identifiziert hatte. In dieser Bewegung hin zum eigenen Tod werden der letzte Indianer und der europäische Tourist tendenziell eins, verbunden durch die auflösende Dynamik der Niagara-Fälle. Mit ihr endgültig verbunden, zeigen sie sich, Brüder im Geiste, infolge dieser heroischen Tat der Dynamik der Natur gewachsen. Eine andere Perspektive steht der melancholischen Rebellion nicht wirklich zur Verfügung:

Fluch den Weißen! Ihren letzten Spuren!  
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,  
Die einst Bettler unsern Strand erklettert!  
Fluch dem Windhauch, dienstbar ihrem Schiffe!

Hundert Flüche jedem Felsenriffe,  
Der sie nicht hat in den Grund geschmettert!

Täglich über´s Meer in wilder Eile  
Fliegen ihre Schiffe, gift´ge Pfeile,  
Treffen unsre Küste mit Verderben.  
Nicht hat uns die Räuberbrut gelassen,  
Als im Herzen tödtlich bittres Hassen:  
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!

Also sprach der Alte, und sie schneiden  
Ihren Nachen von des Ufers Weiden,  
D´rauf sie nach des Stromes Mitte ringen;  
Und nun werfen sie weithin die Ruder,  
Armverschlungen Vater, Sohn und Bruder  
Stimmen an, ihr Sterbelied zu singen.

Laut ununterbroch´ne Donner krachen,  
Blitze flattern um den Todesnachen,  
Ihn umtaumeln Möwen, sturmesmunter;  
Und die Männer kommen festentschlossen  
Singend schon dem Falle zugeschossen  
Stürzen jetzt den Katarakt hinunter.<sup>30</sup>

Das positive Bild der heroisch untergehenden indianischen Kultur ist das Pendant zur Stereotypie des ‚amerikamüden‘, zivilisationskritischen Europäers, der auf dem Neuen Kontinent nicht heimisch werden können und der sich mit dem Tod der Indianer zu identifizieren vermag, der mit der Grenzerfahrung der Subjektauslöschung des europäischen lyrischen Ichs Hand in Hand geht. In der Phantasie des Gedichts vollziehen die drei Indianer jenen Akt physisch, der im Gedicht über den Wasserfall sich nur imaginär vollzog. Dieser moderne ästhetische Gründungsakt vollzieht sich im Schatten eben jener entzaubernden amerikanischen Modernität, die Gegenstand des *ennui* vornehmlich österreichischer und deutscher Intellektueller und Schriftsteller ist.

---

<sup>30</sup> Nikolaus Lenau: *Die drei Indianer*. In: *Werke und Briefe*. Bd. 1: *Gedichte 1828-1834* (Anm. 16), S. 328f. Das Gedicht *Indianerzug*, das den Fluss Susquehanna erwähnt: Ders., ebd., S. 324-327.





## Jene Gräuel der Anarchie und moralischen Auflösung

Gabriel Ferrys *Scènes de la vie mexicaine* und  
Charles Sealsfields *Der Virey und die Aristokraten*

Nicht nur Sealsfield benützte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben den USA auch Mexiko häufig als Schauplatz seiner Romane, sondern auch andere Autoren der ‚Amerikaliteratur‘. Besonders auffällig ist dieser Umstand bei Gabriel Ferry, der Mexiko bereist hatte, dort Romane spielen ließ (z. B. *Costal l'Indien*) und das Land auch zum Gegenstand von semifiktionalen reportageähnlichen Erzählungen machte, die in diesen Jahrzehnten unter Bezeichnungen wie ‚Sketches‘, ‚Scènes‘ oder ‚Bilder‘ in großer Zahl verfasst und verschiedensten sozialen und geographischen Sujets gewidmet wurden. Diese Erzählungen werden hier mit Sealsfields Mexiko-Roman *Der Virey und die Aristokraten* verglichen, mit dem Ziel, über individuelle Eindrücke und Einstellungen hinausgehende Konstanten und Stereotypen der Mexiko-Darstellung, aber natürlich auch diverse Unterschiede herauszuarbeiten.

Gabriel Ferry wurde 1809 in Grenoble als Sohn eines Barons namens Ferry de Bellemare geboren, von dem er nach Mexiko geschickt wurde, um dort in dessen Handelshaus zu arbeiten. Gabriel zog es aber vor, die Zeit zu nützen, um das pittoreske Land zu bereisen, zum Teil boten ihm auch die Geschäfte einen willkommenen Vorwand, das Land zu erkunden. Später bereiste Ferry Spanien; zu schreiben begann er erst 1846, nach seiner Rückkehr nach Frankreich. Seine Werke umfassen unter anderem die mexikanischen Sujets gewidmeten Skizzensammlungen *Scènes de la vie sauvage au Mexique*, *Scènes de la vie sociale* und *Scènes de la vie militaire*. Bekannter wurde der ebenfalls in Mexiko spielende Frontierroman *Le Coureur des Bois* (1850/51), der Karl May als Vorlage für seinen *Waldläufer* diente. Darüber hinaus verfasste Ferry auch historische Romane mit europäischen Schauplätzen wie *Tançrède de Chateaubrun* oder *La Chasse aux Cosaques*. Sein größter Erfolg war zweifellos der Roman *Costal l'Indien*, der das ganze 19. Jahrhundert hindurch immer wieder neu aufgelegt wurde. Zuletzt gründete Ferry eine Versicherungsfirma und war als ‚courtier d'assurances maritimes‘ (Seeversicherungsmakler) tätig. 1851 wurde er von der französi-

schen Regierung nach Kalifornien entsandt, um die französischen Goldsucher zu betreuen, die oft ohne alle Kenntnis der Verhältnisse oder ohne Mittel dorthin aufgebrochen waren. Am 2. Januar 1852 bestieg er die ‚Amazone‘, ein englisches Dampfschiff, auf dem nach zwei Tagen ein Brand ausbrach. Der Legende nach hat Ferry sich selbstlos geweigert, eines der wenigen vorhandenen Rettungsboote zu besteigen (die allerdings überfüllt waren und ohnehin untergingen). Seine letzten Worte auf dem brennenden Schiff sollen „Mourir pour mourir, j’aime autant rester ici!“ gelautet haben. Frankreich hatte den „französischen Cooper“ verloren. 1864, ein gutes Jahrzehnt danach, schrieb George Sand ein Vorwort zu einer Neuausgabe seiner Werke, denen der Krieg in Mexiko neue Aktualität verlieh.<sup>1</sup>

Historischer Hintergrund bei Sealsfield wie auch bei Ferry ist die Revolution in Mexiko. Die spanischen Könige hatten nach der Eroberung Mexikos Vizekönige ernannt, die manchmal tüchtige, manchmal unfähige Günstlinge, die sich bereichern wollten, vor allem aber spanische Untertanen waren. Die Macht teilten sie mit dem mexikanischen Erzbischof, dem Ayuntamiento (Ratsversammlung), der Audiencia (Landesgericht) und dem Consulado (Gremium der Kaufleute). Oberflächlich betrachtet prosperierte zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Land mit sechs Millionen Einwohnern.

Mexiko war mit 90.000 Einwohnern die wichtigste Stadt in Amerika und ein Zentrum für Kunst und Kultur. Aber die schon längere Zeit spürbaren revolutionären Kräfte erhielten Auftrieb durch die Krise der Monarchie in Spanien: Napoleon hatte das Land erobert und den König gefangen genommen. Bereits 1776 hatten die USA vorgeführt, wie sich eine Kolonie von der Kolonialherrschaft befreien kann. Zunächst wollten die Mexikaner nur verhindern, dass Neuspanien in Bonapartes Hände fiel, erst später kämpften sie für eine unabhängige Monarchie unter mexikanischer Führung. Die Kreolen, d. h. die in Mexiko geborenen Spanier, meist reiche Landbesitzer, die eine Art zweite Gesellschaft bildeten, aber nun an die Spitze drängten, verkündeten die Souveränität des mexikanischen Volkes. Die Macht der Vizekönige war nicht mehr unantastbar, auch die Bedeutung des reinen Blutes, auf das die gebürtigen Spanier ihre Vorherrschaft gegründet hatten, wurde nicht mehr allgemein akzeptiert. Die Kreolen stellten wirtschaftliche und kulturelle Verbindungen zu Frankreich und England her. Trotz strenger Zensur durch die Inquisition drangen die Schriften der Aufklärung mit etwas Verspätung in Mexiko ein. Unterhalb der Mittelschicht der Kreolen vegetierte das Proletariat der drei Millionen ver-

---

<sup>1</sup> *Gabriel Ferry, sa vie et ses œuvres.* In: *Costal l’Indien, ou le dragon de la reine. Scènes de la guerre de l’indépendance de Mexique.* 7<sup>e</sup> édition. Paris: Hachette, 1904. Das obige Zitat stammt von S. VI dieser Ausgabe.

achteten Indianer und Leperos - aus der Verbindung von Europäern und Indigenen hervorgegangene Mestizen - dahin, die in der Mehrzahl als ausgebeutete Land- oder Minenarbeiter ihr Dasein fristeten. 1810 formierte sich unter Hidalgo ein erstes Revolutionsheer, dem sich viele Indianer und Leperos anschlossen. Aus der Revolution wurde rasch ein regelrechter Bürgerkrieg zwischen Spaniern und Mexikanern, in dem letztere nach zwei Jahren vorerst unterlagen. Ein Jahrzehnt wechselnder Machtverhältnisse und Guerillakriege folgte. Erst 1821 wurde die dauerhafte Unabhängigkeit von Spanien erkämpft.

Den Inhalt von Sealsfields Roman zusammenzufassen, ist nicht nur schwierig, sondern hier auch nicht nötig. Es genügt festzuhalten, dass er in zahlreichen Episoden Auseinandersetzungen zwischen Repräsentanten der wichtigsten Parteien vorführt. Diese Parteien sind (1) der Vizekönig und die Spanier, (2) die Kreolen, und insbesondere ihre ‚Aristokratie‘ der 50 reichsten Familien, und (3) der ‚Pöbel‘, die Indianer und Leperos. Held und wohl Sealsfields Sprachrohr im Roman ist der Führer der Kreolen, der Conde de San Jago. Als Held zweiter Ordnung fungiert sein jugendlicher Neffe Don Manuel, der sich aber zur Teilnahme an der Revolution hinreißen lässt und von dem Vizekönig aus Mexiko verbannt wird. San Jago hegt gewisse Sympathien für die Revolutionäre, vor allem aber gelingt es ihm mit Geduld und Taktik, den Vizekönig zu zwingen, mit den Kreolen zu kooperieren, ja für sie zu arbeiten. Am Ende zwingt er ihn in die Knie, weil er um seine Abhängigkeit von englischem Kapital, um hochverräterische Kontakte zu Joseph Bonaparte und um die Intrige gegen Don Manuel Bescheid weiß.<sup>2</sup> Noch weniger müssen wir auf den Inhalt von Ferrys Erzählungen eingehen. Ihre hier bedeutenden Elemente und Eigenschaften werden aus den folgenden Vergleichen deutlich werden.

Der erste Umstand, in dem die beiden Autoren einander gleichen, ist die Betonung der Authentizität, des Augenscheins und des Berichts von persönlich Erlebtem. Sieht man ein wenig hinter die Kulissen, entpuppt sich die vorgebliche Authentizität jedoch schnell als krude Mischung von Tatsachen und Fiktion, von Geschichte und Roman. Ferry behauptete stets, (fast) alles, was er beschreibt, mit eigenen Augen gesehen bzw. miterlebt zu haben; auch Sealsfield gibt im Vorwort vor, aus dem Tagebuch eines Besuchs in Mexiko im Jahr 1828 zu schöpfen, und betont,

---

<sup>2</sup> Vgl. dazu Wynfrid Kriegleder: *Die Gestaltung des „Chaos zum Ganzen und zum Einklang“. Monosemierung als künstlerisches Prinzip in Charles Sealsfields historischem Roman „Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812“*. In: *The Other Vienna. The Culture of Biedermeier Austria. Österreichisches Biedermeier in Literatur, Musik, Kunst und Kulturgeschichte*. Hrsg. von Robert Pichl und Clifford A. Bernd unter Mitarbeit von Margarete Wagner. Wien: Lehner, 2002, S. 211-226, hier S. 217.

dass die Charaktere „größtenteils“ nach der Natur gezeichnet seien.<sup>3</sup> Von dieser Rolle des *lettré-aventurier*,<sup>4</sup> der mit seinem Leben für die Authentizität des Erzählten bürgt und ein Publikum von Stubenhockern beeindruckt, profitierten bekanntlich auch die meisten anderen Amerikaromanciers, so Gustave Aimard, Paul Duplessis, Strubberg, Gerstäcker, Möllhausen, Francis Bret Harte, Thomas Mayne Reid und natürlich Sealsfield.

Ferry verwendet die Ich-Form in seinen Episoden, die eher als Berichte, denn als Erzählungen gelesen werden wollen, um diesen Effekt zu verstärken. Was Sealsfield betrifft, so ist zumindest sehr zweifelhaft, dass er sich 1828 oder 1829 in Mexiko aufgehalten hat, denn das ist die einzige Zeit, in der sich ein solcher Aufenthalt unterbringen lässt.<sup>5</sup> Tatsache ist, dass Sealsfield für seinen Roman intensiv auf gedruckte Quellen zurückgreift, insbesondere auf William D. Robinsons *Memoirs of the Mexican Revolution* (1820) und Joel R. Poinsetts *Notes on Mexico made in the autumn of 1822* (1824).<sup>6</sup> In einem Brief an David Bailie Warden vom 3. Juli 1834 fordert er zudem Lorenzo de Zavala's *Ensayo histórico de las revoluciones de México, desde 1808 hasta 1830* (1831/32), Servando Teresa de Miers *Historia de la revolucion de Nueva España, antiguamente Anáhuac, ó verdadero origen y causas de ella con la relacion de sus progreso hasta el presente año des 1813* (1813) und Carlos Maria de Bustamantes *Cuadro histórico de la revolucion de la America Mexicana, comenzada en quines de Septiembre del mil ochieventes diez, por il ciudadano Migual Hidalgo y Costilla* (1823-32) in englischer oder französischer Übersetzung an, weil ihm Robinson nicht verlässlich genug erscheint.<sup>7</sup>

<sup>3</sup> Charles Sealsfield: *Der Virey und die Aristokraten oder Mexico im Jahre 1812*. Bearb. von Prof. Dr. Marianne O. de Bopp. 2 Bde. (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*, Bd. 8 u. 9) Hildesheim, New York: Olms 1974, hier Bd. 1, S. 5.

<sup>4</sup> Dieser Begriff nach Daniel-Henri Pageaux: *Un „Best-seller“ populaire du XIX<sup>ème</sup> siècle: Costal l'Indien (1852) de Gabriel Ferry*. In: *Evolution of the Novel / L'évolution du roman / Die Entwicklung des Romans*. Ed. by Zoran Konstantinović, Eva Kushner, Béla Köpeczi. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität, 1982, S. 465-469, hier S. 466.

<sup>5</sup> Vgl. de Bopp in ihrem Vorwort zur in Fußnote 3 zitierten Ausgabe, S. XL. Kriegleder: *Gestaltung* (Anm. 2) geht von einem Mexiko-Aufenthalt Sealsfields aus, Eberhard Demm in seinem Beitrag in diesem Band hält einen solchen Aufenthalt dagegen für sehr unwahrscheinlich.

<sup>6</sup> Zu Sealsfields Quellen siehe ausführlich den Beitrag von Eberhard Demm in diesem Band.

<sup>7</sup> Siehe Alexander Ritter: *Statt eines Vorwortes. I. Das „Reise Écriteiro'e oder Schreiben als Existenzform. Charles Sealsfield und seine Korrespondenz; Geschichte und Situation von Forschung, Edition und Textsuche seit Eduard Castles Briefedition (1955)*. II. *Unveröffentlichte und verstreut publizierte Dokumente wie Briefe seit Eduard Castles Briefedition (1955)*. In: Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Lebens von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke. Supplementreihe der Sämtlichen Werke*. Hrsg. von Alexander Ritter. Bd. 29. Hildesheim: Olms, 2010, S. 7-105.

In den beiden hier behandelten Werken Ferrys und Sealsfields hält die angestrebte Authentizität der Überprüfung nicht stand. Die Szenarien: Ausblicke auf die wilde Landschaft und die Schönheiten der Natur, Hazienda, See, Bergwerk, Mexiko - Plaza mayor usw. folgen allzu vorhersehbar und beinahe reiseführerhaft aufeinander. In der Amerikaliteratur verbreitet, aber dennoch eher ein Zeichen von angestrebter Bemühung um Lokalkolorit als von profunder Kenntnis der Verhältnisse, sind die eingestreuten fremdsprachlichen, hier: spanischen Brocken. Die Mexikaner schimpfen „diablo“ oder „todos diablos“ und „demonio“, was nicht nur inkorrekt ist, sondern mit seiner durchsichtigen Anlehnung an deutsche Flüche die Illusion von lebendigen Sprechern mehr stört als befördert. Im Übrigen hat Marianne O. de Bopp das Nötige über Sealsfields Spanischkenntnisse bereits im Nachwort zur Ausgabe der *Sämtlichen Werke* gesagt.<sup>8</sup>

An die Stelle von Fakten treten Stereotypen. Sie entsprechen wohl kaum der Überzeugung der Autoren, viel eher sind sie ein Medium der Kommunikation mit dem Publikum und eine Verbeugung vor dessen Erwartungen. Mexiko wird bei beiden Autoren von Banditen und Gaunern bevölkert, Kriminalität beherrscht das Land und ist das verbindende Element aller Episoden bei Ferry. Der Ich-Erzähler wird von einem Lepero betrogen („Perico el Zaragate“); ein Verbrechen im Mönchsmilieu wirft seine Schatten bis in die Gegenwart („Fray Serapio“); ein Rechtsanwalt, der rege Kontakte zur Unterwelt unterhält, ist als einziger in der Lage, Schulden bei einem Mächtigen einzutreiben („Le licencié Don Tadeo Cristobal“); ein Bravo rächt die Ehre der Familie einer entführten Braut, indem er den Entführer umbringt („Remigio Vasquez“); eine Bande überfällt einen Silbertransport („Le capitaine Don Blas“); Schmuggler treiben ihr Unwesen, Strandgut nach einem Sturm wird einfach geplündert („Le pilote Ventura“) - dies als kleine Auswahl zentraler Motive.

In der Ausbeutung der Motive aus dem Bereich der Kriminalität, insbesondere des Motivs der Selbstjustiz, steht Ferry dem Feuilletonroman nahe, der um die Jahrhundertmitte von Autoren wie Eugène Sue und Alexandre Dumas beherrscht wurde. Der Rechtsanwalt, der mit der Unterwelt zusammenarbeitet und dadurch viel mehr für die Durchsetzung des Rechts zu leisten vermag, erinnert an Rodolphe de Gérolstein aus Sues *Les mystères de Paris* oder den Gauner und späteren Spitzel Vidocq. Der wendige Rechtsanwalt Cristobal kann sich rühmen: „J'étais parvenu même à me faire de leur perversité une arme redoutable pour terminer certaines af-

---

<sup>8</sup> Vgl. Sealsfield: *Virey* (Anm. 3), Bd. 2, S. I-III. Diese fremdsprachlichen Einsprengsel gehören natürlich zum fixen Repertoire des Amerikaromans. Sie finden sich auch bei Ferry; vgl. dazu Pageaux: *Un „Best-seller“* (Anm. 4), S. 467.

fares devant lesquelles la justice mexicaine s'avouait impuissante.“<sup>9</sup> Wie bei Feuilletonromanhelden häufig der Fall – man erinnere sich nur an Edmond Dantès – geht das Engagement für die Gerechtigkeit bei Cristobal auf persönliche Rache zurück.

Ferry schwelgt geradezu in Exotismus. In Mexiko ist nichts wie in Europa, alles ist merkwürdig, gefährlich und/oder pittoresk. Eine geregelte Politik ist in einem solchen Pulverfass von Land von vorne herein undenkbar. Den *Scènes de la vie militaire* ließ Ferry eine Notiz folgen, die für sich spricht. In der deutschen Übersetzung lautet sie:

Die bisher mitgetheilten Skizzen, denen später ähnliche folgen sollen, mögen den hier nachfolgenden zur Einleitung gleichsam als Schlüssel dienen, um den aus dem allgemeinen Parteikampf hervorgegangenen staatlichen Verfall und gänzliche Zerrüttung, sowie die zunehmende Rechtsunsicherheit, wechselnde Gewaltherrschaft und rohe Grausamkeit erklärlich zu machen, welche als natürliche Folge so trostloser politischer Zustände den Charakter des Volks verderbte und entsittlichte, ihren Weg mit Mord, Raub und Brand bezeichnete, und deren tiefe Spuren, auch als Gesetz und Ordnung allmählig wieder Fuß fassten, nicht so leicht wieder zu verwischen waren, als dass nicht auch in den hier folgenden Darstellungen aus einer spätern und friedlichern Zeit, noch immer jene Gräuel der Anarchie und moralischen Auflösung sich widerspiegeln sollten.<sup>10</sup>

Manchmal wird die hier konstatierte Unzuverlässigkeit in politischen Angelegenheiten satirisch zugespitzt, wenn Ferry z. B. einen „don Romulo R.... F....“ als „brouillon politique qui ne pouvait voir en face de lui un gouvernement établi sans chercher aussitôt à le renverser“<sup>11</sup> einführt. Am Ende wird dieser „Wirrkopf“ Präsident von Ecuador.

Die Exotik wird ferner mit Hilfe von katholischen Amtsträgern, Ritualen und Versatzstücken hergestellt: Ferry schildert eine von Indianern veranstaltete Prozession aus Anlass der Heiligen Woche, verbunden mit einem Passionsspiel, bei dem Christus sich nicht verurteilen lassen will und bessere Bezahlung verlangt;<sup>12</sup> Mönche

---

<sup>9</sup> Gabriel Ferry: *Scènes de la vie mexicaine*. Paris: Lecou, 1855, S. 118. („Es gelang mir aus ihren Lastern eine schreckliche Waffe zu machen, mit deren Hilfe ich so manchen Fall zu lösen vermochte, vor dem die mexikanische Justiz kapitulierte.“) Übersetzungen von Passagen aus Ferrys Werken stammen, wenn nicht anders vermerkt, vom Verf. (N. B.).

<sup>10</sup> Gabriel Ferry: *Neue transatlantische Bilder*. Erster Theil. Grimma und Leipzig: Verlags-Comptoir, 1851, S. 177-178.

<sup>11</sup> Ferry: *Scènes* (Anm. 8), S. 55 („politischen Wirrkopf, der jede Regierung in seiner Reichweite umgehend stürzte“).

<sup>12</sup> Ebd., S. 67.

entpuppen sich als Abenteurer und umgekehrt; eine Gesellschaft von armen Leuten ‚feiert‘ den Tod eines kleinen Kindes, weil es diesem jetzt - im Himmel - besser geht als auf Erden; ein geheimnisvoller Frater namens Epigmenio hat einen Inquisitionsprozess hinter sich: er war von einem Mädchen, das von Konkurrenten als Lockvogel ausgesandt wurde, verführt worden, ihr Vater wollte sie rächen und überfiel den Mönch in der Zelle; von dem Überfall zeugt noch heute der blutige Abdruck einer Hand (des Teufels?) an der Zellenmauer.<sup>13</sup> Laut Ferry verbindet diese Episode *libertinage* und *pieuse crédulité* (Andacht) sowie *piété* (Frömmigkeit) und *cruauté* (Grausamkeit), mit ihren Motiven erinnert sie stark an antikatholische *Gothic novels* à la Lewis' *The Monk*.

Bei Sealsfield sei nur auf die gleich am Beginn sensationell ins Bild gerückten *autos sacramentales* verwiesen, die für eine politische Demonstration der unzufriedenen Unterschichten benützt werden. Die Indianer begleiten in Trauer einen Wagen, auf dem zwei Gestalten mitgeführt werden: ein verstümmelter und blutender Torso, dessen Blut von dem Wagen ebenfalls folgenden maskierten Spaniern aufgeleckt wird; auf der Brust des Torsos hockt ein vampirartiges Ungeheuer in Mönchskutte, das seine Klauen in die Brust des Torsos gekrallt hat, der nun als Allegorie des gepeinigten mexikanischen Volks erkennbar wird.<sup>14</sup>

Mexiko erscheint auf den ersten hundert Seiten von Sealsfields Roman als Schauplatz symbolischer Auseinandersetzungen, die den martialischen Ereignissen vorausgehen, und das ist der aus heutiger Sicht wohl interessanteste Gesichtspunkt in *Der Virey und die Aristokraten*. Auch die Kreolen lassen ihrem Unmut gegen den Vizekönig und sein Regime in einer Inszenierung freien Lauf. In diesem Fall ist es eine Pasquinade, in der ein Kalif Despotie, Müßiggang und Gegenaufklärung verkörpert. Als die anwesende Obrigkeit erkennt, dass damit der spanische König Fernando VII. verunglimpft wird, löst sie die Versammlung auf und verhaftet die Teilnehmer. Auch der Vizekönig verzichtet nicht auf prunkvolle Repräsentation seiner Macht. Die Wagen, die Festgäste ins königliche Schloss bringen, haben auf den Seitentüren Bilder von den Taten spanischer Eroberer und Heiliger aufgemalt. Im Schloss sind dann die Abstufungen in der Hierarchie des absolutistischen Herrschaftsapparats durch Anordnung der Throne auf mehreren Ebenen, der Anordnung des Publikums im Saal und ähnliches abgebildet.

Sealsfield liefert auch die Theorie dazu, die manche Beobachtungen von Norbert Elias über die höfische Gesellschaft vorwegnimmt: er hält fest, dass die Herr-

---

<sup>13</sup> Ebd., S. 85.

<sup>14</sup> Vgl. Sealsfield: *Virey* (Anm. 3), Bd. 1, S. 23-25.

schaft der Spanier in Mexiko von Anfang an sehr viel mit Repräsentation zu tun hatte. Diese Herrschaft schließt die Massen des Volkes aus, schafft artifizielle Rangunterschiede, bindet die Elite an den Hof, verteilt Adelsdiplome, die nicht zuletzt auch als Geldquelle dienen. Die Dekoration in altherwürdigem Stil suggeriert, dass die Herrschaft schon lange ausgeübt wird und daher bewährt und legitim ist: „Noch heut zu Tage staunen wir billig über die ungeheure Verschwendung und den Glanz, der diese Vicekönige Mexikos in den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung und zu einer Zeit umgab, wo die Stätten, auf denen gegenwärtig unsere großen Seestädte den Handel der Welt zu leiten anfangen, noch undurchdringliche Wildniß waren.“<sup>15</sup>

Die politischen Kommentare und Dialoge sind das Markenzeichen von Sealsfields Romanen. Sie fehlen bei Ferry fast gänzlich.<sup>16</sup> Die Tendenz des *Virey* besteht – wie bereits angedeutet – darin, für die Herrschaft der Elite (der „Aristokraten“) Stimmung zu machen, die mit ihren Haziendas und Bergwerken in dem spätfeudal-agrarischen Mexiko zugleich die produktive Schicht darstellte (an ihrer Stelle findet man in anderen Gesellschaften ein dominantes Bürgertum, auch vertreten die ‚Aristokraten‘ im Grunde bürgerliche Interessen). Eine der eingeschobenen politischen Lektionen betrifft eben die Vorzüge einer ‚natürlichen‘ Aristokratie, die nicht auf Erbschaft, sondern auf Tugenden und Fähigkeiten beruht, während automatische Vererbung und Briefadel Privilegien wahllos unter Unwürdige verteilen. Mexiko scheint Sealsfield für eine Monarchie mit gleichzeitiger Herrschaft eines solchen ‚natürlichen‘ Adels prädestiniert, der sich gegen die bürokratisch-despotische Haltung des *Virey* durchsetzt. Republikanisch-demokratische Ideen haben in Mexiko, zum Unterschied etwa von den USA, keine Aussicht auf Durchsetzung, weil eine mündige Mittelschicht fehle und mit der indianischen Bevölkerung einfach kein Staat zu machen sei.<sup>17</sup>

Beide Autoren lehnen sich an literarische Vorbilder an. Bei Ferry ist das Muster des pikaresken Abenteuerromans zu erkennen. Unter den bei ihm sehr spärlichen literarischen Reminiszenzen findet sich ein Verweis auf Lesages *Gil Blas*,<sup>18</sup> der Name der Hauptfigur einer Episode („Le capitaine Don Blas“) erinnert an diesen Roman. Sealsfield dagegen verfasst einen historischen Roman auf den Spuren Walter Scotts. Dass Sealsfield von Scotts Romanen nicht unbeeindruckt blieb, ist schon

---

<sup>15</sup> Ebd., S. 111.

<sup>16</sup> Man vergleiche auch seinen Roman *Costal l'Indien*, der den Untertitel *Scènes de la guerre de l'indépendance* trägt, in dem aber jeder Bezug zum Ablauf oder zu den Hintergründen der Revolution fehlt.

<sup>17</sup> Vgl. dazu Kriegleder: *Gestaltung* (Anm. 2), S. 219-220.

<sup>18</sup> Ferry: *Scènes* (Anm. 8), S. 131.



vielfach festgestellt und diskutiert worden.<sup>19</sup> Was den *Virey* betrifft, sei nur auf die vorherrschende Frage nach der besten Regierungsform hingewiesen, die auch in den *Waverley novels* aufgeworfen wird; ferner auf das prinzipielle Verständnis für den Standpunkt und die Interessen *aller* an einem Konflikt beteiligten Gruppierungen, das aber letztlich doch in ein antirevolutionäres Credo mündet. Formal entspricht dem Scottschen Vorbild die bis dahin alles andere als selbstverständliche Breite des Gesellschaftsbildes, das vom König über die Aristokraten und rivalisierenden Militärs bis zum Pöbel hinunter reicht. Offensichtlich ist, dass die Mexikanische Revolution starke Nachwirkungen auf die Gegenwart, die Zeit der Abfassung des Romans, hat, ein Umstand, der auch bei Scott von großer Bedeutung ist. Charakteristisch ist auch der mittlere Held Don Manuel, der aus dem Milieu der Aristokraten kommt und daher gegen die Revolution eingestellt ist, sich aber aus Abscheu gegenüber der Grausamkeit der königlichen Truppen auf die Seite der Revolutionäre schlägt. Der Autor erkennt ihm im Roman explizit eine „Mittlerrolle“<sup>20</sup> zu. Als Romanheld, der etwas auf sich hält, wird er zwischen zwei Frauen aus den rivalisierenden Gruppierungen der Spanier (Fremdherrschaft) und der lokalen Elite (mexikanische Aristokratie) hin und her gerissen. Trotz aller Anleihen bei Scotts Modell des historischen Romans ist *Der Virey und die Aristokraten* doch eine Reihe von Skizzen und Episoden geblieben, was ihn mit Ferrys *Scènes* vergleichbar macht.

Ferry erzählt zurückhaltend, streckenweise beinahe langweilig. Gelegentliche ‚gotische‘ Elemente sind das Äußerste, was er sich an Extravaganzen gestattet, und der von Tadeo Cristobal beschäftigte Amerikaner scheint einem Kumpan geradezu als Teufel:

Il est en train de vider sa troisième bouteille de *refino*, et il entonne a haute voix ce qu'il appelle son chant de combat. C'est un Indien féroce sous la peau d'un blanc! Il compte toutes les chevelures qu'il a enlevées, tous les meurtres qu'il a commis, et croirez-vous qu'il prétendait ajouter la peau de mon crâne à son trophée de scalpeur! Je vous le répète, cet homme est le diable! il pue le sang à plein nez.<sup>21</sup>

---

<sup>19</sup> Vgl. zusammenfassend Alexander Ritter: *Die Bekannten und die beiden 'großen Unbekannten'*. Scott, *der historische Roman und sein Einfluß auf Charles Sealsfield*. In: *Beiträge zur Rezeption der britischen und irischen Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*. Hrsg. von Norbert Bachleitner. Amsterdam, Atlanta, GA: Rodopi, 2000, S. 443-477.

<sup>20</sup> Vgl. Sealsfield: *Virey* (Anm. 3), Bd. 2, S. 100.

<sup>21</sup> Ferry: *Scènes* (Anm. 8), S. 119. („Er trinkt gerade seine dritte Flasche Refino und singt lauthals das, was er seinen Kriegsbesang nennt. Er ist ein Wilder in der Haut eines Weißen! Er zählt die von ihm erbeuteten Haarbüschel auf, die Morde, die er begangen hat, und ich fürchte, er will meinen Skalp seiner Sammlung hinzufügen: Ich wiederhole: dieser Mensch ist der Teufel!“)

Bei Sealsfield fallen trotz des beinahe penetranten ‚literarischen‘ Anspruchs einige Passagen durch geradezu kolportageromanhaften Stil aus dem Rahmen. Fast die Hälfte der Motti, die den Leser auf ‚Hochliteratur‘ einstimmen, sind Shakespeare entnommen. Ferner finden sich unter den Zitatspendern Dante, Calderon, Quevedo, Molière, Foscari, Montesquieu, Beaumarchais, Washington Irving, Delavigne, Burns, Béranger und Byron. Verweise im Text gelten Goethe, Quevedo und Diderot.<sup>22</sup> In grellem Kontrast zu solchen Zitaten stehen Schilderungen in Schwarz-Weiß-Malerei, zum Beispiel bei der Vorstellung der Repräsentanten der staatstragenden Trias König, Kirche und Schwert. Beinahe sympathisch wird der Vizekönig gezeichnet: sein Gesicht zeigt einen Ausdruck der Zufriedenheit, „obwohl seine Miene sich wieder so süßlich verzog, als [!] ihm einen tückisch grausam wollüstigen Zug verlieh“.<sup>23</sup> Bei dem Generalkapitän greift Sealsfield schon zu stärkeren Farben. Er ist abstoßend, „eine starke hagere Gestalt, von muskulösem Körperbau, mit einem finstern, abschreckenden Gesichte, und einem Paar kohlschwarzer, verglaste, stierer Augen, die unter den buschig grauschwarzen Augenwimpern hervorglitzend, dem Manne etwas Gräßliches verliehen. Es war eine Art Satansgesicht, doch ohne dessen Geist, vielmehr eine Mischung von Bigotterie, Dummheit und Grausamkeit, die zugleich Ekel erregten.“<sup>24</sup> Besser kommt da noch der Erzbischof weg, der einfach als „fromm tückisch“ bezeichnet wird.<sup>25</sup>

Wie die Personen auf dem oberen Ende der sozialen Skala sind auch diejenigen auf der unteren abstoßend. Die Leperos, hauptsächlich Mestizen und Indianer, erscheinen als „Horden jener düsteren, braunen, häßlichen, an Körper und Geist gleich vernachlässigten Geschöpfe“, als „ein scheußlicher Auswurf und nie gesehene Aggregat von Elend, Unflätigkeit und Verworfenheit“. Mit diesen Horden ist, man hat es schon vermutet, nicht gut Kirschen essen: „Auf den Gesichtern der Meisten schwebte eine tief versteckte Tücke, ein schadenfroher Ingrim, eine heimliche Erwartung, die an den stumpfsinnigen, aber von Natur nichts weniger als dummen Physiognomien beängstigend auffiel.“<sup>26</sup> „Die Mehrzahl stierte die Edelleute mit glotzenden Blicken an, die ihnen wirklich das Ansehen einer Heerde Affen gab, die plötzlich in ihrem Zeitvertreibe irre gemacht werden.“<sup>27</sup> Zur Etablierung ei-

---

Er stinkt gegen den Wind nach Blut.“)

<sup>22</sup> Sealsfield: *Virey* (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 11; Bd. 3, S. 174 u. 296.

<sup>23</sup> Ebd., Bd. 1, S. 117.

<sup>24</sup> Ebd., Bd. 1, S. 119.

<sup>25</sup> Ebd., Bd. 1, S. 143.

<sup>26</sup> Zitate ebd., Bd. 2, S. 147-149.

<sup>27</sup> Ebd., Bd. 2, S. 187. Bei Ferry diskreditieren Banditen die an sich als notwendig erachtete Revolution; vgl. Pageaux: *Un „Best-seller“* (Anm. 4), S. 468-469.

ner zivilisierten mexikanischen Nation bedarf es der Überwindung der Eingeborenen und der europäischen Kolonisatoren, die einer zum Wohl des Landes wirkenden lokalen Elite im Weg stehen.<sup>28</sup>

Die Leperos werden von Ferry, übrigens ohne Hinweis auf ihre ethnische Zugehörigkeit, beinahe romantisierend als Bettler, Gauner, Obdachlose, ja insgesamt eher als *Bobémiens* denn als Abschaum geschildert. Überhaupt bewahren die mexikanischen Verhältnisse für Ferry ihren romantischen Charme. Bei der Abreise freut er sich auf das ruhige und gegerelte Leben in den USA, aber:

Je ne disais pas adieu sans regret à cette vie aventureuse, exceptionnelle, que, comme tant d'autres Européens établis au Mexique, j'aurais pu rendre moins agitée, moins pleine de hasards, et dont j'avais voulu pénétrer toutes les bizarreries, tous les mystères. La société mexicaine m'avait séduit, elle avait eu pour moi tout l'attrait d'un roman dont j'avais tenu à n'ignorer aucune scène. On comprend qu'il soit difficile de se séparer sans mélancolie d'un monde où la réalité garde encore dans sa tristesse même un charme si poétique.<sup>29</sup>

Diese Passage bildet gewissermaßen das Gegenstück zu der oben zitierten harschen Verurteilung des chaotischen Mexiko. Bei Sealsfield hat die Verteufelung der spanischen Führungskaste und des Lumpenproletariats der Leperos die Funktion, die patriotische Mittelschicht umso glänzender hervortreten zu lassen. Bevor man von Rassismus spricht, sollte man die romaninterne Funktion der Charakterisierung bedenken. Der kolonialistische Gesichtspunkt wird allerdings schon im Vorwort des ‚Herausgebers‘ klar, wenn er das „noch auf einer sehr untergeordneten Stufe der Civilisation stehende Volk von Mexiko“ der „viel höher stehenden deutschen Nation“ gegenüberstellt.<sup>30</sup> In aller wünschenswerten Deutlichkeit werden hier die Adressaten bezeichnet, nämlich das deutsche und – sofern es trotz Bücherverboten erreichbar war – das österreichische Lesepublikum.

---

<sup>28</sup> Vgl. dazu, auf den US-Amerikanroman bezogen: Tangi Villerbu: *La conquête de l'ouest, le récit français de la nation américaine au XIX<sup>e</sup> siècle*. Rennes: Presses universitaires de Rennes, 2007, insbesondere Kap. 4.

<sup>29</sup> Ferry: *Scènes* (Anm. 8), S. 356. („Ich nahm nicht ohne Bedauern Abschied von diesem abenteuerlichen und einzigartigen Leben, das ich, wie andere in Mexiko lebende Europäer, weniger turbulent und mit weniger Zwischenfällen gestalten hätte können, dessen Merkwürdigkeiten und Geheimnisse ich aber ohne Abstriche kennenlernen wollte. Die mexikanische Gesellschaft hatte mich gefesselt, sie zog mich an wie ein Roman, von dem ich kein einziges Kapitel versäumen wollte. Sie verstehen, dass man nicht ohne Bedauern von einer Welt Abschied nimmt, in der selbst die traurigen Seiten des Lebens poetischen Charme besitzen.“)

<sup>30</sup> Sealsfield: *Virey* (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 6.

Auch Sealsfield verbindet die politische Revolutionsparabel und die Hinweise auf das in Mexiko herrschende Chaos mit Ehrfurcht vor den Naturschönheiten. Der „Zusammenhang der physischen und moralischen Gestaltung“ des Landes, die Extreme der Natur und die Unbändigkeit der Bevölkerung korrespondieren miteinander. Grausamer Bürgerkrieg und Naturschönheit mit dem gemeinsamen Nenner des Erhabenen machen Mexiko zum „poetischste[n] Land der Erde“.<sup>31</sup>

Mit Ferry und Sealsfield begegnet man unterschiedlichen erzählerischen Temperamenten, die aufgrund verschiedener Ziele, die man pauschal mit Unterhaltung durch exotische Abenteuer und politische Aufklärung bezeichnen könnte, verschiedene hier vorgeführte Gestaltungsmittel wählen. Ebenso lassen sich aber viele Gemeinsamkeiten ausmachen, die man weiterverfolgen und mit dem in Europa verbreiteten Bild Mexikos abgleichen müsste. Sehr wahrscheinlich würde man dabei zum Ergebnis gelangen, dass die hier verarbeiteten Vorstellungen über Despotie, Katholizismus, Zivilisationsrückstand u. a. in der Imagologie Mexikos größtenteils schon vorgegeben waren. Pageaux spricht in diesem Zusammenhang von (literarischen) hispanischen Stereotypen, zu denen insbesondere die Allgegenwart von Banditen und die pikaresken Abenteuer eines jungen Mannes zählen.<sup>32</sup> Ergänzen muss man wohl die zu diesen Stereotypen zählenden antikatholischen Ressentiments und die Vorstellung von absolutistisch-despotischer Herrschaft. Diese Stereotypen eignen sich, wie der Vergleich zeigt, sowohl zur ‚Unterhaltung‘ als auch zum Transport politischer Botschaften an das französische bzw. deutschsprachige Zielpublikum.

---

<sup>31</sup> Ebd., Bd 1, S. 13.

<sup>32</sup> Pageaux: *Un „Best-seller“* (Anm. 4), S. 467.

# *Der Virey und die Aristokraten* von Charles Sealsfield Historische Quellen, Ideologie und Schreibstil

## 1. Einleitung

Wie kommt ein österreichisch-mährischer Schriftsteller dazu, 1834 einen historischen Roman über Mexiko im Jahre 1812 zu veröffentlichen?<sup>1</sup> Und warum behandelt dieser konfuse Wälzer von tausend Seiten, ohne klaren Handlungsablauf und ohne rechten Schluss, nicht die Helden der mexikanischen Revolution, sondern einen unbedeutenden Vizekönig und seinen fiktiven Gegenspieler, nicht die Höhepunkte des Freiheitskampfes der Kreolen, sondern vier ereignislose Tage im Jahre 1812? Woher bezieht Sealsfield seine historischen Kenntnisse, die er in Rückblicken bis 1808 einstreut? Was bezweckt er mit seinen Argumenten für ein ‚aristokratisch-monarchisches‘ System zu einer Zeit, da Mexiko längst unwiderruflich eine Republik ist? Wie erklären sich seine chaotische Romanstruktur, seine zahlreichen Deutschfehler und sein holpriger Stil, der im Vergleich zu zeitgenössischen Schriftstellern wie Heinrich Heine oder Georg Büchner, selbst zu Trivialautoren wie Heinrich Clauren, so stark abfällt, dass man sich nur über eines wundert: warum ist dieser Schriftsteller nicht längst in wohlthätige Vergessenheit geraten? Die Herkunft seiner Kenntnisse, seine ideologischen Positionen und sein merkwürdiger Stil sollen hier untersucht werden.

## 2. Quellen

Zu seinen Quellen erklärt Sealsfield im Vorwort: „Die geschichtlichen Partien sind theils aus mündlichen Überlieferungen bewährter Personen, theils aus dem offiziellen Blatte der damaligen Periode genommen.“ Zugleich prahlt er, dass dem Leser

---

<sup>1</sup> Charles Sealsfield: *Der Virey und die Aristokraten oder Mexico im Jahre 1812*. Bearb. von Marianne O. de Bopp (*Sämtliche Werke*. Bd. 8 u. 9) Hildesheim/New York: Olms, 1974 (Sigle: Arndt: *SW*). Alle weiteren Zitate aus dem Roman erfolgen im Textverlauf unter *Virey* mit Teil- und Seitenangabe.

durch die „Andeutungen [seines Buches] vielleicht erst Mehreres in den Geschichtswerken eines Robinson, Mier, Zavala über dieses Land klar werden dürfte.“ (*Virey* I, 5) Gemeint sind die *Memoirs of the Mexican Revolution* von William D. Robinson,<sup>2</sup> die *Historia de la revolución de Nueva España, antiguamente Anáhuac o verdadero origen y causas de ella con la relación de sus progresos hasta el presente año de 1813* von José Servando Teresa de Mier<sup>3</sup> sowie der *Ensayo histórico de las revoluciones de México desde 1808 hasta 1830* von Lorenzo de Zavala.<sup>4</sup> Ob und inwieweit Sealsfield diese Werke benutzte, hat bereits im Jahre 1936 der amerikanische Germanist Theodore Herzl Leon in einer wegweisenden Pionierstudie untersucht, und ich werde mich zunächst mit seinen Resultaten auseinandersetzen.<sup>5</sup>

Aus Robinson kann Leon mehrere Entlehnungen nachweisen. An einer Stelle zitiert Sealsfield einen ganzen Paragraphen aus einem „eben so geachtete[n], als unterrichtete[n] Geschichtsschreiber“. Es handelt sich dabei um Robinson, dessen Name allerdings nicht genannt wird.<sup>6</sup> Auch die Beschreibung der Kapelle von Atolnico und ihres Ursprungs übersetzt unser Autor wörtlich aus Robinson, ebenfalls ohne Hinweis.<sup>7</sup> An einer anderen Stelle bezieht sich Sealsfield auf eine Veröffentlichung des spanischen Parlaments, der Cortes, offenbar, um damit die Authentizität seiner Recherchen vorzutäuschen. Auch diese Anmerkung übernimmt er wörtlich von Robinson.<sup>8</sup> Die falsche Schreibweise des spanischen Vizekönigs Venegas als „Vane-gas“ geht ebenfalls auf Robinson zurück,<sup>9</sup> allerdings nur auf die amerikanische Ausgabe. Ein Jahr später, in der Londoner Edition von 1821, ist der Fehler bereits korrigiert.<sup>10</sup> Die deutsche Übersetzung aus dem Jahr 1824 übernimmt wieder die Schreibweise „Vanegas“, allerdings dürfte sie Sealsfield nicht benutzt haben, da er die oben

---

<sup>2</sup> Philadelphia: Bailey, 1820 und London: Lackington, 1821.

<sup>3</sup> London: Glindon, 1813 ; Reprint: Paris: Sorbonne, 1990.

<sup>4</sup> Paris: Dupont & Laguionie, 1831 ; Reprint: Mexiko: Porrúa, 1969.

<sup>5</sup> Theodore H. Leon: *The Mexican Novels of Charles Sealsfield. A Study of their Origin, Sources and Historic Truth*. Abstract of a Dissertation. Saint Louis: Washington University, 1936.

<sup>6</sup> *Virey* III, 189f., übersetzt nach Robinson: *Memoirs*. London: Lackington, 1821, Bd. 1, S. 11. Ich zitiere nach der mir allein vorliegenden Londoner Edition, deren Paginierung sich von der von Leon benutzten amerikanischen Edition unterscheidet. Vgl. Leon: *Novels* (Anm. 5), S. 9.

<sup>7</sup> Ebd., S. 10; *Virey* I, S. 325f. nach Robinson: *Memoirs*, Bd. 1, (Anm. 2) S. 118f.

<sup>8</sup> Leon: *Novels* (Anm. 5), S. 10; *Virey* II, S. 320; Robinson: *Memoirs*, Bd. 1, (Anm. 2) Bd. II, S. 239.

<sup>9</sup> Leon: *Novels* (Anm. 5), S. 10.

<sup>10</sup> Robinson: *Memoirs* (Anm. 2).

erwähnten Stellen ganz anders übersetzt.<sup>11</sup> Leon weist außerdem zu Recht darauf hin, dass Robinsons kreolenfreundliche Tendenz Sealsfield vermutlich beeinflusste.<sup>12</sup>

Diese Hinweise Leons lassen sich noch erweitern. So übernimmt Sealsfield aus Robinson die Information, dass sich die Kreolen 1810 aus Angst vor den Indianern und den Ausschreitungen des Rebellenführers Don Miguel Hidalgo y Costilla dem Vizekönig anschlossen.<sup>13</sup> Auch die positive Würdigung Iturrigarays, des Vorgängers von Venegas, die Marianne de Bopp als historisch falsch beurteilt,<sup>14</sup> geht auf Robinson zurück. Genau wie dieser befürwortet Sealsfield Iturrigarays Projekt einer „Junta Representativa“, einer Art ständischer Vertretung von Spaniern und Kreolen, die die Spannungen zwischen beiden Gruppen mildern und zu einer Gleichberechtigung der Kreolen führen sollte. Beide Autoren sind sich auch darüber einig, dass dieses Vorhaben zur Gefangennahme und Deportation des Vizekönigs nach Spanien durch die spanische Partei führte und dass seitdem die Kreolen an einer Verständigung mit den Spaniern verzweifelten und an einen Aufstand dachten, – eine Sicht, die von zeitgenössischen mexikanischen Historikern nicht geteilt wurde.<sup>15</sup>

Während sich die Abhängigkeit Sealsfields von Robinson überzeugend bestätigen lässt, sind im Falle von Miers Buch erhebliche Zweifel angebracht. Zwar behandelt dieser Verfasser ausführlich den Sealsfield interessierenden Zeitraum von 1808 bis 1812, und Leon fand heraus, dass ein historischer Irrtum und zwei Zahlenangaben übereinstimmen,<sup>16</sup> aber diese Zahlen stehen auch an anderer Stelle,<sup>17</sup>

---

<sup>11</sup> William D. Robinson: *Geschichte der Expedition des Generals Xaver Mina nach Mexiko im Jahre 1816*. Hannover: Hahn, 1824.

<sup>12</sup> Leon: *Novels* (Anm. 5), S. 10; allerdings ist Sealsfields Einstellung zu den Kreolen differenzierter als die von Robinson, der u. a. schreibt: „The young creole of Mexico is perhaps the most ingenious and generous of the human race.“ Robinson: *Memoirs* (Anm. 2), Bd. 1, S. 44f.

<sup>13</sup> Ebd., Bd. 1, S. 31; *Virey* I, S. 310, 317.

<sup>14</sup> Marianne de Bopp: *Einleitung*, in: *Virey*, S. IX; allerdings stimmen zeitgenössische Historiker mit Robinson überein, vgl. Zavala: *Ensayo* (Anm. 4), S. 37f.

<sup>15</sup> Vgl. *Virey* I, S. 303 mit Robinson: *Memoirs* (Anm. 2), Bd. 1, S. 19ff.; Zavala: *Ensayo* (Anm. 4), S. 38, urteilt viel zurückhaltender, Mier: *Historia* (Anm. 3), Libro VI, S. 166f., gibt ökonomische Gründe für die Verhaftung des Vizekönigs an und erwähnt nicht die Reaktion der Kreolen.

<sup>16</sup> Leon: *Novels* (Anm. 5), S. 11.

<sup>17</sup> Mier: *Historia* (Anm. 3), Bd. 1, S. 273, zitiert die Stärke der Regierungstruppen nach einer einschlägigen Quelle.

und der Irrtum war zu der Zeit verbreitet und wurde erst durch spätere Historiker korrigiert.<sup>18</sup> Vor allem aber hatte Sealsfield nur rudimentäre Spanischkenntnisse<sup>19</sup> und war daher gar nicht in der Lage, dieses Buch zu lesen. Dies wird durch einen Brief Sealsfields an den amerikanischen Generalkonsul in Paris vom 3. Juli 1834 bestätigt, der Leon noch nicht bekannt war. Darin schreibt unser Autor:

Would you therefore be kind enough to inform bearer of this letter, a respectable young man, of the best works, which maybe had at present, either in Paris or London, upon the Mexican Revolution? – There are three or four, which, if they appeared in French or English (in translation), I should instantly procure, viz. Zavala's Mexican Revolution – Mier - Bustamente.<sup>20</sup>

Da diese Bücher jedoch nicht übersetzt waren, konnte sie Sealsfield auch nicht benutzen.<sup>21</sup>

Nun gibt Sealsfield allerdings, wie schon erwähnt, zwei ganz andere Quellen an: Berichte „bewährter Personen“ sowie das „offizielle Blatt der Periode“ (*Virey* I, 5). Zwar gibt es überhaupt keinen Beweis dafür, dass Sealsfield je in Mexiko war. Darüber hinaus enthält sein Roman zahlreiche Irrtümer,<sup>22</sup> und er schildert auch sonst ihm unbekannte Länder recht anschaulich, z. B. Polen in seiner Novelle *Scenes in Poland*.<sup>23</sup> Die ältere Sealsfieldforschung datierte allerdings seine mögliche Mexiko-

---

<sup>18</sup> Durch Hubert H. Bancroft: *The History of Mexico*. San Francisco: History Company, 1885-1888, S. 111, und Herbert I. Priestley: *The Mexican Nation, a History*. New York: McMillan, 1924. S. 209. Es ging darum, wie wichtig der Verrat eines Priesters für das Scheitern eines Aufstands war.

<sup>19</sup> Marianne De Bopp: *Allgemeine Bemerkungen zu Sealsfields fremdsprachlichen Wendungen*. In: *Virey*, S. I\*ff.

<sup>20</sup> Charles Sealsfield an David Bailie Warden. In: Karl J. R. Arndt: *Newly Discovered Sealsfield Relationships Documented*. In: *Modern Language Notes* 87 (1972), S. 450-464, hier S. 454f. Ich danke Alexander Ritter für diesen Hinweis sowie für die freundliche Übermittlung des von ihm annotierten Briefes.

<sup>21</sup> Zavala hätte auch wenig genützt, da der Zeitraum von 1808 bis 1812 dort nur ca. 25 Seiten umfasst: *Ensayo* (Anm. 4), Bd. 1, Kap. II-IV, S. 37-61.

<sup>22</sup> Die einschlägigen Argumente von Norman L. Willey: *Sealsfield's Unrealistic Mexiko*. In: *Monatshefte der Universität von Wisconsin* 58 (1956), S. 127-136, werden zwar bestritten von Gerhard K. Friesen: „*Sealsfield's Unrealistic Mexiko*“: *A Reevaluation*. In: *Sealsfield-Studien* 2. Hrsg. von Alexander Ritter. München: Verlag der Charles Sealsfield-Gesellschaft, 2000 (zuerst 1992), S. 71-80, aber de Bopp: *Einleitung* (Anm. 14), S. XXXIX-LI, hat weitere Irrtümer aufgezeigt, hält dennoch Sealsfields Aufenthalt in Mexiko für möglich.

<sup>23</sup> Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Wien/München: Manutius Presse, 1952. Neu hrsg. von Günter Schnitzler (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke. Supplementreihe. Materialien und Dokumente*. Bd. 25) Hildesheim/Zürich/New York:



reise auf Ende 1828 bis Anfang 1829,<sup>24</sup> und noch de Bopp nahm an, dass zwei Berichte des Revolutionsgenerals Vicente Guerrero im Roman von diesem selbst oder einem anderen Zeitzeugen stammten.<sup>25</sup> Wenn aber unser Autor tatsächlich zu dieser Zeit in Mexiko gewesen wäre, hätte er sicherlich den amerikanischen Botschafter Joel R. Poinsett kontaktiert, denn er ließ bekanntlich keine Gelegenheit aus, sich wichtigen Persönlichkeiten anzudienen. Poinsett hätte trotz seiner in Mexiko umstrittenen Position<sup>26</sup> Sealsfield wichtige Verbindungen bis hin zu Guerrero, der 1829 Präsident des Landes wurde, vermitteln können. Dies war aber nicht der Fall. Als Sealsfield Poinsett 1837 einige seiner Bücher schickte, darunter auch den *Virey*, erwähnte er nicht, dass er ihn dort traf oder gar durch ihn Zeitzeugen kennen lernte.<sup>27</sup> Zumindest hätte er ihm in diesem Brief dafür gedankt, der voller Schmeicheleien ist, denn der stets geldbedürftige Sealsfield wollte ja für Poinsett, der inzwischen Kriegsminister war, als Spion oder Informant arbeiten.<sup>28</sup> Sealsfield bat also seinerzeit Poinsett nicht um Unterstützung, – ein neuerlicher Fingerzeig dafür, dass der Autor überhaupt nicht in Mexiko gewesen sein kann.

Bleibt das erwähnte „offizielle Blatt“. Dabei sollte es sich um *La Gazeta del Gobierno de México* handeln. Nach Leon aber hat Sealsfield dieses Blatt nie gelesen, sondern seine wenigen Hinweise den Auszügen Robinsons und Miers entnommen.<sup>29</sup> Allerdings zitiert Robinson diese Zeitung nur selten,<sup>30</sup> während Mier auf 65

---

Olms, 1993, S. 299 f. Auch Karl May schrieb über zahlreiche Länder, die er nicht besucht hatte. Im Frühjahr 2008 erklärte der Verfasser eines Reiseführers über Kolumbien aus der Serie *Lone Planet*, dass er sich ausschließlich auf Informationen einer Bekannten gestützt habe, vgl. [www.Timesonline.co.uk/tol/news/world/article3742731.ece](http://www.Timesonline.co.uk/tol/news/world/article3742731.ece) [2009]

<sup>24</sup> Castle: *Leben* (Anm. 23), S. 262; Albert B. Faust: *Charles Sealsfield (Karl Postl) der Dichter beider Hemisphären. Sein Leben und seine Werke*. Weimar: Felber, 1897, S. 73; de Bopp, *Einleitung* (Anm. 14), S. XXXIX.

<sup>25</sup> Ebd., S. XXIV; Leon: *Novels* (Anm. 5), S. 4.

<sup>26</sup> Vgl. Jeffrey L. Sammons: *Charles Sealsfield und das Freimauertum: mehr Fragen als Antworten*. In: *Neue Sealsfield-Studien. Amerika und Europa in der Biedermeierzeit*. Hrsg. von Franz B. Schüppen. Stuttgart: Metzler/Poeschel-Verlag für Wissenschaft und Forschung, 1995, S. 31-52, hier S. 46.

<sup>27</sup> Charles Sealsfield an Joel Roberts Poinsett vom 8. Oktober 1837. In: Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke*. Wien: Werner, 1955, (Sigle: Castle BR) S. 160.

<sup>28</sup> Ebd., S. 162; vgl. zu verschiedenen Intrigen, zu denen ihn seine zeitweilige Geldnot in jener Zeit zwang, den Briefwechsel zwischen Johann Friedrich Cotta, Georg Bunsen und Sealsfield aus dem Jahr 1828 (ebd., S. 142 ff.).

<sup>29</sup> Leon: *Novels* (Anm. 5), S. 12.

<sup>30</sup> Z. B. Robinson: *Memoirs* (Anm. 2), Bd. 1, S. 43.

Seiten einschlägige Resümees bringt.<sup>31</sup> Nun konnte aber Sealsfield Mier nicht lesen. Daher liegt die Sache in der Tat ganz anders. Zunächst einmal fällt auf, dass Sealsfield in seinen wenigen Hinweisen den Titel der Zeitung nie angibt, sondern lediglich unbestimmt von „dem offiziellen Blatte“, der „Gazetta“ oder der „vizekönigliche[n] Hofzeitung“ spricht (*Virey* I, 206; II, 225f.; III, Anm. S. 359). Nur an einer Stelle berichtet er einige Einzelheiten, die angeblich aus der „damalige[n] Gazette“ stammen: wie spanische Generäle gefangene Rebellen niederstechen, wie entmenschte Soldaten ihre um Pardon flehenden Brüder umbringen, wie sie Parlamentäre erschießen usw. Am Schluss weist er zusätzlich auf „Mier, Robinson und Andere“ hin (*Virey* III, Anm. S. 359). Allerdings entnahm Sealsfield diese Informationen nicht Mier, sondern ausschließlich Robinson. Dieser zählt nämlich mit einer Ausnahme alle diese Gräueltaten in seinem 12. Kapitel auf unter dem Titel *Cruelty a predominant feature of Spanish history*.<sup>32</sup> Allerdings stammen sie nach eigenen Angaben nicht aus der mexikanischen Gazette, sondern aus der Madrider Staatszeitung, die alle offiziellen Berichte der Behörden Neuspaniens an den König getreulich abdruckte.<sup>33</sup> Die Ausnahme betrifft die Niederschießung eines Parlamentärs, die Robinson an anderer Stelle schildert.<sup>34</sup>

Leon wies noch weitere eher beiläufige Quellen Sealsfields nach, alle natürlich in englischer Sprache abgefasst: Alexander von Humboldts *Political Essay on the Kingdom of New Spain*<sup>35</sup>, H. G. Wards *Mexico in 1827*<sup>36</sup> sowie Basil Halls *Extracts from a Journal written during a Cruise on the Coasts of Chili, Peru, and Mexico in the Years 1820, 1821, and 1822*, dessen Titel im Roman sogar angegeben wird.<sup>37</sup> Andere zeitgenössische Geschichtswerke über Mexiko las unser Autor offenbar nicht,<sup>38</sup> auch nicht Poinsetts Reisebericht aus dem Jahre 1822 mit seinem Appendix über die mexikanische Revolution,<sup>39</sup> obwohl das zeitweise in der Sealsfieldforschung behauptet wur-

---

<sup>31</sup> Mier: *Historia* (Anm. 3), Bd. II, Kap. XIII, S. 405-469.

<sup>32</sup> Robinson: *Memoirs* (Anm. 2), Bd. 2, S. 212-262, speziell über Mexiko S. 220f.

<sup>33</sup> Ebd., S. 220.

<sup>34</sup> Ebd., S. 34.

<sup>35</sup> New York: Longman [u. a.], 1811.

<sup>36</sup> London, 1828. Dieses Buch leiht Sealsfield auch später einmal aus: Charles Sealsfield an Melchior Esslinger vom 24. September 1843. In: Castle BR, S. 182.

<sup>37</sup> Edinburgh: Constable, 1824; *Virey* II, S. 179; vgl. Leon: *Novels* (Anm. 5), S. 13.

<sup>38</sup> Ebd., S. 17.

<sup>39</sup> Joel R. Poinsett: *Notes on Mexico made in the autumn of 1822*. Philadelphia: Carey and Lea, 1824, reprint: New York [u. a.]: Frederick A. Praeger, 1969.

de.<sup>40</sup> Allerdings war Sealsfield ein eifriger Zeitungsleser und hat vermutlich zahlreiche Informationen aus Zeitungen entnommen, die damals ihre Seiten mit umfangreichen Auszügen aus allen möglichen Büchern füllten.<sup>41</sup> Als Fazit muss ich über die Quellenuntersuchung Leons noch hinausgehen: Sealsfield war nie in Mexiko, hat weder offizielle Dokumente noch überhaupt spanische Bücher gelesen, keine Zeitzeugen befragt und nur englischsprachige Lesefrüchte verwertet. Alle seine Angaben dienten nur dem Zweck, Authentizität vorzutäuschen und die Fiktion einer eigenen Mexikoreise aufrecht zu erhalten.

### 3. Ideologie

Einige ideologische Positionen des *Virey* sind in der bisherigen Forschung unumstritten. Der ehemalige Sekretär des Kreuzherrenordens entwickelte sich seit seiner Flucht aus seinem Prager Kloster zu einem fanatischen Gegner des Klerus, der als „rationalistischer Protestant“ (Fritz Knoeller)<sup>42</sup> die katholische Religion scharf kritisierte und auf seinem Sterbebett einen reformierten Pfarrer rief, der ihm vermutlich die in der reformierten Kirche der Schweiz gar nicht vorgesehene letzte Ölung spenden sollte.<sup>43</sup> Manche seiner Äußerungen sind geradezu karikaturhaft, so wenn er von dem „fromm tückische[n] Erzbischof mit der kaum minder furchtbaren Ideenassociation von Autos da fe“ (*Virey* I, 143) spricht. Die ersten Zweifel an den katholischen Lehren vermittelte Sealsfield bereits sein Professor Bernard Bolzano, der schließlich wegen allzu freisinniger Ideen entlassen wurde.<sup>44</sup> Schüppen weist

---

<sup>40</sup> Alice Berger: *Nachwort*. In: Charles Sealsfield: *Der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812*. Hrsg. von Alice Berger. Berlin (Ost): Union-Verlag, 1985, S. 356f.

<sup>41</sup> Mitteilung Jerry Schuchalters auf dem Sealsfieldkolloquium in Wien am 3. 10. 2008.

<sup>42</sup> Franz Schüppen: *Charles Sealsfield. Karl Postl. Ein österreichischer Erzähler im Spannungsfeld von Alter und Neuer Welt*. Frankfurt/Bern: Peter Lang, 1981, S. 325ff., hier S. 329.

<sup>43</sup> Müller-Gassmann an Elise Meyer vom 12. Juni 1864. In: *Castle BR*, S. 357; zur Ablehnung der Ölung in der reformierten Kirche der Schweiz vgl. *Zweites Helvetisches Bekenntnis*, Kap. XIX, [www.reformiertekirche.at/zhb/kap19.html](http://www.reformiertekirche.at/zhb/kap19.html) [2009]

<sup>44</sup> Grundlegend dazu Eduard Winter: *Der Josefinismus. Die Geschichte des österreichischen Reformkatholizismus 1740-1848*. Berlin (Ost): Rütten und Loening, 1962, S. 227ff.; Ders.: *Bernhard Bolzano. Ein Lebensbild*. Stuttgart: Frommann, 1969; Eduard Beutner: „Gegen dieses System der Zerstörung“? *Charles Sealsfield und der Josephinismus in „Austria as it is“*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spät-josephinischen Prag ins demokratische Amerika*. (SealsfieldBibliothek; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Präsens, 2007, S. 153-163, hier S. 155; Alexander Ritter: *Charles Sealsfields gesellschaftspolitische Vorstellungen und ihre dichterische Gestaltung als Romanzyklus*. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 17 (1973), S. 395-414, hier S. 398ff.

auch daraufhin, dass Sealsfield katholisch mit spanisch und österreichisch gleichsetzt und damit als rückständig brandmarkt gegenüber fortschrittlichen protestantischen Staaten wie Preußen oder Großbritannien.<sup>45</sup>

Auch Sealsfields Ressentiments gegenüber den Engländern sind im *Virey* unübersehbar. Im dritten Teil des Romans tritt als offizieller Agent der britischen Regierung ein Sir George auf, ein vulgärer englischer Kaufmann mit „gemeinen rücksichtslosen Manieren“, dessen Firma dem Vizekönig die zu seiner Ernennung nötigen Bestechungsgelder in Höhe von 2 Millionen Duros sowie 200 000 Dollar für seine standesgemäße Ausstattung vorgestreckt hat und der auch nach der Rückzahlung dieser Gelder aus den Einkünften des Landes Handelsvorteile zum Schaden Mexikos in Höhe von weiteren 800 000 Duros aus Venegas herauspresst (*Virey* III, 218ff., hier 222). Sealsfields Charakterisierung der Engländer als erpresserische Krämernation ist ein typischer Topos der antibritischen Propaganda, der noch in den Weltkrieg des 20. Jahrhunderts eine wichtige Rolle spielt.<sup>46</sup> Sealsfields Englandhass, der sich auch in anderen Romanen des Autors nachweisen lässt,<sup>47</sup> kontrastiert stark mit seinem Erstlingswerk über Österreich, wo er England als Hort der Zivilisation und „Bollwerk der Freiheit“ bezeichnete. Vermutlich verdankt Sealsfield diesen Englandhass den anglophoben französischen Kreisen um den Exilkönig Joseph Bonaparte und die Königin Hortense, vielleicht auch seinen Enttäuschungen bei finanziellen Spekulationen.<sup>48</sup>

Auch Sealsfields Einstellung zu Adel und Monarchie scheint auf den ersten Blick eindeutig: der Autor verurteilt die „bürokratisch-despotische“ (*Virey* III, 270) Gewalt der spanischen Vizekönige und des mit ihnen verbündeten Klerus ebenso wie die „blinde[n] Götzendiener einer imaginären ungezähmten Gleichheit“ (*Virey* I, 192), die zur Herrschaft der „zügellosten Haufen“ und der „rohen Massen“ (*Virey* I, 259, 262f.) führen würde. Stattdessen befürwortet er eine „aristokratisch-monarchische“ (*Virey* III, 270) Herrschaft, in der sich eine aufgeklärte Adels-Oligarchie die Macht mit einem König teilt.<sup>49</sup> Sprachrohr dieser Tendenz im Roman ist der

<sup>45</sup> Schüppen: *Erzähler* (Anm. 42), S. 325.

<sup>46</sup> Vgl. Werner Sombart: *Händler und Helden*. München/Leipzig: Duncker & Humblot, 1915; Eberhard Demm: *Les thèmes de la propagande allemande en 1914*. In: Ders.: *Ostpolitik und Propaganda im Ersten Weltkrieg*. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2002, S. 11-25, hier S. 18f. (zuerst 1988)

<sup>47</sup> Castle: *Leben* (Anm. 23), S. 307ff.

<sup>48</sup> Ebd., S. 310ff.

<sup>49</sup> Faust: *Dichter* (Anm. 24), S. 88ff.; Günter Schnitzler: *Erfahrung und Bild. Die dichterische Wirklichkeit des Charles Sealsfield* (Karl Postl). Freiburg: Rombach, 1988, S. 218f.; Wynfrid Kriegleder: *Die Gestaltung des „Chaos zum Ganzen und zum Einklang“*. Monosemierung als künstlerisches Prinzip

Führer der Kreolenopposition und mächtige Gegenspieler des Vizekönigs, der Conde San Iago, der als ein steinreicher Großgrundbesitzer beschrieben wird. Nach Leon und de Bopp, die ihm darin folgt, ist damit die historische Persönlichkeit des Conde de Santiago de la Laguna gemeint.<sup>50</sup> Nun gab es in der Tat diesen Conde, aber Sealsfield übernimmt nur seinen Namen, ansonsten entspricht dieser Mann überhaupt nicht seiner Romangestalt. Er war Bergwerkbesitzer in Zacatecas, steht nicht in Doris M. Ladds Verzeichnis der reichsten Mexikaner dieser Zeit,<sup>51</sup> seine Familie war vielmehr so verarmt, dass sie zeitweilig nicht einmal die bei der Vererbung des Grafentitels fälligen Abgaben bestreiten konnte. Vor allem aber war er politisch völlig bedeutungslos und trat nur im Oktober 1810 bei den Kämpfen um Zacatecas hervor,<sup>52</sup> – eine Episode, die Sealsfield seiner Romanfigur nicht zuschreibt.

Der Conde im Roman ist trotz seiner scharfen Kritik am Vizekönig überzeugter Monarchist; denn der König ist für ihn „der Stützpunkt, die Krone des Adels, der Ableiter, der die Blitze der Volksstürme auf sich zieht und unschädlich in die Tiefe leitet.“ Und er warnt nachdrücklich: „Reißt ihn weg, und das erste Volksgewitter begräbt Euch unter Eurem eignen Schutte“ (*Virey* I, 268). Er hält eine Republik wie in den USA in Mexiko für unmöglich und unterstreicht: „Wir sind für eine Monarchie geschaffen.“ (*Virey* III, 307) Zur Erklärung von Sealsfields Haltung weisen Ritter und ihm folgend Beutner auf die Ideale der josephinisch-spätaufklärerischen Staatsphilosophie seines Lehrers Bolzano hin, die unser Autor offenbar nach seiner Emigration in die USA in der patriarchalischen Sklavenhaltergesellschaft des amerikanischen Südens, der „Jacksonian“ bzw. „Jeffersonian agrarian democracy“ verwirklicht sah.<sup>53</sup> Allerdings sollte man den Einfluss Bolzanos auf den

---

in Charles Sealsfields historischem Roman „Der *Virey* und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812“. In: *The Other Vienna. The Culture of Biedermeier Austria, Österreichisches Biedermeier in Literatur, Musik, Kunst und Kunstgeschichte*. Hrsg. von Robert Pichl. Wien: Lehner, 2002, S. XXX; de Bopp: *Einleitung* (Anm. 14), S. XIV\*.

<sup>50</sup> Ebd., S. XXVII. ; Leon: *Novels* (Anm. 5), S. 3.

<sup>51</sup> Doris M. Ladd: *La nobleza mexicana en la época de la independencia, 1780-1826*. Mexiko: Fondo de cultura economica, 1984 (zuerst Englisch: *The Mexican Nobility at Independence 1780-1826*. Austin: University of Texas, 1976), Appendix E, S. 265ff.

<sup>52</sup> Ebd., S. 167f.; Eberhard Demm: *Spanische Kolonialpaläste in Mexiko*. Köln: Taschen, 1991, S. 45f.; Ders.: *La noblesse espagnole: une élite coloniale en Nouvelle-Espagne*. In: *Élites et noblesses en Europe*. Hrsg. von Jean-Paul Allard. Lyon: Université Lyon III, 1995, S. 151-180, hier S. 173.

<sup>53</sup> Vgl. die ausführlichen Darstellungen bei Ritter: *Vorstellungen* (Anm. 44), S. 398ff.; Ders.: *Die Bekannten und die beiden 'großen Unbekannten'. Scott, der historische Roman und sein Einfluß auf Charles Sealsfield*. In: *Beiträge zur Rezeption der britischen und irischen Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum*. Hrsg. von Norbert Bachleitner. Amsterdam/Atlanta: Rodopi, 2000, S. 443-477; Ders.: *Von 'politischen Katarakten' zur 'Windstille in den Köpfen': Die Desavonierung aller 'wahr-*

jungen Sealsfield nicht überschätzen,<sup>54</sup> und insbesondere für seine gesellschafts- und staatspolitischen Überlegungen dürften die ständischen Ideale seiner Freunde aus dem böhmischen Adel wichtiger gewesen sein, denn von einer formellen Privilegierung des Adels steht in Bolzanos Reflexionen über die bürgerlichen Verfassungen kein Wort.<sup>55</sup> Schnitzler und Fischer weisen zusätzlich auf den Einfluss Alexis de Tocquevilles hin, der als „Aristokrat aus Instinkt“, ebenfalls die Massen fürchtet und eine aufgeklärte Oligarchie der Diktatur von Mehrheiten vorzieht,<sup>56</sup> und Beutner erinnert daran, dass Sealsfield bereits als böhmischer Priester in seiner Karriere von einer aufgeklärten josephinisch eingestellten Adelsclique unterstützt wurde, die gegen die Metternichsche Restaurations- und Repressionspolitik kämpfte, sich allerdings nicht durchsetzen konnte.<sup>57</sup> Bereits Faust und ihm folgend Beutner weisen auch auf Sealsfields antiösterreichische Schmähchrift *Austria as it is* hin, in der sich der Autor positiv über den Adel äußert und die Herrschaft des Monarchen und seines Staatskanzlers Metternich als Despotie verurteilt.<sup>58</sup>

---

*haft liberalen Prämissen' 1848/50 und Charles Sealsfields Publikations- wie Rezeptionsblockade.* In: *Vormärz – Nachmärz: Bruch oder Kontinuität?* Hrsg. von Norbert Otto Eke und Renate Werner. Bielefeld: Aisthesis, 2000. S. 397-421; Beutner: *Zerstörung* (Anm. 44), S. 154ff.

- <sup>54</sup> Vergleiche die scharfe Kritik an Beutner bei Kurt F. Strasser: *Carl Postl, ein Schüler Bernhard Bolzanos. Eine Klarstellung.* In: Ritter (Hrsg.): *Lehrjahre* (Anm. 44), S. 81-103.
- <sup>55</sup> Die detaillierten Ausführungen Ritters: *Katarakten* (Anm. 53), über den Einfluss von Bolzanos posthumer Schrift „*Von dem besten Staate...*“, den Sealsfield bereits über die „Erbauungsreden“ seines Lehrers erfahren haben soll, können mich nicht überzeugen, da ich in Sealsfields theoretischen Ausführungen im *Virey* weder inhaltlich noch gar stilistisch konkrete Parallelen erkennen kann, schon gar nicht hinsichtlich des Adels. Im übrigen zieht Ritter nur Bolzanos posthume Schrift, nicht aber seine *Erbauungsreden* (gedruckt 1813, 1821) zur Begründung seiner These heran.
- <sup>56</sup> Schnitzler: *Erfahrung* (Anm. 49), S. 217; Bernd Fischer: *Europäische Blicke auf die Neue Welt: Ein ideologiekritischer Vergleich von Charles Sealsfields und Alexis de Tocquevilles Amerika.* In: *The Life and Works of Charles Sealsfield (Karl Postl). 1793-1864.* Hrsg. von Charlotte L. Brancaforte. Madison, Wisconsin: Max Kade Institute for German American Studies, 1993, S. 153-170; Zitat aus Alexis de Tocqueville, *Selbstbekenntnis*, nach: *Die politischen Theorien seit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung.* Hrsg. v. Otto Heinrich von der Gablentz. 3. Aufl. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag, 1967, S. 162.
- <sup>57</sup> Beutner: *Zerstörung* (Anm. 44), S. 156ff.; vgl. bereits Castle: *Leben* (Anm. 23), S. 103ff.; ferner Ritter: *Vorstellungen* (Anm. 44), S. 400.
- <sup>58</sup> Faust: *Dichter* (Anm. 24), S. 64; Charles Sealsfield: *Austria as it is: or Sketches of Continental Courts = Österreich, wie es ist, oder Skizzen von Fürstenhöfen des Kontinents.* Aus dem Englischen übers. und hrsg. von Victor Klarwill. (*Sämtliche Werke*, Bd. 3.) Hildesheim/New York: Olms, 1972, S. 138ff., S. 156 (Alle weiteren Zitate aus dem Roman erfolgen im Textverlauf unter der Sigle *Austria*); ebenso Beutner: *Zerstörung* (Anm. 44), S. 157.

All diesen Argumenten kann und soll hier gar nicht widersprochen werden, nur möchte ich darauf aufmerksam machen, dass es sowohl im *Virey* als auch in *Austria as it is* eine ebenfalls ausgesprochen antiaristokratische Lesart gibt, die bisher übersehen wurde. Im *Virey* differenziert Sealsfield in einem ausführlichen theoretischen Exkurs zwischen dem aus dem Mittelalter überkommenen Feudaladel und seinem „Surrogat“, einer „artifiziellen Aristokratie“, die „sich häufig durch niederträchtig entehrende Dienste die persönliche Gunst des Herrschers erworben, oder, im Besitze eines großen Vermögens, sich diese artificielle Standeserhöhung erkauft [hat].“ (*Virey* I, 192ff., 196) Der Autor protestiert energisch gegen die „Bevorrechtung dieser ohnehin bereits auf Unkosten ihrer Mitbürgerklassen bevorrechteten Klasse,“ (*Virey* I, 193, 197) wie man sie in Europa findet: „Diese unsinnige Staatsmaxime ist jedoch in den gealterten Monarchien der alten Welt, infolge des Verschwindens des feudalen Adels, Hof- und Staatspolitik geworden.“ (*Virey* I, 197) Das gleiche gilt für Mexiko, denn „die ganze künstliche europäische Aristokratie [wurde] auch auf Mexiko übertragen“ (*Virey* I, 199), – ein Argument, mit dem Sealsfield völlig Recht hat: Nur sehr wenige Mexikaner stammten noch von den Eroberern des Landes oder gar von der alten aztekischen Herrschicht ab. Die meisten neuspanischen Adligen der Kolonialzeit waren reiche Kaufleute, Grundherren oder Bergwerksbesitzer, die sich, vor allem unter der Herrschaft der stets geldbedürftigen Bourbonen, ihre Titel mit viel Geld gekauft hatten.<sup>59</sup> Nicht nur zeitgenössische mexikanische Historiker hielten wenig von ihnen.<sup>60</sup> Auch ausländische Besucher amüsierten sich über die adligen Kaufleute in Mexiko, die in Galauniform und mit Orden dekoriert in ihren Läden umherstolzierten, um ihre Kunden zu bedienen.<sup>61</sup> So ist es kein Wunder, dass Sealsfield mit Ausnahme des Conde San Iago die mexikanischen Adligen als verächtliche Kreaturen darstellt. Nach einem opulenten Abendessen sind sie geistig völlig erschlaft, da „die volle Beschäftigung der Verdauungswerkzeuge es unräthlich macht, ihre Verrichtungen durch störende Geistesanstrengung zu hemmen.“ (*Virey* I, 223) Als sich die Rebellen einem Dorf nähern, in dem eine adlige Gesellschaft versammelt war, reagieren sie wie folgt:

Sie [die Aristokraten] liefen zitternd und zagend im Saal umher, „los gavecillas“ heulend und kreischend... Andere rannten zähneklappernd im Saale her-

---

<sup>59</sup> Unter Adligen werden hier nur die Condes und Marqueses, nicht der überaus zahlreiche niedere Adel der *Hidalgos* verstanden. Vgl. dazu Ladd: *nobleza* (Anm. 51), S. 16f.; Demm: *Kolonialpaläste* (Anm. 52), S. 13f.; Ders.: *noblesse espagnole* (Anm. 52), S. 152f.

<sup>60</sup> José Maria Luis Mora: *México y sus revoluciones*. Mexiko, 1823, Nachdruck: Mexiko: Porrúa, 1965, nennt sie „oscuros hombres de negocios, sin mérito o talento“, S. 88.

<sup>61</sup> Demm: *noblesse espagnole* (Anm. 52), S. 160.

um, wieder andere suchten sich hinter den Dienern und selbst den Damen zu verbergen. (*Virey* I, 240, vgl. 243)

Auch das Lob des österreichischen Adels in *Austria as it is* ist nicht so eindeutig wie es die bisherige Forschung behauptet. Die hochadligen Familien der Liechtenstein, Schwarzenberg, Esterházy und Czartoryski, auch die alten ungarischen, böhmischen und österreichischen (nicht die italienischen!) Fürsten- und Grafengeschlechtern respektiert Sealsfield zwar und verurteilt die Politik Metternichs, die die Macht und den Einfluss dieser Familien einschränkt. Trotzdem spricht er den österreichischen Adligen allgemein das „Bewußtsein wirklicher Bedeutung und Würde“ ab und charakterisiert sie als „schüchterne und zaghafte Menschen“ (*Austria*, 152ff., 159). Die Protégés Metternichs bezeichnet er als „adelige Liebediener“ als „Handlanger“ und „Lebemänner“ und bescheinigt ihnen „Skrupellosigkeit“ und ein „vollständig verdorbenes Blut“ (*Austria*, 158). Es ist bemerkenswert, dass die namentlich genannten Metternichfreunde Anton Graf Apponyi (1782-1852) und Joachim Eduard Graf von Münch-Bellinghausen (1786-1866) aus Familien des Briefadels stammen,<sup>62</sup> die verdeckt aufgeführten Personen Ferdinand Fürst von Trauttmansdorff-Weinsberg (1749-1827) und Alois Wenzel Fürst Kaunitz (174-1848) aber dem von Sealsfield sonst geschätzten Uradel angehören.<sup>63</sup>

Um die Tendenz des *Virey* noch deutlicher herauszu arbeiten, soll auch das Südamerikakapitel von Sealsfields Buch über *The United States of America as they are* aus dem Jahre 1827 herangezogen werden. Der Autor stellt darin fest, dass Lateinamerika jetzt zwar frei von spanischer Kolonialherrschaft sei,<sup>64</sup> aber von Volkssouveränität und bürgerlicher Freiheit kann keine Rede sein: die Macht ist in den Händen der Generäle, einer „military oligarchy“, und die Bevölkerung, „sunk in indolence, ignorance and sloth“, ist von Natur aus unfähig zur Freiheit: „The Spanish race ist not born for freedom, they must either subdue or be subdued.“ Sealsfield folgert: „Sooner or later they will become monarchical.“<sup>65</sup>

---

<sup>62</sup> Constant von Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich*. Wien: Hof- und Staatsdruckerei, 1856-1891, Bd. 1, S. 57, Bd. 19, S. 417ff. und nach S. 442.

<sup>63</sup> Ebd., Bd. 47, S. 61ff. Der in der Edition genannte Franz Wenzel Graf Kaunitz-Reitberg (1742-1825) hieß vielmehr Kaunitz-Rietberg und war als 1806 pensionierter General kein Protégé Metternichs. Sealsfield meint vielmehr Alois Wenzel Fürst Kaunitz, dazu Wurzbach: *Lexikon* (Anm. 62), Bd. 11, S. 60, und nach S. 86.

<sup>64</sup> „The South American Republics are now in full possession of their liberty“. In: Charles Sealsfield: *The United States of America as they are; The Americans as they are*. Bearb. von Karl J. R. Arndt. (*Sämtliche Werke*, Bd. 2) Hildesheim/New York: Olms, 1972, S. 43.

<sup>65</sup> Alle Zitate ebd., S. 47, 51.



Ich halte also fest: Im Österreichbuch von 1827 wird die Monarchie nicht in Frage gestellt, im Lateinamerikakapitel des USA-Buches von 1827 wie im *Virey* von 1834 wird sie sogar als die für diese Länder einzig passende Staatsform bezeichnet. Von der Rolle des Adels ist im Südamerikakapitel nicht die Rede, im Österreichbuch wie im *Virey* ist die Einstellung zum Adel schwankend. Bemerkenswert ist die politische Naivität Sealsfields: er kann sich eine Beschränkung absolutistischer Herrschaftsformen nur als ein recht diffuses Mitspracherecht des Adels vorstellen. Der Begriff einer konstitutionellen Monarchie, deren Macht durch eine Volksvertretung mit einer adligen ersten und einer besitzbürgerlichen zweiten Kammer beschränkt wird, wie sie bereits seit 1814 in Frankreich, bald darauf in den süddeutschen und seit Anfang der dreißiger Jahre in den norddeutschen Mittelstaaten existierte, ist ihm anscheinend fremd. Das liegt daran, dass sich Sealsfields Weltbild seit seinen Studienjahren in Prag kaum verändert hat. Bestimmend ist und bleibt für ihn das Ideal einer ständisch gegliederten Gesellschaft, die von einer aufgeklärten Aristokratie geführt wird, – ein Ideal, das durch seine politischen Erfahrungen in den Südstaaten der USA bestätigt wurde.

Nun erkennen Schnitzler und Kriegleder im *Virey* noch eine andere Tendenz: das Mexiko von 1812 stehe für das zeitgenössische Deutschland und Österreich der dreißiger Jahre, und der Roman habe daher die Aufgabe einer politischen Aufklärung. Natürlich sei Mexiko nicht wie die USA ein Vorbild, sondern eher ein abschreckendes Beispiel, an dem die deutschen Leser auch den despotischen Charakter ihrer eigenen Regime erkennen sollten.<sup>66</sup> Diese Interpretation leuchtet um so mehr ein, als Sealsfield seinen Romanen explizit eine solche Aufgabe zuwies. Kurz nach der Veröffentlichung des *Virey* erklärte er in einer den *Lebensbildern aus beiden Hemisphären* vorangestellten Zuschrift seinen Schweizer Verlegern sein „Prinzip der Aufklärung des geistigen Fortschrittes“, nach dem ein historischer Roman auf die Gegenwart wirken solle: „Ich wünsche das Meinige beizutragen, dem geschichtlichen Roman jene höhere Betonung zu geben, durch welche derselbe wohlthätiger auf die Bildung des Zeitalters einwirken könne.“<sup>67</sup> In seiner Widmung zu den *Lebensbildern* wird Sealsfield noch deutlicher:

Der zum Bewußtseyn ihrer Kraft und Würde erwachenden deutschen Nation sind diese Bilder des häuslichen und öffentlichen Lebens freier Bürger eines stammverwandten, weltgeschichtlich groß werdenden Staates als Spiegel zur

---

<sup>66</sup> Schnitzler: *Erfahrung* (wie Anm. 49) S. 9; Kriegleder: *Monosemierung* (wie Anm. 49), S. XXX.

<sup>67</sup> Zuschrift des Herausgebers [d. i. Charles Sealsfield] an die Verleger der ersten Auflage, 1. Januar 1835. In: Ders.: *Morton oder die große Tour*. Bearb. von Guy Hollyday. (*Sämtliche Werke*, Bd. 10.) Hildesheim/New York: Olms, 1975 (zuerst 1835), S. 18f. (Anm. 27).

Selbstbeschauung hochachtungsvoll gewidmet vom Verfasser Charles Sealsfield.<sup>68</sup>

Sealsfield bekennt sich mit seinen Romanen hier und anderswo zur Nachfolge Walter Scotts und möchte sie als Mittel der politischen Aufklärung einsetzen, um im Vormärz den Demokratisierungsprozess publizistisch zu unterstützen.<sup>69</sup>

Die politischen Aufklärungselemente lassen sich im *Virey* auch werkimmanent nachweisen. An zwei Stellen des *Virey* weist Sealsfield nämlich expressis verbis auf Parallelen mit Europa hin: Er vergleicht die mexikanischen „Leperos“, eine Art von umherstreunenden Obdachlosen, mit den „Lazaroni“ in Italien, „einem gleichfalls unter einem krassen Despotismus seufzenden Lande“.<sup>70</sup> Und als er beim Empfang des Vizekönigs eine in einem übertrieben höfischen Stil mit Wendungen wie „Allerhöchstdero Gnade“, „allerunterthänigst gehorsamst“ usw. gespickte Ansprache zitiert, bezeichnet er sie als „niederträchtig, unmännlich und selbst absurd“ und schreibt:

Diese, die Menschheit entehrende Sprache ist in allen Ländern des despotisch beherrschten Kontinents von Europa so sehr Mode geworden, dass sie da gewissermaßen zum guten Tone und zur Bildung gehört, und erst jetzt eine der politischen Aufklärung etwas weiter vorgerückte Nation sich derselben zu schämen anfängt. (*Virey* I, 140f.)

Nun stellt aber Kriegleder fest, dass keiner der Rezensenten Sealsfields politische Botschaft verstanden hatte und folgerte, dass der *Virey* als politisches Aufklärungsmittel versagt habe.<sup>71</sup> In der Tat haben die unmittelbar nach der Veröffentlichung des *Virey* erschienen Rezensionen Sealsfields Kritik an den europäischen Monarchien nicht erkannt oder bewusst nicht zur Kenntnis genommen. Allerdings kam elf Jahre später, aus Anlass der Veröffentlichung von Sealsfields *Gesammelten Werken*, ein preußischer Rezensent ausführlich auf den *Virey* zurück. In der Berliner *Literarischen Zeitung* schreibt er: „So hat ihn [Sealsfield] doch seine nordamerikanisch-republikanische Denkart zu einer gewissen Einseitigkeit verleitet und polemische und Tendenzzwecke verfolgen lassen.“<sup>72</sup> Um diese Behauptung zu erläutern, pole-

---

<sup>68</sup> Charles Sealsfield: *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*. Fünf Teile in fünf Bänden. Teil 1, *George Howard's Esq. Brautfahrt*. (Sämtliche Werke, Bd. 11). Hildesheim/New York: Olms, 1976, unpaginiert [S. 5].

<sup>69</sup> Ritter: *Scott* (Anm. 53); Ders.: *Katarakten* (Anm. 53); Schnitzler: *Erfahrung* (Anm. 49), S. 186.

<sup>70</sup> *Virey* II, S. 146; übernommen aus Alexander von Humboldt: *Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne: Du Mexique*. Paris: Schoell, 1811, Bd. 1, S. 130.

<sup>71</sup> Kriegleder: *Monosemierung* (Anm. 49), S. XXX.

<sup>72</sup> In: *Literarische Zeitung* Nr. 27 vom 4.4.1846, Sp. 429-433, zitiert nach *Dokumente zur Rezeptions-*

misiert er anschließend nachdrücklich gegen den *Virey*. Er verurteilt „den einseitig republikanische[n] Standpunkt des Verf. und seine Verkennung der monarchischen Staatsform“ und führt aus:

Der Verf. hat mit dem *Virey* speciell eine politische Tendenz verbunden: er wollte seinen Schilderungen republikanischen Lebens das Gemälde eines despotisch regierten Landes an die Seite stellen, damit der Leser erkennen möge, auf welcher Seite das Glück und die Ehre des Einzelnen und die dauerhafte Macht des Ganzen ist. In diesem Gemälde sucht er nun die Auswüchse despotischer Etikette und servilen Höflingssinnes in ihrer Unwürdigkeit, Lächerlichkeit und depravirenden Wirkung, mit höchster Schärfe blozustellen, was bei einer Schilderung des viceköniglichen Hofes in Mexiko nicht schwierig [...] ist.<sup>73</sup>

Der Rezensent verteidigt demgegenüber die Monarchie und erklärt:

Mit den hohlen Auswüchsen despotischer Monarchie ist aber die Monarchie selbst noch nicht gerichtet, wie der Verf. doch zu glauben scheint, so wenig wie die in der Monarchie nöthigen und üblichen Formen.<sup>74</sup>

Abschließend vergleicht der Rezensent das monarchistische Europa mit den republikanischen USA und kommt zu dem Ergebnis, „daß Europa, bei allen seinen Uebelständen, im Besitz seiner Geschichte und ihrer Schöpfungen geistig bei weitem reicher ist als Nordamerika.“<sup>75</sup>

Das heißt aber, der Rezensent erkennt nur den kritischen Aspekt von Sealsfields politischer Aussage, aber nicht sein Plädoyer für eine durch adliges Mitspracherecht beschränkte Monarchie. Welcher Leser soll es auch verstehen, wenn er die USA als „glückliches Land absoluter Freiheit“<sup>76</sup> lobt, eine Übertragung ihres republikanischen Regierungssystems nach Mexiko aber ausdrücklich ausschließt.

Ganz ähnlich wie im *Virey* argumentiert Sealsfield in seinen *Lebensbildern*, z. B. im *Pflanzerleben* und in *Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt*: Genau wie der Conde San Jago im *Virey* warnt dort der Graf de Vignerolles den jungen Republikaner Vergennes vor der Herrschaft der entfesselten Massen, erinnert an den Terror der Französischen Revolution und beschuldigt ihn, für die Republik Millionen „abschlachten“

---

*geschichte*. Teil 1: *Die zeitgenössische Rezeption in Europa*. (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke. Supplementreihe*. Bd. 31) Bearb. von Primus-Heinz Kucher. Hildesheim: Olms, 2001 (zuerst 2000), S. 340-343, Zitat S. 340.

<sup>73</sup> Ebd., S. 343f.

<sup>74</sup> Ebd., S. 343.

<sup>75</sup> Ebd., S. 343.

<sup>76</sup> *Virey* I, S. 192, vgl. „in unserm freien Lande“ (ebd., S. 194).

zu wollen.<sup>77</sup> Der amerikanische „Erzähler“, mit dem sich wohl Sealsfield selbst identifiziert, erklärt schließlich: „Es ist ein gutes Kleid, unser republikanisches Kleid [...], aber es taugt nur für uns, – nur dem Amerikaner lässt der Republikanismus wohl [sic!]“. <sup>78</sup>

Damit komme ich zum gleichen Ergebnis wie Kriegleder: Sealsfields Botschaft wurde nicht verstanden. Warum aber? Hier mögen formale Probleme des Autors mitgespielt haben. Er beherrschte die deutsche Sprache nicht korrekt und konnte seine Gedanken aus diesem Grund nicht klar genug ausdrücken. Vor allem aber war seine Argumentation zu kompliziert und sein Denken widerspruchsvoll. Trotz seiner deutlichen Vorbehalte in seinen Romanen und seiner Freundschaft mit den Napoleoniden gerierte sich Sealsfield in der Öffentlichkeit als Republikaner, wenn auch die einschlägigen Zeugnisse aus späterer Zeit stammen. 1854 behauptete er, er sei seit mehr als dreißig Jahren Republikaner,<sup>79</sup> und in einem Brief von 1863 bekennt er sich als „Republikaner, der die Grundsätze des Republikanismus als sein Hauptbanner sein Leben hindurch verfochten [habe]“. <sup>80</sup> Seine republikanische Einstellung zu jener Zeit wird durch mehrere Zeitzeugen bestätigt, von denen einer von häufigen Diskussionen über diese Frage im Jahre 1849 berichtet, in denen unser Autor kompromisslos und „in eine[r] förmlichen Rage“, seinen Standpunkt vertreten habe.<sup>81</sup> So ist es auch kein Wunder, dass nicht nur der erwähnte preußische Rezensent, sondern auch andere zumindest in den *Lebensbildern* eine republikanische Tendenz erkannten und je nach Standpunkt bzw. nach Bundesstaat auch positiv würdigten.<sup>82</sup> Als aber 1848 in Österreich die Revolution ausbrach und der Kaiser

---

<sup>77</sup> Charles Sealsfield: *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre, Teil IV, Pflanzlerleben II, und Die Farbigen* (zuerst 1836). Bearb. von Adolf E. Schroeder. (Arndt *SW*, Bd. 14). Hildesheim/New York: Olms, 1976, S. 51; Ders.: *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre: fünf Teile in fünf Bänden. Teil 2, Ralph Doughby's Esq. Brautfahrt. (Sämtliche Werke, Bd. 12)*. Hildesheim/New York: Olms, 1976, S. 90-112, Zitat S. 100.

<sup>78</sup> Sealsfield: *Brautfahrt* (Anm. 77), S. 99.

<sup>79</sup> Charles Sealsfield an Heinrich Erhardt vom 25. April 1854. In: Castle BR, S. 287.

<sup>80</sup> K. M. Kertheny: *Erinnerungen an Charles Sealsfield*. Zweiter Brief. In: Eduard Castle: *Das Geheimnis des Großen Unbekannten. Charles Sealsfield-Carl Postl. Die Quellenschriften mit Einleitung, Bildnis, Handschriftenprobe und ausführlichem Register*. (C. S.: *Sämtliche Werke. Supplementreihe. Materialien und Dokumente*. Bd. 26). Hildesheim/New York: Olms, 1995, S.126-139, hier S. 135, vgl. auch ebd. S. 133: „ich, der inkarnierte Republikaner“.

<sup>81</sup> Ida von Düringsfeld: *Nord-Amerika. Schattenrisse aus der Welt-Literatur. Charles Sealsfield*. In: Castle: *Quellenschriften* (Anm. 80), S. 24-36, hier S. 27f., S. 32, Zitat S. 28.

<sup>82</sup> „[...] er ist ein Verehrer der nordamerikanischen Zustände, ein feuriger Republikaner mit Haut und Haar, der über unser royalistisches und feudalistisches Europa bedauernd die

aus Wien flüchten musste, entdeckte der „Republikaner“ Sealsfield plötzlich sein Herz für die Generäle und hoffte, dass „ein Deus ex Machina in der Person irgend eines charakterfesten Ministers oder Generals, der ein paar hundert zusammenschießen lässt, bald kommt.“<sup>83</sup> Später bezeichnete er die Revolution als „grassierende Epidemie.“<sup>84</sup> Und als eine finanzielle Krise in Amerika sein Aktienvermögen beeinträchtigte, verfog seine Begeisterung für die amerikanische Republik rasch, und er erklärte, „das Übermaß von Freiheit ist in eine Mobocratie ausgeartet, die alle sozialen, legalen und finanziellen Verhältnisse zu zersetzen droht.“<sup>85</sup> Damit erweist sich Charles Sealsfield als typischer Vertreter des deutschen bzw. österreichischen Bürgertums, das ständig in Angst vor den „radikalen Massen“ schwebte und aus diesem Grund, als es schließlich zur Revolution kam, doch lieber mit den alten monarchischen Gewalten paktierte.

„Erst kommt das Fressen, und dann die Moral“: Dieser Maxime folgte Sealsfield bereits im Jahre 1826, als er sich dem verhassten Metternich als Spion anzudienen versuchte.<sup>86</sup> Ähnlich widerspruchsvoll sind Sealsfields Äußerungen zur Sklavenfrage in den USA.<sup>87</sup> Solche unterschiedlichen Lesarten kommen auch bei anderen literarischen Werken vor. Zum Beispiel zeigte sich, dass der jahrzehntelang als pazifistisch gepriesene Roman *Le Feu* von Henri Barbusse auch eine der französischen Kriegspropaganda verpflichtete Lesart enthält, die sich nicht nur durch eine werkimmanente Interpretation, sondern auch durch den privaten Briefwechsel und einschlägige Äußerungen des Autors nachweisen ließ.<sup>88</sup> Solche ideologischen Widersprüche dürfen weder in historischen Dokumenten noch in der Belletristik übersehen werden. Die „dichterische Freiheit“ mag den Autoren erlauben, widerspruchsvoll zu schreiben, Historiker aber und Literaturwissenschaftler dürfen solche Widersprüche nicht harmonisieren;<sup>89</sup> ihre Aufgabe ist vielmehr, sie aufzudecken und

---

Achsel zuckt.“ „Möge das gute, tapfere, politische Element, die Ehre und der Stolz dieser großartigen republikanischen Völker auf uns Deutsche übergehen, [...]“: Diese Rezensionen aus den Jahren 1836 bzw. 1841 erschienen natürlich nicht in Preußen, sondern im liberaleren Sachsen. Zit. nach Kucher: (Hrsg.): *Rezeptionsgeschichte* (Anm. 72), S. 234f. und S. 280.

<sup>83</sup> Charles Sealsfield an Heinrich Erhardt vom 1. Juni 1848. In: Castle BR, S. 225-227.

<sup>84</sup> Charles Sealsfield, undatiert aus dem Znaimer Nachlass (ebd., S. 409).

<sup>85</sup> Charles Sealsfield an Bankhaus Passavant und Co, Basel vom 16. November 1854. In: ebd., S. 298.

<sup>86</sup> H. Sidons [d. i. Sealsfield] an Metternich vom 18. August 1826. In: ebd., S. 108f.

<sup>87</sup> Schnitzler: *Erfahrung* (Anm. 49), S. 212.

<sup>88</sup> Eberhard Demm: *Barbusse et son „Feu“ – la dernière cartouche de la propagande de guerre française en 1917*. In: *Guerres mondiales et conflits contemporains* 197 (2000), S. 43-63.

<sup>89</sup> Anders Ritter: *Vorstellungen* (Anm. 44), S. 396.

ihre Hintergründe und Absichten zu erklären. Im Falle Sealsfields stammen sie aus diversen biographischen Erfahrungen und Einflüssen, hängen aber auch mit seiner politischen Naivität zusammen sowie seiner bereits von Eduard Winter konstatierten „Versatilität“.<sup>90</sup> Auch aus diesen Gründen und nicht nur wegen seiner reaktionären Konzeption einer aristokratisch bestimmten Gesellschaftsordnung war sein Vorhaben einer politischen Aufklärung durch seine Romane in Deutschland völlig aussichtslos, und es war nicht zufällig, dass sich seine Bücher immer weniger verkauften und er gegenüber den politischen und gesellschaftlichen Emanzipationsbestrebungen des Bürgertums in Deutschland keine neue politische Botschaft entwickeln konnte und schließlich als Schriftsteller verstummte.<sup>91</sup>

#### 4. Schreibstil

„Le style est l'homme même“, sagte Buffon, und auch für Sealsfield dürfte dieser Ausspruch stimmen. Die verworrene Konstruktion seines *Virey* entspricht wohl seinem unsteten Wanderleben zwischen Frankreich, England, den USA und der Schweiz. Nun hat allerdings Kriegleder Sealsfields formelle Schwächen, insbesondere seine schon von den Zeitgenossen als „chaotisch“ empfundene Romanstruktur als absichtliche „Monosemierung“ erklärt, in dem „undurchschaubare Geschehnisse [...] post festum durchschaubar gemacht, Handlungsmotive im nachhinein erklärt [werden]“.<sup>92</sup> Das ist eine sehr scharfsinnige Erklärung, aber ob das wirklich so beabsichtigt war, möchte ich füglich bezweifeln. Ein Autor wie Sealsfield, der gern in Vorreden zu seinen Romanen sowie in Briefen an Verleger auf seine formellen Besonderheiten („Volksroman“ u. ä.) hinweist,<sup>93</sup> hätte es in diesem Fall nicht ver-

---

<sup>90</sup> Gustav Winter: *Einiges Neue über Charles Sealsfield*. In: *Austria*, S. LVI\*-LXXVIII\*, hier S. LX\*ff.; Zitat S. LXVIII\*.

<sup>91</sup> Alexander Ritter: *Inhaltliche Buchmarktförderung, verlagsgeschäftliche Verhandlungsfehler und limitierte Buchzirkulation. Charles Sealsfields Geschäftsbeziehungen zu Heinrich Brockhaus (Leipzig), den Zürcher Verlagen Orell, Füssli & Co. und Friedrich Schultheß*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter, Wien: Edition Praesens, 2008, S. 81-126; Ders.: *Charles Sealsfield als Autor der Verleger Cotta (Stuttgart) und Murray (London). Zu Publizitätsanspruch, Wirkungsrealität und dem Publizitätsverlust nach 1848*. In: Kucher (Hrsg.): *Rezeptionsgeschichte* (Anm. 72), S. 107-153; Ders.: *Katarakten* (Anm. 53).

<sup>92</sup> Kriegleder: *Monosemierung* (Anm. 49), S. XXX.

<sup>93</sup> Z. B. Charles Sealsfield an Heinrich Brockhaus vom 21. Juni 1854. In: Castle: *Quellenschriften* (Anm. 80), S. 11ff., hier S. 14.

säumt, seine komplizierte Konstruktion entsprechend zu rechtfertigen. Auch die zeitgenössischen Rezensenten waren eher ratlos, konzidierten Sealsfield zwar Leichtigkeit und Originalität,<sup>94</sup> kritisierten aber, dass es in seinen Büchern chaotisch zugehe,<sup>95</sup> vermissten im *Virey* „den Faden einer Novelle, der am Ende des Werks geknotet wird“ und bezeichneten den Roman als „a story without an end“.<sup>96</sup>

Eine weitere Erschwerung der Lektüre stellen die eingestreuten Wendungen in spanischer Sprache, in den Nordamerikaromanen natürlich in englischer Sprache dar, die den authentischen Charakter seiner Romane unterstreichen sollten. Sie sind von zweifelhafter Qualität, entweder aus zweisprachigen Konversationsbüchern fehlerhaft abgeschrieben oder mit Hilfe eines Wörterbuchs konstruiert. Jeffrey L. Sammons spricht zu Recht von „passages of dubious English and impossible Spanish“<sup>97</sup>, und im *Virey* hat diese spanisch-italienische Mischung so viele Fehler, dass Marianne de Bopp 13 Seiten benötigte, um sie alle zu korrigieren.<sup>98</sup>

Dass Sealsfield selbst die deutsche Sprache nicht richtig beherrschte und sich nicht nur zahlreiche Amerikanismen, sondern auch andere Sprachschnitzer erlaubte, missbilligten bereits zeitgenössische Rezensenten. So kritisierte die *Zeitung für die elegante Welt* „das zuweilen Rohe im Styl“ und schrieb: „Ein solches Verhunzen und Ohrfeigen des Sprachgenius ist, so wahr es an und für sich sein mag, am Ende ermüdend und am allerwenigsten ästhetisch.“<sup>99</sup> Und das *Literarische Wochenblatt der Deutschen National-Zeitung* prophezeite, „dass viele dadurch zurückgestoßen werden, und des Verfassers Zweck wird in Deutschland mehr oder minder unerreicht bleiben, wenn nicht für eine Revision der Schreibart Sorge getragen wird.“<sup>100</sup> Nur ein einziger Rezensent freute sich, dass Sealsfield nicht die Regeln der „steifleinene Grammatiker“ befolgte.<sup>101</sup>

---

<sup>94</sup> Kucher, *Rezeptionsgeschichte* (Anm. 72), S. 189, 202.

<sup>95</sup> Castle: *Quellenschriften* (Anm. 80), S. 26.

<sup>96</sup> Kucher (Hrsg.): *Rezeptionsgeschichte* (Anm. 72), S. 192, 377.

<sup>97</sup> Zitiert nach Gustav Adolf Pogatschnigg: „Transatlantisches Kauderwelsch“? *Mehrsprachigkeit als literarische Technik und interkulturelle Erfahrung bei Karl Postl alias Charles Sealsfield*. In: *Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung*. (SealsfieldBibliothek; 1) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Präsens, 2004, S. 181-200, hier S.186.

<sup>98</sup> Marianne de Bopp: *Noten zu den spanischen Wendungen im Text*. In: *Virey*, S. V\*-XVIII\*. Zu gewissen Italienischkenntnissen Sealsfields vgl. dieselben *Bemerkungen*. In: *Virey*, S. I\*f.

<sup>99</sup> Kucher: *Rezeptionsgeschichte* (Anm. 72), S. 241, vgl. S. 189.

<sup>100</sup> Ebd., S. 211.

<sup>101</sup> Ebd., S. 287.

Umso erstaunlicher ist es, dass sich außer der Germanistin Marianne de Bopp, die alle diese Mängel im *Virey* akribisch nachweist<sup>102</sup>, offenbar kein Sealsfieldforscher daran gestört oder gar nach den Gründen dafür gesucht hat. Schüppen beschwerte sich zwar bereits 1970, dass nur Sealsfields Amerikanismen untersucht wurden, aber nicht seine Sprache selbst und der geographische Raum, in den sie gehörte,<sup>103</sup> aber auch in einem neueren Artikel aus dem Jahre 2004 kam Pogatschnigg nicht über die Feststellung hinaus, dass Sealsfield im Umfeld einer deutsch-tschechischen Koexistenz diglossisch aufgewachsen sei.<sup>104</sup> Auch interessierte er sich in erster Linie für Sealsfields deutsch-englische Sprachmischung und nicht für die Frage, warum dieser Autor ein so fehlerhaftes Deutsch schreibt. Einen ersten Ansatz zu einer linguistischen Analyse gab zuletzt der tschechische Archivar Jindřich Schwippel, dessen Hypothese hier kurz resümiert werden soll. Schwippel nimmt an, dass es sich bei diesen Fehlern zum Teil um Bohemismen bzw. um lokale Dialektformen handeln könnte, wie sie die Deutschen in Böhmen und besonders in Prag benutzten.<sup>105</sup> Im Einzelnen erklärt Schwippel einige Fehler im *Virey* aus der Liste de Bopps folgendermaßen:

Ein Gemälde in einen anderen Saal „übersetzen“ statt „hinüberbringen“ erinnert an die böhmische Wendung „einen Beamten übersetzen“ statt „einen Beamten versetzen“.

„Schätze seines Vorfahrens“ statt „Schätze seines Vorgängers“ erklärt sich durch die Übersetzung von „předek, předkové“ als „Vorfahr, Vorfahren“ statt als „Vorgänger“.<sup>106</sup>

„über einen Felsen hinabhob [...] und sich selbst hinabwurmte“ sowie „der Lichtstrom [...] erblindete“ statt „blendete“ könnten ebenfalls Prager Bohemismen sein. „Nicht wiegend das Verbrechen“ ist eher als ein Latinismus anzusehen entsprechend der Konstruktion „vota sunt ponderanda“.

Allerdings betonte Schwippel, dass er nur erste Anregungen geben könne und die Frage unter Berücksichtigung von weiteren Sprachfehlern aus anderen Sealsfieldromanen untersucht werden müsste.<sup>107</sup>

<sup>102</sup> de Bopp: *Bemerkungen* (Anm. 98), S. II\*.

<sup>103</sup> Franz Schüppen: *Charles Sealsfield*. In: *Zur Literatur der Restaurationsepoche 1815-1848*. Hrsg. von Jost Hermand und Manfred Windfuhr. Stuttgart: Metzler, 1970, S. 285-346, hier S. 322-324.

<sup>104</sup> Pogatschnigg: *Kauderwelsch* (Anm. 97), S. 183f.

<sup>105</sup> Freundliche Mitteilung Jindřich Schwippels, Prag, vom 14. Februar 2009; einen akustischen Eindruck von diesem Dialekt gibt der UFA-Film *Die goldene Stadt* von Veit Harlan (1942).

<sup>106</sup> Josef Rank: *Neues Taschenwörterbuch der böhmischen und deutschen Sprache*. Prag: Haase, 1865.

<sup>107</sup> Leider ist der beste Spezialist für Bohemismen und den Dialekt der Deutschen in Böhmen,



## 5. Zusammenfassung

Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit Charles Sealsfields historischen Roman aus dem Jahre 1834: *Der Virey und die Aristokraten oder Mexico im Jahre 1812*. Dabei werden seine historischen Quellen, seine ideologischen Positionen und sein Stil untersucht.

### Quellen

Der amerikanische Germanist Theodore Herzl Leon wies bereits im Jahre 1936 die Abhängigkeit des *Virey* von einigen historischen Werken nach. Dies lässt sich für die englischsprachigen Bücher bestätigen und sogar zum Teil erweitern, muss aber für die Werke spanischer Autoren zurückgewiesen werden. Sealsfield war nie in Mexiko, konnte kaum Spanisch, hat weder offizielle Dokumente noch überhaupt spanische Bücher gelesen, keine Zeitzeugen befragt und nur englischsprachige Lesefrüchte verwertet. Alle seine Angaben dienten nur dem Zweck, Authentizität vorzutäuschen und die Fiktion einer eigenen Mexikoreise aufrecht zu erhalten

### Ideologie

Die bisherige Forschung hat bereits im *Virey* Sealsfields antikatholische und anti-britische Ressentiments, seine Ablehnung der despotischen spanischen Herrschaft sowie seine positive Beurteilung des mexikanischen Adels nachgewiesen. Es lässt sich aber im *Virey* und in seinem früheren Werk *Austria as it is* auch eine antiaristokratische Lesart nachweisen, die insbesondere den Briefadel in beiden Ländern scharf kritisiert. Politisch proklamiert er eine durch ein diffuses Mitspracherecht des Adels gemäßigte Monarchie als die für diese Länder passende Staatsform. Allerdings ist ihm die konkrete Institution einer konstitutionellen Monarchie, deren Macht durch eine adlig-besitzbürgerliche Volksvertretung beschränkt wird, völlig fremd. Das liegt daran, dass sich Sealsfields Weltbild seit seinen Studienjahren in Prag kaum verändert hat. Bestimmend ist und bleibt für ihn das Ideal einer ständisch gegliederten Gesellschaft, die von einer aufgeklärten Aristokratie geführt wird, – ein Ideal, das durch seine politischen Erfahrungen in den Südstaaten der USA bestätigt wurde.

Nach Schnitzler und Kriegleder habe Sealsfield das Mexiko von 1812 als abschreckendes Beispiel vorgeführt, damit seine deutschen Leser daran auch den despotischen Charakter ihrer eigenen Regierungen erkennen sollten. Allerdings sei diese politische Botschaft nicht verstanden worden. Nun ließ sich zwar eine späte preußische Rezension aus dem Jahre 1846 nachweisen, deren Verfasser die indirekte Kritik an den europäischen Monarchien durchaus verstanden und sie scharf zurückgewiesen hatte. Sealsfields Plädoyer für eine durch adliges Mitspracherecht beschränkte Monarchie aber war dem Rezensenten entgangen. Das lag daran, dass unser Autor sich trotz seiner deutlichen Vorbehalte im *Virey* und in anderen Werken in der Öffentlichkeit als Republikaner gerierte und seine Argumentation zu kompliziert und zu widerspruchsvoll war. Solche Widersprüche kommen auch bei anderen literarischen Werken vor, zum Beispiel im Roman *Le Feu* von Henri Barbusse. Auch aus diesen Gründen und nicht nur wegen seiner reaktionären Konzeption einer aristokratisch bestimmten Gesellschaftsordnung war Sealsfields Vorhaben einer politischen Aufklärung durch seine Romane in Deutschland völlig aussichtslos, und es war nicht zufällig, dass sich seine Bücher immer weniger verkauften und er gegenüber den politischen und gesellschaftlichen Emanzipationsbestrebungen des Bürgertums in Deutschland keine neue politische Botschaft entwickeln konnte und schließlich als Schriftsteller verstummte.

### Schreibstil

„Le style est l'homme même“, sagte Buffon, und auch für Sealsfield dürfte dieser Ausspruch stimmen. Die verworrene Konstruktion seines *Virey* entsprach seinem unsteten Wanderleben zwischen Frankreich, England, den USA und der Schweiz. Nun erklärt allerdings Kriegleder Sealsfields formelle Schwächen als absichtliche „Monosemierung“. Ich bezweifle das. Ein Autor wie Sealsfield, der gern in Vorreden zu seinen Romanen sowie in Briefen an Verleger auf seine formellen Besonderheiten („Volksroman“ u. ä.) hinwies, hätte es in diesem Fall nicht versäumt, seine komplizierte Konstruktion entsprechend zu rechtfertigen.

Sealsfield beherrschte die deutsche Sprache nicht perfekt und erlaubte sich nicht nur zahlreiche Amerikanismen, sondern auch andere Sprachschnitzer, die jedenfalls zum Teil auf Bohemismen und lokale Dialektformen zurückgehen. Allerdings müsste dieser Aspekt noch genauer untersucht werden.

... und wie der Mensch  
mit allem Verstande und aller Mühe  
doch so wenig an dem ändern kann, was sein soll.<sup>1</sup>

Kulturstereotype und Gattungsschemata in Otto Rupprius'  
*Der Pedlar. Roman aus dem amerikanischen Leben*

Für die Entwicklung des Amerikabildes in der europäischen Literatur konstatiert Harold Jantz einen vierfachen Mythos: den des „goldenen Primitivismus“ und sein Gegenstück, den Mythos eines „monströsen, aufreibenden Kontinents“, den historischen „Mythos von der Westwanderung der Kultur“ und den sich daraus ableitenden Mythos von „Amerika als Land der Verheißung, der Zukunft – manchmal mit negativen Vorzeichen“. Die Verfolgung und Analyse dieser Mythen verlange besonderes Augenmerk für die „ikonographische Vorstellung“ und für die Untersuchung des „dichterisch-schöpferischen“ Amerikabildes nach seinem Ursprung, seiner Beschaffenheit und seiner Entfaltung.<sup>2</sup>

Im Lichte dieses Befundes ist Otto Rupprius' in New York erschienener Roman *Der Pedlar. Roman aus dem amerikanischen Leben* (1857) und seine Fortsetzung *Das Vermächtnis des Pedlars* (1859), die mehrfache Auflagen erlebten, heute jedoch in Vergessenheit geraten sind<sup>3</sup>, in vieler Hinsicht aufschlussreich. Sie adaptieren Versatzstücke und Stereotype aus jedem dieser vier Mythen und bedienen sich dabei in ho-

---

<sup>1</sup> Zitiert wird nach: Otto Rupprius: *Der Pedlar. Roman aus dem amerikanischen Leben*. Leipzig: Reclam, (o. J.). Zitat S. 150; Otto Rupprius: *Das Vermächtnis des Pedlars. Folge des Romans: „Der Pedlar“*. Leipzig: Reclam, (o. J.).

<sup>2</sup> Harold Jantz: *Amerika im deutschen Dichten und Denken*. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*. Hrsg. von Wolfgang Stammer. Band III, 2. Aufl. Berlin: Erich Schmidt, 1962, Sp. 309-372, hier Sp. 311.

<sup>3</sup> Dem sucht eine Neuauflage gegenzusteuern: Otto Rupprius: *Der Pedlar. Roman aus dem amerikanischen Leben*. Berlin: Zenodot Verlagsgesellschaft (*Sammlung Zenodot*), 2007. Otto Rupprius: *Das Vermächtnis des Pedlars*. Berlin: Zenodot Verlagsgesellschaft (*Sammlung Zenodot*), 2007.

hem Maße schematischer Konstruktions- und Erzählmuster aus mehreren, zum Teil einander affinen Roman- und Erzählgattungen. In Bezug auf thematische und motivische Schwerpunkte finden sich in der deutsch-amerikanischen Literatur zwei divergente Haupttendenzen: In der Begegnung und der zumeist konfliktreichen Konfrontation mit dem Fremden kann sie sich entweder des eigenen nationalen Erbes vergewissern und „hochmütig wie dünkeltig im herzlosen Yankeeland auf vaterländischen Stolz pochen, oder aber aus Hoffnungen und Erwartungen, die an den geschichtlichen Emanzipationsprozess anknüpfen, „utopische Leitbilder für ein reformbedürftiges Europa entwerfen“.<sup>4</sup>

Bei den Hauptvertretern der deutschen Amerikaliteratur im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts wie Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Balduin Möllhausen oder Friedrich Strubberg sind inhaltliche Schwerpunkte und das Erzählerinteresse in hohem Ausmaß auf die Indianerkämpfe und die Fehden an den Grenzen zum wilden Südwesten konzentriert, in dessen exotischen Landschaften sich abenteuerliche fiktionale Lebenswelten entfalten<sup>5</sup>. Otto Ruppig hingegen gestaltet als einer der ersten Autoren erfolgreich markante von Gefahren begleitete Stationen der neuen realen Lebensexistenz deutschamerikanischer Einwanderer, fokussiert auf New York als Großstadt des Nordens und Alabama als Modell des agrarischen amerikanischen Südens. Damit verzichtet Ruppig auf die Vorteile des transatlantisch-exotischen Romans der deutschen Cooper-Tradition im Sinne Möllhausens, Gerstäckers oder Karl Mays<sup>6</sup> für den Unterhaltungsschriftsteller, auch wenn er sich für seine gewandelten Erzählintentionen ebenfalls der Strukturelemente des Abenteuerromans bedient. Dass in seine Romane autobiographische Elemente in Form eigener Erlebnisse und Erfahrungen einfließen und mit deutschen und amerikanischen Kulturstereotypen<sup>7</sup> verschmolzen werden, rückt sie die Nähe historischer

---

<sup>4</sup> Christoph Hering: *Otto Ruppig, der Amerikafahrer, Flüchtling, Exilschriftsteller, Rückwanderer*. In: *Amerika in der deutschen Literatur. Neue Welt – Nordamerika – USA*. Hrsg. von Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch. Stuttgart: Reclam, 1975, S. 124-134, hier S. 124 f.; vgl. Theodor Graewert: *Otto Ruppig und der Amerikaroman im 19. Jahrhundert*. Phil. Diss. Jena, 1935.

<sup>5</sup> Vgl. die Studie von: Jerry Schuchalter (aus dem Englischen übersetzt von Gerald Frodl): *Amerika und seine Interpreten in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts*. In: *Jahrbuch der Charles-Sealsfield-Gesellschaft*. Hrsg. von Waldemar Fromm und Andreas Geyer. Bd. XIV/2002. Freiburg i. Br.: Rombach, 2002, S. 63-180, hier S. 78 f.

<sup>6</sup> Helmuth Schmiedt: *Abenteuerroman*. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I. Hrsg. von Klaus Weimar. Berlin/New York: de Gruyter, 1997, S. 2-4, hier S. 3.

<sup>7</sup> Vgl. Ulrike Kammerhofer-Aggermann: *Kulturstereotype – Zur Einleitung*. In: *Kulturstereotype und Unbekannte Kulturlandschaften am Beispiel von Amerika und Europa*. (*Wort und Musik*, Band 66.

Dokumente für den Prozess der Konfrontation des deutschen Elements mit der noch unfertigen amerikanischen Kulturgesellschaft.

Auf Grund der lückenhaften Kenntnisse von biographischen Fakten und Details aus Otto Rupprius' Leben lässt sich eine „Wechselwirkung von inszenierter Autoridentität und inszeniertem Amerikabild“, die Alexander Ritter am Beispiel von Charles Sealsfield festmachen konnte, für Otto Rupprius nicht im einzelnen nachweisen.<sup>8</sup> Die Biographie des 1819 geborenen Beamtensohns, dem die Mittel zum Universitätsbesuch fehlten und der dennoch beharrlich sein Ziel verfolgte, ein echter Volksschriftsteller zu werden, ist in wichtigen Detailbereichen nur dürftig übermittelte. Dennoch lassen sich Parallelen zu anderen Amerikaemigranten unter den deutschen Schriftstellern erkennen. In Bezug auf seinen Bildungsgang ist Rupprius ein Repräsentant des Umbruchs um 1850, der sich seit Beginn des 19. Jahrhunderts abzuzeichnen begann und allmählich auch Nicht-Akademiker in Positionen des gebildeten Bürgertums, dem die wirtschaftlich schlecht gestellten Akademiker angehörten, nachrücken ließ.<sup>9</sup>

Nach einer kaufmännischen Lehre und enttäuschten Hoffnungen auf eine Karriere in der preußischen Armee wurde Rupprius Buchhändler und Schriftsteller, ging nach Berlin, wo er den „norddeutschen Volksschriftstellerverein“ mitbegründete, der unteren Bevölkerungsschichten anstelle der Kolportage gute Literatur preiswert anbieten wollte.<sup>10</sup> Mit diesen Zielen und mit seinen in dieser Zeit entstandenen Schriften steht Rupprius in der im Lichte des Vormärz, des Liberalismus und der achtundvierziger Revolution noch einmal wirkungsmächtigen Tradition spätaufklärerischer Publizistik. Diese Tradition fand bei Schriftstellern wie Rupprius und ihrem Wirken als Multiplikatoren im Dienste der Volksaufklärung und als Vertreter einer an der Aufklärung orientierten Ethik ihre Fortsetzung, aber auch allmählich ihren Abschluss.

---

*Salzburger Beiträge zur Volkskunde*, 17) Hrsg. von Joachim Brügge und Ulrike Kammerhofer-Aggermann. Anif/Salzburg: Mueller-Speiser, 2007, S. 5-14.

<sup>8</sup> Vgl. die Studie von Alexander Ritter: *Wechselwirkung von inszenierter Autoridentität und inszeniertem Amerikabild. Momente einer ‚großen Lebensstour‘ des österreichischen Ordensbruders Karl Postl und des ‚amerikanischen‘ Literaten Sealsfield am Beispiel der Romane ‚Die deutsch-amerikanischen Wahlhervandtschaften‘ und ‚Das Kajütenbuch‘*. In: *Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung*. (SealsfieldBibliothek; 1) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 65-108.

<sup>9</sup> Juliane Mikoletzky: *Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur*. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur; 23) Tübingen: Niemeyer, 1988, S. 6 f.

<sup>10</sup> Hering: *Otto Rupprius* (Anm. 4), S. 126.

Als liberaler Journalist gab Rupprius im Revolutionsjahr 1848 eine „Bürger- und Bauernzeitung“ heraus, in der er vehement gegen die Auflösung der preußischen Nationalversammlung am 5. Dezember 1849 protestierte und eine Anklage gegen den verantwortlichen Minister wegen Hochverrats und seine Verurteilung zu lebenslanger Haft forderte. Das System reagierte mit der Verurteilung Rupprius' zu einer neunmonatigen Festungshaft, die wegen seines ihm vom Gericht bescheinigten „freimütigen, aber doch höchst anständigen und mäßigen Benehmens“<sup>11</sup> zunächst nicht vollzogen wurde. Ende 1849 konnte sich Rupprius durch die Flucht nach Amerika der Strafe entziehen und zählt damit wie Adalbert Graf Baudissin, Carl Julian Dilthey, Friedrich Eylert, Carl Theodor Griesinger, Reinhold Solger und zuvor Charles Sealsfield zur Gruppe der ‚Flüchtlinge‘ unter den ausgewanderten Schriftstellern.<sup>12</sup>

Sein Aufenthalt in den Vereinigten Staaten, in die er 1850 seine Frau und seine beiden Kinder nachkommen ließ, währte beinahe 12 Jahre. Über seine wirtschaftliche Situation und das Ausmaß der materiellen Sicherheit in den ersten Jahren gibt es unterschiedliche Einschätzungen. Nach Christoph Herings konnte Rupprius aufgrund seines Erfolgs als Dirigent und Musiklehrer in Louisville, Kentucky, im Jahr 1851 ein Haus und Grundbesitz erwerben, das er und seine ebenfalls als Musikerin tätige Frau bald wieder verloren, möglicherweise durch Brandstiftung. Mit der Arbeit für deutschamerikanische Zeitschriften setzte Rupprius 1853 einen Neuanfang in Milwaukee, Wisconsin, einer Hochburg deutscher Einwanderer. In Rupprius' in dieser Zeit entstandenen Romanen und Genrebildern aus dem Leben gebildeter deutscher Einwanderer konstatiert Christoph Hering die Ablöse pseudo-romantischer Geschichtsnovellen zugunsten einer realistischen Erzählweise. Abgesehen von manchen in der Epoche der Romantik angesiedelten Erzählstrategien trifft dies auch großteils auf den Roman *Der Pedlar* (1857) und seine Fortsetzung *Das Vermächtnis des Pedlars* (1859) zu. In diesen beiden Romanen finden sich, wie auch in „Geld und Geist“ (1860), der Erfolgsgeschichte eines deutschen Journalisten im Kampf gegen politische Korruption, realistische und von biographischen Erfahrungen beeinflusste Handlungselemente.

Näheres über die Motive der Übersiedlung nach St. Louis, Missouri, im Jahr 1859 ist nicht bekannt. Von dort aus ließ Rupprius jedoch die ersten Ausgaben seiner Romane in Deutschland erscheinen und wurde zudem ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift *Die Gartenlaube*, in der das Thema Amerika einen zunehmend hohen Stel-

---

<sup>11</sup> Bernd Steinbrink: *Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Studien zu einer vernachlässigten Gattung.* ( *Studien zur deutschen Literatur*, 72) Tübingen: Niemeyer, 1983, S. 153.

<sup>12</sup> Mikoletzky: *Amerika-Auswanderung* (Anm. 9), S. 62.

lenwert erlangt hatte. Als mittlerweile in Amerika erfolgreicher Autor konnte Ruppis auf diese Weise auch das Publikum in seiner alten Heimat gewinnen, in die er 1861 schließlich zurückkehrte. Die Rückkehr wurde zwar auch durch den Amnestieerlass für politisch Verurteilte begünstigt, schwerer wogen als Heimkehrmotive jedoch die Erlebnisse des sich anbahnenden Bürgerkriegs und des zunehmenden Fanatismus in den Maitagen in St. Louis, die Gefechte zwischen den Sezessionisten und einer mit dem Norden sympathisierenden deutschen Militärgruppierung. Sie ließen Ruppis gewalttätige Übergriffe, ein weiteres Mal auch auf sein Eigentum, und insgesamt das Ende der freiheitlichen Republik und der Union befürchten. Bereits drei Jahre nach seiner Rückkehr nach Deutschland, in denen er neben zahlreichen Erzählungen auch die Romane *Ein Deutscher* (1860) und *Zwei Welten* (1863) zum Abdruck in der *Gartenlaube* fertig stellte, starb Otto Ruppis 1864 im Alter von nur 45 Jahren, mitten in unermüdlicher literarischer Tätigkeit<sup>13</sup>.

„Fremdbilder“, bringt Jeffrey L. Sammons ein zentrales Ergebnis der Erforschung deutscher Amerika-Bilder auf den Punkt, beziehen sich „bestenfalls beiläufig auf ihre jeweiligen Objekte“ und sind „eigentlich nur als Fiktionen innerhalb der Kontexte verständlich, ... in denen sie geformt wurden“.<sup>14</sup> Nach Manfred Durzak ist das Amerikabild in der deutschen Literatur „enger mit der Bewusstseinsgeschichte der Deutschen verklammert als mit der Sozialgeschichte Amerikas.“<sup>15</sup> Das Bild vom anderen Land, das Ruppis in *Der Pedlar* entwirft, präsentiert sich als ein Konglomerat aus individuellen, aus der eigenen Kultur in vielfältigen Medien und fiktionalen Gestaltungsvarianten vermittelten Erfahrungen. In diesem Sinne untersucht die Imagologie-Forschung, auf welche Weise langlebige kulturgeschichtlich gewachsene Vorstellungsmuster oder Mythen mit den Realitäten der Neuen Welt konfrontiert werden. Auch in Ruppis' *Der Pedlar* spielen in der deutschen Ausgangskultur angesiedelte Vorstellungen und Ideologeme eine wichtige Rolle. Neben den Zwängen und Normen der gewählten literarischen Gattungsmuster nehmen solche Vorstellungen Einfluss auf der Selektion des Figurenspektrums und der Handlungsschwerpunkte der Darstellung der fiktionalen Lebens- und Abenteuerwelt ‚Amerika‘ und auf Reflexionen und Ideologien der Protagonisten.<sup>16</sup> Solche Kulturstereotype

---

<sup>13</sup> Hering: *Otto Ruppis* (Anm. 4), S. 126-128.

<sup>14</sup> Jeffrey L. Sammons: *Gibt es ein dort ein „Dort“? Das deutsche Amerikabild*. In: *Das Amerika der Autoren*. Hrsg. von Jochen Vogt und Alexander Stefan. München: Fink, 2006, S. 19-43, hier S. 21.

<sup>15</sup> Manfred Durzak: *Das Amerika-Bild in der deutschen Gegenwartsliteratur. Historische Voraussetzungen und aktuelle Beispiele*. Stuttgart: Kohlhammer, 1979, S. 10.

<sup>16</sup> Peter J. Brenner: *Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in den deutschen Reise- und*

präsentieren sich zumeist als bereits feststehende und starre Vorstellungen, die vom Autor gelegentlich positiv, neutral, oder aber in den meisten Fällen negativ und abwertend auf einem unkomplizierten Weg an jene Lesegruppen weiter vermittelt werden, die sich noch kein eigenes Urteil bilden können. Kulturstereotype bauen ein „geprägtes Vorurteil über bestimmte Wesensmerkmale von anderen Menschen oder Gruppen“ auf. Auch in Rupprius' Romanen finden Heterostereotype, die das amerikanische ‚Fremde‘, in das der deutsche Held aufgebrochen ist, be- und verurteilen, ihre Entsprechung in Autostereotypen<sup>17</sup>, welche das deutsche ‚Eigene‘ hochhalten und preisen.

Der Blick auf die Erzählstrategie von *Der Pedlar* zeigt, dass dieser Roman, wie auch die anderen Romane von Otto Rupprius, nach einem ähnlichen und nur geringfügig variierten Erzähl- und Figureschema, mit vorgeformten Klischees, vertrauten Personenkonstellationen sowie mit einem deutschen Helden als Hauptperson, der in der Opposition von ‚Geld‘ und ‚Geist‘ für Geist, Arbeit und moralische Integrität steht, konstruiert ist. In *Geld und Geist* (1860) steht ein ehrgeiziger Journalist und Intellektueller im Zentrum, in *Die drei Vagabunden* (1861) und *Ein Deutscher* (1862) ein Musiker und Musiklehrer. In *Der Pedlar* und *Das Vermächtnis des Pedlars* kommt diesem bei der Bewährung im amerikanischen Intrigen- und Korruptionsdschungel seine deutsche juristische Ausbildung zugute. In allen Romanen ist der materialistische und zumeist schurkische Amerikaner, der Yankee, ein unmittelbarer Gegenspieler des Deutschen mit exakt konträren Eigenschaften und Werten, der spekuliert und sich mit gesetzeswidrigen Geldmanipulationen bereichert. Dass sich der deutsche Protagonist zuerst in eine sinnliche und geheimnisvolle Amerikanerin verliebt, sich ihr dann seelisch zunehmend entfremdet und schließlich von ihr trennt, zählt in den meisten Romanen von Rupprius, wie auch in *Der Pedlar*, zur gängigen Figurenkonstellation des Romanschemas. Liebe und Harmonie findet der deutsche Held schließlich bei einer ebenfalls deutschen Partnerin, die ihrerseits zunächst mit einem Amerikaner verheiratet ist und zeitweise selbst vom Geldstreben korrumpiert wurde. Solche Handlungsschemata signalisieren die Unüberbrückbarkeit der Kluft zwischen den Kulturen und plädieren für die Überlegenheit der deutschen Kultur. Dank dieser Überlegenheit und kraft deutscher Tugenden kann sich der eingewanderte Held zuletzt auch in Amerika erfolgreich durchsetzen und behaupten.<sup>18</sup>

---

*Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 35)*  
Tübingen: Niemeyer, 1991, S. 3.

<sup>17</sup> Kammerhofer-Aggermann: *Kulturstereotype* (Anm.7), S. 6.

<sup>18</sup> Schuchalter: *Amerika und seine Interpreten* (Anm. 5), S. 102 ff.



Der Verlauf der nach einem einfachen Reihungsprinzip strukturierten Abenteuer- und Kriminalhandlung von *Der Pedlar*, welches eine rasch wechselnde Fokussierung auf neue Schauplätze und Sachverhalte ermöglicht, ist im Nachklang von Erzähltechniken der Romantik von numinosen Zufällen gekennzeichnet, ein Merkmal des von Unschärfen bestimmten Genres des Abenteuerromans. August von Helmstedt, ein junger preußischer Verwaltungsbeamter, der Modelltypus des gebildeten unpraktischen, jedoch musischen Deutschen, trifft nach seiner Auswanderung, deren Motive nicht näher erläutert werden, in New York zufällig auf seine frühere Berliner Nachbarin Pauline Peters. Ebenfalls vom Abenteuerroman leitet sich die Grundkonstellation her, dass der Held aus seiner gewohnten Alltagswelt heraus in eine fremde und gefährliche eintritt und allerlei Proben zu bestehen und Hindernisse zu überwinden hat. Der die Abenteuerliteratur üblicherweise prägende Kampf gegen die Natur wird nun durch den Kampf gegen die gesellschaftlichen und moralischen Verwerfungen und Gefahren in Amerika ersetzt.

Durch die mit Stolz und Ehrgefühl begründete Ablehnung von Paulines Hilfsangebot setzt sich Helmstedt endgültig der Begegnung mit dem ‚Fremden‘ an Amerika, vorwiegend in seinen Varianten der Kriminalität und Unmoralität, aus. Sein Kontrahent ist jedoch bemerkenswerter Weise kein Amerikaner, sondern der ebenfalls aus Deutschland stammende kriminelle Schurke Seifert, der sich bereits ‚assimiliert‘ und die negativen Phänomene der amerikanischen Gesellschaft zunutze gemacht hat. Er beraubt Helmstedt seiner Ersparnisse, sodass dieser ohne Geld und Arbeit vor dem Nichts steht. Über die Vermittlung eines geheimnisumwitterten, ebenfalls zufällig auftauchenden Hausierers, des jüdischen Pedlars Isaac Hirsch, gelangt er nach Alabama in das Herrenhaus des reichen Plantagenbesitzes Elliot. Helmstedt sollte die Geschäftsgebarung der Plantage überwachen und gleichzeitig der Hausherrin und der Tochter Ellen dank seiner musikalischen Begabung Gesellschaft leisten. Der Amerikaner Baker, als Betrüger, Spieler, Erpresser, Sklaven- und Menschenhändler die verabscheuenswürdige Inkarnation amerikanischen Verbrechertums, den Helmstedt bereits aus New York kannte, buhlt mit Unterstützung der Hausherrin unter Vorspiegelung großen Reichtums um die Hand Ellens. Schließlich wird Helmstedt auf dem Höhepunkt seines Amerika-Abenteuers, nachdem er maßgeblich zur Aufdeckung der kriminellen Hintergründe der Flucht von Sklaven aus Elliots Plantage beigetragen hatte, unschuldig des Mordes an Baker verdächtigt und vor Gericht gestellt. Nach dem Schema des Abenteuerromans entspricht seine drohende Verurteilung einer beinahe unausweichlichen lebensgefährlichen Situation. Aufgrund der Aussage des alten Plantagenbesitzers Morton, der inzwischen die seinerzeit spurlos aus New York verschwundene Pauline Peters geheiratet hat, kommt er im letzten Moment frei, und der Mord klärt sich als Folge einer Erpressung Bakers auf. Gegen den Willen ihrer Eltern heiratet Helmstedt Ellen und wird

daraufhin enterbt. Der Pedlar, der immer wieder beschützend auftaucht und ins Geschehen eingreift, stirbt schließlich an Altersschwäche im Hause Mortons, nachdem er Helmstedt zum Vollstrecker seines Testaments eingesetzt hat. Die Fortsetzung des Romans mit dem Titel *Das Vermächtnis des Pedlars* deckt die Verbrechen und Intrigen auf, die als Folgen aus dem Testament des *Pedlars* geplant und begangen wurden. Über den Ereignissen zerbricht die Ehe Helmstedt mit der Amerikanerin Ellen, was erst den, angesichts der in beiden Romanteilen vernichtenden Kritik an der amerikanischen Gesellschaft, überraschenden positiven Schluss ermöglicht. Erst die zweite Eheschließung mit der früheren Berliner Nachbarin Pauline, die inzwischen zur Witwe Mortons geworden war – er hatte Helmstedt vor seinem Tod gebeten, ihr künftig beizustehen – gewährt dauerhaftes Glück. Die gesellschaftlich-moralische Botschaft ist deutlich: Die Verbindung der höheren deutschen mit der niedrigeren amerikanischen Kultursphäre birgt privat und gesellschaftlich kein Glück.

In seiner Ausgestaltung nimmt dieser umständlich und etwas holprig, jedoch mit weitgehend durchgehaltener Spannung erzählte Handlungsverlauf Anleihen an den Schemata mehrerer Romangattungen. In seiner Grundtendenz und zentralen Intention zeigt der Roman Affinitäten zur Programmatik des deutschen Bildungsromans, indem er die mit „aufklärerischen Perfektionsidealen verknüpfte Vorstellung“ ausgestaltet, dass „der Held der Geschichte am Ende durch seine Erfahrung ‚gebildet‘, also geistig gereift und gesellschaftlich geformt erscheinen soll“:<sup>19</sup> Helmstedt gelangt zur Selbsterkenntnis, er sei an seinen, im Roman allerdings nur in Umrissen angedeuteten, inneren Kämpfen und an den von der amerikanischen Gesellschaft drohenden Widrigkeiten und Gefahren gereift und durch diesen Erziehungsprozess gestärkt worden: „Das größte Unglück, das ich in Amerika erlebte, diente nur dazu, um mich für das hiesige Leben brauchbar zu machen“<sup>20</sup>.

Da kriminelle Vorgänge, Mord und Mordverdacht eine der Konstituenten der Romanhandlung bilden, entlehnt Ruppis vom zeitgenössischen Genre der Kriminalgeschichte ein wenig verfeinertes Schema der Ver- und Enträtselung und des Legens falscher Fährten, wie etwa anlässlich der schrittweisen Aufdeckung und Aufklärung des Mordes an Baker. Die Tatbegründungen werden nach und nach enthüllt und, noch ohne die Raffinesse der später aufkommenden Gattung des Kriminalromans, psychologisch motiviert und von der auktorialen Erzählerinstanz mit den Maßstäben einer aufgeklärt-humanitären Ethik moralisch gewertet. Dem Bau- und Erzählschema der Kriminalerzählung folgt Ruppis auch mit der weitgehend undif-

---

<sup>19</sup> Jürgen Jacobs: *Bildungsroman*. In: *Realexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band I. Hrsg. von Klaus Weimar. Berlin/New York: de Gruyter, 1997, S. 230-232, hier S. 230.

<sup>20</sup> Ruppis: *Der Pedlar* (Anm. 1), S. 235.

ferenzierten Zuordnung der Charaktere zu den ‚Guten‘ oder zu den ‚Bösen‘. Der großteils deutschstämmigen Gruppe der ‚Guten‘, denen neben Helmstedt und dem Pedlar Pauline Peters, auch der amerikanische Plantagenbesitzer Morton zuzurechnen sind, gehören Sympathie und Mitleid der auktorialen Erzählerinstanz. Gemäß dem Gattungsschema der Kriminalgeschichte, in dem das ‚Gute‘ schlussendlich über das Verbrechen siegt, kämpfen sie mit Erfolg gegen die verbrecherischen und korrupten Kräfte des amerikanischen ‚Bösen‘, in das Repräsentanten und Institutionen der Großstadt New York und der Südstaatengesellschaft verstrickt sind. Die Verschiebung des ursprünglichen Abenteuer-Schemas zur ‚philosophischen Praxis‘ und zur Gesellschaftskritik sowie in Richtung des Kriminal-Schemas manifestiert sich darin, dass die ‚Guten‘ und ‚Tapferen‘ nicht mehr gegen Naturgewalten und wilde Tiere, sondern auf den Handlungsschauplätzen der amerikanischen Zivilisation zu kämpfen haben.

*Der Pedlar* ist, trotz mancher Parallelen in der Thematik und in den Motiven, kein fiktionaler Reisebericht oder Reiseroman, wie ihn die Amerikaliteratur als literarisches Genre zahlreich produziert hat. Abgesehen von der Grundkonstellation der Auswanderung fehlt die dem Reiseroman eignende Aussprache über die Motive der Auswanderer.<sup>21</sup> Auch die fiktionale Ausgestaltung der Illusion von einer visionären Gegenwelt, auf die alle Zukunftshoffnungen bauen, ist nicht vorhanden, sondern allenfalls implizit im Willen Helmstedts zu erkennen, sich durchzukämpfen und durchzuhalten. Eine solche Zukunftshoffnung wird zwar bereits zu Romanbeginn schwer erschüttert, aber nicht substanziell zerstört. Diese latente Aufrechterhaltung einer Zukunftshoffnung erfolgt mithilfe erzählstrategischer Techniken, wie der des Aufbaus von Spannung oder jener des Nicht-Ausschöpfens des Erzählerspielraums. Dinge werden verschwiegen, die der Erzähler eigentlich wissen müsste, oder sie werden allenfalls in unbestimmten Vorausdeutungen angekündigt. Von der enttäuschten Hoffnung und vom Mythos ‚Amerika als Paradies‘ bleibt am Schluss von *Das Vermächtnis des Pedlars* immerhin ein vorsichtiger Optimismus, den aber nur die deutsch-deutschen ‚Netzwerke‘ und ihnen weltanschaulich und familiär verbundene Amerikaner rechtfertigen und gewährleisten können. Andere Charakteristika des Reiseromans lassen *Der Pedlar* und *Das Vermächtnis des Pedlars* wiederum vermischen, etwa die Schilderungen einer beschwerlichen Überfahrt oder die Beschreibungen weiterer Reiseverläufe innerhalb Amerikas. Der Wechsel zwischen den zentralen Schauplätzen, auch über große räumliche Distanzen hinweg, erfolgt durchwegs abrupt und ohne Übergänge. Bei der Kontrastierung der Schauplätze, der Groß-

---

<sup>21</sup> Brenner: *Reisen* (Anm. 16), S. 48 ff.

stadt New York auf der einen und den Plantagen in den friedlichen Tälern Alabamas auf der anderen Seite, bedient sich Ruppianischer gängiger klischeehafter Stereotype.

Die Landschaftsidylle der Südstaaten als „abgeschirmte, eingegrenzte und geborgene Landschaftsszenerie“<sup>22</sup> besteht nur an der Oberfläche. Sie wird durch die verbrecherischen Intrigen von Unterwelt-Protagonisten des Nordens sowie durch die Doppelmoral und Korruptierbarkeit der Südstaatengesellschaft zwar nachhaltig erschüttert, aber nicht völlig destruiert. Auch diese Konstellation hat ihre trivialliterarischen Vorbilder und Parallelen, etwa Georg Lippards Roman *Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse* (1844), Emil Klauprechts *Cincinetti oder: Die Geheimnisse des Westens* (1855) oder den Dreiteiler *Die alte Brauerei oder Criminalmysterien von New York* (1859) aus der Feder des 1852 ausgewanderten und fünf Jahre später enttäuscht nach Deutschland heimgekehrten Theodor Griesinger.<sup>23</sup>

Landschaftsschilderungen, die dem Leser Aufschluss über die Topographie, die Faszination oder die Irritation der fremden Landschaft geben könnten, bleiben ebenso ausgespart wie eine nuancierte metaphorische Kontextualisierung. Landschaften werden durchwegs ohne Differenzierungen skizziert und dienen als schematische Kulisse. Phänomene aus dem Bereich Wetter und Klima, wie in den Überschriften der Kapitel fünf und sechs „Schwüle Luft“ und „Ein Gewitter im Winter“ antizipieren metaphorisch die dramatische Zuspitzung späterer Handlungsverläufe oder dienen der Verstärkung der Schilderung von psychischen Befindlichkeiten der Protagonisten. Ebenso stereotyp und schematisiert erfolgen die Beschreibung und Gestaltung sämtlicher literarischer Räume des Romans<sup>24</sup>, wie die billige Pension, in der die Einwanderer zuerst unterkommen oder der ‚parlor‘ und der ‚living-room‘ in den Herrenhäusern des Südens.

An Motiven der Reiseberichte von Auswanderern orientiert sind in *Der Pedlar* hingegen die in diesem Genre oft beschriebenen Situationen der Isolation, aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse und finanzieller Mittel zur Gründung einer neuen Existenz. Der Verlust des ohnehin geringen Überbrückungskapitals aufgrund krimineller Umtriebe kann auch als ein Handlungselement der Kriminalgeschichte und damit als Beleg für fließende Gattungsgrenzen verstanden werden. Das in beiden

---

<sup>22</sup> Günther Häntzschel: *Idylle*. In: *Realexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Band II. Hrsg. von Harald Fricke. Berlin/New York: de Gruyter, 2000, S. 122-124, hier S. 123.

<sup>23</sup> Steinbrink: *Abenteuerliteratur* (Anm. 11), S. 156.

<sup>24</sup> Vgl. Wynfried Kriegleder: *Vornwärts in die Vergangenheit. Das Bild der USA im deutschsprachigen Roman von 1776 bis 1855*. (Edition Orpheus; 13. Beiträge zur deutschen und vergleichenden Literaturwissenschaft) Tübingen: Stauffenburg, 1999, S. 321 ff.

Romanteilen häufig strapazierte Prinzip des Zufalls und das geheimnisvolle Erscheinen des Pedlars als ‚deus ex machina‘ symbolisieren das Vertrauen in die Möglichkeiten der freieren Entfaltung in Amerika, aller Hindernisse zum Trotz. Das Geheimnis als strukturelles Handlungselement und kongeniales Erzählmedium für mythenbildende Klischees folgt bei Ruppis und im deutschen Amerikaroman generell einer populären Erzählkonvention des 19. Jahrhunderts, die sich am Genre des „Romans der Geheimnisse“ orientierte und nach dem Erfolg von Eugène Sues Roman *Les Mystères de Paris* (1842/43) eine ganze Generation von Populärromanen hervorbrachte.<sup>25</sup>

Zuweilen adaptiert der auktoriale Erzähler in *Der Pedlar* literarische Verfahrensweisen und Erzähltechniken des Gesellschaftsromans des 19. Jahrhunderts, wenn Schauplätze, insbesondere jene des amerikanischen Südens, als symbolische Ordnungen gestaltet werden. Der großstädtische Norden wird in verengter Perspektive bei Ruppis wie auch in zahlreichen Reiseberichten der deutschen Amerika-Literatur <sup>26</sup> fast ausschließlich als Lebens- und Handlungsraum des undifferenzierten „Yankee-Stereotyps“ wahrgenommen, dessen Interessen allein vom Streben nach Geld bestimmt sind, bis hin zu seinen kriminellen Varianten. Auch bei der Gestaltung der Südstaatengesellschaft schöpft Ruppis mit seinem Hang zur Schematisierung die dem Gesellschaftsroman im allgemeinen inhärente panoramahafte Breite, dessen Vielzahl von Schauplätzen und das umfangreiche Figurenspektrum<sup>27</sup> nicht aus. Dennoch wird eine Form von fiktionaler Totalität der Feudalgesellschaft des Südens suggeriert und modellhaft vorgestellt. Wie im Gesellschaftsroman des 19. Jahrhunderts sind damit die Figurenkonstellation, Räume und <sup>28</sup>Roman die Heuchelei und den Puritanismus, die Gerichtsbarkeit als korrumpiertes und für die Mächtigen in den Südstaaten Partei ergreifendes System, oder die problematischen Scheidungsgesetze und die kriminellen Geldmanipulationen und -spekulationen bloß.

Im Spektrum der vom Erzähler ausgewählten Repräsentanten der Südstaatengesellschaft fungiert neben anderen Vorbildfiguren für die (deutschen) Tugen-

---

<sup>25</sup> Schuchalter: *Amerika und seine Interpreten* (Anm. 5), S. 113 f.

<sup>26</sup> Brenner: *Reisen* (Anm. 16), S. 301.

<sup>27</sup> *Gesellschaftsroman*. In: *Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen*. 3. völlig neu bearb. Aufl. hrsg. von Dieter Burdorf, Christoph Fasbender und Burkhard Moennighoff. Stuttgart: Metzler 2007, S. 286.

<sup>28</sup> Jerry Schuchalter: *Narratives of America and the Frontier in Nineteenth-Century German Literature*. (*North American Studies in Nineteenth-Century German Literature*, 25) New York [u. a.]: Peter Lang, 2000, S. 235-241.

den der Hilfsbereitschaft, der Unbestechlichkeit und Zivilcourage insbesondere der alte amerikanische Plantagenbesitzer Morten als positives Gegenmodell. Er repräsentiert den Idealtypus des Südstaaten-Aristokraten, in dessen Verhaltenskodex sich Weisheit mit Humanität, Höflichkeit, Gastfreundschaft, Ehrgefühl, Güte und sozialer Rücksicht<sup>29</sup> verbinden. Wie die meisten deutschen Schriftsteller partizipiert damit auch Ruppianus an der Mythenbildung, die in der autostereotypen amerikanischen Literatur um die „Pflanzer-Aristokraten“ aus der südstaatlichen Oberschicht Platz gegriffen hatte. Sie hing, orientiert am europäischen Vorbild des früheren englischen Landedelmannes, einem Ideal des „Virgian Gentleman“ an,<sup>30</sup> dem das humane und untertanenfremdliche Adelsideal der deutschen Aufklärung ebenfalls nahe kam. Zwischen den Fronten der ‚Schurken‘ und der ‚Guten‘ platziert Ruppianus den zweiten Plantagenbesitzer Elliot, welcher in der patriarchalischen Attitüde des aristokratischen Feudalherrn ‚streng, aber gerecht‘ und zugleich mit dem Gestus des Familienvaters eines bürgerlichen Trauerspiels, mit zeitweise fehlgeleiteter Wohlmeinung, agiert. Ruppianus‘ offenkundige Vertrautheit mit dem Werkkanon des deutschen Bildungsbürgertums hinterlässt intertextuelle Spuren. So tragen etwa die Missverständnisse bei der Wiederbegegnung zwischen Helmstedt und der ihm zugehörigen Pauline und Helmstedts preußisch-starrer Stolz deutlich die Züge des Majors von Tellheim in Lessings *Minna von Barnhelm*.

Die Situation der Sklaven in den Baumwollstaaten wird aus der Beurteilungsperspektive der Erzählerinstanz und der Protagonisten in *Der Pedlar* ausführlich beleuchtet. Dennoch ist Ruppianus‘ Haltung zum Problem der Sklaverei in *Der Pedlar* wie auch in seinem Werk insgesamt<sup>31</sup> nicht mit letzter Eindeutigkeit festzumachen. Die im Romangeschehen zentralen Handlungssequenzen, das Weihnachtsfest im dritten und der Fluchtversuch der Sklaven in die vermeintliche Freiheit in New York im siebten Kapitel, der vom Verbrecher Baker inszeniert und – in Übereinstimmung mit historischen Berichten - von den Sklavenbesitzern mit großer Härte und Grausamkeit vereitelt wurde, bekunden keine eindeutige Ablehnung der Sklaverei, sondern lassen Begründungen und Rechtfertigungen für das System ausführlich zu Wort kommen. Aus der Sicht des Plantagenbesitzers Elliot, der weder der auktoriale Erzähler noch der Dialogpartner widersprechen, gewährt der ständisch-patriarchalische Familienverband den Sklaven Sicherheit sowie bescheidenen Wohlstand und schützt sie vor der ihnen fremden Sorge um den kommenden Tag:

---

<sup>29</sup> Brenner: *Reisen* (Anm. 16), S. 361.

<sup>30</sup> Ebd., S. 360.

<sup>31</sup> Hering: *Otto Ruppianus* (Anm. 4), S. 133.

[...] aber meine Leute geben heute Abend den Schwarzen von der Nachbarfarm einen Ball, morgen sind [...] Sie wahrscheinlich selbst wo anders hin eingeladen – das geht fort im Tanzen und Lustigmachen bis Neujahr; was sie sich das Jahr über erspart haben – und das ist oft nicht unbedeutend, weil jede Negerfamilie aus ihrer eigenen Hühner- und Schweinezucht oder dergleichen so viel machen darf, als sie kann – das geht bei den Meisten am Christtage wieder fort. Die Sorge um den morgenden Tag kennt freilich Keiner von ihnen.“<sup>32</sup>

Dass Helmstedts Einschätzung mit dem Selbstverständnis des Pflanzers korrespondiert, zeigt sein Vergleich der wohlgenährten, fröhlichen Sklaven bei ihren ausgelassenen vitalen Tanzfesten um Weihnachten mit seiner Erinnerung an die Ärmsten des Proletariats in europäischen Großstädten:

[...] der Ausdruck auf allen den schwarzen Gesichtern war der einer angebotenen Lustigkeit, die unverwischlich zwischen den fleischigen Backen eingegraben zu sein schien, und Helmstedt zog unwillkürlich einen Vergleich mit dem Anblicke, den ihm die Belustigungsorte der ärmsten Klassen in Berlin und Paris geboten, mit den verhärmten weißen Gesichtern, die mit Gewalt sich zur Fröhlichkeit zu zwingen schienen oder anzeigten, dass die Wochensorgen zu kurzem Vergessen in Schnaps ertränkt worden waren.<sup>33</sup>

Helmstedt ist zudem von der größeren sozialen Sicherheit der Sklaven auf den Plantagen gegenüber den Fabrikarbeitern im Norden Amerikas überzeugt, deren Arbeitsplätze zu jeder Zeit gefährdet sind.

Diese Haltung gegenüber der Sklaverei steht in deutlichem Widerspruch zu den drastischen Berichten in Deutschland und einer zuweilen übertriebenen abolitionistischen Propaganda im Norden Amerikas. Ruppis schließt sich somit einem, in der Reiseliteratur eingewanderter deutscher Autoren, im Sinne eines nüchternen Pragmatismus zunehmend verbreiteten Topos an, der die prinzipiellen Einwände gegen die Sklavenhaltung erheblich entschärft.<sup>34</sup> Viele hatten zuvor, wie etwa Theodor Griesinger in *Freiheit und Sklaverei unter dem Sternenbanner oder Land und Leute in Amerika* (1862), das amerikanische Sklavensystem wegen seiner Unvereinbarkeit mit „christlich-ethischen, philosophisch-aufklärerischen oder allgemein humanitären“ europäischen Idealen rigoros abgelehnt.<sup>35</sup> Eine daraus abgeleitete abolitionistische Haltung wurde jedoch angesichts der ökonomischen Abhängigkeit des Südens von der Sklavenwirtschaft und der sich zuspitzenden politischen Gegensätze in

---

<sup>32</sup> Ruppis: *Der Pedlar* (Anm. 1), S. 71

<sup>33</sup> Ebd., (Anm. 1), S. 93.

<sup>34</sup> Brenner: *Reisen* (Anm. 16), S. 370f.

<sup>35</sup> Ebd., S. 363.

Amerika immer mehr aufgeweicht.<sup>36</sup> Singularär erscheint hingegen die bereits 1846 vertretene Gegenposition von Charles Sealsfield in *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*, wo er gegen „diese heillosen Abolitionisten“<sup>37</sup> wettet und die aristokratisch-agrarisch feudale Struktur des Südens als das gesellschaftliche Ideal darstellt, obwohl es aus deutscher liberaler Sicht historisch bereits obsolet geworden war. Leitlinien dieses Gesellschaftsideals sind jenen der politischen Romantik in Deutschland verwandt mit der Vorliebe für die „monarchisch-theokratische Staatsform; die Konservierung und Restaurierung von Adel, Feudalwesen und Ständestaat“.<sup>38</sup> Sealsfield hingegen sieht im Süden Amerikas die Bewahrung einer ausgeglichenen Balance zwischen Mensch und Natur und zwischen den Menschen selbst. In dieser Ausgeglichenheit kann die Sklavenfrage nicht zum Problem werden, weil sie in ihr aufgehoben ist.<sup>39</sup>

Von einem auf nationalen Autostereotypen fußenden amerikanischen Selbstverständnis, mit dem sich „Süden und Norden selbst voneinander abgrenzten“<sup>40</sup> und das von den meisten Amerika-Bildern deutscher Schriftsteller übernommen wurde, weicht Ruppikus ab. Er sieht nicht nur die „Aufsplitterung Nordamerikas in zwei Gesellschaften und zwei Kulturen, sondern auch, wie *Der Pedlar* modellhaft demonstriert, die Verflechtung der industriellen Nordstaaten mit den Agrarstaaten des Südens“. Aus diesem Grund empfahl Ruppikus später in der *Gartenlaube* zur Lösung aller Probleme die Erschließung der Landstrecken des Westens durch Freibauern.<sup>41</sup>

Die Hauptfigur des Romans, der alte Jude Isaac Hirsch, ist in seiner Umsicht, Schlauheit und schmerzzerprobten Lebenserfahrung der Hauptfigur in Lessings *Nathan der Weise*, dem Parabeldrama der Aufklärung, nicht unähnlich. Diese Affinität zur humanitären aufgeklärten Weltsicht erklärt wohl die für Ruppikus' Zeitgenossenschaft untypische Absenz von antisemitischen Tendenzen in *Der Pedlar*. Werden derartige Vorurteile überhaupt angesprochen, dann in der philosemitischen Absicht, sie zu entkräften oder zu widerlegen. „S ist ein sonderbarer Mensch [...] aber bei

---

<sup>36</sup> Ebd., S. 369.

<sup>37</sup> Charles Sealsfield: *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*. Teil III: *Pflanzerleben I*. In: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Karl J. R. Arndt. Bd. 13 Hildesheim / New York: Olms Presse, 1976, S. 74 ff.; Zitat S. 76. Vgl. Alexander Ritter: *Charles Sealsfields gesellschaftspolitische Vorstellungen und ihre dichterische Gestaltung als Romanzyklus*. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 17 (1973), S. 395-414; hier S. 411-413.

<sup>38</sup> Brenner: *Reisen* (Anm. 16), S. 361.

<sup>39</sup> Ebd., S. 359.

<sup>40</sup> Ebd., S. 358.

<sup>41</sup> Hering: *Abenteuerliteratur* (Anm. 4), S. 133.



den vielerlei Arten von Geschäften, die er hier herum macht“, räumt der Pflanze Elliot potentielle Vorurteile über den Pedlar aus dem Weg, „hat sich noch Niemand über ihn zu beklagen gehabt [...]“. <sup>42</sup> Mit solcher Beurteilung findet sich Isaac Hirsch in einer Reihe von „dissenting Jewish images“ in der Amerika-Literatur des 19. Jahrhunderts. Während sich in den Romanen Friedrich Gerstäckers die meisten Vorurteile des 19. Jahrhunderts gegenüber den Juden wieder finden oder zumindest eine Unterscheidung zwischen ‚guten‘ Juden und ‚bösen‘ Juden in der Neuen Welt getroffen wird, erscheint Isaac Hirsch als ‚Schutzengel‘ und Mentor des Deutschen Helmstedt. Damit steht die Figur des Pedlar außerhalb des geläufigen Stereotypenmodells tugendhafter Deutscher versus ‚dem sozialen Verfall preisgebener Jude‘. Darüber hinaus verkörpert Isaac Hirsch in der agrarisch-kapitalistischen Feudalgesellschaft des amerikanischen Südens mit seinem an deutschen Tugenden ausgerichteten Bekenntnis zu ‚Treue‘ und ‚Gewissenhaftigkeit‘ eine positive moralische Instanz. <sup>43</sup> Mehr noch: in Umkehrung tradierter Verhaltensmuster, die in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts vorgestellt werden, managt der jüdische Pedlar sogar die Besitztümer der Südstaaten-Pflanze, indem er sie vor den kriminellen Machenschaften der New Yorker Spekulanten schützt und umsichtig für eine solvente Gebarung der Plantagen sorgt. Außerdem werden dem Pedlar teutonischer Mut und anlässlich der Verfolgung der Sklavenräuber außergewöhnliche Kraft zugeschrieben: „Der Pedlar voran, das wohlgeschützte Licht in seiner linken Hand, ging es durch Regen, Donner, und Blitz vorwärts [...]. Der Alte schien eiserne Glieder zu haben“. <sup>44</sup>

Ähnlich wie Nathan verkörpert Isaac Hirsch den Typus des jüdischen Leidens ebenso wie den der jüdischen Selbstbehauptung. Mit seiner Redlichkeit vermag er Grenzen zwischen Ständen und Klassen zu überwinden. Der Pedlar erweckt bei den reichen Pflanzern gleichermaßen Vertrauen wie bei ihren Untergebenen; er verkehrt „mit den Dienstleuten wie mit den Herrschaften, und Verhältnisse, die in den Parlors oft als tiefes Geheimniß gelten, kann einer leicht in den Dienstbotenzimmern erfahren, wenn er dort zu Hause ist“. <sup>45</sup> Diese Kontakte und der angenehme Beruf des Hausierers, welche als erzähltechnische Finte nicht zuletzt seine von niemandem hinterfragte Mobilität garantieren, ermöglichen die Aufklärung der

---

<sup>42</sup> Ruppis: *Der Pedlar* (Anm. 1), S. 67.

<sup>43</sup> Jerry Schuchalter: *Narratives of America and the Frontier in Nineteenth-Century German Literature*. (*North American Studies in Nineteenth-Century German Literature*; 25) New York [u. a.]: Peter Lang, 2000, S. 235-241.

<sup>44</sup> Ruppis: *Der Pedlar* (Anm. 1), S. 138.

<sup>45</sup> Ebd., S. 153.

Verbrechen, die das berufliche und private Glück des ehrbaren, früher gut situierten Kaufmannes zerstört haben. Zudem symbolisieren sie das Konzept einer gesellschaftlichen Brückenfunktion der Juden zur Überwindung der Kluft zwischen dem amerikanischen Norden und dem Süden. Insgesamt bietet die Figur des Isaac Hirsch dadurch, dass sie den Pluralismus der Kulturen vorlebt, eine neue Lösung im Dilemma des deutschen Helden in Amerika, der sich entweder mit dem Zwang zur Rückkehr nach Deutschland oder mit der Notwendigkeit der Assimilation konfrontiert sieht.<sup>46</sup>

Ruppius' Romane *Der Pedlar* und *Das Vermächtnis des Pedlars* bergen ein – begrenztes – Potential an Differenzierung und an nicht ausschließlich eindimensionaler Perspektivierung der Kulturstereotype, die ihre fiktionale Lebenswelt determinieren. Mit gewagten poetischen Konstruktionen und weitgehend fest gefügten literarischen Gattungs- und Erzählschemata kann sich, im Verein mit ‚deutschen‘ Tugenden, die Hoffnung auf das Prinzip ‚Amerika‘ gegen alle Widerstände schließlich doch durchsetzen.

---

<sup>46</sup> Schuchalter: *Narratives of Amerika* (Anm. 36), S. 241.

## Herzensangelegenheiten

### Zur Funktion der USA in Romanen von Otto Ruppis

Denn mit den großen Ereignissen des Sommers 1866 ist endlich die breite, gesunde Grundlage für den Wiederaufbau des deutschen Staates gewonnen. Die Nation schickt sich eben an, wieder ein einiges Volk zu werden und die ihm gebührende Stellung unter den Weltmächten von neuem einzunehmen. Wenn das Herz von Europa erst wieder frei und ruhig schlägt, dann, aber nicht eher, wird eine neue Aera des Friedens und der Kulturarbeit für die Menschheit anbrechen.<sup>1</sup>

„Mit der Zeit, den Eisenbahnen und Dampfschiffen, welche die Menschen immer häufiger und massenhafter durcheinander wüfeln, werden auch die verschiedenen Völker mehr von einander lernen.“ So beginnt ein Artikel in der *Gartenlaube* von 1862, in dem es weiter heißt: „Bis jetzt machen sie [die Völker, C.H.] in dieser Schule des Lebens und Verkehrs freilich noch keine besonderen Fortschritte, und leider kommt es uns vor, als wenn die Deutschen neuerdings am meisten zurückblieben.“<sup>2</sup> Wird hier in der zunehmenden Mobilität eine Möglichkeit gesehen, die Verschiedenheit der Kulturen zum ‚Fortschritt‘ der je eigenen zu nutzen, so finden sich an gleicher Stelle auch Artikel, die die Risiken der Mobilität benennen, etwa in einem, der mit *Eine mecklenburgische Colonie in Nordamerika* überschrieben ist:

Welches Land, welche Nation hätte nicht ein Scherflein dazu beigetragen, diese eine große Nation der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu bilden, in welcher alle Völker zu einem großen freien Brudervolke zerschmelzen. Leider

---

<sup>1</sup> Friedrich Kapp: *Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika. Erster Band. Die Deutschen im Staate New-York bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.* Mit einer Karte. Leipzig: Quandt & Händel, 1868, S. 369f.

<sup>2</sup> H. Beta: *Deutsches und englisches Geschäftsleben.* In: *Die Gartenlaube* 1862, S. 761-763, hier S. 761.

vergessen diese verschiedenen Nationen sehr bald ihre Herkunft. Sie werden Yankee's im vollsten Sinne des Wortes, alle Gewohnheiten, alle Sitten des alten Vaterlandes abstreifend [...].<sup>3</sup>

Die fortschreitenden Globalisierungsbewegungen im 19. Jahrhundert, die zu einem intensiven (und zum Teil aggressiven) Austausch in sozialer, politischer und ökonomischer Hinsicht auch zwischen weiter entfernt liegenden Nationen und Kulturen führen, haben u. a. zur Folge, dass die einzelnen Nationen verstärkt über ihr Selbstverständnis diskutieren. Globalisierung und Nationalismus schließen einander keineswegs aus, wie zuletzt auch von geschichtswissenschaftlicher Seite Sebastian Conrad für das deutsche Kaiserreich überzeugend dargelegt hat: Globalisierungsprozesse leisten vielmehr Hilfestellung bei der Herausbildung und Radikalisierung nationaler Identität, wie umgekehrt Nationalismus eine wichtige Rolle bei der Globalisierung spielt.<sup>4</sup> In Deutschland, das bis 1871 ausschließlich als ‚imagined community‘ (Benedict Anderson) existiert, wird über das, was deutsch ist bzw. sein soll, über die Beziehung zu anderen nationalen Konzepten besonders intensiv debattiert. Denn bei der imaginierten Realisierung einer vereinten Nation müssen auch herkömmliche Bilder des Deutschen, die in der Regel romantisch-idealistisch geprägt sind (z. B. ‚das Land der Dichter und Denker‘) mit ‚realistischen‘ kombiniert werden, die einer modernen Nation, als welche – allerdings oft in extremer Form – England und die USA bezeichnet werden, angemessen sind.

Wichtige Interdiskurse, die nach 1848 unterschiedliche Spezialdiskurse aus den Bereichen der Geografie, der Technik oder der Ökonomie mit Hilfe einfacher elementar-literarischer Verfahren integrieren,<sup>5</sup> sind die Literatur und die Familien- resp. Rundschauzeitschriften, in denen viele literarische Texte, auch von kanonisch gewordenen Autoren wie Raabe oder Fontane, publiziert werden. Gustav Freytags Bestseller *Soll und Haben* von 1855, Berthold Auerbachs *Das Landhaus am Rhein* von 1869 und Publikationen bzw. – mindestens genauso wichtig – Illustrationen in *Die Gartenlaube*, *Über Land und Meer* oder *Dabeim* haben durch ihre populäre Aufbereitung spezialisierten Wissens aktiven Anteil an der imaginären Ausformulierung eines zukünftigen Deutschen Reiches. In der Regel herrscht dabei keine strikte Ab-

---

<sup>3</sup> St.: *Eine mecklenburgische Colonie in Nordamerika*. In: *Die Gartenlaube* 1861, S. 139-141, hier S. 139.

<sup>4</sup> Sebastian Conrad: *Globalisierung und Nation im deutschen Kaiserreich*. München: C. H. Beck, 2006.

<sup>5</sup> Vgl. Jürgen Link: *Was heißt elementare und was institutionalisierte Literatur, und wie ist ihr Verhältnis zu denken?* In: *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*. München: Fink, 1983, S. 25-38. Als zwei Beispiele seien hier nur auf die Aufbereitung des ökonomischen Börsenwissens in dem Artikel *Die Stockbrokers in Amerika* (in: *Über Land und Meer* 32 [1866], S. 507f.) und in der Illustration *Der Markt= und Börsenbericht* (in: *Über Land und Meer* 15 [1866], S. 23) genannt.

lehnung anderer Nationalstereotype vor, sondern der Versuch, bestimmte Charakteristika in die deutsche, tendenziell idealistische Position zu überführen mit dem Ziel, eine „realistische Metamorphose des deutschen Nationalcharakters“<sup>6</sup> herbeizuführen. Rolf Parr hat in seiner Dissertation und diversen Aufsätzen u. a. an der Person Bismarcks gezeigt, wie diese Metamorphose zu „Überlagerungen, Interferenzen und Brüchen“ führt, „wodurch zugleich ein hoher Bedarf an Vermittlung entsteht“.<sup>7</sup>

Deutlich werden solche Interferenzen auch bereits in Interdiskursen vor der Reichsgründung, etwa in dem genannten Roman Gustav Freytags. In *Soll und Haben* wird einerseits die „eisige [...] Kälte der furchtbarsten Spekulationen“<sup>8</sup> in den USA scharf verurteilt, andererseits orientieren sich die ökonomischen Praktiken des „altertümlich[en], solide[n] und großartig[en] [...] Warengeschäft[s]“<sup>9</sup> von Wolfahrts Prinzipal Schröter auch völlig am notfalls über Leichen gehenden Prinzip der Gewinnmaximierung. Zu Beginn eines polnischen Aufstands bemerkt Herr Specht, ein anderer Angestellter Schröters, „bei jeder Insurrektion würden ungeheure Kolonialwaren verbraucht, und die Firma werde ein glänzendes Geschäft mit allen Flüssigkeiten nach der Grenze machen“.<sup>10</sup> Schröter selbst behauptet in sozialdarwinistischer Manier:

Wo die Kraft aufhört in der Familie oder im einzelnen, da soll auch das Vermögen aufhören, das Geld soll frei dahinrollen in andere Hände, und die Pflugschar soll übergehen in eine andere Hand, welche sie besser zu führen weiß. Und die Familie, welche im Genusse erschläfft, soll wieder heruntersin-

---

<sup>6</sup> Ute Gerhard / Jürgen Link: *Zum Anteil der Kollektivsymbolik an den Nationalstereotypen*. In: *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität. (Sprache und Geschichte)*, 16) Hrsg. von Jürgen Link und Wulf Wülfing. Stuttgart: Klett-Cotta, 1991, S. 16-52, hier S. 17.

<sup>7</sup> Rolf Parr: *„Zwei Seelen wohnen, ach! In meiner Brust“: Strukturen und Funktionen der Mythisierung Bismarcks (1860-1918)*, München: Fink, 1992; Ders.: *Real-Idealismus. Zur Diskursposition des deutschen Nationalstereotyps um 1870 am Beispiel von Ernst Wichert und Theodor Fontane*. In: *Literatur und Nation. Die Gründung des Deutschen Reiches 1871 in der deutschsprachigen Literatur*. Mit einer Auswahlbibliografie. Hrsg. von Klaus Amann und Karl Wagner. Wien-Köln-Weimar: Böhlau, 1996, S. 107-126, hier S. 107.

<sup>8</sup> Gustav Freytag: *Soll und Haben. Roman in sechs Büchern*. Vollständiger Text nach der Erstausgabe Leipzig 1855, durchgesehen von Meinhard Hasenbein. Mit einem Nachwort von Hans Mayer und Anmerkungen von Anne Anz. München/Wien: Hanser, 1982, S. 424.

<sup>9</sup> Ebd., S. 56.

<sup>10</sup> Ebd., S. 326.

ken auf den Grund des Volkslebens, um frisch aufsteigender Kraft Raum zu machen.<sup>11</sup>

Niels Werber hält Schröter, Wohlfahrt & Co. für „Protagonisten der Deterritorialisierung“<sup>12</sup>, d.h. sie sind Händler, die zwar in politischer Hinsicht auf den Staat mit seinen Sicherheiten und Grenzziehungen bauen, in ökonomischer Hinsicht jedoch den freien Welthandel fordern: „Güter und Kapitalien der Handlung sollen zirkulieren, mobil, grenzenlos und schnell [...]“<sup>13</sup>

Diese für den Roman bedenkliche Annäherung zwischen den beiden Formen des Kapitalismus – dem Spekulanten und dem Kaufmann – wird dem deutschen Lesepublikum durch bestimmte Bilder wie z. B. demjenigen des Herzens zu vermitteln versucht: Der deutsche Kaufmann besitzt im Unterschied zum amerikanischen ein „Herz“<sup>14</sup>, mit dem er für die Seinen (nicht für die Anderen) sorgt. Wenn Schröter auch „streng genug“ aussieht, so besitzt er doch ein „gütiges Herz“<sup>15</sup>; seiner Schwester Sabine wird dieses „gute [...] Herz“<sup>16</sup> ebenso zugeschrieben, wenn sie auch nach außen ‚kalt‘ wirkt.<sup>17</sup> Anton, der Sohn „warmherziger Eltern“<sup>18</sup>, besitzt ein solches, und selbst Wohlfahrts Freund Fink, die am meisten amerikanisierte, aber letztendlich doch deutsche Figur des Romans, wird als „nicht herzlos“<sup>19</sup> angesehen. Nie aber wird in Bezug auf US-amerikanische, geschweige denn jüdische Kaufleute dieses Symbol realisiert.

Das semantische Merkmal ‚Herz‘ dient aber nicht allein der Grenzziehung zwischen den deutschen und den amerikanischen/jüdischen Kaufleuten; es wird darüber hinaus auch angeschlossen an Kategorien wie ‚Heimat‘ und ‚Nation‘. Diejenigen, die ein Herz haben, benötigen eine Heimat, die in *Soll und Haben* zum einen mit dem Warenhaus Schröter, zum anderen mit dem Vaterland gleichgesetzt wird: „In einer wilden Stunde habe ich erkannt“, fuhr Anton fort, „wie sehr mein Herz an

---

<sup>11</sup> Ebd., S. 480; vgl. auch S. 760.

<sup>12</sup> Niels Werber: *Die Geopolitik der Literatur. Eine Vermessung der medialen Weltraumordnung*. München: Hanser, 2007, S. 151.

<sup>13</sup> Ebd., S. 152.

<sup>14</sup> Siehe zum Herzsymboll allgemein: Andreas Disselnkötter/Rolf Parr: *Kollektivsymbolssystem – Didaktisch aufbereitet*. In: *kultuRRévolution* 30 (Oktober 1994), S. 52-65.

<sup>15</sup> Freytag: *Soll und Haben* (Anm. 8), S. 41.

<sup>16</sup> Ebd., S. 130.

<sup>17</sup> Vgl. ebd., S. 130.

<sup>18</sup> Ebd., S. 12.

<sup>19</sup> Ebd., S. 132.

dem Lande hängt, dessen Bürger ich bin. Seit der Zeit weiß ich, weshalb ich in der Landschaft stehe.“ Diese Erkenntnis führt Wolfahrt dazu, sich als „Eroberer“ zu inszenieren, der „für freie Arbeit und menschliche Kultur einer schwächeren Rasse [in diesem Fall den Polen, C. H.] die Herrschaft über diesen Boden abgenommen“<sup>20</sup> hat. Auch hier zeigt sich die qualitative Differenz zum Amerikanischen. Fink, der über weite Strecken des Romans die amerikanische Position vertritt, sich erst gegen Ende, während des Kampfes gegen die polnischen Aufständischen, in einen Deutschen verwandelt, äußert sich zunächst euphorisch darüber, dass er nirgends zu Hause ist;<sup>21</sup> später jedoch, nach einem längeren Aufenthalt in den USA, muss er gegenüber dem heimatverbundenen Anton eingestehen: „Du bist frischer, als du warst. Das kann ich von mir nicht rühmen. Vielleicht kam’s deshalb so, weil du eine Heimat hast und ich keine.“<sup>22</sup> Damit, so meine These aus der Lektüre von *Soll und Haben*, wird das Herzsymbol zu einer zentralen Kategorie des imaginären Versuchs, Deutschland einerseits als moderne Nation und damit als insbesondere den amerikanischen und englischen Nationen verwandt zu präsentieren, gleichzeitig aber sie nach wie vor vom ‚Realismus‘ dieser Staaten abzugrenzen.

Gustav Freytags *Soll und Haben* wird in der Forschung nach wie vor thematisiert, wenn auch zurecht kritisch.<sup>23</sup> Ein Zeitgenosse von ihm, Otto Rupprius, taucht jedoch nur höchst selten in literaturwissenschaftlichen Studien auf. Dabei verknüpfen sich auch bei ihm auf komplexe und ambivalente Weise der ökonomische und der nationale Diskurs mit dem des Herzens. Im zweiten Teil meines Beitrags soll die These, dass mittels des Herzsymbols der ökonomische und der politische Diskurs einen spezifisch deutschen Zuschnitt bekommen, an zwei Romanen von ihm erprobt werden, *Ein Deutscher*<sup>24</sup> von 1861 und *Zwei Welten*<sup>25</sup> von 1862. Rupprius<sup>26</sup> zählt in seinen letzten Lebensjahren zu den wichtigsten Autoren der im Wochen-

---

<sup>20</sup> Ebd., S. 624.

<sup>21</sup> Vgl. ebd., S. 103.

<sup>22</sup> Ebd., S. 626.

<sup>23</sup> Vgl. Christine Achinger: *Gespaltene Moderne: Gustav Freytags „Soll und Haben“. Nation, Geschlecht und Judenbild*, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2007; *150 Jahre Soll und Haben. Studien zu Gustav Freytags kontroversen Roman*. Hrsg. von Florian Krobb. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005.

<sup>24</sup> Otto Rupprius: *Ein Deutscher. Roman aus der amerikanischen Gesellschaft*. In: *Gartenlaube* 1861. Alle weiteren Zitate aus dem Roman erfolgen im Textverlauf unter der Sigle D.

<sup>25</sup> Otto Rupprius: *Zwei Welten*. In: *Gartenlaube* 1862. Alle weiteren Zitate aus dem Roman erfolgen im Textverlauf unter der Sigle ZW.

<sup>26</sup> Zur Biografie vgl. den Beitrag von Eduard Beutner in diesem Band.

rhythmus erscheinenden Familienzeitschrift *Die Gartenlaube*, die Ende 1862 immerhin eine Auflage von 155.000 besaß.<sup>27</sup> Er verfasste abgesehen von den in Fortsetzungen publizierten Romanen *Ein Deutscher* und *Zwei Welten* zahlreiche weitere literarische und journalistische Beiträge, in denen vornehmlich das Verhältnis zwischen Deutschland und den USA auf dem Prüfstein steht. In einem der wenigen literaturwissenschaftlichen Beiträge über ihn wird seine Prosa „eine realistische Erzählkunst mit lebensnaher Problematik“<sup>28</sup> genannt, der mit Abstrichen eine „möglichst unparteiische Darstellung“ des anderen Landes gelingt. Denn immer wieder finden sich in seinem Werk „Vorurteile“, die deutlich machen, dass er „nie wirklich aus dem Bannkreis der deutschen Kulturkolonie“<sup>29</sup> herausgetreten sei. Mein eigenes Interesse gilt weniger den realen Referenzen, sondern eher dem „Spiel der Distinktionen“<sup>30</sup>, aus dem sich der Sinn eines Nationalcharakters primär konstituiert. Das heißt, mich interessiert nicht die Beziehung zwischen Literatur und einer ihr wie auch immer zugrunde liegenden Realität, sondern, wie Rupprius' Symbole und Mythen als diskursive Gegenstände allererst ‚faktische‘ Nationalcharaktere produzieren und wo sie sich im synchronen System zeitgenössischer Textproduktion positionieren. Man kann sich über Rupprius' literarische Qualität streiten; er verfährt in der Regel schablonenhaft nach dem Muster, das Hegel in seiner *Ästhetik* benannt und sarkastisch kommentiert hat:

Das Ende solcher Lehrjahre besteht darin, daß sich das Subjekt die Hörner abläuft, mit seinen Wünschen und Meinen sich in die bestehenden Verhältnisse und die Vernünftigkeit derselben hineinbildet, in die Verkettung der Welt eintritt und in ihr sich einen angemessenen Standpunkt vertritt. Mag einer auch noch so viel sich mit der Welt herumgezankt haben [...], zuletzt bekommt er meistens doch sein Mädchen und irgendeine Stellung, heiratet und wird ein Philister so gut wie die anderen auch.<sup>31</sup>

---

<sup>27</sup> Vgl. *Die Gartenlaube* 1862, S. 832. Wie wichtig diese Zeitschriften für das Literatursystem insgesamt sind, hat zuletzt in aller Eindringlichkeit Manuela Günter gezeigt (*Im Vorhof der Kunst. Mediengeschichten der Literatur im 19. Jahrhundert*. Bielefeld: Transcript, 2008 [Lette]).

<sup>28</sup> Christoph Hering: *Otto Rupprius, der Amerikafabrikant, Flüchtling, Exilschriftsteller, Rückwanderer*. In: *Amerika in der deutschen Literatur. Neue Welt – Amerika – USA*. Hrsg. von Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch, Stuttgart: Reclam, 1975, S. 124-134, hier S. 127.

<sup>29</sup> Ebd., S. 133.

<sup>30</sup> Jürgen Link/Wulf Wülfing: *Einleitung*. In: *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität. (Sprache und Geschichte)*, 16) Hrsg. von Jürgen Link und Wulf Wülfing, Stuttgart: Klett-Cotta, 1991, S. 7-15, hier S. 9.

<sup>31</sup> G. W. F. Hegel: *Vorlesungen über die Ästhetik*. Band 2 (*Hegel-Werke*, Bd. 14), Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1970, S. 220.



Dennoch spielt der zu Beginn der 1860er Jahre populäre Autor keine unwichtige Rolle bei der Konstruktion eines deutschen Nationalcharakters, der sich eben auch in Auseinandersetzungen mit Vorstellungen von den USA entwickelt. Nach einer eingehenden Analyse der beiden Romane werde ich eine Kontextualisierung anhand von Texten vornehmen, in der die Beziehung des Herzsymbols zu Nations- und Globalisierungsimaginationen ebenfalls eine wichtige Rolle spielt.

Sowohl *Ein Deutscher* als auch *Zwei Welten* handeln von einem jungen Mann, der zu Beginn der jeweiligen Handlung kurz vor der Auswanderung steht (*Zwei Welten*) bzw. die Auswanderung gerade vollzogen hat (*Ein Deutscher*). Zudem steht durchweg – wie in *Soll und Haben* – der ökonomische Diskurs im Vordergrund, der mit Fragen der Liebe zwischen den Geschlechtern und – vor allem in *Zwei Welten* – zwischen den Generationen kombiniert wird. *Zwei Welten* spielt, wie der Titel bereits andeutet, sowohl im einen als auch im anderen Land, so dass auch die Gründe für die Auswanderung des Protagonisten, Hugo Zedwitz, stärker in den Vordergrund rücken. Den konkreten Anlass für die Migration bildet ein Streit zwischen Zedwitz und einem russischen Adligen, bei dem letzterer zufällig lebensgefährlich verletzt wird. Doch im Verlauf der Handlung wird deutlich, dass Zedwitz' Wanderung in die USA für seine Karriere hin zum ‚deutschen Mann‘ notwendig ist. Der eigentliche Grund seiner Reise besteht nämlich darin, die ihm zugewiesenen konfigurationskonstitutiven Merkmale auf eine Weise auszutariieren bzw. zu erweitern, dass er auf eine vorbildliche Weise lebstüchtig, mit anderen Worten: deutsch erscheint. Die Konflikte, die er auf dem Weg zu diesem Ziel auszutragen hat, werden erstens durch den Vater, einen preußischen Beamten alten Schlags, und zweitens durch zwei gewissenlose Amerikaner in das Geschehen eingebracht. Doch Zedwitz stehen auch Figuren zur Seite, die semantische Merkmale mit ihm teilen, etwa seine Schwestern, seine Freunde und eine weibliche Figur namens Jessy Winter, die er am Ende des Romans heiraten wird.

In *Ein Deutscher* erfahren die Leser nur wenig vom Leben der Protagonisten vor der Migration: Max Reichardt, der zu Beginn des Romans in New York eintrifft, wird als gebildeter, aber mittelloser junger Mann eingeführt. Reichardt vollzieht im Verlauf der Ereignisse einen ähnlichen individuellen Fortschritt wie Zedwitz in *Zwei Welten*. Und auch hier wird mittels Kontrast- und Korrespondenzverhältnissen zu weiteren Figuren die Frage nach dem richtigen ‚deutschen Mann‘ weiter ausdifferenziert. Auf dem Einwandererschiff Adelheid fahren abgesehen von Reichardt noch zwei andere Figuren mit, die für den weiteren Verlauf der Handlung von Bedeutung sind, der Kupferschmied Meißner und Mathilde Heyer, eine junge Schönheit, wie mehrfach betont wird. Sowohl der Schmied als auch die „einsame Mädchengestalt“ (D, 145) suchen Kontakt zu Reichardt, wobei der letztere sich

quasi zu einem familiären verfestigt. Als „Schwester“ und „Bruder“ (vgl. *D*, 147, 148) bemühen sich beide letztendlich erfolglos darum, in New York Fuß zu fassen. Die beiden durch einen Pakt zu Verwandten Gewordenen weisen durchaus, was Herkunft und Charakter betrifft, Ähnlichkeiten auf: Sie stammen aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen, denen sie bestimmte Wertvorstellungen wie ‚Sauberkeit‘, ‚Ordnungsliebe‘<sup>32</sup> und ‚Prinzipientreue‘, die sich bei Max etwa darin äußert, dass er nie spielt (vgl. *D*, 435), verdanken; darüber hinaus sind beide musikalisch talentiert. Als sie zum ersten Mal gemeinsam musizieren – er spielt die Geige, sie singt – werden sie im übertragenen Sinne eins: „Wie zwei Lerchen schwangen sich die Töne der Geige und der Stimme nebeneinander auf, einander durchkreuzend, sich fliehend und wieder findend; Reichardt’s Wangen brannten und Mathildens Augen strahlten wie in lichter Verklärung.“ (*D*, 174)

Doch diese Äquivalenz führt auch dazu, dass Reichardt andere wichtige Merkmale seines Charakters vernachlässigt. Denn eigentlich spielt Reichardt die Geige zu seinem „Vergnügen“ (*D*, 148), von Beruf aber ist er Kaufmann (*D*, 146; vgl. auch 207). Nicht zuletzt durch den Einfluss von Mathilde wird er gegen seinen Willen seinem „eigentlichen Berufe“ (*D*, 148) untreu und verdient seinen Lebensunterhalt als Musiker. Der erste Auftritt – er geht widerwillig auf Mathildes Vorschlag ein, in einem „Konzertlocal“ (*D*, 176) in der Bowery aufzutreten – belegt allerdings schon in aller Deutlichkeit, wie sehr dieser Weg für Reichardt (letztendlich nicht für Mathilde) in die Irre oder ins Extreme führt: Das ‚Local‘ erweist sich als Vergnügungsort für die „verschiedenartigsten Menschengruppen“, deren „Jolen, Pfeifen und Schreien [...] so roh und unbändig [war], wie es die niederste Kneipe in Deutschland [...] kaum geboten hätte“. Sämtliche Musiker und der „Director“ sind „mit dem Teint Afrika’s versehen“, die laut Erzähler hervorragend in das „wirre Durcheinander“ passen. Nachdem die Musik von Mathilde und Max wegen der Zwischenrufe – „‘Englisch, Englisch!’ schrie es, lärmte, piff und tobte es“ – abgebrochen werden muss, betritt eine „grotesk aufgeputzte Negerin“ die Bühne und „schlenkerte die großen, den verkleideten Mann verrathenden Beine“ (*D*, 190). Die Grenzen zwischen Mensch und Tier, zwischen den Kulturen und zwischen den Geschlechtern verwischen an diesem Ort, was zur Folge hat, dass nicht nur Mathilde „wankt“ und von Max halb ohnmächtig aus dem Lokal getragen werden muss, sondern das da-

---

<sup>32</sup> Zwei Beispiele: „[...] zeichnete das einfache Kleid des Mädchens [Mathilde Heyer, C. H.] jede Linie des schlanken Oberkörpers ab, lag es über ihrer ganzen Toilette wie ein Duft von Ordnung und Sauberkeit.“ (*D*, 146); Max Reichardt „war einer der Ersten, und als er langsam seine Bücher aufschlug, meinte er die Sauberkeit und Accuratesse seiner Zahlenkolonnen selbst noch nie so bemerkt zu haben, wie heute, glaubte er noch nie so zufrieden mit seiner Stellung wie jetzt gewesen zu sein“ (*D*, 449).

nach auch zum ersten und einzigen Mal die „feine Schranke“ (D, 175) zwischen den beiden überschritten wird. Das familiäre Verhältnis wird kurzzeitig zu einem erotischen: „Reichardt fühlte ihre Arme fester um seinen Nacken, fühlte ihren Mund voll und heiß auf dem seinen.“ (D, 191) Die Leidenschaft verwandelt sich jedoch nicht in ein Liebesverhältnis, weil die beiden Figuren in diesem einen Merkmal ‚Musikalität‘ zwar vollkommen konform gehen, in dem anderen jedoch, dem pragmatisch-kaufmännischen, nicht korrespondieren. Im weiteren Verlauf der Handlung wird es für Reichardt darum gehen, die idealistische Position zu erweitern, indem er sich den Realitäten des modernen Lebens stellt: Er studiert die Unterschiede zwischen der englischen und deutschen Buchhaltung (vgl. D, 402) und wird mit den negativen Seiten des amerikanischen Pragmatismus konfrontiert, mit dem skrupellosen Betrug einer „Versicherungs-Companie“ (D, 500). Dadurch, dass er das Komplott aufdeckt, das seinem Dienstherrn, dem deutschen Einwanderer Charles Frost, empfindliche Verluste hätte zufügen können, stellte er seine Realitätstauglichkeit unter Beweis.

Doch damit ist der Roman nicht am Ende: Denn um endgültig in der Mitte eine ‚Heimat‘ zu finden, bedarf es einer Frau, die den Mann in dieser Position stabilisiert. Dafür ist Frosts Tochter Margaret zuständig, die Reichardt bereits zu Beginn des Romans kennen gelernt, dann aber wieder aus den Augen verloren hat. Das semantische Merkmal, das sie von Mathilde Heyer unterscheidet, ist das Künstlertum, das, wie gesehen, zur Leidenschaft hin auszuschlagen droht. Die moderate Weiblichkeit Margarets, in der – in gut physiognomischer Manier<sup>33</sup> – das schöne (‚frische‘, ‚blühende‘, ‚weiche‘, ‚helle‘ [vgl. z. B. D, 207, 222, 452]) Äußere des Körpers stets an das schöne Innere der Seele gekoppelt ist, zeigt sich bereits bei der ersten Begegnung mit Reichardt: Die ‚(tief)blauen‘ Augen (vgl. D, 208, 238, 403, 450), ein rekurrentes Leitmotiv<sup>34</sup>, verweisen auf das, was dahinter (drinnen) liegt: „und er

---

<sup>33</sup> Vgl. Matthias Völcker: *Blick und Bild. Das Augenmotiv von Platon bis Goethe*. Bielefeld: Aisthesis, 1996; Peter von Matt: *... fertig ist das Angesicht. Zur Literaturgeschichte des menschlichen Gesichts*. München: dtv, 2000. Wichtig auch für das 19. Jahrhundert ist die Studie von Carl Gustav Carus: *Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntnis*. Leipzig: Brockhaus, 1853.

<sup>34</sup> „Abermals sehr charakteristisch für verschiedene Individualitäten sind dann die Färbungen des Augensterne oder der Iris. [...] Die blaue Iris wird sonach eine gewisse Klarheit der Bildung allemal anzeigen, welche stets symbolisch für geistiges Leben sein wird. Dunkleres Blau wird [...] man [...] mehr bei Kindern zarten Frauen und überhaupt feineren Naturen [antreffen].“ Carus: *Symbolik der menschlichen Gestalt* (Anm. 33), S. 205f. In einer Anmerkung fügt Carus hinzu: „Man sieht sonach, daß das Blau des Auges wirklich ganz ebenso entsteht wie das Blau des Himmels, und kann darin eine Rechtfertigung der Dichter finden, welche so oft die

hätte sich versenken mögen in die Tiefe dieser milden, blauen Augen“ (D, 222). Entsprechend bleibt auch Margarets Blick nicht an seinem Äußeren hängen: „Reichardt’s Blicke aber waren bei ihrem Wegdrehen Margaret’s Augen begegnet, die mit einem Ausdrucke von so reger Theilnahme auf ihm ruhten, daß er den Blick warm bis in’s Herz zu fühlen meinte.“ (D, 208; vgl. auch 207) Selbst als es endlich – ganz am Ende von *Ein Deutscher* – zu einer körperlichen Annäherung zwischen den beiden kommt, bemüht sich der Erzähler um eine Verlagerung der Leidenschaft in die Seele:

Da hob sie langsam den Kopf; noch glühte ihr Gesicht, und um den frischen Mund bebte es wie ein Widerspiegeln ihrer erregten Seele, aber aus ihrem tiefen, feuchtglänzenden Auge blickte dem Harrenden eine ganze Welt von Liebe entgegen und ließ es wie einen urplötzlichen Rausch über ihn kommen. [...] ‚Geh jetzt, Max!‘ erwiderte sie deutsch [...]. (D, 547)

Als eine Hausfrau mit Seele, mit ‚Gemüth‘ bzw. mit ‚Anmuth‘ kann sie den deutschen Mann, der sich den modernen Geschäftswelten aussetzen muss und soll, d.h. auch der Ökonomie mit seinen Börsengeschäften und Spekulationen, zunächst auf den Weg bringen – Margaret hat den „Haupteinfluß auf sein Schicksal“ (D, 433) gehabt – und ihm dann zur Seite stehen. Margarets Aufgabe besteht darin, darüber zu wachen, dass Reichardt sich weder zu sehr in der realistischen Welt verliert noch zurückfällt in die idealistische Welt der Musik. Über den sentimental Plot und über Hegels ‚Hörner ablaufen und Mädchen bekommen‘ hinaus wird in *Ein Deutscher* die Karriere eines deutschen Mannes inszeniert, der sich zunächst im Idealischen (hier der Musik) zu verlieren scheint, sich letztendlich aber – mit Hilfe der Frau – endgültig in der Herzposition, der Mitte, festzusetzen vermag.

Da der Held in *Zwei Welten* fast dieselbe Entwicklung durchläuft und die weibliche Protagonistin auf zumindest vergleichbare Weise funktionalisiert wird, gehe ich darauf an dieser Stelle nicht näher ein. Stattdessen versuche ich zu zeigen, wie in *Zwei Welten* eine Komplexitätssteigerung dadurch erfolgt, dass die Topografie um den deutschen Raum erweitert wird. Dadurch wird das Herzsymbold zeitlich gesehen nicht nur auf einer horizontalen (zwischen den Geschlechtern), sondern auch auf einer vertikalen (zwischen den Generationen) realisiert. „Geheimrath [...]“ (ZW, 356) Zedwitz, der Vater von Hugo, (seine Mutter ist gestorben) lebt in einer namenlos bleibenden „alten Stadt“ (ZW, 371) in Deutschland, gemeinsam mit den beiden Töchtern und seiner Schwiegermutter. Den ersten Auftritt des preußischen Beamten nutzt der Erzähler, um ausführlich Zedwitz’ Äußeres, seine „lange, derbknochige Gestalt“ und sein Gesicht zu beschreiben. Die Falten darin deuten zwar „auf ein

---

blauen Augen ihrer Geliebten mit dem Himmelsblau vergleichen.“

schon vorgerücktes Alter“ hin, „aber die lebendigen Augen unter den weißen buschigen Augen verriethen eine noch ungeschwächte innere Frische“ (Z $\mathcal{W}$ , 356). Zudem „lag“ in dem Gesicht „eine innere Sicherheit, die beim ersten Blicke Respekt erzwang“ (Z $\mathcal{W}$ , 356). Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ist von immer größerer Distanz geprägt: Der Vater verurteilt Hugos „Modethorheiten“ (Z $\mathcal{W}$ , 371), seine „Neigung, sich allem Neuen und Modernen auf Kosten einer soliden, geprüften Basis zuzuwenden“ (Z $\mathcal{W}$ , 369). Der Sohn will sich „bei aller in ihm wohnende[n] Liebe“ (Z $\mathcal{W}$ , 355) nicht bedingungslos der „streng bürgerlich soliden Denkwiese des alten Beamten“ (Z $\mathcal{W}$ , 354) unterordnen, zu deren Charakteristika ‚Pflichtbewusstsein‘ (vgl. Z $\mathcal{W}$ , 371), ‚Ehrgefühl‘ (vgl. Z $\mathcal{W}$ , 371), aber auch Egoismus – „er liebt nur sich“ (Z $\mathcal{W}$ , 371) –, Kälte und Härte (vgl. Z $\mathcal{W}$ , 499) zählen. Die Schwiegermutter des alten Zedwitz stellt diesem denn auch eine düstere Zukunft in Aussicht:

So sage ich Ihnen, daß sie mit eigenen Hand Ast um Ast mit all dem blühenden Leben daran, daß Gott zu ihrem Segen geschaffen, von Ihrem Lebensbaume brechen, daß sie dastehen werden in Ihrer Einsamkeit ein kahler schutzloser Stamm, der nicht einmal das Mitgefühl wird ansprechen dürfen. Denn Gott in seiner Weisheit hat die elterliche Liebe zur Controle der elterlichen Macht geschaffen, damit diese nicht zur Tyrannei werde, und wer kein Herz für das eigene Kind hat, von dem wendet sich wieder jedes Herz als einem ungerechten Gewalthaber. (Z $\mathcal{W}$ , 499)

Dadurch rückt der deutsche Familienvater und Beamte unversehens in die Nähe des amerikanischen Geschäftsmannes, der sich ja auch insbesondere durch das konfigurationskonstitutive Merkmal ‚herzlos‘ definiert. Der Vater von Hugos Zukünftiger, Jessy Winter, gehört zufällig dieser ‚kalten‘ Spezies an (vgl. Z $\mathcal{W}$ , 431); und so kann in den Kapiteln 3 und 4, die mit „In einer deutschen Familie“ und „In einer amerikanischen Familie“ überschrieben sind, das alte Deutschland und die modernen Vereinigten Staaten eng geführt werden: Während der Geheimrat Hugo wegen seines unnachgiebigen Pflichtbewusstseins verstößt, ‚verschachtet‘ John Winter seiner Tochter Jessy an einen kriminellen Geschäftsfreund um des Geldes wegen (vgl. Z $\mathcal{W}$ , 386f.): „[...] geopfert um des Dollars willen“, beklagt sie sich, „geopfert von dem eigenen Vater!“ (Z $\mathcal{W}$ , 531) Jenseits dieses gemeinsamen semantischen Merkmals der Herzlosigkeit und Kälte unterscheiden sich aber der deutsche Beamte und der amerikanische Geschäftsmann dadurch, dass die Kälte des Beamten durch eine Rückblende (vgl. Z $\mathcal{W}$ , 547f.) wenn nicht entschärft, dann aber zumindest erklärt wird, und zweitens ihm am Ende des Romans eine „seltsame Aenderung [...] in seinem Charakter“ (Z $\mathcal{W}$ , 576) zugestanden wird: „er beabsichtigt stark, sich pensionieren zu lassen und mit dem alten Mangold nach Berlin, dem Schauplatz der jugendlichen Tage Beider, zu seinen übrigen Kindern und Enkeln zu ziehen.“ (Z $\mathcal{W}$ , 576). Er bewegt sich somit auf die neue, moderne Generation zu. Von John Winter hingegen, dessen gemeinsam mit seinem Schwiegersohn durchgeführte kriminelle

Machenschaften zwar aufgedeckt, aber nicht geahndet werden (vgl. *ZW*, 574), hört weder Hugo noch seine Tochter ein Wort der Reue (vgl. *ZW*, 574).

Hervorzuheben ist, dass die beiden Kinder weder das prinzipientreue Deutschland (die idealistische Position) noch die modernen Vereinigten Staaten (die pragmatische Position) ablehnten, sondern nur die Fortführung dieser Positionen ins Extreme. Und Hugos ‚Fehler‘ bestand nie darin, sich den inneren Werten des Vaters zu verschließen, sondern wenn dann darin, trotz der inneren Werte der Moderne und – vor allem – auch den Moden aufgeschlossen gegenüber zu stehen.<sup>35</sup> Den Moden (den Hegelschen ‚Hörnern‘) schwört er ab und versichert, „meinen Ehrgeiz in den Erfolgen, welche mein ursprünglicher Beruf mir bietet, [zu] suchen“ (*ZW*, 575). Den inneren Werten *und* der Moderne zugleich treu bleiben, erwartet Hugo „seine Beförderung zum Gerichts-rath“ (*ZW*, 576). Zugearbeitet wird dem ‚Mann der Mitte‘ bzw. des ‚Herzens‘ von seiner Frau Jessy, die nach der Hochzeit – sie wird von einem „Heiligthum“ zu einem „Eigenthum“ – ebenfalls eine ihrem Geschlecht angemessene Position der Mitte erlangt. Nach der Hochzeit mit Hugo Zedwitz heißt es von ihr:

Unter denjenigen Berliner Zirkeln, zu welchem der sich in der Residenz aufhaltende Amerikaner am liebsten Zutritt gewinnt, ist der einer jungen Landsmännin, welche mit eigenthümlichem Takte den deutschen und transatlantischen Ton zu vermitteln, die elegante, unabhängige Amerikanerin mit dem vollen Gemüthe der deutschen Frau zu vereinigen weiß, einer der gesuchtesten. (*ZW*, 576)

Christoph Hering hat in seinem Beitrag über Rupprius bedauert, dass in *Zwei Welten* die „zu erwartende Konfrontation zweier Kulturen [...] ausbleibt, da eine Familiengeschichte in den Vordergrund gerückt wird“.<sup>36</sup> Ich habe dagegen zu zeigen versucht, dass die familiären Konflikte sowohl in ihrer vertikalen als auch horizontalen Ausprägung gerade auf die deutsche Nation in Anlehnung/Abgrenzung von der US-amerikanischen ausgerichtet sind. Dieser realidealistische deutsche Charakter, in dem alle Helden am Ende ihrer Entwicklung in Rupprius' Romanen und Erzählungen ankommen, unterscheidet sich von demjenigen in *Soll und Haben* durch ihre offenbar fehlende nationale oder koloniale Ausrichtung. Der eine der beiden Protagonisten, Max Reichardt, migriert nicht zurück nach Deutschland, der andere, Hugo Zedwitz, heiratet eine Amerikanerin. In *Soll und Haben* bleibt Wolfahrts Freund Fink

---

<sup>35</sup> So sagt sich Hugo gleich zu Beginn des Romans, als er sich auf einem Kurzurlaub in den französischen Alpen befindet: „und dann wird's heißen, ich habe nur eine Modereise gemacht“ (*ZW*, 321).

<sup>36</sup> Hering: *Otto Rupprius* (Anm. 28), S. 128.

zwar auch in Polen, aber keineswegs aus ökonomischen Gründen, sondern um die deutsche Grenze zu sichern und auszudehnen.<sup>37</sup>

Kontextualisiert man die Romane mit ihrer Symbolik (z. B. Herz), ihren Konfigurationen und Mythen (d.h. „Form[en] elementarer Narration“<sup>38</sup>, z. B. die Einsetzung des Mannes in eine Mittelposition) hingegen, dann zeigt sich, dass diese elementar-literarischen Verfahren anschließbar an nationale Konzepte sind. Denn der Schritt vom Herz des einzelnen deutschen Mannes (dem das Herz der deutschen Frau untergeordnet ist) zu Deutschland als dem „Herz Europas“<sup>39</sup> ist ein naheliegender, der sich über zeitgenössische Lektüren, etwa über die in unmittelbarer Nachbarschaft stehenden anderen *Gartenlaube*-Artikel, geradezu aufdrängt. Die Kontinuität der Nachbarschaft wird durch die elementar-literarischen Verfahren in einen bedeutungsvollen Zusammenhang gebracht. Rupprius' Roman *Zwei Welten* etwa wird unterbrochen durch einen Artikel, dem zufolge das „Herz Deutschlands“<sup>40</sup> in Thüringen, genauer in unmittelbarer Umgebung der Wartburg und der Feste Coburg liegt; als Herz gelten die Burgen weniger wegen ihrer geografischen Lage, sondern weil die erste seit dem Wartburgfest 1817 „die erwählte Festburg aller die Freiheit preisenden Deutschen geworden“<sup>41</sup> ist, und die Coburg ebenfalls in dem vergangenen Jahrzehnt von den unterschiedlichsten Vereinen als Festort genutzt worden ist: „die deutschen Naturforscher und die deutschen Landwirthe, [...] die deutschen Sänger und der deutsche Nationalverein – Alle haben ihre Fahnen auf diesen Berg

<sup>37</sup> Vgl. Freytag: *Soll und Haben* (Anm. 8), S. 743, 830.

<sup>38</sup> Link/Wülfing: *Einleitung* (Anm. 30), S. 11.

<sup>39</sup> Ernst Willkomm: *Hamburger Bilder Nr. 3. Die Börse in Hamburg*. In: *Die Gartenlaube* 1862, S. 772-775, hier S. 772. Der erste Satz von Willkomm's Artikel lautet vollständig: „Eine fast sprichwörtlich gewordene Redensart sagt, Deutschland sei das Herz Europas, und nimmt man weniger Rücksicht auf die geographische Lage des Ländercomplexes, aus welchem unser Vaterland gebildet wird, als auf die ganz eigenthümlichen Charakteranlagen der gesammten deutschen Nation, so wird man diese Bemerkung für eine bezeichnende und vielfach zutreffende gelten lassen müssen.“

<sup>40</sup> Friedrich Hofmann: *Die Schwester der Wartburg*. In: *Die Gartenlaube* 1862, S. 468-471, hier S. 468. In einem anderen Text wird der „Mittelpunkte Deutschlands“ nach Leipzig verlegt, weil hier Felle aus aller Welt in „Erzeugnisse“ verwandelt werden, die dann wieder von der „elegante[n] Welt in Petersburg und Paris, Turin und New=York“ getragen werden.“ [Anonym]: *Ein Leipziger Großhandels=Haus*, In: *Die Gartenlaube* 1862, S. 580-582, hier S. 580. Ein dritter schließlich verlegt das „Herz[ ] Deutschlands nach „Kurland“. [Anonym]: *Der Neffen Volkstribun. Friedrich Oetker*. In: *Die Gartenlaube* 1862, S. 597-599, hier S. 599.

<sup>41</sup> Hofmann: *Schwester* (Anm. 40), S. 469.

getragen und haben ihn reicherem Herzen verlassen.“<sup>42</sup> Eine andere, zwischen die Folgen von *Zwei Welten* geschaltete Artikelserie handelt vom „Frankfurter Schützenfest“, das „alle männlichen Herzen“ angeregt hat, „welche für einen gegenseitigen warmen Händedruck der einzelnen vaterländischen Stämme empfänglich sind“.<sup>43</sup> Auf diesem Fest seien

alle Seiten des deutschen Volkscharakters wieder so recht hervorgetreten [...], seine großen Eigenschaften sowohl, seine Liebe zum Vaterland, seine Herzlichkeit und Gemüthlichkeit, wie seine Schwächen, seine Ueberschwänglichkeit, sein ‚Idealismus‘, seine Neigung, das Erstrebt mit dem Erreichten zu verwechseln oder vielmehr in der Kraft der Begeisterung es mit vorahnendem Auge als erreicht zu schauen.<sup>44</sup>

Der Wunsch nach einer Verschiebung des „Volkscharakters“ in Richtung eines stärkeren Realismus ist auch in anderen Artikeln präsent, etwa wenn ein gewisser Karl Wagner das „individualisirteste, gegliedertste“ London mit dem Durcheinander in Berlin vergleicht;<sup>45</sup> zugleich jedoch wird auch die Wahrung der idealistischen Werte angemahnt: „Die deutsche Gemüthlichkeit, von der wir heute allerlei Pröbchen gegeben haben, thut’s allein nicht mehr. Das fühlen wir Alle – aber indem wir neue Eigenschaften uns zu erwerben trachten, wollen wir die alten nicht verlieren.“<sup>46</sup>

Ruppius Romane fügen sich damit ein in ein synchrones Diskursgeflecht, das die Weichen stellt für ein zukünftiges Deutschland. Seine Helden Reichardt und Zedwitz sind fiktive Prototypen für ein Deutsches Reich in spe, das sich klar von den liederlichen Franzosen<sup>47</sup>, vom Manchestertum Englands und vom kriminellen Spekulantentum der Amerikaner abgrenzt.<sup>48</sup> Wie sehr oder wie wenig diese Nationalstereotype in der so genannten faktischen Wirklichkeit anzutreffen sind, ist m. E. zweitrangig: Entscheidend für ihre Realitätsmächtigkeit ist eben nicht die Referenz, sondern das ‚Spiel der Distinktionen‘.

---

<sup>42</sup> Ebd., S. 471.

<sup>43</sup> [Anonym]: *Ehrengabe der Münchener Schützen zum Frankfurter Schützenfest*. In: *Die Gartenlaube* 1862, S. 477.

<sup>44</sup> Karl Wagner: *Das erste deutsche Bundesschießen in Frankfurt a. M. 3. Die ersten Festtage*. In: *Die Gartenlaube* 1862, S. 521-528, hier S. 526.

<sup>45</sup> Beta: *Geschäftsleben* (Anm. 2), S. 762.

<sup>46</sup> Karl Wagner: „*Stanni*“ und der Kuß für ganz Tirol. In: *Die Gartenlaube* 1862, S. 556-559, hier S. 559.

<sup>47</sup> Vgl. [Anonym]: *Das neue Babylon von Eugen Pelletan*. In: *Die Gartenlaube* 1862, S. 719f.

<sup>48</sup> Vgl. auch [Anonym]: *Die gebeime Agentur. Ein Bild aus dem amerikanischen Geschäftsleben*. In: *Die Gartenlaube* 1862, S. 632-635, 646-649.



# Die USA als Utopie liberaler Staatlichkeit und ethnokulturellen Selbsterhalts

Zum Paradigmawechsel des Amerikabildes in den Auswandererromanen *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40) von Charles Sealsfield und *Ein Deutscher* (1862) von Otto Rupp

Während jener ersten Reise erlebte ich [...] eine erste Konfrontation mit dem anderen [...]. [...] wenn man teilhaben wollte, mußte man sich annähern, eine erste Lektion in Mimikry, die ihrerseits die Voraussetzung dafür ist, sich unsichtbar zu machen, denn sonst ist Beobachten nicht möglich.<sup>1</sup>

## I. Vorbemerkung

Nikolaus Lenau, junger Poet aus dem österreichischen Ungarn, flüchtet das Metternichsche Regime 1831, wandert 1832 in die USA aus. Die vorgefundenen Verhältnisse enttäuschen seine idealisierte Freiheitsvorstellung. „Der Amerikaner“ habe „keinen Wein, keine Nachtigall“ Er halte sie für „himmelanstinkende Krämerselen.“<sup>2</sup> Das Leben sei hier wie „ein poetischer Flucht“ und Auswanderung die „schlimmste Frucht der übeln Verhältnisse in Deutschland“.<sup>3</sup> Darum solle man ihm in der Heimat unbedingt seinen „Rentenschein“ erhalten.<sup>4</sup> Ein anderer, der Landwirt Wilhelm Stille aus Westfalen, warnt 1834 davor, ohne ein „Handwerk“ nach Amerika auszu-

---

<sup>1</sup> Cees Nooteboom: *Roter Regen. Leichte Geschichten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007, S. 109.

<sup>2</sup> *Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt 1830-1930*. Hrsg. von Wolfgang Helbich, Walter D. Kamphoefter und Ulrike Sommer. München: Beck, 1988, S. 78.

<sup>3</sup> Ebd., S. 78, 82.

<sup>4</sup> S. 81.

wandern. „[...] solche können sich nicht so viel ersparen das sie sich hier anbauen [...]“<sup>5</sup> Schaeue er pragmatisch aufs Überleben, so bekennt ein dritter, der hessische *agricola latina* August Blümmer, sich 1838 zum ideellen Gewinn einer Emigration. „In Deutschland [...] liegt [...] der gesunde Menschenverstand und die freie Sprache in Fesseln.“ In Amerika existiere das „eigentliche[n] Volksleben“ der „Volksfreiheit u. Volksnationalität [...]“<sup>6</sup> So sieht es auch 1842 ein vierter Zeitgenosse, der altlutherische Landarbeiter Carl Pritzlaff aus Preußen: „Amerika ist ein gutes Land [...]. [...] man kann das leibliche Stückchen Brot viel besser erwerben wie in Deutschland, lebt auch nicht [...] unter solcher Unterthanenschaft [...]. [...] jeder ist sein eigener Herr.“<sup>7</sup> Und der linksliberale Theologe, Landwirt und amerikanische Senator Missouri (1862-66) Friedrich Münch resümiert für 1834, er sei „zufrieden in dem Gedanken, ein freier Mensch zu sein“, der sich eine „liebgewordene Heimatstätte“ in Amerika selbst erarbeitet habe.<sup>8</sup>

Die unterschiedliche literarische Wahrnehmung und Einschätzung Amerikas durch europäische Zuwanderer ist eine Folge unterschiedlicher Dispositionen individueller Schicksale. Ihr Amerikabild ist geprägt von den gesellschaftspolitischen Umständen der eigenen vertrauten Herkunftskultur und der fremden Zielkultur, von mitgebrachten stereotypisch bestimmten Urteilen und Vorurteilen, vom bewusst oder auch unbewusst erlebten Konflikt im Kulturkontakt mit dem Anderen, vom Zeitgeist wachsender Migrationsmobilität und der Aufklärungsabsicht durch Brief und Literatur, von der erfahrenen Diskrepanz zwischen Amerikautopie und Amerikarealität. Identisch aber sind in den Äußerungen der referentielle Rückbezug – Europa als Kontinent der Einschränkung – und die Perspektive – Amerika als Kontinent der Freiheit.

In wie gravierender Weise sich unabhängig von diesem Grundkonsens das literarische Amerikabild wandeln kann,<sup>9</sup> soll an zwei Erzähltexten des frühen und

---

<sup>5</sup> S. 69.

<sup>6</sup> S. 105.

<sup>7</sup> S. 291f.

<sup>8</sup> S. 98f.; *Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit. Dargestellt in den Lebensbildern von Karl Follen, Paul Follen & Friedrich Münch.* Hrsg. von Friedrich Münch. St. Louis/Neustadt a. d. H.: Witter, 1873.

<sup>9</sup> *Amerika in der deutschen Literatur. Neue Welt – Nordamerika – USA.* Hrsg. von Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch. Stuttgart: Reclam, 1975; *Deutschlands literarisches Amerikabild. Neuere Forschungen zur Amerikarezeption der deutschen Literatur.* (Germanistische Studien und Texte, 4) Hrsg. von Alexander Ritter. Hildesheim: Olms, 1977; Volker Depkat: *Amerikabilder in politischen Diskursen. Deutsche Zeitschriften von 1789 bis 1830.* (Sprache und Geschichte, 24)

späten 19. Jahrhunderts beispielhaft gezeigt werden: an den Romanen *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839-40)<sup>10</sup> von Charles Sealsfield (1793-1864) und an *Der Deutsche* (1862)<sup>11</sup> von Otto Ruppis (1819-1864).

Beide Verfasser sind Amerikaimmigranten, beide als politisch Verfolgte in existentieller Not, beide schreiben einen Auswanderungs- und Amerikaroman. Das Genre und die grundsätzliche Thematik dieser Krisenromane sind identisch. Auch verwenden beide Autoren Stoffe und Motive aus den Zusammenhängen von Amerikautopie wie transatlantischer Wanderungsgeschichte und verankern ihre Referenzbezüge in Europa. Und doch sind die Texte in der stofflichen Auswahl, der erzählerischen Disposition und rezeptionsästhetischen Zielbestimmung auf signifikante Weise verschieden. Diese biographischen, geschichtsphilosophischen und weltanschaulichen Differenzen zwischen ihnen führen konsequenterweise zu zwei verschiedenen literarischen Umsetzungen unterschiedlicher Sichtweisen auf Amerika.

Sealsfield denkt und schreibt in ontologischen Kategorien einer fortschritts-optimistischen globalen Verbreitung liberaler Ideen und demokratischer Staatsorganisation als Republik. Die Probleme von Kulturkontakt und Ethnizität im Einwanderungsland marginalisiert er. Weil er seine Vision einer politisch praktischen Umsetzung der Utopie vom idealen Staat zunehmend gefährdet sieht, agiert er darauf zugleich apologetisch und kritisch-ironisch, sich dafür auf die liberale Schweiz und liberalkonservative Prinzipien einer demokratischen Staatsorganisation beziehend. Ruppis dagegen nimmt die demokratische Verfassung der USA als gegeben hin. Er engt die sozialkritische Perspektive auf die patriotisch Vision einer Utopie vom zweiten nationalliberalen Deutschland in Amerika ein, die kulturelle Souveränität einer deutschen Ethnie ins Zentrum seiner Amerikavorstellung rückend und zum Ideologem machend.

Diese Verschiedenheit von Migranteneinstellung, Autorverhalten und schriftstellerischer Transposition lässt beide Romane dafür als geeignet erscheinen, den Paradigmenwechsel des literarischen Amerikabildes von der vormärzlichen zur nachmärzlichen Zeit über die Schwellenphase von 1848-50 hinweg vorzustellen.

---

Stuttgart: Klett-Cotta, 1998.

<sup>10</sup> [Charles Sealsfield]: *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*. Zürich: Schultheß, 1839/40. Zitierte Ausgabe: Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Karl J. R. Arndt. Bd. 21-23. Hildesheim/New York: Olms Presse, 1982. [Sigle: DAW]

<sup>11</sup> Zitierte Ausgabe: Otto Ruppis: *Ein Deutscher. Roman aus der amerikanischen Gesellschaft*. Leipzig: Ernst Keil, 1882. [1. Edition: Leipzig: Ernst Keil, 1862][Sigle: ED]

## II. Charles Sealsfield und die Krise der USA

Die zwei Herren, der deutsche Baron Schochstein und der amerikanische Farmer Rambleton, sind sich Ende der 1830er Jahre im Urteil über die zeitgenössische USA einig: „[...] die freieste, die aufgeklärteste Nation“ ‚stecke‘ in einer ‚Krise‘. ‚Man glaubt auf dem Krater eines Vulcans zu stehen.‘<sup>12</sup>

Es ist diese Krise des demokratischen Staates, die Charles Sealsfield mit sarkastisch-kritischer Verve in seinem politischen Zeit- und Gesellschaftsroman *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40) beschreibt.<sup>13</sup> Er prangert das Versagen der Administration in Washington als Verrat demokratischer Prinzipien an.

Schreibanlass und Schreibgegenstand sind zeitgeschichtlich und autobiographisch bestimmt, in der Substanz authentisch, Sealsfields Augenzeugeneindrücken und extensiver Zeitungslektüre verpflichtet. Das ‚Schlüsselwort‘ ist die unvollständige Jahreszahl: ‚183-‘. Sie steht für die destabilisierenden Effekt der Julirevolution auf die französische Gesellschaftsordnung in Europa, zugleich für die dramatischen wirtschafts- wie finanzpolitischen Ereignisse in den USA der 1830er Jahre in Amerika, weist auf das *panic year* 1837 und auf die weltweite Depression hin, die bis ins Folgejahrzehnt andauert.<sup>14</sup>

Historisch gesehen geht es um den Wechsel der Präsidentschaft von Andrew Jackson zu Martin van Buren, ökonomisch um den Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise, gesellschaftspolitisch um den soziokulturellen wie sozialökonomischen Verfall eines republikanischen Staatswesens, um die hedonistische Degeneration der

---

<sup>12</sup> DAW II.282.

<sup>13</sup> Vgl. u. a.: Jeffrey L. Sammons: *Charles Sealsfields ‚Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften‘. Ein Versuch*. In: *Exotische Welt in populären Lektüren*. Hrsg. von Anselm Maler. Tübingen: Niemeyer, 1990, S. 49-62; Alexander Ritter: *Statt einer Vorbemerkung. Charles Sealsfields Schweizer Exil, das Schweizbild im Roman ‚Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften‘ (1839/40) und ‚Flirtations in America‘ (1844)*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere. (SealsfieldBibliothek; 6)* Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Praesens, 2008, S. 9-24; Ders.: *Wechselwirkung von inszenierter Autoridentität und inszeniertem Amerikabild. Momente einer ‚großen Lebensstour‘ des österreichischen Ordensbruders Karl Postl und des amerikanischen Literaten Sealsfield am Beispiel der Romane ‚Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften‘ und ‚Das Kajütenbuch‘*. In: *Charles Sealsfield. Perspektiven neuerer Forschung. (SealsfieldBibliothek; 1)* Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Praesens, 2004, S. 65-107.

<sup>14</sup> Die Titelei einer amerikanischen Teilübersetzung von 1844, *Rambleton; a romance of fashionable life in New York during the great speculation of 1836* (New York: William Taylor) verdeutlicht die primäre Autorabsicht: eine synchrone Darstellung der gesellschaftspolitischen Verhältnisse im Jahre 1837.

insgesamt versagenden Oberschicht der *Democrats*, der politischen Klasse, in der Metropole New York, dem eigentlichen Machtzentrum, und dem Nobelbad Saratoga (NY), dem Zentrum dieser *fashionable high society*. Autobiographisch ist der Roman zum einen Sealsfields literarische Reaktion, mit der er seine Enttäuschung über den Niedergang der *Jacksonian Democracy* als *fin d' époque* artikuliert und sein republikanisches Credo *ex negativo* den deutschen Lesern und potentiellen Emigranten mitteilt. Zum andern zwingt ihn das *panic year* 1837 zu einer kurzfristigen Reise in die USA,<sup>15</sup> um sein zum großen Teil in Eisenbahnaktien angelegtes Vermögen vor Verlusten zu bewahren, dabei zugleich die Reiseerfahrungen nutzend, um dem Verleger Friedrich Schulthess (Zürich) eine Anschlusspublikation zu offerieren.<sup>16</sup>

Es sind die politische Analyse und die daran gebundene politische Botschaft, die das Thema des Romans und dessen Amerikabild definieren.<sup>17</sup> Und mit diesem Thema wendet sich Sealsfield, der bekennende Amerikaner, *Andrew Jackson*-Sympathisant<sup>18</sup> und selbst ernannte Sachverständige der transatlantischen Verhältnisse an die deutsche, aber auch amerikanische Öffentlichkeit. Dabei geht es ihm nicht um die aktuellen innenpolitischen Debatten über Frauenwahlrecht, Sklaverei und Indianervertreibung, auch nicht um Kulturkontakt und Ethnizität, sondern um die Beschädigung des übergeordneten Prinzips von der ethischen Verantwortung einer

---

<sup>15</sup> Abreise: Mitteilung in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung*: 26. Mai 1837, Ankunft in New York am 27. Juli 1837 auf der *Great Britain* von Le Havre; Rückkehr: 10. Oktober 1837 mit der *Charlemagne*.

<sup>16</sup> Alexander Ritter: *Charles Sealsfields Geschäftsbeziehungen zu den Verlagen Brockhaus (Leipzig), Julius Baedeker (Elberfeld), Orell, Füßli & Cie. und Friedrich Schulthess (Zürich). Inhaltliche Buchmarktförderung, verlagsgeschäftliche Absprachefehler und limitierte Buchzirkulation*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Praesens, 2008, S. 81-126.

<sup>17</sup> Die Konstituenten seines ‚Prinzipien‘-Diskurses und das Generalthema fürs didaktisierte Erzählen definiert der Autor zum Roman *Morton* (1835). Schreiben sei immer politisch visionär angelegt, ziele auf die Gegenwartskonflikte, in denen „ganz andere Prinzipie gegen einander streiten, als in Walter Scott“, forderten den „Schriftsteller“ zu verantwortlicher „Erziehung“ der Öffentlichkeit auf – das Kennzeichen der „Heiligkeit seines Berufes“ – [...]. Charles Sealsfield: *Morton oder die große Tour*. Ders.: *Sämtliche Werke* (Anm. 10). Bd. 10. „Zuschrift des Herausgebers an die Verleger der ersten Ausgabe“, S. 13ff.; Ders.: *Das Cajütenbuch oder Nationale Charakteristiken*. Ders.: *Sämtliche Werke* (Anm. 10). Bd. 16. „Vorrede zur ersten Auflage. Schreiben des Herausgebers an den Herrn Verleger“, S. 7-10.

<sup>18</sup> Jeffrey L. Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America*. (University of North Carolina Studies in the Germanic Languages and Literatures; 121) Chapel Hill/London: The University of North Carolina Press, 1998, S. 23-36.

politischen Klasse für die allgemeine Wohlfahrt im demokratischen Staat. Sein Maßstab für solche Beurteilung resultiert aus einer ideologischen Mélange von Aspekten des österreichischen aufgeklärten Absolutismus, Bernard Bolzanos klassengesellschaftlich-demokratischer Staatstheorie, Andrew Jacksons Programm einer konservativliberalen *aristocratic democracy*, den Ideen des deutschen Liberalismus und der staatstheoretischen These aus Thomas Hobbes *Leviathan* (1651), nur das Gewaltmonopol des Souveräns ‚Staat‘ schütze das Individuum vor seinem Existenzegoismus. Diese seine Weltsicht personifiziert sich ihm in zwei politischen Führungspersönlichkeiten: dem *Marquis de La Fayette*, europäischer Adliger und als Generalmajor *hero of the American revolution*,<sup>19</sup> und *General Andrew Jackson*, nach Washington bedeutendster Präsident und Vollender der territorialen Arrondierung der USA.<sup>20</sup>

Erzählstrategisch ist das Konzept sowohl in der Romanüberschrift als auch im ersten großen Erzählschritt, der Schweiz-Episode, angelegt. Der Titel *Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften*, Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* (1809) konnotierend, kündigt – in dessen Sinne – eine gleichnishafte Darstellung über „soziale Verhältnisse und die Conflict“<sup>21</sup> sowie die ethisch gebotene Entscheidungsfreiheit des Menschen an. Daher, sagt der Autor, gehe es ihm um das Prinzipielle

---

<sup>19</sup> Marie du Motier, Marquis de La Fayette (auch Lafayette, 1757-1834), geht 1777 in die USA, Vertrauter Washingtons und Generalmajor der amerikanischen Armee; militärische Erfolge im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg; 1784 amerikanischer Staatsbürger. – Während seiner Reise anlässlich der 50-Jahr-Feier 1824 durch die 24 Staaten der USA hält sich Lafayette am 1. Juni in Butler (Pennsylvania) auf. Sealsfield, im nahen Kittanning wohnend, befindet sich unter den Zuschauern. Seither ist ihm Lafayette die Verkörperung des emanzipierten Adligen der Alten Welt und Apologeten der Republik (Philipp von Neumann an Metternich vom 31. August 1826. In: Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke*. Hrsg. von Alexander Ritter. (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Bd. 29. *Supplementreihe. Materialien und Dokumente*. Bd. 5). Hildesheim: Olms, 2010. [Aktualisierter Reprint der Ausgabe: Wien [1955]] [Sigle: *Briefe*], S. 110-112; Sealsfield an Joel Roberts Poinsett vom 8. Oktober 1837. In: Ebd., S. 160-162, hier S. 161; Alexander Ritter: *Fluchtpunkt Kittanning, Pennsylvania (USA) oder: Die inszenierte ‚Geburt‘ des Amerikaners Carl Moritz Zeißels alias Charles Sealsfield. Eine Dokumentation*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika*. (SealsfieldBibliothek; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Praesens, 2007, S. 207-285, hier S. 258-262.

<sup>20</sup> Andrew Jackson (1767-1845), Jurist 1787, Generalmajor im Krieg gegen die Briten 1812, Kommandeur der US-Truppen im Seminolen-Krieg 1817f. (*national hero*), Präsident 1829-1837. –Robert V. Remini: *The Life of Andrew Jackson*. New York: Penguin Books, 1990.

<sup>21</sup> Riemers Tagebuch vom 28. August 1808: „Er [Goethe] äußerte, seine Idee bei dem neuen Roman ‚Die Wahlverwandtschaften‘ sei: soziale Verhältnisse und die Conflict derselben symbolisch gefaßt darzustellen.“ Zitiert nach: *Goethe Werke*. 4. Aufl. Hamburg: Wegner, 1960, S. 620.

der historisch-politischen Affinität im interkulturellen Verhältnis Europa/Amerika, kontextualisiert durch die aktuelle Liberalismus- und Amerika-Debatte, nicht um die zunehmend nationalistisch geprägte deutsch-amerikanische Einwanderungskultur. Dazu wandelt er das Motiv der zwei Paare in Goethes Roman zu einer personell und national komplementären Vierecksgeschichte von drei Männern und einer Frau ab, von denen der preußische Baron Wilhelm von Schochstein, die holländischen ‚bürgeradligen‘ Amerikaner Harry und Dougaldine Rambleton die eigentlichen Protagonisten sind.<sup>22</sup>

Die politische Aufklärungsabsicht wird durch die beanspruchte Authentizität der faktischen Informationen und die Erzählsituation garantiert. Über sie verfügt der auktoriale Erzähler *vulgo* Autor als engagierter amerikanischer Staatsbürger,<sup>23</sup> der die Berichterstattung wiederum streckenweise zum Zwecke der dialogisierten politischen Meinungsbildung an drei Protagonisten delegiert: den deutschen Baron Wilhelm von Schochstein und die Amerikaner Harry und Dougaldine Rambleton. Der epische Vorgang verklammert die trivialromantische Liebesgeschichte mit der Zeitgeschichte zu einer aufgeschwellten, in der Kritik hyperbolisch komisch-grotesken Erzählung, bestimmt von gewagten Stilanleihen beim Rokoko, der Empfindsamkeit und Romantik, dem Biedermeier, angloamerikanische Autoren wie Bulwer, Byron und Young.<sup>24</sup> Entsprechend den politischen wie sozialen Verwerfungen schildert Sealsfield den desolaten Staatszustand in tableauartigen, zumeist statischen, in der Sache häufig redundanten Episoden. Synchronie, Brüchigkeit und Fragmentarik der Handlung korrespondieren mit dem ebenfalls *open end* der aktuellen Situation in den USA.

Sealsfields Roman ist ein politischer Text. Sein Soziogramm desjenigen Segments der amerikanischen Gesellschaft, das für die Krise des konservativen Liberalismus die Verantwortung trägt, dominiert die anderen innenpolitischen Konflikte. Die drei maßgeblichen Facetten von Sealsfields Bild eines Landes in der Krise umfassen den politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen. Während der erste Teil der Handlungsinitiierung, Leserinformation und Krisenvorausdeutung dient, verbinden die beiden Folgepartien der Kontrast von Gesellschaftsideal und Gesellschaftswirklichkeit, so dass im vierten Teil die Auswüchse der sozialpolitischen

---

<sup>22</sup> Diese Funktion sichert die semantische Bedeutung der Anthroponyme *Rambleton* und *Schochstein*: *Rambleton*: *Ramble-*, engl. *to ramble*, umherstreifen + *-ton*, Suffix sächs. Ursprungs, *farmyard, estate, small settlement*; *Schochstein*: *Schoch-*, frühere Schiffsform (16. Jh., *Grimms Wörterbuch*) + *-stein*, *Beständigkeit*.

<sup>23</sup> Sealsfield wird erst 1858 amerikanischer Staatsbürger.

<sup>24</sup> *DAW* III 8, III 54, *DAW* II 135, 137.

Realität vorgestellt werden können. Und daraus und der Intention politischer Aufklärung resultiert eine durchaus plausible, keineswegs wirre Textgliederung mit ihren spezifischen Funktionen.

Bevor die drei Facetten des Amerikabildes erläutert werden, bedarf es eines kurzen Hinweises auf den ersten Romanteil, die Schweizer-Episode, und den zweiten Romanteil, die transatlantische Überfahrt samt Ankunft. Mit ihr, der Exposition, definiert Sealsfield die Erzählkonstituenten, den geschichtsphilosophischen Rahmen, zeitgeschichtlichen Bezug von „183-“ und politischen Referenzbezug, präjudiziert die Folgehandlung der Kontrastierung von Gesellschaftsideal und Gesellschaftswirklichkeit und steuert die Rezeptionshaltung des Lesers, der Öffentlichkeit. Drei vom Erzähler kontrollierte Rollensprecher klären – im Dienste der Authentizität des Romananliegens – faktenreich über die Unterschiede zwischen der republikanischen Schweizer Geschichte (Berner Fremdenführer)<sup>25</sup> – dem vorbildlichen „demokratischem Freistaate“<sup>26</sup> – sowie der politisch-kulturellen Konfliktlage in den deutschen Ländern des Vormärz auf (deutsche Adelsfamilie Schochstein).<sup>27</sup> Der dritte Bericht eines amerikanischen Bildungstouristen (Harry Rambleton)<sup>28</sup> führt Amerika in die Handlung ein und demonstriert die aktuelle Ambivalenz von staatlichem Potential und Gefährdung der Demokratie. Die Nachricht von der Krise löst bei Harry Rambleton und der Familie Schochstein eine überstürzte Abreise in die USA aus. Ihr Betreten der amerikanischen Küste ist zugleich sorgenvolle das Betreten desjenigen Kontinents in politischer Unordnung, von dem aus eigentlich die Welt politisch verändert werden soll, indem sich geschichtsphilosophisch das mit dem amerikanischen Missionsauftrag erfüllt, was das Programm von Liberalismus/Demokratie/Republik verheißt und von Sealsfield mit seiner spezifisch südstaatlichen stabilen Gesellschaftsverfassung vertreten wird.<sup>29</sup>

Poetologischer Tradition folgend, lässt Sealsfield in der Exposition über die USA und ihre Protagonistin Dougaldine in Abwesenheit sprechen. Die eigentliche Handlung kann nunmehr beginnen und damit die tatsächliche Auseinandersetzung mit den vom Autor avisierten drei Problembereichen der USA.

---

<sup>25</sup> DAW 9-25.

<sup>26</sup> DAW 42.

<sup>27</sup> DAW 42-56.

<sup>28</sup> Rambleton verkörpert den zeitgenössischen Typus des frühen amerikanischen großbürgerlich-wohlhabenden Bildungstouristen, der mit der *sentimental journey* Europa als Herkunftsraum aufsucht.

<sup>29</sup> Ritter: *Wechselwirkung* (Anm. 13), S. 65-107.



1. Zur Degeneration von Demokratie und innenpolitischer Kultur.

Sealsfields Kritik richtet sich auf den Machtverlust von Jacksons und van Burens Einparteienherrschaft der *Democrats*, das Erstarken der radikalen *Locofocos*,<sup>30</sup> der konservativen *Whigs*,<sup>31</sup> das Treiben der geldgierigen *high society*. Darin sieht er die Ursachen für den Niedergang von Politik, Wirtschaft und öffentlicher Moral in den 1830er Jahren, was zu innenpolitischen Unruhen und zum *panic year* von 1837 führt.<sup>32</sup> Diesem Krisenszenario folgt sein politischer Diskurs, zugespißt auf die radikale Reformpolitik der *Jacksonian Democracy* und deren Autoritätsverfall, dem Aufbegehren der konservativ-republikanische Elite und dem Machtgewinn der *Whigs* sowie den radikalen, antidemokratischen Forderungen einer neureichen Wirtschaftselite.

Der epische Vorgang demonstriert den Konflikt in zwei ausgedehnten und über die Personen miteinander verknüpften Handlungssträngen. Die konservativ-republikanische Sichtweise lässt der Erzähler das alte Ehepaar der Rambletons vertreten.<sup>33</sup> An einem Abend in ihrem Landhaus abseits der Metropole New York schauen beide sorgenvoll „auf die Welt und ihr Treiben!“<sup>34</sup> Zwei politische Beurtei-

---

<sup>30</sup> *Locofocos* (zuerst: *Equal Rights Party*, New York), radikale Fraktion der *Democratic Party* (1835-40), Protestbewegung gegen die reguläre *Democratic*-Organisation („Tammany Hall“), Gegner des politischen *laissez-fair* und antidemokratischer Maßnahmen; Programm: Unterstützung Andrew Jacksons/van Burens, freier Handel und Gewerkschaften, gegen Papiergeld, Spekulation und Staatsbanken. Name: Demokraten drehen das Gaslicht aus, als Radikale eine Sitzung in der *Tammany Hall* stören, diese zünden daraufhin die gerade erfundenen Zündhölzer an, um ihre Veranstaltung fortsetzen zu können.

<sup>31</sup> *Whigs* (gegr. 1833/34): nationalistisch, stehen in Opposition zu Andrew Jackson (Bezeichnung: analog zu den engl. *Whigs*); Programm: protektionistische Steuerpolitik, neue Staatsbank.

<sup>32</sup> Der Romanaufakt informiert über die Krisenaspekte, indem er den Helden Rambleton aus Zeitungen zitieren lässt: politisches Versagen des Präsidenten (Martin van Buren, Vizepräsident unter Andrew Jackson 1833-37, Präsident 1837-41), militärischer Ehrverlust (2. Seminolen-Krieg 1832-1845), außenpolitische Niederlage (Caroline/McLeod-Affäre, Unabhängigkeitsbestrebungen Kanadas und Konflikt mit England), Gefährdung der Ein-Parteien-Herrschaft (Bedrängung der Demokraten durch die nationalistisch-konservativen Whigs), die Wirtschaftskrise (1837), das *fashionable* Treiben der *high society*. (*DAW* 91-101, 112-114, 119-121). – Auslöser der Wirtschaftskrise ist das *specie*: *hard money*; *Specie Circular (Coinage Act)*, erlassen 1836 von Jackson/van Buren: Landerwerb aus Staatsbesitz ist nur gegen (Münzgeld, Gold/Silber) möglich, um den Wertverfall des Papiergeldes und die Landspekulation zu kontrollieren.

<sup>33</sup> *DAW* II.327-365.

<sup>34</sup> *DAW* II.329.

lungen der anarchischen Verhältnisse in den USA und in Frankreich, vorgelesen „aus dem religiösen Examiner“<sup>35</sup>, bestätigen ihre „conservative[n] Principien“<sup>36</sup> und den beklagenswerten Zustand der euro-amerikanischen Gesellschaft.

Der französische Staat, beispielhaft aufgeführt für das „monarchische Europa“<sup>37</sup>, befinde sich in einem desolaten politischen Zustand. Ohne historisch eindeutige Benennung werden die Folgen der Julirevolution 1830 und die Konflikte zwischen der ultraroyalistischen sowie der republikanischen Opposition, den radikaldemokratischen Exilanten und den Arbeitern unter König Louis Philippe (1830-1848) geschildert: „Paris [...] scheint in die Hände von Dämonen gefallen zu sein, Rebellionen fallen täglich vor [...]. – Handel, Gerechtigkeit liegen gänzlich darnieder, Anarchie tritt hervor [...]. Unterwerfung unter den römischen Antichrist und königliche Tyrannei, so erhebt die Cholera neuerdings ihr Medusenhaupt [...]. Besonders sollen diese giftigen Katholiken auf die ketzerischen Amerikaner und Engländer [...] erboßt sein [...].“<sup>38</sup> Damit korrespondierten die Verhältnisse in den Staaten. Präsident Jackson sei ein erfolgreicher Reformers gewesen. „Die Stimme des Volkes war mit ihm, aber er hatte nicht immer den Herrn vor Augen, und deshalb erstanden Götzendiener, Demagogen genannt, die [...] das Wort Reform zu ihrem Motto machten“<sup>39</sup>.

Und – so begreift es der Erzähler – auf Grund dieser Verhältnisse entwickelt sich neben der larmoyanten Selbstgefälligkeit der alten sendungsbewußten Oberschicht<sup>40</sup> die neureiche Wirtschaftselite mit ihrem hedonistischen Gesellschaftsverständnis. Erwin Dish, wohlhabender Dandy, verkündet: Man verstehe sich, „die Fraction der Hundertausende“, als „die Guten, die Eliten, die oben aufschwimmende Sahne dieses aus plebejischer Gemeinheit von Schustern, Schneidern, Mechanikern und Farmers zusammengesetzten Aggregates von vierzehn Millionen, amerikanische Nation genannt; [...]“ Gegenüber dieser „todten Masse“ helfe nur „der feine Despotismus“, - darum „Friede unserer Democracie, und seliges Hinscheiden! Gehen mit Riesenschritten einem bessern Zustande der Dinge entgegen; der alte Metternich jetzt *en vogue*“<sup>41</sup>

---

<sup>35</sup> DAW II 344.

<sup>36</sup> DAW II.344.

<sup>37</sup> DAW II.348f.

<sup>38</sup> Ebd.

<sup>39</sup> DAW II.344.

<sup>40</sup> DAW II.363.

<sup>41</sup> DAW III.61, 66f.

Den allgemeinen Verfall demonstriert der Erzähler auch daran, wie sich die bürgerlichen Unternehmer ihren Status unter Ausnutzung der Unzufriedenheit und des von ihnen organisierten Aufruhrs sichern wollen. Stoffliches Vorbild für das spektakulär geschilderte Aufeinandertreffen der drei die Demokratie gefährdenden Gruppierungen, der konservativen *Whigs*, der radikalen *Democrats* und *Locofocos* und der *Loafers*, dem Pöbel der Straße, sind die Informationen in Zeitungsberichten über die historische Saalschlacht von 1835 (*Grand Row – at Tammany Hall, New York*),<sup>42</sup> demonstriert an einem privaten Caucus, einem öffentlichen und der Folgen in *downtown New York*.<sup>43</sup>

Dem Zeugen, dem entsetzten Baron Schochstein, wird vorgeführt, wie sich solide Bürger und Unternehmer mit fragwürdigen Figuren der Straße solidarisieren, um das Establishment zu ihren Gunsten zu destabilisieren. Über den Rollensprecher Tommy und seine Philippika gegen die *Jacksonian Democracy* lässt der Autor Sealsfield seine politische Analyse der aktuellen Situation vortragen. Es sind zwei Umstände, die er kritisiert, weil diese ihm geeignet erscheinen, das demokratische Staatswesen zu zerstören. Zum einen verurteilt er die finanzpolitischen Fehlentscheidungen. Die ausschließliche Verwendung von Münzgeld in Gold und Silber, die Vernichtung des Papiergeldes, benachteilige die Armen, befördere die Reichen, vernichte Werte (Kredite),<sup>44</sup> sei ein „Eingriff in die Freiheit dieser bürgerlichen Gesellschaft“ und würde revolutionäre Umwälzungen und Zerstörung der allgemeinen Ordnung zur Folge haben, denn Kredit und Papiergeld seien die Garanten von Demokratie und Wohlstand.<sup>45</sup>

Zum ändern lässt er den *Loafer*-Anführer Tommy die „neue Ordnung der Dinge“<sup>46</sup> ausrufen. Als selbst ernannte „freie Selbstherrscher“ seien sie „keine weißen Narren, weißen Sklaven“, sondern „Selbstregenten“, frei vom amerikanischen Aristokraten-Establishment und von Europa,<sup>47</sup> für *eine laissez faire*-Wirtschaftspolitik.<sup>48</sup> Sealsfield sieht die Gefahr einer Radikalisierung durch gezielte demagogische

---

<sup>42</sup> Quellennachweise bei Arndt: *Sämtliche Werke* (Anm. 10). Bd. 21. Einleitung“. S. V, IXf., XIII. – *Tammany Hall on East 14th Street, NYC, between Third Avenue and Irving Place*. Nach Andrew Jacksons Wahl zum Präsidenten 1829 ist die Tammany Hall Machtzentrale der *Democrats* und Tagungsort der *Tammany Society* (1789).

<sup>43</sup> *Caucus*, Pl. *Caucuses*, im Englischen eine Versammlung von Anhängern einer Partei.

<sup>44</sup> *DAW* II.266f., 269-279.

<sup>45</sup> *DAW* II.276.

<sup>46</sup> *DAW* II.195f.; 259-281.

<sup>47</sup> *DAW* IV.212.

<sup>48</sup> *DAW* IV.262. – *laissez faire*: Forderung nach Dominanz von Privatwirtschaft mit geringen

Manipulation der Öffentlichkeit und gewalttätige Aktionen, vorgeblich legitimiert durch die politischen Umstände. Aus beiden Bedenken spricht seine Besorgnis um den stabilen Zustand der Demokratie und die Vernichtung von Kapital.

Der Autor befürchtet Anarchie. Seine Hinweise begreift er als Menetekel vor allem für die amerikanische, aber auch die europäische Öffentlichkeit. Verantwortlich ist, so lässt er urteilen, Andrew Jackson.

## 2. Zu den sozialen Problemen

Die politische Krise verursache den soziokulturellen Verfall, so lautet die Botschaft. Sealsfield erläutert diesen Zusammenhang in der Weise, indem er die amerikanische Gesellschaft auf die wirtschaftliche wie politische „Noblesse“<sup>49</sup> und die Schauplätze ihrer Machtentfaltung in New York und Saratoga reduziert.

An diesen „historischen Geschlechter[n]“<sup>50</sup> und ihrem Versagen zeige sich beispielhaft der Niedergang des amerikanischen ‚Adels‘, der Pionierfamilien und damit der politischen Klasse, teilt der Autor apodiktisch mit. Sie haben ihre Ideale von „Aufklärung“ und „Humanität“ im „Colonisations= und Civilisationsprocesse“ verloren.<sup>51</sup> Diese arrogante *high society* nehme ihre Verantwortung nicht mehr wahr. Sie praktiziere stattdessen mit krimineller Energie einen exzessiven Kapitalismus. Dieser sei ein „Eingriff in die Freiheit dieser bürgerlichen Gesellschaft, ihrer Individuen, Corporationen, Städte und Staaten, der den Character eines hochverrätherischen Verbrechens einnimmt; [...]“<sup>52</sup>

Personeller Fluchtpunkt von Handlung und Amerikabild ist die achtzehnjährige neurasthenische und exaltierte Dougaldine Rambleton, Gegenfigur zum skeptischen Cousin Harry Rambleton.<sup>53</sup> Der Theologe Postl weiß, was er den Schriftsteller Sealsfield schreiben lässt, wenn er diese sittlich ungefestigte, flatterhafte und geltungsbedürftige eitle ‚Königin von Manhattanstadt‘ und *Belle*, die Stellvertreterin der dekadenten weißen *high society*, nicht als Dame von Welt, sondern als triviale Karikatur der mittelalterlichen Allegorie *Frau Welt* vorstellt und zur typisierten Exponentin der dekadenten Gesellschaft macht: „‘Alles, was vor – hinter uns liegt, wollen wir

---

staatlichen Eingriffen.

<sup>49</sup> *DAW* III.198-252.

<sup>50</sup> *DAW* III.198.

<sup>51</sup> *DAW* III.201, II.363.

<sup>52</sup> *DAW* II 276.

<sup>53</sup> Der Autor greift zu Gunsten einer erhöhten Lesermotivation auf die Symptome der Modekrankheit Neurasthenie zurück (*DAW* IV.1-18, 60-121, 148-163).

von uns werfen. Keine Frage, wer wir sind. Wir wollen genießen [...].“<sup>54</sup> Durch die Ironisierung ihres Lebenswandels und ihrer Weltauffassung decouvriert der Erzähler ihre Existenz und die der Gesellschaft als pseudo-monarchistisches Imitat europäischer Adelskultur und damit als Farce.<sup>55</sup> Darüber hinaus banalisiert er auf der Metaebene mit ihrer Erscheinung den Mythos der nationalsymbolischen Heroinnen wie Jeanne d'Arc, der französischen *Marianne* und ihrer Schwester auf der texanischen Kriegsfahne.<sup>56</sup> Dougaldine, etymologisch die ‚Blaue‘, die Kluge und Wiese,<sup>57</sup> verkörpert die gefährdete amerikanische Demokratie, indem sie die Rolle der Frau als *homemaker* und Garant der gesellschaftlichen Ordnung nicht akzeptiert.

Deren verwerfliche Selbstbezogenheit führt der Roman an ausgedehntem inhaltsleeren *small talk* und einer ausgeuferten Verschwendungssucht in Wohn-, Eß-, Kleidungs- und Feierkultur vor. Man lebt inmitten kostbarer Importmöbel und Gemälde aus Europa und goutiert auf Picknicks „Delicatessen“ wie „gepickelte[n] Austern“, „Wildpastete“, „Gelées“, Torten, entkorkt „hundertjährig[e] Madeirabouteille[n]“, „Champagner“- und „Johannisberger“- Flaschen.<sup>58</sup> Entsprechendes gelte für die Kleidung *à la mode* „des Außenmenschen“, die in Harmonie mit der „geistige[n] Toilette“ des Dandy zu stehen habe.<sup>59</sup> Die leere Ritualisierung des gesellschaftlichen Lebens bestehe eben aus dem „[...] ewige[n] Einerlei, [von] Ankleiden, Dejeuniren, wieder Ankleiden, Diniren; wieder Ankleiden, Theieren; [...] Ewiger Kreislauf, Runde von Thorheit und Flirtations, [...]“<sup>60</sup>.

Wie weit sich die *high society* von den ursprünglichen Idealen einer liberal gesonnenen wie demokratisch organisierten Gesellschaft und von der sozialen wie politischen Wirklichkeit entfernt hat, demonstriert der Erzähler am pervertierten sozialen Verhalten der höheren Töchter um Dougaldine. Es ist ein bizarres Panorama von Figuren, die in ebenso bizarren gesellschaftlichen Spielen die republikanische Freiheit missbrauchen und verspotten, um deren Grundlagen in unbedachter Leicht-

---

<sup>54</sup> DAW III.25.

<sup>55</sup> DAW III. 29; „Sie stand jeden Zoll eine Königin, die die Huldigungen ihrer Getreuen empfängt.“ (DAW III.124); „Die beiden Autocratinnen, die Königinnen, Kaiserinnen von Saratoga.“ (DAW III.162).

<sup>56</sup> *Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama.* Hrsg. von Monika Flacke. München: Deutsches Historisches Museum, 1998.

<sup>57</sup> Eingedeutschte Form von männl. *Douglas* (Kurzform: *Doug*; ir., in der Bedeutung von *blau*, Farbe der Jungfrau Maria als Himmelskönigin).

<sup>58</sup> DAW III 29-33, I 145.

<sup>59</sup> DAW III.150f., 81, 85.

<sup>60</sup> DAW III.99.

fertigkeit *ad absurdum* zu führen. Erzählerischer Höhepunkt ist die Verkündigung „eine[r] neuen Ausgabe unserer Unabhängigkeits=Erklärung“,<sup>61</sup> mit der im Tonfall des Originals Freiheit und Gleichberechtigung als Funktionen von Frivolität, Genussucht und Hemmungslosigkeit gefeiert werden. Diese makabre Parodie auf Jefferson und die amerikanischen Prinzipien definiert als einziges Ziel die „Befriedigung zur irdischen Glückseligkeit“<sup>62</sup> und wird flankiert von der selbstironisch agierenden „siebzehnte[n] Sitzung des Jungfrauen=Vereins – zur Beförderung der Mäßigkeit, - und Unterdrückung der Unmäßigkeit [...]“<sup>63</sup> Über zwei Reaktionen des preußischen Barons Schochstein lässt der Erzähler die Bigotterie der „gepriesenen Republikaner“<sup>64</sup> entlarven. Als er in diesem Kreis auftritt, wandelt sich das bürgerliche Selbstbewusstsein des freien Amerikaners zu serviler Loyalitätsbekundung gegenüber dem europäischen Adligen. Und: Hier erfährt er auch von der sozialen Wirklichkeit in den Straßen der Großstadt, wo das Leben in Folge des wirtschaftlichen Niedergangs von „zweitausend Morde[n], und fünfzehnhundert Ehebrüche[n], und tausend Atrocitäten, und achthundert Felonien, und sechshundert Cholera morbus!“ bestimmt wird.<sup>65</sup>

Weil der Erzähler sich zu Recht nicht sicher ist, ob die Gesellschaftskritik in seinen Schilderungen der bigotten *high society* dem Leser deutlich geworden ist, fasst er seine Sichtweise noch einmal zusammen. Die amerikanische Gesellschaft praktiziere einen Kapitalismus ohne Kultur, denn nur die „die Elle, das Hauptbuch [...] sind so ganz einzig die hervortretende Leidenschaft!“<sup>66</sup>

### 3. Zu den wirtschaftlichen Problemen.

Es sind die desolaten volkswirtschaftlichen Verhältnisse, die infolge falscher Fiskalpolitik das Erscheinungsbild der USA spiegeln. Die Krise setzt mit dem Beginn der 1830er Jahre ein, gipfelt im *panic year* 1837 und endet in der *great depression*, die bis 1845 andauert. Weil die Regierung sich weigert, in das Marktgeschehen regulierend einzugreifen, führen Wirtschaftsboom, Landspekulation, Luxusleben, haussierende Aktienkurse, ungedeckte Kreditvergaben zum ökonomischen Kollaps, zur Arbeitslosigkeit und Störung der öffentlichen Ordnung.

---

<sup>61</sup> DAW II.173-187.

<sup>62</sup> DAW II.179-184.

<sup>63</sup> DAW II.188.

<sup>64</sup> DAW II 249.

<sup>65</sup> DAW II.282.

<sup>66</sup> DAW III,156-159.

Der sozioökonomische Hintergrund ist historisch authentisch. Im Panikjahr 1837 platzt am 10. Mai 1837 in New York City die Spekulationsblase.<sup>67</sup> Die Banken stellen die Zahlungen in *specie* (Gold- und Silbermünzen) ein. Zu den makroökonomischen Ursachen gehören Jacksons *specie circular*,<sup>68</sup> der Abzug von Regierungsgeldern aus der *Bank of the United States* und die Weigerung van Burens einzugreifen, die rapide wachsende Bevölkerung, der Boom im Baugewerbe, der Infrastruktur, Industrie und Landwirtschaft, eine ausufernde Landspekulation auf Kredit, die Hochzinsen auf sog. *state-issued bonds*, die Kreditvergaben ohne Absicherung, wachsender Geldumlauf, Zustrom ausländischen Kapitals, steigende Staatsverschuldung und haussierende Aktienkurse. Die Folgen sind verheerend. Während der Depression kommt es zur inflationstreibenden Verteilung von ungedecktem Papiergeld, zum Verfall von Preisen und Löhnen, zu zahllosen Konkursen, hoher Arbeitslosigkeit, Verarmung großer Bevölkerungsteile und öffentlichen Hunger-Revolten.<sup>69</sup>

Der wirtschaftspolitisch informierte und börsenerfahrene Sealsfield wird durch diese Entwicklung in der Schweiz aufgeschreckt. In den 1830er Jahren hat er sich, gleichfalls infiziert von der hysterisch gewordenen Renditejagd, mit erheblichem Finanzmitteln an der Hausse beteiligt und in amerikanische Eisenbahnaktien investiert. Seine kurzfristige Reise in die USA vom 10. Mai 1837 bis zum 9. Oktober 1837 dient der Absicherung seines Vermögens, der Inaugenscheinnahme der amerikanischen Gesellschaft und der literarischen Umsetzung dieser ihn verstörenden Erfahrungen. Seine autobiographischen Erfahrungen arbeitet er in die Schweizer Episode als Auftaktereignis des Romans ein. Übertragen auf die Protagonisten Harry Rambleton und die Schochstein-Familie, wiederholt er seine Bestürzung über die Börsennachrichten aus New York, die die Romanpersonen in der ersten „Hälfte des Maimonats 183-“<sup>70</sup> über Presse und Banknachrichten erreichen.<sup>71</sup> Sealsfields eige-

---

<sup>67</sup> Reginald Charles MacGrane: *The Panic of 1837. Some Financial Problem of the Jacksonian Era*. New York: Russell & Russell, 1965; Edward S. Kaplan: *The Bank of the United States and the American Economy*. Westport: Greenwood, 1999; Peter L. Rousseau: *Jacksonian Monetary Policy, Specie Flow, and the Panic of 1837*. In: *Journal of Economic History* 62 (2002), H. 2, S. 457-488.

<sup>68</sup> Jackson/van Buren: *Specie Circular (Coinage Act 1836)*; richtet sich gegen die zunehmende Zirkulation von wertlosem Papiergeld und wachsende Landspekulation, indem für Staatsland nur in Gold und Silber gezahlt werden darf.

<sup>69</sup> 1837: Die amerikanischen Banken machen in zwei Monaten einen Verlust von 850 Mill. \$, von 850 Banken schließen 343, davon gehen 62 in Konkurs, der Geldumlauf fällt um ein Drittel.

<sup>70</sup> DAW I.7.

<sup>71</sup> DAW I.145-156.

ne existentielle Bedrohung lässt er den Baron von Schochstein artikulieren: der transatlantische Vorgang habe mit „Armuth oder Reichthum“ zu tun.<sup>72</sup>

Und genau diese Verhältnisse stellt Sealsfield als Teil des Amerikabildes vor, reduziert auf die verantwortliche Oberschicht von Maklern, Börsianern und Kaufleuten. Was Bankdirektor Jedediah Dish für die New Yorker Geschäftswelt sagt, ist für den Erzähler das Programm eines krankhaften Hochkapitalismus der „Börsen=, Handels= und Eisenbahn=Männer“-Gesellschaft: Man sei sowohl „Geldmann“ als auch „Lebemann“ und habe vor allem Frauen und „*Saving Notes, Discounts, Cents per Cents*“ in den „Gehirnkammern“. Es sei die „Hauptsache“ im Leben, mit „Klugheit, Verschlagenheit, Gewandtheit“ „anderer Leute Geld zu dem Deinigen zu machen, Mann! – Ist das Geld die Hauptsache, Mann!“<sup>73</sup>

Für Sealsfield ist die Utopie vom idealen Staat gefährdet. Um solcher kapitalistischen Weltsicht mit dem Primat der Bereicherung Anschaulichkeit zu verleihen, werden bei der Einführung Schochsteins in die Gesellschaft der Rambletons die Gäste vorgestellt, aber in ihren Eigenschaften auf die entindividualisierenden Attribute von Berufsfunktion und Kapitalbesitz reduziert. Repräsentativ für die „die Börsen=, Handels= und Eisenbahn=Männer“-Gesellschaft<sup>74</sup> klassifiziert der Erzähler die Kapitalisten in sehr reiche wie „Mister Knowles! [...] einer unserer respektabelsten Männer, eine Million werth,“<sup>75</sup> in ärmere, aber redliche wie „Mister Berks [...] zwar nur ein Sechsmalunderttausender, aber solid,“ in betrügerische wie „Mister Thompson! [...] Fünfmalunderttausend, [...] mit einer einzigen Land-spekulation hundertfünfzigtausend Dollars barbiert.“<sup>76</sup>

Diese Männern verkörperten die Krise und „die große Seifenblase“ des unsoliden Wirtschaftsbooms, die nunmehr geplatzt sei und „der Name eines Newyorker Kaufmannes gleichbedeutend mit dem eines Schwindlers“ sei.<sup>77</sup> Um das zu verdeutlichen, überträgt der Erzähler des Autors Krisenanalyse auf eine Besprechung der wirtschaftlich katastrophalen Lage zwischen den Brüdern Nathy und Claas Rambleton, in der fehlende Solidität der ökonomischen Entwicklung aufgedeckt wird,<sup>78</sup> aber auch das bigotte Rechtsbewusstsein.<sup>79</sup> Doch letztlich setzt sich

---

<sup>72</sup> DAW I.148.

<sup>73</sup> DAW I.156-160.

<sup>74</sup> DAW II.255.

<sup>75</sup> DAW II.244.

<sup>76</sup> DAW II.245.

<sup>77</sup> DAW IV.128f.

<sup>78</sup> DAW IV.127-145.



bei beiden die Einsicht des eigenen Versagens und ihrer Partei der *Whigs* durch, Sealsfields grundsätzlich positive Einstellung gegenüber den Prinzipien der *Jacksonian Democracy* spiegelnd. Die *Whigs* und die ihnen verbundenen Unternehmer der *high society* seien daran gescheitert, weil sie mit unlauteren Mitteln und auf Kosten der Allgemeinheit ihre Ziele gegenüber der Politik des „alten Hickory“ (Andrew Jackson) und seiner „Locofocos=Regenten“ durchzusetzen versucht haben.<sup>80</sup> So sei es eben, lässt Sealsfield inmitten der Katastrophe mit Genugtuung urteilen: „[...] der alte Hickory ist noch der Einzige, der etwas werth ist, [...]“<sup>81</sup>

Sealsfield lässt fast sämtliche Facetten der inneramerikanischen Wirtschaftskrise ansprechen und diskutieren, um mit Ironie und Sarkasmus den moralischen, ökonomischen wie politischen Schaden für das demokratische System der USA zu geißeln. Es sei eine wirkliche „Krise, in der wir alle stecken. [...] Jedermann jetzt Patient, unser ganzer Handelsstand,“<sup>82</sup> befindet der Farmer Rambleton. „[...] die freieste, die aufgeklärteste Nation“<sup>83</sup> sei durch die hemmungslose Kreditvergabe an jedermann in einen Konsumrausch von Importwaren geraten, dadurch in die „Schlinge“ der „britischen, holländischen, französischen Geldmäkler und Strumpf= und Sachtuch=, und Champagner= und Cognacs=, und Seiden= und Indienne= und Caliko=, und weiß der T-I alles was für Fabrikanten“ geraten und so wieder unfrei geworden.<sup>84</sup>

Fragt man nach dem Grundmuster von Sealsfields Amerikasicht und deren literarischer Umsetzung, dann ist von zwei Bedingungen auszugehen. Er versteht die Demokratie der USA und ihre liberalkonservative Organisation als grundsätzlich gültiges Vorbild für die zukünftige Entwicklung westlicher Bürgergesellschaften. Diese Bedingung aber könnte nur dann geschichtliche Wirkung dauerhaft beibehalten, wenn „die Freiheit“ ihr „Item“, ihre politische und ethische Grundordnung behielte. Dieser aber sei auf Grund der inneramerikanischen politischen wie wirtschaftlichen Konflikte in den 1830er Jahren beschädigt worden.

Es ist diese Beobachtung, die der politisch denkende Autor Sealsfield mit diesem Roman wenn auch unterhaltsam eingekleidet, aber doch kritisch mitteilt. Weil die amerikanische Gesellschaft in einem wachsenden Zustand der Destabilisierung

---

<sup>79</sup> *DAW* IV.141f.

<sup>80</sup> *DAW* IV.143.

<sup>81</sup> *DAW* IV.145.

<sup>82</sup> *DAW* IV.122-147, 152, 160, hier 123.

<sup>83</sup> *DAW* IV.130.

<sup>84</sup> Ebd.; *DAW* IV.144f.

gerät, sieht er die historische politische Mission der USA gefährdet und damit auch seine Mission des politisch aufklärenden Literaten.<sup>85</sup> Auch wenn der Text seinem wenig stringenten Handlungsgang und dessen trivialromantischer Auskleidung deutlich erkennen lässt, wie rezeptionsästhetisch kalkulierend der Autor vorgeht, so ist die teilweise davon überdeckte politische Botschaft das eigentliche Anliegen des engagierten Autors. Er will innerhalb der europäischen Liberalismusdebatte seinen Anspruch verwirklichen, einen seriösen Beitrag zum offenen politischen Diskurs zu leisten. Darum hält er die politische Botschaft frei von jenen Aspekten, die in der zeitgenössischen Amerikaliteratur eine gewichtige Rolle spielen: massenhafte Zuwanderung, ethnokulturelle Selbstbehauptung und Kulturkontakt. Für ihn sind die USA der demokratische Staat einer multikulturellen Zuwanderungsgesellschaft, in der die nationalkulturelle Eigenexistenz einer ethnischen Gruppe keine Rolle spielt.

Sealsfields Sorge ist groß. Er lässt sie seinen deutschen Protagonisten Schochstein artikulieren. Er sei entgeistert angesichts „eines so furchtbaren entsetzlichen Volkes“, das die Staatsautorität missachte und der politischen Führung „so furchtbar“ „mitspiele“. Diese Freiheit wolle er nicht, seine „republikanische[n] Sympathien“ seien ihm ‚verleidet‘.<sup>86</sup>

### III. Otto Ruppian und die deutschnationale Mission in den USA

Er wisse es aus seinem grundlegenden „Zwiste mit sich selbst“<sup>87</sup>, „[...] daß Alles, was in mir lebt, auf meine alte Branche hinweist, daß ich die Kraft fühle, mich durch jede Schwierigkeit hindurchzuarbeiten, und daß in dieser Ueberwindung meine einzige, wahrste Befriedigung liegen würde. Ich habe die Musik zur Verschönerung müßiger Stunden geliebt und gepflegt. [...] Kaufmann könnte und würde ich ganz und mit allen meinen Seelenkräften sein – Musiker immer nur wie ein Mensch, der aus seiner Heimath getrieben in einem fremden Land irrt.“<sup>88</sup> Des Helden Max Reinhardts bürgerlicher Anspruch auf „seine amerikanische Carriere“<sup>89</sup> kommentiert Mr. Frost, Besitzer eines New Yorker Großhandelsunternehmens, später lapidar: „ganz deutsch“<sup>90</sup>.

---

<sup>85</sup> Sealsfield an Brockhaus vom 21. Juni 1854. Castle: *Briefe* (Anm. 19), S. 289-293.

<sup>86</sup> *DAW* IV 204.

<sup>87</sup> *ED* 292.

<sup>88</sup> *ED* 215.

<sup>89</sup> *ED* 195.

<sup>90</sup> *ED* 315.

Otto Ruppjus' Text *Ein Deutscher. Roman aus der amerikanischen Gesellschaft* (1862)<sup>91</sup> ist ein autofiktionaler Amerikaroman. Er entwirft in Genrebildern ein Amerikabild von der deutschen Einwanderung nach den USA Ende der 1850er Jahre und deren zivilisatorische Beförderung der amerikanischen Zielgesellschaft durch eine als überlegen eingeschätzte deutsche Ethnokultur. Damit folgt er ideologisch dem nachmärzlichen Paradigmawechsel von Amerika als republikanischem Leitbild zu Amerika als Raum nationalkonservativer deutscher Kulturausbreitung.

Die Romanüberschrift legt diese ethnonationale Konzeption programmatisch fest. Für die Erstauflage 1862 benennt der Hauptteil, *Ein Deutscher*, den Helden als nationalen Stellvertreter, sein Schicksal im Konfliktfeld *der amerikanischen Gesellschaft* ordnend. Dann, nach der Reichsgründung 1871, erscheint das Buch, dem nationalkonservativen Zeitgeist und der Politisierung deutscher Auswanderung folgend, unter dem alleinigen Titel *Ein Deutscher*.

So thematisch konzeptioniert, entfaltet der Erzähler die Romanhandlung unter mehreren kontextuellen Bedingungen. Im Lebensgang des Helden Max Reinhardt spiegelt sich der Lebensgang des Autors, der als sozialkritischer preußischer Nationalliberaler sich dem Gefängnisaufenthalt 1849 durch Flucht in die USA entzieht, erst 1861 wieder zurückkehrt. Diese politische Erfahrung blendet der Autor wahrscheinlich zum Schutze der eigenen Person aus. Aufgenommen aber werden in die Konzeption des Helden markante autobiographische Lebensumstände: Bildungsbürgertum, Kaufmannsausbildung, Musikalität, Lebensstationen zwischen Nashville (Tennessee) und New York, die Überlegenheit deutschamerikanischer Kultur und der Erhalt der amerikanischen Demokratie. So auf die autobiographischen und ethnonationalen Aspekte reduziert, bleiben die zeitgeschichtlichen Konflikte der inneramerikanischen Debatten über die Wirtschaftskrise (1857/58), Sklavenfrage, Sezessionsabsichten (1861) und Bürgerkriegsdrohung (1861-65) sowie die Erfindung der Ethnizität ausgeklammert. Das gilt gleichfalls für die nachmärzlich antiliberale, konservativ-restaurative Politik im Deutschen Bund, die politische Entmündigung des Bürgers und massenhafte Auswanderung in die Vereinigten Staaten. Der Roman vermittelt dem Leser ein Amerikabild entworfen aus dem Geiste eines deutschen Nationalismus. Das Amerikaverständnis und die davon abgeleiteten

---

<sup>91</sup> Anm. 107. – Literatur: Theodor Graewert: *Otto Ruppjus und der Amerikaroman im 19. Jahrhundert*. Jena. Diss., 1935; Christoph Hering: *Otto Ruppjus, der Amerikafahrer, Flüchtling, Exilschriftsteller, Rückwanderer*. In: *Amerika in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch. Stuttgart: Reclam, 1975, S. 124-134; Undine Janeck: *Zwischen Gartenlaube und Karl May. Deutsche Amerikarezeption in den Jahren 1871-1913*. Aachen: Shaker, 2003.

Kontituenten folgen weniger den zeitgeschichtlichen Verhältnissen und ihren Problemen denn einer didaktisch ausgerichteten Autorabsicht, den erfolgreichen Entwicklungsgang eines bürgerlich konservativen Immigranten im Dienster der kulturmissionarisch verstandenen Auswanderung Deutscher in die Welt als nachahmenswert vorzustellen.

Poetologisch orientiert sich Rupprius am Bildungsroman des deutschen Realismus und an heimatliterarischen Tendenzen, so beispielsweise an Wilhelm Raabes *Die Chronik der Sperlingsgasse* (1857) und dem Leitmotiv „Sieh nach den Sternen – gib acht auf die Gassen“. Auf topographisch festgelegten, begrenzt detailrealistischen Schauplätzen dominieren seine unpolitischen Helden die Handlung, während der sie ihren privaten Existenzanspruch an ein Leben bürgerlicher Ethik realisieren, indem sie ihre Identitätskrise und den persönlichen Konflikt mit der amerikanischen Gesellschaft bewältigen, dieser nützen und sich selbst dem Leser als sittliches Vorbild zur Identifikation anbieten. Rezeptionsästhetisch richtet sich Rupprius nach den Belangen deutscher Auswanderer, deutschamerikanischer Immigranten und den bildungsbürgerlichen Lesern der *Gartenlaube*.

Die folgenden Überlegungen gehen der Frage nach, wie durch solche Umstände das Amerikabild in diesem patriotischen Bildungsroman nach seinen ideologischen Prämissen und der erzählerischen Gestaltung ein dezidiert ethnokulturelles Verständnis der Neuen Welt vorstellt.

Um des Autors Generalanliegen gleich vorwegzunehmen: Rupprius' Amerikabild gestaltet nicht die Umstände eines kontinentalen Staates mit liberaler Gesellschaftsordnung in seinen landschaftlichen, soziokulturellen und politisch-ökonomischen Bedingungen. Ihm sind die USA bloße Möglichkeit für den deutschen Zuwanderer, unter demokratischen Bedingungen sich individuell zu entfalten und deutsche Kultur zu pflegen, d. h. das Amerikabild wird durch das Temperament und die Erfahrung des Helden und seines deutschnational denkenden Urhebers geprägt.

Auf 340 Seiten und in achtzehn gleichlangen Kapiteln verfolgt der Erzähler das Thema von des deutschen Migranten Heimat- und Identitätssuche, seinen Weg vom „alte[n] Vaterland [...] zu dem neuen“<sup>92</sup>. Das chronologisch einsträngige Geschehen, zeitlich festgelegt auf die 1850er Jahre und von Sommer bis Frühjahr dauernd, präsentiert als *romance* die konfliktreiche „Irrfahrt“<sup>93</sup> eines beruflich ehrgeizi-

---

<sup>92</sup> ED 259; Max: Reinhardt: „[...] ‘mich aus der beengenden Welt, wie sie mich drüben umgab, hierher zu retten, wo für jedes Talent und jedes redliche Streben sich freier Raum findet.“ (ED 167)

<sup>93</sup> ED 155.

gen, patriotisch und moralisch gefestigten jungen deutschen Mannes zwischen drei Frauen, seinen Selbstzweifeln und der Entschlossenheit zum gesellschaftlichen Aufstieg: „[...] er wollte seine amerikanische Carriere von der Pike auf beginnen und sich durch alle Schwierigkeiten durcharbeiten [...]“<sup>94</sup>

Des Helden Entwicklung vollzieht sich entlang einer übersichtlichen Personenreihe der Widersacher wie Mentoren und episodischen Ereigniskette, angesiedelt auf unspezifisch beschriebenen Schauplätzen in New York City und Saratoga (NY) im Norden, einer Kleinstadt zwischen Memphis und Nashville im Süden. Die Handlung ist funktional auf die gesellschaftliche und existentielle Erfahrung des 20jährigen, am Beginn seines Berufslebens stehenden Protagonisten ausgerichtet, typisiert als beflissener, moralisch selbstgerechter Bildungsbürger, Kaufmann und Musikfreund. In seiner Namengebung Max Reinhardt – ‚der Größte im Rate für andere‘<sup>95</sup> – spiegeln sich das Selbstverständnis des Autors, die Eigenschaften des Helden und die ihm und dem Roman übertragene Belehrungsfunktion.

Die ihm zugeordneten Personen, die drei gleichfalls jungen Damen, sind entsprechend schablonenhaft ausgestattet: Mathilde Heyer (22), die musikalische und polyglotte Halbwaise, die selbstbewusste, temperamentvolle und emanzipierte Deutsche;<sup>96</sup> Harriet Burton, die dominierende, temperamentvolle Südstaatlerin; Margaret Frost (17), die anschniegsame, häusliche Deutschamerikanerin, allesamt der höheren cis- und transatlantischen bürgerlichen Gesellschaft entstammend. Während die beiden Amerikanerinnen im Lebensgang des Helden die zwei kontrastierenden Möglichkeiten des Anschlusses an die Südstaaten- und die Nordstaatengesellschaft verkörpern, repräsentieren die drei Zuwanderer Max Reinhardt, Mathilde Heyer und der Kupferschmied Meißner des Autors Auffassung vom Zugewinn der amerikanischen Gesellschaft durch die deutsche Immigration in Handel, Kultur und Handwerk.

Es ist die Geschichte vom idealen jungen Mann und Schwiegersohn, vom deutschen ‚Musterbürger‘, dem guten Deutschen. So konzipiert durchläuft der Held, fest an des Erzählers Hand, seine Entwicklungsphasen im dialektischen Dreischritt, die ihn über mehrere Bewährungsereignisse zum vollwertigen Deutschamerikaner läutern.

---

<sup>94</sup> ED 195.

<sup>95</sup> Max: von lat. *maximus*, sehr groß, am größten; männl. Vorname (19. Jahrhundert), Kurzform von Maximilian; Reinhardt: germ. *regin hardt*, „im Rate kühn“.

<sup>96</sup> Mathilde Heyers Lebensbericht (ED 167-171).

Der Erzählaufaktteil, unnummeriert, legt das Thema fest, definiert Ausgangslage und Zielvorstellung: der deutsche Kulturträger Max Reinhardt, sein Bildungsweg und seine Heimatsuche in der Neuen Welt.<sup>97</sup> Unterteilt in Ankunft auf der Reede, Landgang in New York und Reise nach Saratoga, wird die Ankunft als persönlicher Befreiungsakt für die Passagiere auf dem „Dreimaster Adelheid aus Bremen mit 274 Einwanderern“ in sentimentaler Feierlichkeit an Deck zelebriert. Die erste Begegnung mit dem Neuen ist ein stilisierter Akt der existentiellen Trennung von Europa. Man habe eine „Generalreinigung“ vorgenommen, „sonntäglichen Staat“ angezogen, bedenke „Pläne und Hoffnungen“ auf eine ‚Wiedergeburt‘, sehe die „sternenhelle Nacht“ und begrüße Amerika mit festlichem deutschem Chorgesang „nach Mendelssohn’s Weise, ‚wer hat dich, du schöner Wald‘ // Sei begrüßt, Amerika, / Vaterland, das wir erkoren, / Gieb uns, was wir fern verloren, / Sei mit Deinem Segen nah! / Sei begrüßt, sei begrüßt, / sei begrüßt, Amerika!“<sup>98</sup>

Die erste Lebensphase von Max Reinhardt endet nach vier Wochen katastrophal. Seine Empfehlungsschreiben an „Handelshäuser“<sup>99</sup> und Inserate sind nutzlos, Mathilde Heyer, die Mitimmigrantin, ebenfalls erfolglos, verweist ihn aus sittlichen Skrupeln in die schwesterlichen Schranken und trennt sich von ihm. Und seine ambitionierte „große Aufgabe“<sup>100</sup> als Musiker, die Amerikaner durch „deutsche Composition[en]“<sup>101</sup> wie Heinrich Prochs „Zieh’n die lieben gold’nen Sterne“<sup>102</sup> aus ihrem Faible für „Negerlieder“ wie „Miss Nelly was a lady“<sup>103</sup> musikkulturell „aufzuwecken“<sup>104</sup>, enden unter „Johlen und Pfeifen“<sup>105</sup> in Kneipen und bei „Tanzmusik in den umliegenden kleinen Badeorten“.<sup>106</sup> Die Amerikaerwartung Max’ erfährt ihre erste Enttäuschung.

---

<sup>97</sup> ED 3-34.

<sup>98</sup> ED 3f.

<sup>99</sup> ED 23.

<sup>100</sup> ED 28.

<sup>101</sup> ED 26.

<sup>102</sup> ED 20. Komponist: Heinrich Proch (1809-1878), Jurist und österreichischer Komponist, Violinist, 1834-67 Mitglied der Wiener Hofkapelle, 1837-1840 Kapellmeister des Theaters am Kärntnertor, der späteren Hofoper.

<sup>103</sup> ED 30. Trauerlied aus den Südstaaten (Virginia) über den Tod einer verstorbenen Braut; Text und Melodien von Stephen C. Foster, Firth & Pond, 1849.

<sup>104</sup> ED 27.

<sup>105</sup> ED 29.

<sup>106</sup> ED 34.

Von nun an wird der Erzähler kontinuierlich mit Hilfe des zufälligen Ereignisses der Biographie des Helden jeweils diejenige Richtung geben, die ihn durch eine schrittweise Katharsis zum erfolgreichen Kaufmann, Ehemann und New Yorker *gentleman* der *fashionable society* des deutschamerikanischen *establishments* werden lässt.

Doch erst einmal bestätigt die zweite Lebensphase sein von der ersten Enttäuschung negativ eingefärbtes Amerikabild. Das unkultivierte, sozial feindliche Stadtmilieu des Nordens wird ergänzt durch die Konflikte innerhalb der sklavenhaltenden Südstaatengesellschaft. Aus der Zufallsbegegnung mit zwei jungen Damen, Harriet Burton aus dem Süden und ihrer Freundin Margaret Frost aus dem Norden, fügt sich die folgende Handlung bis zum *happy end*. Infolge der Einladung Harriets, der halbweisen *plantation*-Tochter mit der religiös verbohrt Stiefmutter,<sup>107</sup> in die südstaatliche Kulissenidylle „des Comforts und Ueberflusses“<sup>108</sup> der *plantations* entwickelt sich eine weitere desaströse Phase in seinem Leben. Seine dortige Aussicht auf einen Organistenposten scheitert am Widerstand der Bewohner, die Liebe zu Harriet entpuppt sich als erotische Verirrung,<sup>109</sup> den Intrigen eines Methodistenpredigers und den Aggressionen seines Nebenbuhlers kann er sich nur durch Totschlag erwehren, seine Freundlichkeit zu dem Sklaven Bob setzt ihn der Lynchjustiz aus. Allein die überstürzte Flucht nach New York vermag ihn aus dem amerikanischen Süden zu retten.

Zwar lässt der Erzähler, komplementär zum Negativbild des amerikanischen Nordens, seinen Helden angesichts von Rassismus, religiösem Fanatismus und Rechtswillkür resümieren: „[...] er war nicht bange, sich zum zweiten Male durch sein Vertrauen auf die freien Institutionen des Landes in Gefahr zu bringen; aber ein Ekel vor den Zuständen dieses gepriesenen Südens überkam ihn [...].“<sup>110</sup> Aber Ruppjus' Kritik am Sklavenstatus der ‚Nigger‘ bleibt episodisch, gewinnt keine grundsätzliche Dimension, die den längst begonnenen inneramerikanischen Prinzipienkonflikt und drohenden Bürgerkrieg berücksichtigt.

Für die dritte und in die familiäre wie berufliche Erfüllung mündende Lebensphase greift der Erzähler wirkungsvoll ein, und gibt dem Lebensgang seines Helden Max durch zwei Peripetieeinschnitte die entscheidende Richtung, von der New Yorker arrivierten Gesellschaft aufgenommen zu werden. Die eine löst den

---

<sup>107</sup> Lebensbericht von Harriet Burton (ED 74f.).

<sup>108</sup> ED 53.

<sup>109</sup> ED 82.

<sup>110</sup> ED 132.

Protagonisten aus der problematischen Südstaatengesellschaft, indem seine Bindung dorthin, als Fehlentscheidung entlarvt, durch die Motive von Liebesirrtum und Totschlag, radikal gekappt werden.<sup>111</sup> Die andere, letztlich entscheidende für seinen Lebensweg und darum in der Romanmitte platziert, sorgt hinsichtlich des ‚egoistischen Geschöpfes‘<sup>112</sup> Mathilde Heyer für die zweite amouröse Desillusionierung, denn ihr geht es in ihrer Amerikavorstellung ausschließlich darum, sich ‚aus der beengenden Welt, wie sie mich drüben umgab, hierher zu retten, wo für jedes Talent und jedes redliche Streben sich freier Raum findet.‘<sup>113</sup>

Max Reinhardts Leben gerät daraufhin außer Kontrolle. Er erlebt den sozialen Absturz in Armut und Arbeitslosigkeit.<sup>114</sup> Diese demütigenden Erfahrungen werden vom Erzähler als moralische Bewährung deklariert, die ihn innerlich und äußerlich bereit machen für den Aufstieg aus dem Hausmeisterquartier unter der Treppe einer amerikanischen Whisky-Fabrik in New York in die Führungsetage und ‚aristokratische‘ deutschamerikanische Familie eines Handelshauses.

Von nun an, da wiederum der Zufall eine frühere flüchtige Begegnung zwischen dem Protagonisten und Margaret Frost sich in New York wiederholt, ist der berufliche und gesellschaftliche Aufstieg in der zweiten Romanhälfte unaufhaltbar. Dem Leser wird belehrend und moralisierend vorgeführt, wie sekundäre Tugenden, berufliche Professionalität, selbstloser, riskanter Einsatz für das moralische Wohl des Juniorchefs John Frost – Bewahrung vor weit verbreiteter Spielsucht in der amerikanischen Gesellschaft<sup>115</sup> – und das wirtschaftliche Wohl der Firma – Bewahrung vor kostspieligem Versicherungsbetrug<sup>116</sup> – zwangsläufig dazu führen, die Zuneigung des verwitweten Firmenchefs und seines kindlichen Töchterleins zu gewinnen. Der Protagonist ist am Ziel seiner vom Autor geplanten Entwicklung angelangt.

---

<sup>111</sup> ED 130-143.

<sup>112</sup> ED 173.

<sup>113</sup> ED 167.

<sup>114</sup> ED 166-184.

<sup>115</sup> ED 241, 244; Spielsucht erscheint symptomatisch für die moralische Verdorbenheit der amerikanischen Gesellschaft, durch die ‚die reichen jungen Leute zu künftigen Bankerrotteuren vorbereitet und die ärmeren Betrüger zu Betrügern an ihren Prinzipalen, zu Fälschern und Zuchthaus=Kanididaten gemacht werden; [...]‘ (ED 246)

<sup>116</sup> Der Held bewahrt die Firma Frost vor Versicherungsbetrug und Verlusten und demonstriert den Unterschied zwischen ‚europäische[r] und amerikanische[r] Geschäftslehre‘, ‚New=Yorker Spekulation‘ und ‚deutscher Solidität‘. (ED 272)



Max wird Kaufmann, Ehemann in einer deutschen Familie und New Yorker *gentleman* der *fashionable society* des deutschamerikanischen *establishments*. Damit sieht er sich nach langer „Irrfahrt“<sup>117</sup>, befreit von einer ihn innerlich „beengende[n] Fessel“<sup>118</sup> in der „rechten Heimath“<sup>119</sup> „von Reichthum und Stellung“<sup>120</sup> angekommen. Seine deutsche Tüchtigkeit, die von ihm gepflegte deutsche Musik und sein deutsches Sprechen<sup>121</sup> bereichern, befördern und stabilisieren die deutsche Gesellschaft in Amerika. An seiner Karriere führt der Autor vor, wie soziale Integration in eine Minderheitenkultur den Kulturkontakt ausschließlich für die Stabilisierung der ethnischen Eigenständigkeit nutzt und der Assimilation ausweicht. Das „alte Vaterland“ ist lediglich im Sinne einer kulturellen Behauptung in der Diaspora durch ein ‚neues‘ ersetzt worden.<sup>122</sup>

Geht man von diesem vergleichsweise erfolgreichen Roman des Schriftstellers Otto Rupp aus und versucht die spezifischen Eigenschaften seiner Amerika-sicht zu benennen, dann lassen sich die folgenden Schlussfolgerungen zusammenstellen.

Der Autor orientiert sein ideologisiertes literarisches Amerikabild ganz pragmatisch an seinem Verständnis, das auf die Erhaltung der Identität deutscher Kultur im Ausland gerichtet ist. Weil das seine Botschaft an die deutschen Erwachsenen ist, blendet er die daran nicht beteiligten Kinder, die internationale Massenzuwanderung, die komplexen politischen Verhältnisse in den USA wie in Deutschland und den damit verbundenen aktuellen historisch-politischen Diskurs aus.

Sein Amerikabild entwirft er aus dem dialektischen Zusammenhang von ihm defekt erscheinender amerikanischer Zielgesellschaft, defekter deutscher Herkunftsgesellschaft und der Vision einer ethnisch deutschen Idealgemeinschaft innerhalb der USA, rezeptionsästhetisch orientiert am Interesse seiner avisierten nationalliberalen und gebildeten Leserklientel. In der Konsequenz heißt das für ihn, die USA bieten eine fehlerhafte, aber demokratisch organisierte Gesellschaft an, die jedoch denjenigen einen relativ liberalen Freiraum offerieren, welchen die deutschen Zuwanderer zur ungestörten Entfaltung und Tradierung ihrer überlegenen ethnospezifischen Lebensweise nutzen können. Um diese Konzeption literarisch zu realisieren, engt

---

<sup>117</sup> ED 155.

<sup>118</sup> ED 261.

<sup>119</sup> ED 258, 329.

<sup>120</sup> ED 252.

<sup>121</sup> ED 261.

<sup>122</sup> ED 259.

Ruppius seine sozialkritische Perspektive auf die patriotische Utopie von einem nationalliberalen Deutschland in Amerika ein, die kulturelle Souveränität einer weißen deutschen Ethnie zum Ideologem machend.

Weil das die Voraussetzungen für die literarische Ausgestaltung seiner Sicht auf Amerika sind, folgt die epische Beschreibung einem einseitig aufs Moralische ausgerichteten Kriterienfeld, wobei seine eher dilatorische Handhabung der inner-amerikanischen Auseinandersetzung mit den Problemfeldern von Sklaverei und gesellschaftlichen Umgang mit den Schwarzen unübersehbar rassistische Züge trägt.<sup>123</sup> Abgesehen von diesem problematischen Aspekt richtet sich seine Gesellschaftskritik auf einzelne Umstände, die er – so scheint es dem Leser – vor allem unter dem Gesichtspunkt ihrer nützlichen Funktionalisierung und polemischen Brauchbarkeit im Dienste der Übermittlung seiner ethnokulturellen Amerikasicht auswählt.

Für die USA seien zu verurteilen

- das kapitalistisch unsoziale Verhältnis von Arbeitgeber/Arbeitnehmer,<sup>124</sup>
- die Korruptiertheit von Teilen der *fashionable society* durch Glücksspiel, Spekulation und Unterschleif,<sup>125</sup>
- ein betrügerisches Kirchenleben z. B. der Methodisten und ihrer *Revival*-Bewegung,<sup>126</sup>
- die allgemeine Unkultur der „barbarischen Musik“ von „fiedelnden Niggers“.<sup>127</sup>

Weil seine erzählerische Intention auf die didaktisierte Vermittlung einer deutschkulturell bestimmten Idealgesellschaft ausgerichtet ist, hält sich der Autor aus diesen Grund, aber auch im Hinblick auf seine eigenen politischen Aktivitäten und strafrechtliche Verfolgung mit Kritik an Preußen und dem Deutschen Bund demonstrativ zurück. Vielsagend verweist er lediglich darauf, dass „wohl Jeder mehr oder weniger an den politischen Ereignissen beteiligt“<sup>128</sup> gewesen ist – gemeint ist die 1848er Revolution – und dass die „engen Schranken“ dort im „socialen Leben“ jede „freie Regung“ behinderten.<sup>129</sup>

---

<sup>123</sup> ED 45, 48f., 51, 54, 67f., 86, 89, 102f., 117f., 133.

<sup>124</sup> ED 227.

<sup>125</sup> ED 241, 244, 246.

<sup>126</sup> Revival-Bericht: ED 105-107; *Revival*: Erweckungsbewegung in der reformatorischen Kirche.

<sup>127</sup> ED 49, 54, 86, 89, 92f., 144.

<sup>128</sup> ED 42.

<sup>129</sup> ED 65, 42.

Stattdessen hebt er, ganz im Sinne seines deutschnationalen ideologischen Ansatzes, die ihm grundsätzlich gültig erscheinenden Vorzüge bürgerlicher Wertvorstellungen und einer durch sie definierbaren deutscher Lebensart als Kontrast zur amerikanischen hervor. Dazu zählen für ihn

- die prinzipiell überlegenen Grundwerte und davon bestimmten Tugenden deutscher Bürgerkultur.<sup>130</sup>
- die kaufmännische „Solidität“ deutscher Geschäftstüchtigkeit.<sup>131</sup>
- die patriarchalisch enge Beziehung zwischen Arbeitsgeber und Arbeitnehmer.
- eine Musikkultur des guten Geschmacks (Komponisten: Ernst und Proch).<sup>132</sup>
- die deutsche Auffassung von ‚Deutschtum‘, Heimat und nationaler Identität.<sup>133</sup>

Ruppig geht es darum, diese über die Einwanderung mitgeführte vorbildliche deutsche Kultur vor politischer Deformation in Deutschland und in den USA für die Zukunft zu bewahren. Das aber gelänge nur, doziert er indirekt, wenn sich die deutsche Bevölkerungsgruppe über eine eigene Ethnoelite als unabhängige deutschsprachige Kultur innerhalb der amerikanischen in multikulturellem Miteinander etabliere und gleichzeitig letztere in ihrem Sinne beeinflusse.

Diese kulturmissionarische Position folgt der zeitgenössischen Debatte über deutsche Auswanderung und ethnische Eigenständigkeit in Nordamerika, über Deutschlands Zukunft als Kulturnation und Staatsnation. In den Erinnerungen Friedrich Münchs an seine Zusammenarbeit mit Paul Follen und der Gießener Auswanderungsgesellschaft schreibt dieser für 1834, dass man geplant habe, „ein Stück neues Deutschland auf amerikanischem Boden zu gründen, dorthin den besten Teil der [...] europamüden Deutschen“ zu holen, „um eine deutsche Musterrepublik

---

<sup>130</sup> ED 202.

<sup>131</sup> ED 221, 272.

<sup>132</sup> ED 258. – Zu Heinrich Proch vgl. Anm. 103; Heinrich Wilhelm Ernst (1814-1865), mährischer Violinist und Komponist; *Elegie* op. 10,3 elegisch sentimental.

<sup>133</sup> ED 49, 93, 155f. – Ab 1800 vollzieht sich im Zusammenhang mit dem Verständnis von Deutschland als Kulturnation auf Grund der fehlenden Staatsnation eine ethnisch-regional bestimmte ideologische Aufladung des deutschen Heimatbegriffs. Dazu immer noch lesenswert: Wilfried von Bredow und Hans-Friedrich Foltin: *Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls*. Berlin/Bonn: Dietz, 1981.

herzustellen, von welcher eine wohltätige Rückwirkung selbst auf das alte Vaterland zu erwarten wäre.“<sup>134</sup>

#### IV. Ein vorläufiges Fazit

Das Amerikabild, entworfen von deutschen Literaten zu unterschiedlichen Zeiten, nutzt das exotische Milieu für die Schauplatzausgestaltung der Handlung, verbindet damit aber auch immer eine politische Botschaft. Die Amerikarezeption durch die deutsche Literatur kennt – bedingt durch Zeitgeschichte und Autorenerfahrung – im Prinzip drei miteinander verbindbare Varianten der Amerikaliterarisierung: die USA im Kontext der Utopietradition eines ubiquitären geschichtsphilosophischen Fortschrittsoptimismus, als demokratisch attraktiver Staat der Immigrantenasimilierung, als demokratische Rahmenbedingung für ethnokulturelle Eigenständigkeit und politisch wirksame Rückwanderung. Die zeitgeschichtliche Rahmenbedingung stellen die Debatte über Deutschlands Zukunft als Kulturnation und Staatsnation.

Beide Autoren, Sealsfield und Ruppis, sind von unterschiedlichen autobiographischen Umständen unter den Bedingungen einer zeitversetzten gesellschaftspolitischen Erfahrung vor und nach 1848/50 sozialisiert. Entsprechend verschieden fallen Intention und Perspektive aus, unter der sie die tatsächlichen USA erfahren, literarisch gestalten, aber ihren politischen Visionen einer staatsutopischen Entwicklung zuordnen. So blickt Sealsfield, in der Tendenz multikulturell und kosmopolitisch denkend, vor allem als Amerikaner auf die USA und Europa, begreift die USA als historisch wegweisende Gesellschaftsordnung. Ruppis, in der Tendenz ethnokulturell und nationalistisch denkend, schaut als Deutscher auf die USA und Deutschland, personalisiert und privatisiert seine Erfahrungen, bestimmt von deutschnationalen Prämissen und einem eingegengten Heimatverständnis. Aus diesen Einstellungen resultieren beider ideologisierte Absicht der Berichterstattung und der davon bestimmten Amerikabilder.

Beide verfahren daher erzählerisch ganz unterschiedlich. Sealsfield, der *homo politicus*, dekonstruiert, im beeinflusst von vormärzlicher Liberalismusdebatte und Amerikaeuphorie, die aus europäischer Sicht idealisierten Verhältnisse der transat-

---

<sup>134</sup> Friedrich Münch (1799-1881), Theologe und linksliberaler Burschenschaftler, 1834 zusammen mit seinem Schwager Paul Follen und der Gießener Auswanderungsgesellschaft nach Amerika mit dem Plan, ein freiheitliches deutsches Staatswesen zu gründen. Zitiert nach: *Land ohne Nachtigall. Deutsche Emigranten in Amerika 1777-1886*. Hrsg. von Rolf Weber. Berlin: Der Morgen, 1981, S. 88-100, 428f.

lantischen Demokratie. Er begreift den amerikanischen Staat – wie es Jean Baudrillard erläutert – als operationalisierbares Ideal einer Gesellschaftsutopie und sieht daher in ihrem kritikwürdigen Zustand die grundsätzliche Bedrohung des Traumes von einem liberalen Staatswesen. Er realisiert auch in diesem Roman die künstlerische Absicht, sich dem gesellschaftspolitischen Amerika mit seiner kritischen diskursiven Erzählstrategie anzunähern und seine politische Botschaft für Europa zu artikulieren.

Ruppis dagegen pragmatisiert, im Kontext eines nachmärzlichen restaurativen Nationalismus, die demokratischen Vereinigten Staaten für die ethnokulturelle Eigenständigkeit eines konservativliberalen ‚Deutschtums‘. Er hofft auf die realisierbare Utopie eines ‚besseren Deutschland‘ und begibt sich auf eine ideologisch abschüssige Bahn der ideologisierten Heimatverklärung im Kontext eines wachsenden deutschen Sendungsbewusstseins.

Das, was sich an deutschnationalem Selbstbewusstsein als deutschamerikanische Ethnokultur im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelt,<sup>135</sup> ist Teil eines Prozesses deutscher Vergewisserung als Kulturnation, das Fehlen einer Staatsnation kompensierend. Dieses Minderheitenselbstverständnis, über die Reichsgründung 1871 hinaus sich kontinuierlich zu einer nationalkonservativen Volkstumshaltung entwickelnd, mündet zum Ersten Weltkrieg hin in einen globalen deutschen Messianismus, wie ihn Robert Hoeniger 1913 mit dem Begriff des „Größeren Deutschland“ verbindet.<sup>136</sup> Dieses Grundverständnisses bedient sich dann die nationalsozialistische Kulturaußenpolitik, um ihren ideologischen und territorialen Anspruch durch die Instrumentalisierung deutscher Minderheiten weltweit anzumelden, mit der Begründung, deutscher Kultur im Ausland habe die eigentlichen Werte über die Katastrophe des Ersten Weltkrieges und die Schmach des Versailler Vertrages hinaus bewahrt und könne nun als Mittel der ideologischen Regeneration der deutschen ‚Volksgemeinschaft‘ zu dienen.

---

<sup>135</sup> Albert B. Faust: *The German Element in the United States with Special Reference to its Political, Moral, Social, and Educational Influence*. 2 Bde. Boston/New York: Houghton Mifflin, 1909; *German Culture in Nineteenth-Century America: Reception, Adaptation, Transformation*. Hrsg. von Lynne Tatlock und Matt Erlin. Rochester, NY: Camden House, 2005.

<sup>136</sup> Robert Hoeniger: *Das Deutschtum im Ausland. (Natur und Geisteswelt; Sammlung wissenschaftlich=Gemeinverständlicher Vorstellungen; 402)* Leipzig/Berlin: Teubner, 1913.



## *Tokeah, der edle Wilde?*

### Zur Darstellung der Indianer in Sealsfields *The Indian Chief or, Tokeah and the White Rose*

Europäische und amerikanische Westernromane beschäftigten sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit ähnlichen Themen. Laut Sherry Sullivan waren Indianer dieser Zeit „prominent figures in American literature because they functioned symbolically as an anti-image from which Americans might distinguish their own emerging white, civilized national identity.“<sup>1</sup> In amerikanischen Westerngeschichten wurden Indianer primär negativ dargestellt, um die positiven Aspekte der zivilisierten weißen Gesellschaft stärker hervorzuheben. Europäische Westernliteratur hingegen neigte dazu, Indianer mit positiven Eigenschaften auszustatten.<sup>2</sup> Der österreichische Schriftsteller Karl Postl, der seine Schriften unter anderem unter dem Pseudonym Charles Sealsfield veröffentlichte, gilt eher als amerikanischer denn als europäischer Schriftsteller, weil er sich mehr mit der amerikanischen Form der Demokratie als mit Europas veralteten Königreichen identifizierte.

Die ursprüngliche amerikanische Literaturgattung des Wildwestromans entstand in der Zeit der Westkolonisation der USA im 19. Jahrhundert. Diese Romane folgten stets einer einfachen Struktur, bedienten sich relativ anspruchsloser Sprachmittel und behandelten vorzugsweise Konflikte zwischen amerikanischen Cowboys und ‚den Indianern‘, die meist gewalttätiger Natur waren. Die Entwicklung des Genres beruhte zum Teil auf der Reiseliteratur der Pioniere im amerikanischen Westen. Zu den bekanntesten Beispielen gehören James Fenimore Coopers Werke, wie

---

<sup>1</sup> Sherry Sullivan: *A Redder Shade of Pale: The Indianization of Heroes and Heroines in Nineteenth Century American Fiction*. In: *Journal of the Midwest Modern Language Association* 20 (1987), No. 1, S. 57-75, hier 57.

<sup>2</sup> Das bekanntesten Beispiele für die Indianerdarstellung sind Karl Mays Roman *Winnetou Bände I-III* und der Charakter Winnetous selbst. Winnetou wird in diesem Artikel nicht herausgezogen, weil er häufig als beispielhafter und idealisierter „edler Wilder“ in der deutschen Literatur angesehen wird.

seine Lederstrumpfgeschichten, die zwischen 1826 und 1845 entstanden und sich sowohl in Amerika als auch in Europa großer Beliebtheit erfreuten. Sowohl Sealsfield als auch May waren mit Coopers Büchern vertraut. Sealsfield, ein desillusionierter Priester, floh 1823 aus dem repressiven Metternichreich in die USA, deren demokratische Entwicklungen er sehr willkommen hieß.

In Sealsfields *The Indian Chief or, Tokeah and the White Rose* spielen der Konflikt zwischen den Indianern und ihrer Lebensart und ihre Auseinandersetzungen mit den weißen Amerikanern in der Form der Erweiterung des amerikanischen Grenzlandes eine wichtige Rolle. Diese Entwicklung konnte die Nomaden mit ihren großen Jagdgebieten nicht länger dulden, wie Sealsfield meinte. Karl May, einer der bekanntesten Schriftsteller Deutschlands, nannte den Indianer sogar den „sterbenden Mann“<sup>3</sup>, und das gilt auch für Sealsfield. Sealsfield war aber der Meinung, dass die Abschaffung dieser veralteten Gesellschaft nötig und vielleicht sogar gerechtfertigt war, um Platz für die moderne Demokratie zu schaffen.

Dieser Beitrag wird die Darstellung der Indianer in Sealsfields *The Indian Chief or, Tokeah and the White Rose* untersuchen. Im Folgenden werde ich der Frage nachgehen, ob man Sealsfields Tokeah nur als einen bösen Indianer verstehen sollte. Louise K. Barnetts Studie *The Ignoble Savage* wird als theoretischer Rahmen zur Untersuchung des Romans und seiner indianischen Charaktere dienen. In ihrer Studie zeigt Barnett, dass die indianischen Charaktere in Westernromanen bestimmte Rollen und auch sogar Typen hatten, um die Struktur des Romans weiterzuentwickeln. Ihre Studie stellt das gute und böse Paradigma der Indianer in Wildwestromanen in Frage und erlaubt einen differenzierten post-kolonialen Ansatz zur Untersuchung der Rolle der Indianer in Wildwestromanen.

Winnetou, der bekannteste Indianerhauptling Deutschlands, ist im deutschsprachigen Raum bekannter und beliebter als Sealsfields Tokeah. May hatte Amerika nie besucht, aber seine Beschreibung des Westens und der Indianer gelten als Musterbeispiel der Darstellung der *edlen Wilder*<sup>4</sup> in der deutschsprachigen Literatur. Seine etwas zu einfache Typologie der guten und bösen Indianer zeigt keinerlei vertieftes Verständnis den Indianern gegenüber. Sealsfield stellt die Indianer zwar anders dar, eher auch als edle Wilde. Es ist notwendig, sich zunächst mit den Kon-

---

<sup>3</sup> Karl May: *Winnetou*. Erster Band. (*Karl Mays Werke*. Historisch-kritische Ausgabe. IV/12). Zürich: Haffmanns Verlag, 1989, S. 9.

<sup>4</sup> In diesem Artikel wird eine Auseinandersetzung mit dem edlen Wilden durch Mays und Barnetts Definition der edlen Wilden geben. Obwohl Winnetou normalerweise als ein edler Willder beschrieben wird, ist es nach Barnett und auch Hartmut Lutz klar, dass Winnetou vielmehr ein guter Indianer ist, was auch später in diesem Artikel gezeigt wird.



strukturen der zwei sehr problematischen Begriffe des guten Indianers und des bösen Indianers auseinanderzusetzen. Mit binärer Logik zu arbeiten, bedeutet, dass man nur mit Stereotypen arbeitet und somit Stereotypen nur weiterentwickelt und sogar auch rehabilitiert. Innerhalb des *frontier romance*-Genre ist mit diesen Konzepten die Frage verknüpft, wie die Stämme, die sich in beiden Geschichten ‚bloßstellen‘, da sie Umgang mit den Weißen pflegen, beschrieben werden. Sind sie nur als böse Menschen dargestellt, oder ist die Darstellung doch komplexer als man erwartet?

Der edle Wilde hat die Vorstellungen des Europäers seit Generationen beschäftigt. Die wahrgenommene Nähe zur Natur und die Einfachheit des Lebens wurden häufig als näher zu Gott verehrt als das Leben des modernisierten europäischen Menschen. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig zu bemerken, dass die ursprüngliche Vorstellung des edlen Wilden frei erfunden war. Es war eine literarische Vorstellung, die von europäischen Philosophen wie Rousseau<sup>5</sup> verwendet wurde, um dadurch die Mängel der europäischen Kultur desto schärfer herauszustellen, auf ihre Fehler hinzuweisen und Möglichkeiten zur Verbesserung aufzuzeigen. Die Entdeckung der Neuen Welt und die daraus resultierende Reiseliteratur führten zu einer ethnographischen und europäischen romantischen Faszination mit dem edlen Wilden, und der Begriff wurde in einem ähnlichen Zusammenhang zu seinen philosophischen Wurzeln gebraucht. So wie sich die Expansion gegen Westen immer weiter ausdehnte, wurde der Begriff der edlen Wilden verwendet, um die primitive Lebensweise der wirklichen Ersten Nationsstämme, mit denen Europäer und weiße Amerikaner in Kontakt traten, entweder zu betonen oder herauszuheben. So wurde entweder der *Edle* oder der *Wilde* Aspekt der Konzeption betont. Der Begriff *edler Wilder* wurde so in verschiedenen Zusammenhängen verwendet, um die Ureinwohner Nord-Amerikas dem Zweck der Europäer gemäß zu erklären.

Mit der Entwicklung der Pionier- und *frontier*-Literatur erlebte der Begriff des edlen Wilden einen grundlegenden Wandel. In der amerikanischen Literatur des 19. Jahrhunderts entwickelte sich der edle Wilde zum Vertreter des *guten* Indianers. Der individuelle Indianer oder die Stämme, die die Westkultur willkommen hießen und Nachbarn und Freunde der Weißen wurden, wurden als ‚gut‘ betrachtet. Das Gegenstück zum edlen Wilden, der *Ignoble Savage*, der rachsüchtige, bittere Feind des Vordringens der Ausdehnung der Weißen in den Westen, kam auf, um die Darstellung der ‚bösen‘, dieser Entwicklung feindlich gesonnenen Indianer zu porträtieren. Louise K. Barnetts Studie *The Ignoble Savage* weicht von der traditionellen Einstellung ab, Indianer in der amerikanischen Literatur durch die einfache binäre Logik

---

<sup>5</sup> Für eine hervorragende Studie siehe Ter Ellingson: *The Myth of the Noble Savage*. Berkeley: University of California Press, 2001.

als gut und schlecht zu definieren, indem sie eine dritte Kategorie, den edlen Wilden, hinzufügt. Im Ablegen der traditionellen binären Logik ‚gut‘ und ‚schlecht‘ berücksichtigt die Studie von Barnett eine genauere und schlüssigere Definition des amerikanischen Ureinwohners in der amerikanischen *frontier literature*: Nicht alle guten Indianer sind edle Wilde, und nicht alle bösen Indianer sind unwürdige Wilde. Charakterzüge, die entweder mit gut oder schlecht allgemein vereinigt werden, können auch verwendet werden, um den edlen Wilden von Barnett zu definieren, der einen stärker entwickelten und abgerundeteren Charakter schafft.

Die Indianer der *frontier literature* kennzeichnen verallgemeinerte Charakterzüge. Diese schließen nach Barnett ihre „excellent physical condition and appearance“<sup>6</sup> und ihre Fähigkeit als hochqualifizierte Jäger und Spurenleser mit ein, ebenso Stoizismus und indianische Rede. Die Normierung dieser Charakterzüge macht es wiederum schwierig, den edlen und den bösen Indianer jeweils von seinem Gegenstück zu unterscheiden.

Beim Versuch, die getrennten Rollen des edlen Wilden, des bösen Indianers und des guten Indianers zu definieren, ist es wichtig anzuerkennen, dass die amerikanische *frontier literature* dieser Zeit nicht von Indianern, sondern eher von den Erfahrungen der Weißen während der Periode der Ausweitung nach Westen handelte. Infolgedessen verwendeten die meisten Romane die Stereotypen der ‚bösen Indianer‘. In Barnetts Definition des edlen Wilden behauptet sie, dass es „an uneasy co-existence with the bad Indian Image“<sup>7</sup> gebe, und auch, dass der edle Wilde „only a progenitor, both of the bad Indian and, more directly, of the good Indian“<sup>8</sup> sei. Nach dieser Hypothese gibt es eine Koexistenz, und zur Begründung einer Verbindung zwischen diesen Bildern setzt Barnett diese dritte Kategorie ein. Damit wird die konventionelle Zweiteilung der alten Definitionen des Indianers in der Literatur als einfach ‚gut‘ oder ‚böse‘ in Frage gestellt.

Um einen edlen Wilden zu kreieren, „[a]uthors had to create a fictive situation which partially antedated the white-Indian conflict: in isolation, in his Edenic wilderness, the Indian could be approved of as a noble savage, certainly inferior to white, but suited to the simple and in some ways attractive life of the forest.“<sup>9</sup>. Somit war der edle Wilde nur selten Teil der Erzählung. Der Autor würde sonst eine

---

<sup>6</sup> Louise K. Barnett: *The Ignoble Savage: American Literary Racism 1790-1890*. Westport, Conn.: Greenwood Press, 1975, S. 75.

<sup>7</sup> Ebd., S. 86.

<sup>8</sup> Ebd., S. 90.

<sup>9</sup> Ebd., S. 87.

Nebenhandlung schreiben müssen, die ein isoliertes Paradies entwickelt, anstatt sich auf die Haupthandlung zu konzentrieren. Wenn der Autor beschloss, dieses Paradies weg von den weißen Charakteren für den edlen Wilden zu schaffen, wechselte der edle Wilde gewöhnlich in die Rolle des ‚bösen‘ Indianers, sobald er in Kontakt mit den Siedlern kam. Diese Verschiebung wird auch verwendet, um den Untergang der Indianer, wenn sie der weißen Kultur ausgesetzt waren, zu erklären<sup>10</sup>. Infolgedessen fanden die meisten Autoren es leichter, die ‚edle wilde Kultur‘ als eine Zivilisation der Vergangenheit zu bewundern, als dies ausführlicher innerhalb des Rahmens ihrer Romane auszufüllen. Der Grund, sich den edlen Wilden von dieser Perspektive zu nähern, war, dass der Konflikt zwischen den zwei Kulturen nicht leicht versöhnt werden konnte. Die Indianer besaßen das für die siedlerische Expansion notwendige Land. Das Land wurde gewöhnlich durch zweifelhafte Verträge, Diebstahl und Wiederansiedlungsinitiativen gewonnen. Wenn die Indianer in den Romanen Widerstand gegen den Verlust des Landes leisten, wird der edle Wilde zum bösen Indianer reduziert, die Figur, die so prominent in der Handlung der Romane erschien<sup>11</sup>. Diese Betonung der Evolution von einem edlen Wilden zu einem bösen Indianer illustriert bezüglich dieser unbehaglichen Koexistenz des bösen indianischen und edlen Wilden weiterhin Barnetts Argument. Zu dieser Tendenz, den edlen Wilden als einen Teil einer vorigen Zivilisation zu bewundern, bemerkt Barnett: „[l]ike the representation of earlier Indians as noble savages, the attempt to divide Indians into admirable primitives and evil marauders doomed Indians to a Jekyll and Hyde existence unsatisfactorily accounted for by authors“<sup>12</sup>. Die „Jekyll and Hyde“ Koexistenz zeigt schließlich, dass sowohl die gute als auch die böse Konstruktion des Indianers aus dem edlen Wilden abgeleitet wird.

Der böse Indianer gilt dabei als der am weitesten verbreitete Typ des fiktionalen Indianers in der amerikanischen Literatur dieser Zeit. Barnett zeigt, dass der böse Indianer von den puritanischen Chroniken des 17. Jahrhunderts einfach übernommen wurde, die die einheimische Bevölkerung als verschiedene Typen von Tieren oder Teufeln beschrieb. Diese Chroniken beeinflussten schließlich die *captivity narratives*, die der Reihe nach das *frontier romance*-Genre und endlich auch andere Romane beeinflussten. Oftmals mussten die Autoren wenig an den Beschreibungen dieser Chroniken ändern<sup>13</sup>. Unter Berücksichtigung der existierenden Stereotypen nutzt der jeweilige Autor diese Beschreibungen und „merely actualized possibilities

---

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Ebd., S. 86-87.

<sup>12</sup> Ebd., S. 90.

<sup>13</sup> Ebd., S. 5.

already present in the figure to allow him a more varied and ambitious role in his machinations against whites<sup>14</sup>. Diese gewaltsamen und brutalen Charaktere, die ohne die geringste Provokation die Siedler terrorisieren, sind jedoch einfach, eindimensional. Diese „Möglichkeiten“ wurden schließlich hervorgebracht, um das Bild der Eigenschaften des bösen Indianers aufzuzeigen. Wörter, Ausdrücke und Handlungen, die mit den bösen Indianern allgemein vereinigt wurden, schließen Verhalten wie „skulking and lurking, exulting over reeking scalps, uttering chilling cries, and devising fiendish torments for their hapless white victims“<sup>15</sup> ein. Indianer werden des Weiteren als tückisch, rachsüchtig und abergläubisch betrachtet und im Gegensatz zu den Siedlern immer untergeordnet dargestellt. In diesem Fall ist der Begriff *Wilde* mit dem Begriff *Indianer* synonym.

Um als gut charakterisiert zu werden, kann ein Indianer „be taught to forego some of the practices and beliefs objectionable to whites and to adopt white values and loyalties“<sup>16</sup>. Gewöhnlich abgeschnitten von seinem Stamm, wird der gute indianische Charakter eine längere Zeit dem Einfluss der mitleidvollen Weißen ausgesetzt und so auf diese Weise *de-indianized*. Er verachtet die Rituale und den Glauben seines Stammes, da sein „contact with whites has elevated him to a superior position“<sup>17</sup>. Er ist etwas wie ein Eindringling zwischen den Weißen und den Indianern geworden, die Überlegenheit der weißen Gesellschaft über seine eigene anerkennend. Es sind jedoch nur individuelle und außergewöhnliche indianische Charaktere, welche diesen guten indianischen Status aufrechterhalten können. Für die Mehrheit indianischer Charaktere, die in Kontakt mit Weißen treten, ist das Ergebnis eine Transformation zum ‚bösen Indianer‘ – rachsüchtig, betrunken und abhängig von der dominierenden weißen Gesellschaft.

In dieser Übereinstimmung mit der offensichtlichen Machtstruktur der höheren Kultur über die untergeordnete Kultur behauptet Barnett, dass „to become a good Indian is to see Indianness through white eyes; an awareness of their inferiority is exhibited by most fictive good Indians“<sup>18</sup>. Und Lutz teilt eine ähnliche Meinung. Lutz nutzt als Beispiel Karl Mays *Winnetou*. Es ist durch Winnetous Beziehung zu Kleih-petra, einem Deutschen unter den Indianern, dass Winnetou „dein-

---

<sup>14</sup> Ebd., S. 81.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Ebd., S. 90.

<sup>17</sup> Ebd., S. 91.

<sup>18</sup> Ebd., S. 94.

dianisiert<sup>19</sup> wurde. Lutz nennt Winnetou einen „Apfel Indianer“<sup>20</sup>, indem er die europäische und christliche Ideologie verkörpert. Wegen ihres untergeordneten Status in den Romanen und der Verwirklichung des individuellen Charakters von solchen wird der gute Indianer häufig vom Autor in einem typischen, heroischen letzten Kampf mit den bösen Indianern, indem er seinen weißen Freund schützt, getötet.

Infolge der manchmal unklaren Ursprünge von Charles Sealsfield ist er oft in Studien zur amerikanischen *frontier literature* aus einer amerikanischen Perspektive mit inbegriffen. Obwohl die amerikanischen Leser mehr über Sealsfield wissen wollten, gilt er als „The Great Unknown“<sup>21</sup>, denn es war fast unmöglich herauszufinden, wer Sealsfield genau war. Sein Roman, *The Indian Chief or, Tokeah and the White Rose*, ist typisch für *frontier romance literature* seiner Zeit. Typisch für dieses Genre ist auch, dass indianische Charaktere eine begrenzte oder Hintergrundrolle zu den weißen Charakteren in der Entwicklung der Geschichte spielen. Die Geschichte dreht sich um die Beziehung zweier weißer Liebender, der „White Rose“ und Arthur Grahams, und Tokeah und sein Stamm bilden nur den Hintergrund für das Problem der Entwicklung in Amerikas Westen. Für Jeffrey Sammons gilt deshalb Sealsfield im Gegensatz zu May eher als ein amerikanischer Schriftsteller, da er sich selbst „firmly within an American partisan political context“<sup>22</sup> stellte, was später zum *Manifest Destiny* entwickelt wird, ohne jegliches Verständnis für die Indianer an den Tag zu legen. Der pro-amerikanisch denkende Sealsfield sah die Indianer als Problem für die Entwicklung der amerikanischen Demokratie und für die Erweiterung des amerikanischen Westens.

*The Indian Chief, or Tokeah and the White Rose* ist ein spannendes Buch voller komplexer Wendungen der Handlung, die in einem glücklichen Ende für die weißen Charaktere gipfelt, während es die Schönheit des Lebens an der Grenze darstellt. Tokeah, Häuptling der Oconees, ist von der Expansion der Weißen nach Westen verdrängt worden. Er widmet sich der überaus schwierigen Aufgabe, seinen Stamm vor den eindringenden Weißen zu schützen. Am Ende des Romans muss er sich mit

---

<sup>19</sup> Harmut Lutz: „Indianer“ und „Native Americans“: Zur sozial- und literarhistorischen Vermittlung eines Stereotyps. New York: Olms, 1985, S. 352.

<sup>20</sup> Ebd., S. 354.

<sup>21</sup> Als amerikanische Zeitungen versuchten, Sealsfields Identität herauszufinden, nannten sie ihn „The Great Unknown“. Dazu: Eduard Castle: *Der Große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield*. Wien: Werner, 1955.

<sup>22</sup> Jeffrey L. Sammons: *Nineteenth-Century German Representations of Indians*. In: *Germans & Indians: Fantasies, Encounters, Projections*. Ed. Calloway, Gemünden, Zantop. Lincoln, NB: University of Nebraska Press 2002, S.186.

den überlebenden Mitgliedern seines Stammes aber wieder zurückziehen. Während des Versuchs, die Gebeine seines Vaters aus dem weißen Land zu retten, wird Tokeah durch seinen Tod am Ende der Erzählung in einen edlen Wilden verwandelt. Nur durch seinen Tod wird dies möglich. Dieser Tod wird auch benutzt, um den Indianern, die auf ‚ihrem Land‘ bleiben wollen, zu zeigen, dass sie sich entweder mit den Weißen arrangieren, die amerikanische Erde verlassen oder wie Tokeah sterben müssen, um die edlen Wilden einer vergangenen Zivilisation zu werden.

Es ist der Schwiegersohn Tokeahs, El Sol, Häuptling der Cumanchees, dem von General Jackson als einem wahren ‚edlen Wilden‘ zugejubelt wird, weil er versteht, dass die amerikanische Vergrößerung nicht angehalten werden soll und so seinen Stamm nach Mexiko bringt, wo sie frei nach eigener Wahl leben können. Sealsfield macht verständlich, dass die Stämme aufhören müssen, gegen die amerikanische Expansion nach Westen zu kämpfen, weil sie unvermeidlich ist. Wenn sie sich nicht mit dieser Vergrößerung anfreunden, überleben sie diese nicht. Obwohl Sealsfield die indianische Kultur bewundert und sich dabei eher kritisch zu der Kultur der Indianer verhält, ist es klar, dass nichts die *Manifest Destiny* der Amerikaner aufhalten kann. In einem besonderen Teil des Romans wird es deutlich, dass, obwohl die Indianer die Besitzer des Landes sind, sie nicht den bestmöglichen Gebrauch des Landes machen und die Besiedlung agrarischer Lebensstil sein sollte.

General Jackson sagt dem Häuptling, dass er seinen Lebensstil dem der weißen Amerikaner anpassen sollte:

[...] live on the fruits which grow on the earth, and dig the soil, and plough the ground; but not for hunting grounds, that some thousands of red men may find deer, where millions of happy people might live peacefully. If you keep those lands which are left to you, and plough well and hoe the ground, you may live as well as we do, and as independently as we live- you will have the same right as we have. But if you choose a roaming, hunting life, you must abide the consequences, and look for the desert.<sup>23</sup>

Hier zeigt Sealsfield den widerstandsfähigen Geist der Amerikaner und die amerikanische Fähigkeit, eine starke, mächtige Demokratie zu werden, die im direkten Gegensatz zu Europa und dem Stil der monarchischen Regierungsgewalt, die er so hasste, steht.

Während Tokeah als der männliche Hauptcharakter im Roman verstanden werden kann, ist White Rose, ein weißes Mädchen, das mit den Oconees lebt, das

---

<sup>23</sup> Charles Sealsfield: *The Indian Chief or, Tokeah and the White Rose*. Buch III. Hildesheim/New York: Olms Presse, 1972, S. 163.

wirkliche Handlungszentrum der Geschichte. Als Baby durch Tokeah während eines Angriffs auf weiße Siedler, bei dem ihre eigene Mutter getötet wird, entführt, lässt er sie für sieben Jahren bei einer weißen Familie und fordert sie dann zurück, worauf sie mit dem Stamm weitere sieben Jahren lebt. Es ist klar, dass dieses außergewöhnliche schöne Mädchen besonders ist und dass sie ein privilegiertes Leben unter den Oconnen führt, geschützt sowohl durch Tokeah als auch durch seine Tochter Canondah.

Ihr weißes Ebenbild, Arthur Graham, ist ein junger, edler Engländer, der mit seiner Familie vom Piraten Jean Lafitte festgenommen worden ist. Er hat es aber geschafft, in die Sümpfe zu flüchten. Er wird von einem Alligator gebissen und daraufhin von White Rose und Canondah gefunden. Sie verbergen ihn nicht nur, sondern pflegen ihn gesund, und es ist an dem Punkt, dass er und White Rose sich verlieben. Tokeah entdeckt das Geheimnis der beiden Frauen und wird wütend, weil er glaubt, dass Arthur, der gezwungen worden ist, sich in den Sümpfen zu verbergen, den Stamm in Schwierigkeiten bringen wird. Arthur überzeugt Tokeah, dass das nicht der Fall ist, und ihm wird erlaubt abzureisen, um zu versuchen, seine Familie zu retten. Tokeah versorgt Arthur mit einem Läufer, um ihn nach New Orleans zu bringen, wo die Briten mit den Amerikanern um die Kontrolle der Stadt kämpfen.

Arthur erweist sich als ein furchtbarer Navigator und ist bald verloren. Geleitet als Indianer, wird er von Amerikanern festgenommen, die glauben, in ihm einen britischen Spion vor sich zu sehen. Weil er Tokeah sein Wort gegeben hat, die Position des Stamms nicht zu offenbaren, wird er nicht sagen, warum er angekleidet ist, wie er ist. Während er seinen Strafprozess erwartet, gibt es viele Diskussionen mit dem Richter über die Qualitäten der amerikanischen Lebensweise im Vergleich zu den englischen politischen und sozialen Systemen. Gerade dieser Richter und seine Frau waren es, bei denen Tokeah White Rose 14 Jahre zuvor zurückgelassen hatte. Sie haben noch die Gegenstände, die White Rose bei sich hatte, als sie dort von Tokeah abgegeben wurde. Ein Amulett, das ein Bild eines Aristokraten enthält, überzeugt Arthur, dass sie auch von edler Herkunft ist.

Als er zu dem Haus eines Senators gebracht wird, der ein südstaatlicher Plantage-Eigentümer ist, wird Arthur weiter von der Überlegenheit der amerikanischen demokratischen Regierung über die britische Monarchie und den Vorteilen des amerikanischen *melting pot* überzeugt. Der Senator muss Arthur nach New Orleans zum General bringen, der gerade die amerikanische Verteidigung der Stadt im Kampf von 1812 plant. Der Sieg General Jacksons über eine höhere britische Macht begründete seinen Ruf und brachte ihm schließlich die Präsidentschaft. Der General glaubt Arthur die Geschichte nicht und befiehlt seine Hinrichtung.

Gleichzeitig erreicht Tokeah mit dem Piraten Jean Lafitte als seinem Gefangenen New Orleans. Lafitte hatte versucht, Tokeah zu überzeugen, sich ihm und seinen Kräften anzuschließen und ihm, um das Geschäft zu besiegeln, White Rose zu geben. Tokeahs Ablehnung hatte jedoch Lafittes Angriff auf das Dorf unter dem Schutzmantel der Nacht provoziert, und Canondah, die die Frau von El Sol, dem Häuptling der Cumanchees werden sollte, wurde getötet.

Lafitte wird gefangen genommen, und Tokeah kreuzt tagelang mit seinem Kanu auf dem Mississippi, um ihn persönlich bei Jackson in einem Versuch, dessen Wohlwollen zu gewinnen, abzuliefern. White Rose begleitet ihn. Sobald Tokeah Arthur von seinem Ehrenwort befreit und dieser auch über sein gutes Verhalten und seinen Charakter Auskunft geben kann, wird Arthur auch von seiner Gefangenschaft befreit und über den Fluss eskortiert, so dass er sich seinen eigenen Leuten auf der anderen Seite des Flusses anschließen kann.

Nach angespannten Diskussionen mit General Jackson, in denen Jackson den Weitblick El Sols lobt, Amerika zu verlassen, kehrt Tokeah zu seinem Stamm zurück, um ihn zu neuen Ländern weg von den Weißen zu bringen. Er wird jedoch durch die Hände eines feindlichen Stamms getötet, als er versucht, die Gebeine seines Vaters von ihrer Grabstätte zu retten, die jetzt auf dem weißen Land liegt. El Sol bringt seinen Stamm nach Mexiko, wo sie ihren Lebensstil fern von amerikanischen Eingriffen ungestört verfolgen können.

Lafitte tötet seine Wächter und flüchtet, um nie wieder gesehen zu werden, während White Rose und Arthur heiraten und nach England reisen. Am Ende der Geschichte besuchen sie seine Tante in Jamaika, als ein spanischer Aristokrat, Don Juan, Chevalier D'Aranza, Count de Montgomez erscheint, der seinen Weg verloren hat und um Orientierung bittet. Er wird eingeladen, über Nacht zu bleiben. Es stellt sich heraus, dass er White Roses Vater ist. Für alle außer den Indianern nimmt die Erzählung ein glückliches Ende.

In der Zusammenfassung wird deutlich, dass diese Geschichte die Liebe zwischen White Rose und Arthur Graham in den Mittelpunkt stellt. Für *frontier romance* gibt es kaum ein besseres Beispiel. Die Liebhaber kämpfen gegen Distanz, Gewalt und aristokratische Konventionen, um zusammen sein zu können. Ein *captivity narrative* ist auch eingebaut. Die indianischen Liebhaber El Sol und Canondah haben das Glück leider nicht erreicht. Hier in dieser Geschichte überleben keine anderen indianischen Charaktere außer El Sol. Die Indianer erscheinen als die vom Aussterben bedrohte Zivilisation.

In der traditionellen zweistelligen Konstruktionen von gutem und bösem Indianer ist Tokeah, Häuptling der Oconees, in *The Indian Chief or, Tokeah and the White*



*Rose* als ein böser Indianer beschrieben. Im Hinblick auf die Untersuchung von gutem, bösem und edlem Wilden argumentiere ich, dass die Beschreibung vom Tokeah tatsächlich die eines edlen Wilden ist. Es ist jedoch die Beeinflussung durch die Weißen, die ihn dazu führt, oft als ein böser Indianer zu erscheinen. Er ist keine „gute“ einsame indianische Figur, sondern ein Häuptling, der seinen Stamm schützen will. In seinem Dorf ist der Begriff des edlen Wilden deutlich vorhanden, ebenso aber auch die Gefahr der Umgestaltung zu einem bösen Indianer in der Gesellschaft der Weißen.

Die „uneasy coexistence“ des edlen Wildens und des bösen Indianers ist in Tokeah evident. Die erste Beschreibung von Tokeah kann leicht als ein Stereotyp des bösen Indianers verstanden werden. Von der Beschreibung der stürmischen Nacht und dem Wind zur Erscheinung von Tokeah und seinen Kriegern baut Sealsfield auf dem Stereotyp des bösen Indianers und der Spannung innerhalb der Geschichte auf. Die Krieger „stalked“<sup>24</sup> in Copelands Hütte hinein und Tokeahs „blood-stained blanket“<sup>25</sup> zeigt dem Leser, dass der Stamm auf den Kriegspfad zurückgekehrt ist und folglich das Stereotyp des bösen Indianers weiter verbreitet. Die Beschreibung von Tokeah ist sehr ausführlich und erinnert an die gemeinsamen indianischen Eigenschaften, die Barnett feststellt. Sealsfield beschreibt genau in diesem Sinne die imposante physische Erscheinung Tokeahs und erwähnt den Stoizismus, der mit allen Indianern verbunden wird:

[A] tall, gaunt, colossal Indian stepped into the room, dressed in the attire of an Indian chief of the first rank. His frame was powerful; on his naked arms and uncovered temples arose scars almost finger thick; his whole attitude was imposing in a high degree and resembled more of a bronze statue than a living creature. The most striking part, however, of the Indian, was his countenance; his forehead, crowned with a diadem of plumes in the ancient manner of the chiefs of the Creeks, was extremely narrow, his front small, but it ran out into two immense cheekbones, leaving between these and the narrow chin and the thin lips a cavity, which gave to the dry copper countenance, an inexpressible air of intelligence and haughty stoicism.<sup>26</sup>

Außer den gemeinsamen Eigenschaften zeigt auch seine Kleidung Tokeah als Vertreter einer Zivilisation der Vergangenheit, „in the ancient manners of the chiefs of the Creeks“. Der Leser bewundert zwar seine Gegenwart, aber er wird streng als Figur der Vergangenheit, als ein edler Wilder dargestellt. Seine ganze Erscheinung

---

<sup>24</sup> Ebd., Buch I, S. 4.

<sup>25</sup> Ebd.

<sup>26</sup> Ebd., S. 34-35.

schüchtern ein, was gleichzeitig dazu führt, ihn zu fürchten und zu achten. Die Farbe seiner Haut als Kupfer statt rot stellt ihn eher als einem edlen Wilden als einen roten Teufel vor.

Die Rolle der Figur Tokeahs kann viel mehr als die des edlen Wilden angesehen werden. Er hat ein weißes Mädchen gerettet, und weil er weiß, dass Copeland eine Ehefrau hat, verlangt er, dass die Ehefrau „give her milk to a little sister, that she may not die for want of food“<sup>27</sup>, und er unterstützt das Kind durch die Lieferung von Fellen an Copeland als eine Form der Bezahlung. Sealsfield erschwert die vereinfachte binäre Logik von Gut und Böse und schafft folglich einen abgerundeteren Charakter in seiner *frontier romance*.

Sealsfield erweitert den Typus des edlen Wilden weiter bis zu dem Punkt, wo er tatsächlich eine positive Darstellung der Creeks schafft. Er erkennt nicht nur das Unrecht, das den Indianern durch die Weißen widerfahren ist, sondern wählt den Stamm Tokeahs, die Creeks, als ein spezifisches Beispiel, an dem er erklärt, dass die Creeks die Überlegenheit der Weißen begriffen haben, was typisch für den guten Indianer ist. Am Anfang der Geschichte aber beschreibt Sealsfield die Lage der Creeks nach diesem schrecklichen Abend:

The Creeks had been for many years on good terms with the white people; or, what is the same, with the inhabitants of the state of Georgia. They had not only received the agent sent to them by the general government with every mark of respect, thus acknowledging the supremacy of the Great Father, as the called the President of the United States, but they had even entered into the views of the government and of its agent, with respect to their moral improvement, which the agent, with the assistance of such of his fellow-citizens as chose to follow him, had begun to carry into effect. Yet, in spite of these signs of mutual understanding, there were among them the germs of a rising discontent [...]. The various treaties they had concluded with the whites, as they called the Americans, had deprived them of the greater and better part of their ancient territory, which extended over the whole state of Georgia, parts of Alabama, Florida, and Mississippi. They had borne these legal cessions, or, as they termed them, spoliations, with firm resignation, and in the hope of enjoying the remainder of their lands in peace and safety. But the restless population of Georgia, thinned by the war, had, during the seventeen years that had elapsed since the termination of the revolutionary struggle recovered sufficiently, and the adventurous sons of the west looked with a wistful eye towards the rich fertile tracts of walnut and hickory bottoms, that lay between the pine forests of these parts.<sup>28</sup>

---

<sup>27</sup> Ebd., S. 9.

<sup>28</sup> Ebd., S. 15-17.

In einem Absatz kann Sealsfield den Übergang des Creeks vom Stereotyp des guten Indianers zu dem Wunsch des edlen Wilden nach „Edenic wilderness“ beschreiben und schließlich zur Verwirklichung der amerikanischen *Manifest Destiny* und dem, was dies für den „sterbenden Mann“ bedeutete, kommen. Die Stämme, in diesem Fall die Creeks, haben sich endlich in das Stereotyp des bösen Indianers verwandelt.

Der andere indianische Charakter, der eine wichtige Rolle in der Entwicklung der Geschichte spielt, ist El Sol. Der junge Häuptling der Cumanchees kann als ein guter Indianer beschrieben werden, als Summe aller gemeinsamen Eigenschaften von Indianern: Mit „[t]he Apollo-like form of the lofty young Indian – the complete picture of a noble Highland chief, but for his colour“<sup>29</sup>, deutet der Text an, dass er, wenn seine Hautfarbe nicht dagegen spräche, vielleicht als den Weißen ebenbürtig betrachtet werden könnte. Der General behandelt ihn eigentlich als solchen, verdeutlicht aber gleichzeitig „[...] we are both generous in rewarding our friends, and have sufficient power to punish our enemies.“<sup>30</sup> Und El Sol, als der gute Indianer, bestätigt die Überlegenheit der Weißen seinerseits.

Ein Grund für die Entwicklung einer Figur wie El Sol besteht darin, einen Ausgleich zu Tokeahs Handlungen zu schaffen. Auch bei Sealsfield drückt sich darin der von Barnett beschriebene Dualismus aus: der sich mit den Weißen arrangierende, gute Indianer im Gegensatz zu dem in den Traditionen vergangener Zeitalter verhaftete böse Indianer. Der Charakter El Sol bekräftigt Tokeahs Darstellung als edler Wilder. Ein weiterer, schlüssiger Grund findet sich in der Tatsache, dass Sealsfield andeuten wollte, dass die Indianer, würden sie das Land, das den Amerikanern gehört, verlassen, weiterhin ihrer nomadischen Lebensart in Mexiko<sup>31</sup> folgen könnten. Dies könnte zum nötigen Abstand zwischen den Kulturen führen, und ein Indianer wie El Sol, dessen Name ihn ja bereits als Hoffnungsbringer auszeichnet, würde wieder als guter Indianer angesehen werden.

In der Gemeinschaft mit seinen Stammesmitgliedern aber stellt Sealsfield Tokeah anders dar. In diesen Situationen ist Tokeah ein beispielhafter Häuptling: mächtig, respektiert und resolut. Diese Dichotomie zwischen dem kräftigen Indianerhäuptling unter seinesgleichen und dem rachsüchtigen, verbitterten Betrunkenen im Vergleich zu den Weißen wird oft wiederholt. Während Tokeah von seinen Stammesangehörigen respektiert wird, respektierte ihn die dominierende, weiße Kultur nicht. Dieser Umstand wird am Ende der Geschichte, als der General nicht

---

<sup>29</sup> *Ebd.*, Buch III, S. 171.

<sup>30</sup> *Ebd.*, S.164.

<sup>31</sup> Das Gebiet entspricht dem heutigen Texas.

mit ihm, sondern mit El Sol reden will, erneut verdeutlicht. Die Cumanchees verhalten sich stets wie die guten Indianer. Die Oconees haben jedoch wenig Kontakt mit anderen Stämmen, weil es für den Verlauf der Erzählung unnötig ist. Man braucht keinen Antagonisten für Tokeah, weil er sich selbst der größte Feind ist. In Sealsfields *The Indian Chief or, Tokeah and the White Rose* ist der gute Indianer und der böse Indianer derselbe. Dies macht sowohl Tokeah einen edlen Wilden als auch Sealsfields Darstellung realistischer.

Zur dieser Zeit ist es in der geschriebenen Literatur über Amerika üblich für Indianer, unabhängig davon, ob sie gute oder böse Indianer oder edle Wilde sind, vernichtet zu werden. Der Tod von Canondah wird als tragisch gesehen, aber er hilft bei der Umgestaltung von Tokeah zu einem bösen Indianer. Wegen dieser Umgestaltung von einem edlen Wilden zu einem bösen Indianer am Ende des Buches ist es leichter für Sealsfield, den Tod Tokeahs zu rechtfertigen. Sein Tod könnte als eine Huldigung des edlen Wilden und des früheren Zeitalter, das er vertritt, angesehen werden. Der Tod von Tokeah findet statt, während er versucht, die Gebeine seines Vaters wiederzuerlangen, der jetzt auf dem Land der Weißen begraben ist. Vor seinem Tod fragt Tokeah den Grossen Vater: „[w]hy must the memory of him and his race be torn from the earth?“<sup>32</sup>, als ob er nicht nur die Erhabenheit der Weißen und *Manifest Destiny* anerkennen wollte, sondern auch das Schicksal des sterbenden Mannes. Ähnlich bemerkt Sammons über Tokeah: „But Sealsfield’s ingenious device is to literalize the cliché of the noble savage. Eloquence, the stoic style, and the solemnity of hierarchical authority are noble *and* savage, dignified *and* obsolete, like the European aristocracy.“<sup>33</sup> Wieder wird Tokeah mit seiner veralteten Gesellschaft als Repräsentant eines veralteten Systems dargestellt – eben auch im Bezug auf Europa. Sammons Beschreibung zeigt auch, inwiefern Tokeah, nach Barnett, kein guter oder böser Indianer ist, sondern ein edler Wilder.

---

<sup>32</sup> Charles Sealsfield: *The Indian Chief* (Anm. 23), Buch III, S. 201.

<sup>33</sup> Jeffrey L. Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and other German novelists of America*. Chapel Hill, N.C.: University of North Carolina Press, 1998, S. 33.

## Bilder aus dem bedeutungsschwersten Abschnitt meines ereignisreichen Lebens

### Die Amerika-Romane des Friedrich Armand Strubberg

Die folgenden Überlegungen gelten dem Leben und dem Werk eines Romanciers, dessen Biographie durchaus mit der von Charles Sealsfield verglichen werden kann. Denn wie sein mährischer Vorgänger gelangte Friedrich Strubberg unter nicht völlig geklärten Umständen in die USA, und wie bei seinem mährischen Vorgänger ist eine Rekonstruktion seiner amerikanischen Abenteuer dadurch erschwert, dass man auf seine eigenen, Dichtung und Wahrheit hemmungslos kombinierenden Aussagen angewiesen ist. Mit anderen Worten: Dem, was Sealsfield und Strubberg über ihre amerikanischen Erlebnisse erzählen, ist nicht zu trauen. Allerdings gibt es einen wichtigen Unterschied zwischen den beiden: Während Sealsfield auch in der Neuen Welt ein Mann des Wortes war, seinen Lebensunterhalt als Prediger, Journalist und Schriftsteller verdiente, führte Strubberg tatsächlich eine abenteuerliche Existenz. Und während Sealsfield sich selbst aus seinen fiktionalen Texten weitestgehend herausnahm und seine (angeblichen) transatlantischen Erlebnisse lediglich in privaten Gesprächen enthüllte, konstruierte Strubberg in vielen seiner Romane eine deutlich autobiographisch grundierte Figur; seine frühen, unter dem Pseudonym „Armand“ veröffentlichten Texte geben überhaupt vor, die Abenteuer von „Armand“ zu erzählen. Und auch wenn er in den späteren Romanen, die er nach wie vor als „Armand“ veröffentlichte, von dieser Selbststilisierung Abstand nahm, deutete er doch weiterhin bei einzelnen fiktionalen Figuren einen autobiographischen Hintergrund an.

Eine Lebensbeschreibung Strubbergs hat erstmals 1913 der amerikanische Germanist Preston Albert Barba geliefert.<sup>1</sup> Zwar ließ sich Barba in seiner Rekonstruktion allzu stark von den Romanen Strubbergs beeinflussen; er bot aber den-

---

<sup>1</sup> Preston Albert Barba: *The Life and Works of Friedrich Armand Strubberg*. (*Americana Germanica*, N. S.; 16). [Philadelphia:] University of Pennsylvania, 1913.

noch eine brauchbare Basis an. Armin O. Huber ergänzte 1962 die Biographie um einige wichtige Details.<sup>2</sup> Ralf-Peter Märtin hat 1983 viele der fragwürdigen Fakten kritisch überprüft und aufgrund von Quellenforschungen widerlegt.<sup>3</sup> Auch Jeffrey Sammons hat 1998 manche der angeblichen Tatsachen in das Reich der Mythen verwiesen.<sup>4</sup>

## I. Biographisches

Friedrich Armand Strubberg wurde am 18. März 1806 in Kassel als Sohn des wohlhabenden Tabak-Kaufmanns Heinrich Friedrich Strubberg und der aus einer Hugenottenfamilie stammenden Frédérique Elise Prevôt de Marville geboren. Er erhielt eine gute Erziehung und begann 1822 eine Lehre in einem großen Bremer Handelshaus. Aus unbekanntem Gründen ging er 1826 oder (nach Märtin) erst 1828 in die Vereinigten Staaten. Nach Barba war der Grund für die Auswanderung ein Duell, in dem Strubberg einen Rivalen schwer verwundet habe. Dafür gibt es aber keine Beweise. Märtin glaubt eher an eine Bildungsreise. 1829 kehrte er nach Deutschland zurück, um seinem Vater beizustehen, da die väterliche Firma in finanzielle Schwierigkeiten geraten war. Das Unternehmen musste schließlich verkauft werden, und Strubberg zog erneut in die USA. Frühere Biographen gingen davon aus, dass die Emigration bereits in den späten 1830ern erfolgt sei und Strubberg mehrere Jahre in den USA gelebt habe, ehe in Texas wieder aktenkundig wurde. Märtin nimmt aber an, dass er erst nach dem Tod seines Vaters, also 1843, Deutschland verlassen habe.

Vermutlich ließ er sich zunächst als Geschäftsmann in New York City nieder. In seinem späteren Roman *Bis in die Wildniß* behauptet er, er habe nach einem Duell aus New York fliehen müssen. Aber auch dafür gibt es keinerlei Beweise. Er tauchte jedenfalls 1845 unter dem Namen Dr. Schubbert (manchmal auch Shubbert, Shubert etc.) in Texas auf, wo er mit einigen Männern eine Kolonie gründete.<sup>5</sup> Da er seit dieser Zeit immer wieder als

---

<sup>2</sup> Armin O. Huber: *Frederic Armand Strubberg, Alias Dr. Shubbert, Town-Builder, Physician, and Adventurer, 1806-1889*. In: *West Texas Historical Association Year Book* 38 (1962), S. 37-71.

<sup>3</sup> Ralf-Peter Märtin: *Wunschpotentiale. Geschichte und Gesellschaft in Abenteuromanen von Retcliffe, Armand, May*. Königstein/Ts: Hain, 1983, S. 93-114.

<sup>4</sup> Jeffrey Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May and Other Germans Novelists of America*. Chapel Hill/London: The University of North Carolina Press, 1998, S. 101-110.

<sup>5</sup> Die Quellenlage ist nicht eindeutig. Huber (Anm. 2) veröffentlicht auf S. 39 ein am 12. Februar 1845 in Galveston (Texas) erstelltes Dokument, in dem „Shubert’s Colony“ als

Arzt tätig war, mag die Angabe in seinem Roman, er habe nach einem Schiffsunglück ein (freilich arg verkürztes) Medizinstudium in Louisville, Kentucky absolviert, zutreffend sein.

Martin übernimmt Hubers Angabe, Strubberg sei an Bord des Dampfschiffes „Sheperdess“ gewesen, das am 3. Jänner 1844 nahe St. Louis sank – ein Unglück, das vermutlich 40 Menschenleben forderte –, und habe dann in St. Louis eine kurze medizinische Ausbildung absolviert. Huber liefert für diese Behauptung allerdings keine Belege; es ist also nicht zu klären, ob sich Strubberg in Louisville oder in St. Louis oder ob er sich überhaupt medizinische Kenntnisse angeeignet hat.

Greifbar ist Strubberg erst wieder am 6. März 1846, als er in Houston vom Mainzer Adelsverein für dessen texanisches Kolonialprojekt engagiert wurde. Diese Episode dauerte bis Oktober 1847. Da sie für Strubbergs spätere Romane eine wichtige Rolle spielt, werde ich darauf noch detailliert eingehen, führe aber zunächst die Biographie weiter. Strubberg hat später behauptet, am mexikanisch-amerikanischen Krieg teilgenommen und in Veracruz Sealsfield kennen gelernt zu haben. Das stimmt natürlich nicht. Sealsfield hielt sich 1847 in der Schweiz und Strubberg nach wie vor in Texas auf; der Krieg war bereits im September 1847 zu Ende gegangen. Strubberg ließ sich jedenfalls 1848 in der Kleinstadt Camden in Arkansas als Arzt nieder und kehrte 1854, angeblich aus medizinischen Gründen – er hatte sich eine schwere Augenentzündung zugezogen – nach Europa zurück. Seit 1860 lebte er wieder in Kassel.

Offenbar von seinen Freunden und vor allem von seiner Schwester Emilie, einer Lehrerin und Übersetzerin, angespornt, veröffentlichte er 1858 bei Cotta in Stuttgart unter dem Namen Armand die *Amerikanischen Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten*, die fiktionale Verarbeitung seiner Erlebnisse in Texas. Die vierbändige Vorgeschichte *Bis in die Wildniß* erschien im selben Jahr. In rascher Folge brachte Strubberg nun Roman auf Roman heraus. 1885 übersiedelte er nach Gelnhausen, verfasste noch mehrere erfolglose Dramen und starb am 3. April 1889.

---

bereits existierend erwähnt wird. (Sie lag offenbar am St. Gabriel-Fluss, 56 Meilen oberhalb von Austin, im Milam County, vgl. Huber, S. 41.) Andererseits verweist Siegfried Augustin (*Frédéric Armand Strubberg. Eine weitgereiste interessante Persönlichkeit*. In: *Vom Lederstrumpf zum Winnetou. Autoren und Werke der Volksliteratur*. Hrsg. von Siegfried Augustin und Axel Mittelstaedt. München: Ronacher, 1981, S. 47-58, hier S. 50) auf einen Brief Strubbergs an seine Schwester Emilie vom 8. Februar 1845, in dem dieser erst von seiner Absicht spricht, eine Kolonie zu gründen. Der Brief lag Augustin in einer Abschrift vor, die ihm Huber zur Verfügung gestellt hatte.

Prägend für Strubberg waren offensichtlich seine Jahre in Texas, besonders sein Engagement beim Mainzer Adelsverein. Diese merkwürdige Episode soll daher ausführlicher geschildert werden.<sup>6</sup>

Der „Verein zum Schutz deutscher Einwanderer in Texas“, zumeist „Mainzer Adelsverein“ genannt, wurde im Jahr 1842 als patriotische und gemeinnützige Organisation von diversen deutschen Aristokraten gegründet und 1844 als Aktiengesellschaft neu konstituiert. Zugrunde lag ein politisches Ziel. Die massive Auswanderung in die neu gegründete Republik Texas sollte kanalisiert werden. Die deutschen Auswanderer sollten sich keineswegs in einem texanischen „melting pot“ verlieren, vielmehr wurde eine sichtbare deutsche Präsenz in Texas angestrebt.

Zu diesem Behufe kaufte der Verein im Juni 1844 von dem ursprünglich aus Kassel stammenden Heinrich Francis Fisher einen „land grant“ bzw. „Colonization Contract“ in Zentraltexas und verpflichtete sich, das zugewiesene Land innerhalb von 18 Monaten mit mehreren tausend Kolonisten zu besiedeln. Fisher sollte an dem Projekt mitverdienen. In Deutschland entfaltete der Verein eine intensive Werbetätigkeit. Tausende prospektive Emigranten wurden aufgenommen. Gegen die Entrichtung von 300 Gulden wurden ihnen der Transport an das Ziel, die Zuweisung einer bestimmten Fläche Ackerlandes (160 acres für Einzelpersonen, 320 acres für Familien), ein Blockhaus und die Verpflegung während der ersten Zeit zugesagt; außerdem verpflichtete sich der Verein zum Bau von Schulen, Kirchen usw.

Das Unternehmen scheiterte auf allen Linien. Die Betreiber hatten nicht bedacht, dass sich die vorgesehene Kolonie etwa 500 Kilometer landeinwärts, im Territorium der Comanches befand, die den Ansiedlungsplänen nicht gerade wohlwollend gegenüberstanden. Zudem brach 1846 der mexikanisch-amerikanische Krieg

---

<sup>6</sup> Es gibt bisher keine umfassende Geschichte dieses Vereins. Harald Winkel hat eine gute Darstellung geliefert (*Der Texasverein – ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Auswanderung im 19. Jahrhundert*. In: *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 55 [1968], S. 348-372; Martin (Anm. 3) bietet eine konzise Zusammenfassung. Die folgenden Ausführungen beruhen weiters auf unterschiedlichen Quellen, darunter Robert Penniger: *Fest-Ausgabe zum 50-jährigen Jubiläum der Gründung der Stadt Friedrichsburg. Eine kurzgefaßte Entwicklungs-Geschichte der vom Mainzer Adelsverein gegründeten deutschen Kolonien in Texas, nebst Chronik der Stadt Friedrichsburg*. Mit Illustrationen. Hrsg. von Robert Penniger, Redakteur des „Fredericksburger Wochenblattes“. Friedrichsburg, im Mai 1896; Huber: *Strubberg* (Anm. 2); Glen Lich, Günter Moltmann und T. Michael Womack: „*New Crowns to Old Glory*“: *Archives of the German Adelsverein*. In: *Yale University Library Gazette* 63 (1988/89), S. 145-157; Kurt Klotzbach: *Die Solms-Papiere: Dokumente zur deutschen Kolonisation von Texas*. Wyk auf Föhr: Verlag für Amerikanistik, 1990. – Das umfangreiche Archiv des Vereins liegt in der Beinecke Library in Yale. Während eines Forschungsstipendiums von März bis Mai 2007 konnte ich die Papiere einsehen.



aus; die US-amerikanische Armee kaufte fast alle Zugochsen und Transportwägen auf. Die vielen deutschen Auswanderer fanden daher nach der Landung in Texas keine Möglichkeit vor, an ihr Ziel zu gelangen. Sie mussten unter schwierigen Bedingungen an der Küste verbleiben, hunderte fielen Krankheiten und Epidemien zum Opfer. Ihre finanziellen Mittel gingen zu Ende, da sie für den Lebensunterhalt teuer zahlen mussten. Der Verein selbst hatte viel zu wenig Geldmittel zur Verfügung, weshalb die Vereinsbeamten bei den lokalen Geschäftsleuten nicht als kreditwürdig galten.

Der Verein hielt freilich an seinen Kolonialisierungsplänen fest und suchte eine Lösung. Carl Prinz zu Solms-Braunfels, der Generalkommissar des Vereins in Texas, kaufte bereits im März 1845 etwa 200 Kilometer landeinwärts auf dem Weg in Richtung der geplanten Kolonie ein Stück Land und gründete dort die bis heute bestehende Stadt Neubraunfels (New Braunfels), die den gestrandeten Auswanderern einen Wohnort bieten, zugleich aber ein Stützpunkt für das weitere Vordringen in die Kolonie sein sollte. Als Nachfolger des Prinzen leitete ab Mitte 1845 Otfried Hans Freiherr von Meusebach die Vereinsgeschäfte in Texas. Er versuchte vergeblich, die zerrütteten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, scheiterte aber nach eigener Aussage an den unzulänglichen finanziellen Mitteln. Im Frühjahr 1846 veranlasste er die Gründung einer zweiten Stadt, Friedrichsburg (Fredericksburg), am Pedernales River, weitere 100 Kilometer landeinwärts, und ließ eine Straße von New Braunfels dorthin anlegen. Als Kolonialdirektor der Neugründung engagierte er im März 1846 einen gewissen Dr. Schubbert – alias Friedrich Armand Strubberg. Vermutlich im Oktober 1846 trat Strubberg sein verantwortungsvolles Amt an.

Meusebach hatte Strubberg in Houston auf Empfehlung Heinrich Francis Fishers kennen gelernt; noch Jahre später beschreibt er ihn als „einen Mann von guter äußerer Erscheinung“. Strubberg galt als „guter Arzt und erfahrener Kolonisateur“, der seit mehreren Jahren in Texas eine Kolonie geleitet, diese aber soeben „der Indianer wegen“ wieder aufgegeben habe.<sup>7</sup> Meusebach hielt Dr. Schubbert offenbar für einen Aristokraten. In einem Brief an den Geschäftsführer des Adelsvereins, Graf Castell, meldete er am 6. März 1846, er sei im Begriff

nach Nassau mit dem Dr. Schubbert (Baron Sch. v. Brückenau?) welcher die deutsche Colonie von St. Gabriel 56 Meilen oberhalb Austin gehabt hat, zu reiten, da ich ihn, einen sehr practischen und energischen Mann, für unser Unternehmen zu gewinnen hoffe.<sup>8</sup>

---

<sup>7</sup> Das Meusebach-Protokoll: In: Klotzbach: *Solms-Papiere* (Anm. 6), S. 141.

<sup>8</sup> Meusebach an Castell, Houston vom 6 März 1846. Strubberg-Papiere, Box 1, Folder 10, Nr. 11, 177f.

Es ist nicht klar, wann Strubberg die Direktion von Friedrichsburg tatsächlich übernahm. Sein Nachfolger Jean von Coll, der mit Strubbergs Anstellung nicht einverstanden war, schrieb am 8. Februar 1847 in einem „kurzen Bericht über das hiesige Colonisations=Unternehmen“, dass Strubberg am 16. Juli 1846 in Friedrichsburg eingetroffen sei.<sup>9</sup> Andere Quellen geben an, der neue Direktor sei erst im Herbst in Friedrichsburg angekommen, und auch Strubberg machte später Meusebach den Vorwurf, dieser habe ihn viel zu lange in Neubraunfels festgehalten. Auf jeden Fall dauerte Strubbergs Aufenthalt in Friedrichsburg maximal ein Jahr, wahrscheinlich kürzer.

Das zunächst gute Verhältnis zwischen Strubberg und Meusebach verschlechterte sich bald. Ehe Meusebach sein Amt niederlegte, setzte er, als eine seiner letzten Amtshandlungen, am 12. Juli 1847 den Kolonialdirektor Schubbert ab. Am 20. Juli gab er in einem Brief an den Geschäftsführer des Vereins, Graf Castell, seine Gründe an: „Den Herrn Schubbert habe ich wegen fortwährend dargelegter Unbrauchbarkeit (Lügen en gros und Humbuggen) besonders aber wegen [...] Verschwendungen seines Dienstes entsetzt.“<sup>10</sup>

Der Friedrichsburger Zeit folgte noch ein blutiges Nachspiel. Strubberg war von Meusebach versprochen worden, dass er nach Ablauf seiner Verwaltungstätigkeit einen dem Verein gehörenden Besitz, die Farm Nassau, pachten dürfe; bereits im Frühsommer 1846 hatte er mit Meusebach vier Monate auf dieser Farm verbracht. Das entsprechende Abkommen war am 7. Jänner 1847 von beiden unterzeichnet worden.<sup>11</sup> Meusebachs Nachfolger Hermann Spiess verweigerte Strubberg allerdings die Aushändigung der Farm, worauf dieser sie mit einigen Freunden Mitte Oktober 1847 kurzerhand besetzte. Darauf schickte der Verein, in veritabler Wildwest-Manier, einige Männer los, die die Farm in der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober mit Waffengewalt angriffen. Die Schießerei kostete einen der Angreifer und einen Verteidiger das Leben.

Der daraus entstehende Skandal war natürlich für den Adelsverein höchst unangenehm; immerhin wurde dessen Generalkommissar, Spiess, des Mordes angeklagt. Auf Anraten Meusebachs erhielt Strubberg eine größere Geldzahlung, und die

---

<sup>9</sup> Bericht über die Vorgänge in Texas vom Jahre 1846. Coll an Cappés. Strubberg-Papiere, Box 1, Folder 8, pag. 25v-39v.

<sup>10</sup> Meusebach an Castell, Neu Braunfels d. 20. Juli 1847. Strubberg-Papiere, Folder 34, Bleistiftpaginierung 16v. (Blaustiftpaginierung 12v.)

<sup>11</sup> Vgl. Huber: *Strubberg* (Anm. 2), S. 62.

Angelegenheit wurde unter den Teppich gekehrt. Spiess wurde am 27. September in La Grange wegen Notwehr freigesprochen.<sup>12</sup>

Über Strubbergs Tätigkeit in Friedrichsburg ein ausgewogenes Urteil zu fällen ist schwierig. Armin O. Huber, der die entsprechenden Dokumente aus dem Archiv des Vereins untersucht hat, versuchte 1962, Strubberg gegen zeitgenössische und spätere Angriffe zu rehabilitieren. Sein Beitrag, der an einigermaßen versteckter Stelle, im *West Texas Historical Society Year Book* erschienen ist, sowie meine eigenen Recherchen im Vereinsarchiv bilden die Basis der folgenden Darstellung.

Die Sieger schreiben die Geschichte, und der Sieger war im vorliegenden Fall Otfried Hans Freiherr von Meusebach, der heute als eine wichtige Persönlichkeit der texanischen Besiedlungsgeschichte gilt. Meusebach gab seinen Adelstitel sehr bald auf. Als John Meusebach war er unter anderem texanischer Senator. Sein Friedensvertrag mit den Comanches im Frühjahr 1847, der Meusebach-Comanche Treaty, ist in die Geschichte eingegangen.

Meusebach hat sich über Strubberg später nur sehr kryptisch geäußert. 1893, im Alter von 81 Jahren, deponierte er in einem Prozess um unklare Landbesitz-Ansprüche vor Gericht eine Zeugenaussage. Dieses so genannte Meusebach-Protokoll<sup>13</sup> enthüllt auch einige Details der Gründung von Friedrichsburg. Meusebach gab lediglich an, „Dr. Schubert“ habe sich „als Schwindler, Aufschneider und Abenteurer“ erwiesen, weshalb er „gezwungen [war], ihn wieder zu entlassen.“

In einer 1896 anlässlich des 50-jährigen Bestehens von Friedrichsburg herausgegebenen Festschrift kamen einige der Veteranen zu Wort, allesamt, wie sie selbst freimütig gestehen, Gegner des Dr. Schubert. Die hier geäußerten Vorwürfe sind seltsam vage und allgemein; einzelne Anekdoten werden angeführt. Als unfähigen Arzt und autoritären Verwalter bezeichnet etwa Julius Splittgerber den Kolonialdirektor und wirft ihm „Mißwirtschaft“<sup>14</sup> vor, ohne dies allerdings mit einem konkreten Beispiel zu begründen. „Schubert und Consorten“, so heißt es, hätten „mit verschiedenen Frauenspersonen [...] wüste Orgien [...] damals häufig gefeiert.“<sup>15</sup> Einen besonderen Beleg für Schuberts Perfidie sieht Splittgerber in folgender Episode:

---

<sup>12</sup> Vgl. *The Handbook of Texas Online*, [http://www.tshaonline.org/handbook/online/articles/SS/fsp11\\_print.html](http://www.tshaonline.org/handbook/online/articles/SS/fsp11_print.html) [2010]

<sup>13</sup> Veröffentlicht von Klotzbach (Anm.6).

<sup>14</sup> *Der zweite Zug nach Friedrichsburg und die Entwicklung der Kolonie. Von Julius Splittgerber*. In: Penninger: *Fest-Ausgabe* (Anm. 6), S. 65-81, hier S. 74.

<sup>15</sup> Ebd., S. 81.

In Folge verschiedener Meinungen auf dieser Reise fanden zwei Duellforderungen statt. Die eine von L. Bene an Victor Bracht, weil der letztere böse Worte über den König von Preußen hatte fallen lassen, resultierte darin, daß Bracht durch das dicke Fleisch am rechten Oberarm geschossen wurde und eine Zeit lang flügelahm war. Zwischen Bene und Schubert kam es nicht zum Austrage, weil Schubert als ausgezeichnete Schütze bekannt war, und Bene sich deshalb nur übers Schnupftuch mit ihm schießen wollte, damit die Chancen gleich wären. Schubert nahm das nicht an, denn dafür war ihm sein Leben zu lieb, und hat jedenfalls im Stillen klein beigegeben, denn man hörte später nichts mehr davon.<sup>16</sup>

Ob die Tatsache, dass ein Kolonialdirektor einem schießwütigen preußischen Offizier ein selbstmörderisches Duell verweigert, wirklich gegen den Kolonialdirektor spricht, sei dahingestellt.

Der plausibelste Vorwurf gegen Strubberg betrifft dessen mehrtägige Expedition in das Vereinsland im Territorium der Comanches im Dezember 1846. Meusebach war davon nicht informiert worden. Er gab später an, Strubbergs übertriebene Berichte, wonach es im Vereinsland von feindlichen Indianern nur so wimmle, hätte dem Verein großen Schaden zufügen und potentielle Auswanderer abschrecken können, weshalb er im Jänner 1847 selbst eine Expedition organisiert habe. In einem ausführlichen Brief vom 19. Jänner 1847 an den Geschäftsführer des Vereins, Graf Castell, berichtet Meusebach:

Ich gab dem Director Schubert in Friedrichsburg Order ihnen [der vorgesehenen Expeditionstruppe] die versprochene Bedeckung zu geben. Dieser nahm das übel (auch eine gute hiesige Manier!) da er selbst in den grant gehen wollte [...].

Er ist etwas eitel, und liebt es die Welt von sich reden zu machen. [...] Da ging im Dezember Dr. Schubert ohne mein Hinzukommen abzuwarten mit einer kleinen Zahl ab, mit der Absicht in den grant vorzudringen. Er nahm eine zu nordöstliche Richtung [...]. Am Llano kehrte der Zug um ohne feindliche Indianer gesehen zu haben und ohne zu wagen weiter vorzudringen. Schubert kam zurück und machte großes Aufhebens von allen Fährlichkeiten, sprach von 40-60000 Indianern, welche zwischen Llano und Sansaba liegen sollten. Der Zweck des Zugs war, wie ich vorher wußte, verfehlt, einmal, weil man auf falscher Richtung ins Blaue hineingezogen, zweitens weil man etwas angefangen und nicht durchzuführen gewagt hatte, drittens weil hierdurch ein schlechter Eindruck bei Publicum und Emigranten hervorgebracht

---

<sup>16</sup> Ebd., S. 71f.

werden konnte, indem sie sich nun die Gefahr größer vorstellen werden als sie wirklich ist.<sup>17</sup>

Meusebachs knapp darauf unternommene eigene Expedition gipfelte in dem schon erwähnten Friedensvertrag mit dem Comanche-Häuptling Ketemoczy.<sup>18</sup> In seiner späteren fiktionalen Verarbeitung der Friedrichsburger Erlebnisse hat Strubberg jedenfalls den Eindruck erweckt, dieser Friedensvertrag sei vor allem sein eigenes Verdienst gewesen.

Es ist offenbar, dass Strubberg als Kolonialdirektor, unabhängig von sicher vorhandenen persönlichen Mängeln, von Anfang an in die internen Machtkämpfe des Vereins hineingezogen wurde. Die vielen Briefe im Vereinsarchiv zeigen ein wahres Schlangennest. Unter den Beamten intrigierte und konspirierte jeder gegen jeden; es wimmelt von wechselseitigen Beschuldigungen und von Klagen über Dritte. Die europäische Führung des Vereins traute den Beamten in Texas nicht; die Beamten in Texas lenkten die Wut der erbitterten Einwanderer auf die Führung in Deutschland. Um nur ein Beispiel anzuführen: Im April 1846 schickte der Geschäftsführer Graf Castell einen gewissen Baron Schütz aus Deutschland nach Texas, um dort nach dem Rechten zu sehen. Schütz brachte Meusebach eine Liste von 31 Fragen, die dieser schriftlich beantworten sollte. Die beiden Männer verfeindeten sich sofort. Schütz war nicht unbeteiligt daran, dass die erbosten Ansiedler gegen Meusebach revoltierten, ihn zu schriftlichen Zugeständnissen zwangen und ein Comité gründeten, das Meusebachs Aktionen kontrollieren sollte. Schließlich provozierte Schütz seinen Gegner zu einer Duellforderung. An Graf Castell berichtete er am 24. Jänner 1847:

Dabei schrieb ich ihm, daß ein Mann von auch nur einigem Ehrgefühl auf meinen ersten Brief eine Forderung hätte [unleserlich] müssen, er allein hätte nur, wie ein böser Bube, zurückgeschimpft, und zwar in Ausdrücken, die mit seinen Parvenue Manieren völlig harmonirten, Manieren, wie sie ungefähr ein Kutscher hat, der das große Loos gewonnen. Ferner setzte ich ihm die Gründe auseinander, die mich von Anfang an zu feindlichen Schritten gegen ihn bewogen, und bemerkte ihm zuletzt, daß man einen Mann, der sich auf diese schlechte Weise gegen der Verein und die Auswanderer benommen hätte, nur verachten könne.<sup>19</sup>

---

<sup>17</sup> Meusebach an Castell vom 19. Januar 1847. Abschrift. In: Strubberg-Papiere, Box 2, Folder 32, gestempelte Seitenzählung 22 bis 46, mit roter Tinte in römischen Ziffern nummeriert als „XI“, hier pag. 37f.

<sup>18</sup> Meusebach-Protokoll (Anm. 7), S. 142.

<sup>19</sup> Das gesamte Schütz betreffende Material befindet sich in der Friedrich Armand Strubberg Collection. Western Americana Collection. Beinecke Rare Book and Manuscript Library, WA

Ein weiterer Abgesandter des Grafen Castell, Friedrich Cappés, verhinderte das Duell, da es dem Ansehen des Vereins schaden würde. Am 9. März gab Schütz eine Ehrenerklärung für Meusebach ab und die Sache wurde planiert. Schütz' Abneigung gegen Meusebach war damit aber natürlich nicht beigelegt. Am 10. April etwa warnte er Cappés, der inzwischen auch zu den Gegnern Meusebachs gehörte, vor dessen „Intriguen“ gegen Dr. Schubbert.

Was eigentlich den schweren Konflikt zwischen Meusebach und Strubberg auslöste, ist unklar. Zunächst hatte der damals bereits von vielen Seiten angefeindete Meusebach in Dr. Schubbert offenbar einen Verbündeten gesehen. Die Ernennung Strubbergs zum Kolonialdirektor von Friedrichsburg hatte mehrere Leute verärgert, die sich selbst Hoffnung auf diesen Posten gemacht hatten, darunter auch den schon erwähnten Louis Bené, der sich später mit Strubberg duellieren wollte. In Friedrichsburg bildeten sich bald Parteien, die sich für oder gegen Strubberg aussprachen. Aufgrund seiner Tätigkeit als Arzt scheint Strubberg eine gewisse Popularität erreicht zu haben. Die medizinische Versorgung war in der Tat sehr schlecht. Strubberg lenkte offenbar den Ärger der Ansiedler auf Meusebach.

Armin O. Huber gibt eine mögliche Erklärung für Meusebachs späteres massives Vorgehen gegen den Kolonialdirektor: Meusebach, der schon längst seine Zukunft in Texas, aber nicht beim Verein sah, nützte seine Position ganz offensichtlich für private Zwecke. Dass er zu Ungunsten des Vereins seinen eigenen Vorteil suchte, wirft ihm Strubberg in einem Brief vor und berichtet dies auch an Cappés. Da ist es nicht verwunderlich, dass der um seinen Ruf besorgte Generalkommissar sich wehrte.

Eine andere mögliche Erklärung liefert Martin<sup>20</sup>: Das Verhältnis zwischen Meusebach und dem ursprünglichen Besitzer des *land grant*, Heinrich Francis Fisher, verschlechterte sich zusehends. Fisher war auch Initiator der gegen Meusebach gerichteten Revolte. Strubberg könnte Fishers Mann in Friedrichsburg gewesen sein. Fisher hatte ihn ja ursprünglich mit Meusebach bekannt gemacht. Fishers Motive für den Streit scheinen klar: Er war auch nach dem Verkauf vertraglich an der Entwicklung des *grant* finanziell beteiligt und deshalb daran interessiert, möglichst schnell möglichst viele Ansiedler dorthin zu bringen, da der *grant* verfiel, falls die gesetzte Frist nicht eingehalten wurde, und Fisher damit ein erhebliches Vermögen zu verlieren drohte. Aus diesem Grund habe Strubberg, quasi im Auftrag Fishers, seine Expedition in den *grant* unternommen. All dies ist möglich. Allerdings war auch Meusebach an einer Besiedelung des Vereinslands interessiert, wenn er auch

---

MSS S-1316. Box 2. Folder 23. Hier pag. 176r.

<sup>20</sup> Martin: *Wunschpotentiale* (Anm. 3), S. 102ff.

vorsichtiger agierte, als der ungeduldige Fisher wünschte, und Strubberg ja geradezu vorwarf, aufgrund seiner alarmierenden Berichte über eine starke Indianerpräsenz die Besiedelung zu verunmöglichen. Strubbergs Nähe zu Fisher ist also kaum der Hauptgrund für die Entfremdung zwischen ihm und Meusebach.

Jedenfalls äußerte sich Meusebach lange Zeit positiv über Strubberg. Um den Jahreswechsel 1846/47 schreibt er etwa an Friedrich Cappés, und hier ist noch keine Rede von der Misswirtschaft des Kolonialdirektors Schubbert.

Ich halte es jedoch von großer Wichtigkeit u. von den entschiedensten Vortheilen für den Fall, daß H. Dr. Schubbert nicht in Friedrichsburg bleiben sollte, ihm die Verwaltung in Nassau zu übertragen, da er mit seiner bekannten Energie jedenfalls etwas daraus machen wird [...].<sup>21</sup>

In dem schon zitierten Brief an Castell vom 19. Jänner 1847 allerdings beklagt sich Meusebach bereits, „daß Dr. Schubbert die Leute gegen mich aufzuhetzen versucht hatte“.<sup>22</sup>

Einen halbwegs ausgewogenen Eindruck von der Situation in Friedrichsburg zu gewinnen ist also schwierig. Jeffrey Sammons hat 1998 einen guten Überblick gegeben, dem ich mich weitgehend anschließe.<sup>23</sup> Wenn mein eigenes Urteil über Strubbergs Tätigkeit als Dr. Schubbert eine Spur positiver ausfällt als bei Sammons, dann liegt das daran, dass ich aus Strubbergs eigenen Briefen aus Friedrichsburg manches herauslese, was den negativen Urteilen über ihn widerspricht.

Unbrauchbar ist die jüngste Publikation zu Strubberg, der Aufsatz „Armand in Texas – ein Vorläufer Karl Mays“ des gebürtigen Fredericksburgers Kenn Knopp.<sup>24</sup> Knopp schildert Strubberg als „dünnhäftige[n] Abenteurer“, in dem „[f]ranzösischer Stolz und deutsche Unnachgiebigkeit brodelten“<sup>25</sup>, als Aristokratenfreund und potentiellen Mörder, der sich dem edlen Demokraten John Meusebach entgegenstellt habe: „Vor Neid und Haß kochend, begann Schubert schließlich den Sturz,

---

<sup>21</sup> Kopie eines Briefs. In: Strubberg-Papiere, Box 2, Folder 32, pag. 60, 61, mit roter Tinte nummeriert XXI.

<sup>22</sup> Meusebach an Castell vom 19. Januar 1847. Abschrift. In: Strubberg-Papiere, Box 2, Folder 32, gestempelte Seitenzählung 22 bis 46, mit roter Tinte in römischen Ziffern nummeriert als „XI“. Hier pag. 39.

<sup>23</sup> Sammons: *Ideology* (Anm. 4), S. 101-110.

<sup>24</sup> Kenn Knopp: *Armand in Texas – ein Vorläufer Karl Mays*. In: *Karl May im Llano Estacado*. Symposium der Karl-May-Gesellschaft in Lubbock, Texas (7. bis 11. September 2000). Hrsg. von Meredith McClain und Reinhold Wolff. Husum: Hansa, 2000, S. 99-128.

<sup>25</sup> Ebd., S. 100r.

vielleicht sogar die Ermordung Meusebachs zu planen.“<sup>26</sup>. Unnötig zu sagen, dass Knopp auch nicht die Spur eines Beweises für seine Behauptungen liefert.<sup>27</sup>

## II. Strubbergs Briefe

Einen interessanten direkten Einblick in die verworrene Situation gewähren die Briefe Strubbergs aus seiner Friedrichsburger Zeit. Sie sind zum Teil an Meusebach gerichtet, zum Teil an Friedrich Cappés. Letzterer war am 30. Juli 1846 als Abgesandter des Geschäftsführers des Vereins, Graf Castell, in Texas eingetroffen. In Deutschland war man voll Misstrauen gegen Meusebach, wollte seine immer dringender werdenden Geldforderungen nicht blindlings akzeptieren und beauftragte Cappés, die Sache vor Ort zu überprüfen. Cappés hatte zweifellos von Anfang an ein Vorurteil gegen Meusebach, das sich auch in seinen Briefen niederschlägt. Für Strubberg wird er ein wichtiger Briefpartner, bei dem er sich über Meusebach beklagt und dem er auch Abschriften seiner Briefe an diesen schickt.

Das gesamte Material über den Adelsverein liegt in der Beinecke Rare Book and Manuscript Library der Yale University. Es besteht aus zwei Teilen, die eine merkwürdige Geschichte haben.<sup>28</sup> Der Hauptteil der Sammlung, das „Archiv des Vereins zum Schutz deutscher Einwanderer in Texas“ (WA MSS S-1291), bestehend aus 46 Kisten, wurde 1985 von Yale angekauft, nachdem es 1965 in die USA

---

<sup>26</sup> Ebd., S. 113.

<sup>27</sup> Wie sehr Knopps Einschätzung der Situation von einem unreflektierten Anti-Aristokratismus geprägt ist, zeigt sich an vielen Stellen. So zitiert er etwa aus Ferdinand von Roemers 1849 in Bonn erschienenem Buch *Texas*. Roemer hatte als Naturwissenschaftler ans Meusebachs Expedition teilgenommen und darüber publiziert; den Kolonialdirektor „Schubert“ erwähnt er ganz neutral und keineswegs negativ, was Knopp aber einfach erklären kann: Roemer wollte „bald nach Deutschland zurückkehren, wo er für sein geschriebenes Wort gerade stehen und sich dem Urteil der regierenden Monarchisten und ihrer plutokratischen Speichellecker stellen mußte.“ (S. 106) Die Schießerei auf der Nassau Farm bringt Knopp gar in Zusammenhang mit der Auflösung der Vereinsgeschäfte in Texas und den deutschen Revolutionsereignissen von 1848: „Es war zudem ganz nützlich, daß die populistisch-idealistischen Aufstände gegen die Monarchie in verschiedenen Teilen Deutschlands gerade niedergeschlagen wurden.“ (S. 114). Zwar brach die Revolution bekanntlich erst einige Monate nach der Nassauer Schießerei im Oktober 1847 aus, aber wer wird sich mit solchen Details abgeben.

<sup>28</sup> Die relevante Information findet sich auf der Homepage der Beinecke Library unter <http://webtext.library.yale.edu/xml2html/beinecke.VEREIN.nav.html> bzw. <http://webtext.library.yale.edu/xml2html/beinecke.strubb.nav.html> [2010].



gekommen war. Ursprünglich war das Archiv am Sitz des Vereins in Mainz gelegen. 1893 wurde es nach Braunfels überführt. Der Verein löste sich 1894 auf. Das Archiv wurde 1930 vom Reichsarchiv Berlin inventarisiert. Bei einer erneuten Inventarisierung durch das Staatsarchiv Marbach im Jahr 1960 wurde festgestellt, dass ein Teil des ursprünglichen Materials fehlte.

Etwa 40 Prozent dieses Fehlbestandes finden sich im zweiten Teil des an der Beinecke Library aufbewahrten Materials: die vier Kisten umfassende „Friedrich Armand Strubberg Collection“ (WA MSS S-1316), die in den 1960er Jahren in New York auftauchte und 1987 von Yale gekauft wurde. Es scheint, als habe jemand nach 1930 dieses Material aus dem ursprünglich kompletten Archiv entfernt, jemand, der besonders an Strubberg interessiert war, da dessen Namen in den entnommenen Dokumenten immer wieder rot unterstrichen ist.

Der schon mehrfach erwähnte Armin O. Huber, der 1962 seinen Aufsatz über Strubberg in Texas veröffentlichte, hatte jedenfalls Zugang zur „Friedrich Armand Strubberg Collection“, aus der er häufig, in selbst angefertigten Übersetzungen, zitiert. In einer Fußnote merkt Huber an, er habe seit 1938 Zugang zu dem Material gehabt, und zwar durch Strubbergs Großnichte Elisabeth von Strubberg, „who had inherited his papers“. Sofern diese Information korrekt ist, wäre die „Strubberg Collection“ schon vor 1930, wohl noch zu Strubbergs Lebzeiten, aus dem Archiv entnommen worden; die Inventarisierung von 1930 wäre also inkorrekt durchgeführt worden.<sup>29</sup> Der in vielerlei Hinsicht unzuverlässige Kenn Knopp merkt an, die Materialien seien nach Strubbergs Heimkehr nach Deutschland aus dem Besitz des Prinzen Hermann von Wied (recte Wilhelm Hermann Karl Fürst zu Wied, seit 1851 Präsident des Mainzer Adelsvereins) in den Besitz der Familie Strubbergs gelangt.<sup>30</sup>

Aus dem reichhaltigen Material des Archivs und der Strubberg Collection werden im Folgenden lediglich jene zwölf Briefe näher untersucht, die Strubberg zwischen dem 29. Jänner 1847 und dem 14. Mai 1848 an Cappés und an Meusebach geschrieben hat. Seine Sicht der Dinge als unmittelbar Beteiligter soll dann verglichen werden mit dem Bild, das er Jahre später in den fiktionalen Texten von sich und von Texas konstruiert hat.

---

<sup>29</sup> Dies ist für den Kurator der Collection of Western Americana an der Beinecke Library, George Miles, die wahrscheinlichste Erklärung. (Mündliche Mitteilung von George Miles im April 2007)

<sup>30</sup> Knopp: *Armand in Texas* (Anm. 24), S. 119.

Die Briefe an Cappés sind von einem einzigen Thema bestimmt: Strubberg schildert die prekäre Situation der Kolonie Friedrichsburg und fordert, im Ton immer dringlicher, die Sendung von Medikamenten und Nahrungsmitteln. Diese Forderung ist von Anfang an mit Kritik an der Inkompetenz der Direktion in Neubraunfels verbunden. Im Herbst hätte man noch billig Korn kaufen können, nun aber müsse man es zu teuer bezahlen; die Kolonie könne nur überleben, wenn sie autark werde, für die Anlage eines Gemeinschaftsfeldes zur Nahrungsmittelproduktion seien aber Geldmittel nötig, die die Direktion nicht zur Verfügung stelle. Strubberg hofft, direkt von Cappés, an Meusebach vorbei, Unterstützung zu bekommen. Dabei greift er auch zu pathetischen Formulierungen:

[...] so bitte ich um eiligste Zusendung irgend eines Quantum und mögen Sie überzeugt sein, daß Sie dadurch einige Menschenleben retten. Ich weis, daß Sie es neben dem Interesse der Unternehmer auch mit dem der Menschheit halten und thue ich darum sicher keine Fehlbite an Sie, wäre es so von oben herunter gehalten so wären viele Hunderte nicht gestorben, aber Sie wissen es ja ganz wohl, daß in Braunfels als der Todt von Hütte zu Hütte ging, sich **niemals** ein Beamter dort hat sehen laßen, und daß ich wenn ich Nachts spät auf den Berg kam um mein Mittags und Abendeßen zu nehmen, die Herren beim Wein sich eifrig beschäftigten die Gottheit abzuläugnen und jedes Edlere und Bessere mit Füßen zu treten, - was konnte ein solches Beispiel nach sich ziehen?!! O! Sodom & Gomorrah – Wie Viele hier in Friedrichsburg geopfert wissen Sie – man muß ein geräumiges Gewißen haben! –<sup>31</sup>

Strubberg zeichnet sich hier als jemand, der sich schon in seiner Zeit in Neubraunfels um die Kranken kümmerte, während die Direktion (und damit ist auch Meusebach gemeint) in der von Prinz Solms errichteten herrschaftlichen Residenz auf dem Berg Lustbarkeiten frönte.

Die Klagen über die schlechte Situation in Friedrichsburg werden immer dringender; Strubberg erwartet aber, dass der demnächst nach Deutschland abreisende Cappés dort die Situation wahrheitsgetreu schildern werde, und warnt ihn vor Meusebach, der angeblich ebenfalls nach Europa gehen wolle, um dort seine Version der Dinge zu verkünden. Seine eigenen Briefe an Meusebach legt er den Schreiben an Cappés in Kopien bei.

In Strubbergs letztem Brief an Cappés vor seiner Entlassung, am 28. April 1847, hat sich das Bild ein bisschen verändert. Zwar indirekt, aber ganz deutlich, weist Strubberg darauf hin, wie sich dank seiner Tätigkeit die Situation verbessert habe: „Während meiner Abwesenheit hatte sich der Krankheitszustand sehr ver-

---

<sup>31</sup> Schubbert an Cappés vom 13. März 1847. Strubberg-Collection, Folder 33, pag. 56r.

schlechtern und starben täglich 2-4 Emigranten. Ich bin ca. 14 Tage zurück und ist Gottlob seit der Zeit noch kein Todesfall vorgekommen.“ Und:

Friedrichsburg würden Sie jetzt nicht mehr kennen, alle Einzäunungen sind fertig, die ganze Stadt ist mit Korn und Gemüsegärten überdeckt, die schönsten Wohnungen stiegen auf, und es ist eine Lust das Aufblühen von Tag zu Tag zu sehen. Ich werde ein sehr bedeutendes Stück Kornfeld haben und ist mit für die Zukunft dieser Stadt nicht mehr bange.“<sup>32</sup>

Und unverblümt formuliert er hier seinen Vorwurf an Meusebach, den er diesem gegenüber vorsichtig und verklausuliert geäußert hatte:

[...] daß er nämlich für eigene Rechnung die drei besten Zwischenplätze zwischen hier und Braunfels gekauft hat und dort mit denen von dem Verein gemietheten Negern Farmen anlegt, wie ich höre mit den Herren Bene und Wilke in Compagnie. Er hat auch sämtliche Vereins Neger in Braunfels auf seinem Lande Fence Riegel machen lassen [...]. Wie diese Sachen mit seiner Redlichkeit harmoniren kann ich nicht einsehen, und verliert der Verein durch diese Zwischenplätze die unabsehbarsten Vortheile.

Mehr als ein Jahr später, nachdem es zum Eklat gekommen war, wird Strubberg nochmals an den aus Europa zurückgekehrten Cappés schreiben. Am 14. Mai 1848 sendet er ihm aus New Orleans einen Brief, dem er eine Abschrift seines großen Abrechnungsschreibens an Meusebach beilegt. Cappés Rückkehr liefere ihm den Beweis dafür,

daß das Recht wieder nach Oben gekommen. Sie werden dort einige Jahre schwierigen Posten haben, da H. Meusebach, Ihr Todtfeind, alles aufbieten wird, um Ihnen u. Ihren Operationen zu schaden! Viele werden Ihnen wieder den Hof machen, die während Ihrer Abwesenheit auf Sie herumtraten, ich nehme beynahe kein[en] aus, nehmen Sie sich vor solchem Gesindel in acht.

Ich lebe der Hoffnung Sie noch einmal auf der Lebensbahn zu sehen, u. bitte um die Erhaltung Ihres freundlichen Andenkens.<sup>33</sup>

Brisanter sind die fünf erhaltenen Briefe an Meusebach, in denen Strubberg in deutlichen Worten die schlechte Lage in Friedrichsburg schildert und dringend Abhilfe fordert: Medizin und Proviand, finanzielle Mittel, um ein Gemeinschaftsfeld anzulegen. Eine große Sorge um die Zukunft Friedrichsburgs spricht aus den Briefen. Unterschwellig wird der Vorwurf erhoben, die Direktion handle nicht im wahren Interesse des Vereins. Immer wieder verteidigt er sich gegen konkrete Vorwürfe Meusebach über seine Amtsführung. Immer wieder wirft er der Direktion eine dilettan-

---

<sup>32</sup> Schubbert an Cappés vom 28. April 1847. Strubberg-Collection, Folder 33, pag 81r/81v.

<sup>33</sup> Schubbert an Cappés vom 14. Mai 1848. Strubberg-Collection, Folder 36, pag. 121r.

tische Geschäftsführung vor.<sup>34</sup> Und immer wieder betont er, er habe den Posten eines Kolonialdirektors aus Selbstlosigkeit, ja zunächst als Freundschaftsdienst für Meusebach übernommen. Am 26. März heißt es:

Ich muß gestehen daß Sie der letzte Mann waren, von dem ich einen Vorwurf in meinem Dienste erwartete, da Sie es am besten wissen, daß es nur mein Stolz war mich für die Sache auszuzeichnen. Alles was ich gethan steht vor der Welt, daß man aber darnach trachtet möglicherweise Etwas – Irgend etwas aufzufinden wodurch man mir Vorwürfe machen könnte, oder mich verdächtigen, ist unter mir, und kann mich nicht berühren. Ich habe bei dem Verein kein Brod gesucht, ich bin auf Ihr dringendes Bitten dazugetreten, ich habe Ihnen niemals gezeigt daß ich mein Interesse im Auge gehabt hätte, doch hätte ich Anerkennung gewünscht. Sie haben mir aber nicht gesagt als ich von Braunfels schied um hier oben an die Arbeit zu gehen, nachdem ich Hunderten dort das Leben erhalten, was Sie Selbst hundertmal bestätigen werden. Ich danke Ihnen.<sup>35</sup>

Am 20. April 1847 wird er noch deutlicher:

Sie wissen recht gut, daß ich kein Beamter des Vereins bin, den Sie durch Geld oder andere solche Aussichten erhalten konnten, Sie wissen daß Ihre Persönlichkeit mich zuerst bestimmt Ihren wiederholten Bitten nachzugeben, und daß die Ehre allein für ein deutsches Unternehmen der Art zu wirken, namentlich den Amerikanern gegenüber mich angefeuert hat zu thun was ich gethan habe.<sup>36</sup>

Besonders gekränkt zeigt sich Strubberg, als man, ohne ihn davon zu verständigen, einen jungen Arzt für Friedrichsburg engagiert, der ihn entlasten soll. Ein erfahrener Arzt sei nötig, betont er, – und meint damit sich selbst; eine ironische Situation

---

<sup>34</sup> Vgl.: „[...] und ist es eigentlich unbegreiflich, daß man von Deutschland aus nicht schon vor gar langer Zeit auf eine rein kaufmännische Bilanz bestanden hat, da das ganze Unternehmen rein diesen Charakter hat, und zum Gedeihen nur auf diesen Wege geleitet werden mußte. Ich nahm mir darum in meinen ersteren Geschäftsberichten von hier aus die Freiheit Sie aufmerksam zu machen, wie unumgänglich nöthig es sei dort in Braunfels geschäftliche Bücher einzurichten, als Copier Buch, die Seele und Grundlage eines jeden Geschäfts, welches so lange ich dort war nicht existirte. – Facturenbuch wo alle Facturen über Güter die von Deutschland kamen sofort eingetragen wurden, während dem niemals eine Factura von Deutschland auf dortigem Comptoir erblickt ist [...].“ Schubbert an Meusebach vom 20. April 1847. Strubberg-Collection, Folder 33, pag. 75r.

<sup>35</sup> Schubbert an Meusebach vom 26. März 1847. Kopie. Strubberg-Collection, Box 2, Folder 34, pag. 65v/66r.

<sup>36</sup> Schubbert an Meusebach vom 20. April 1847. Strubberg-Collection, Folder 33, pag. 74v.

angesichts der fragwürdigen Provenienz seines eigenen Doktordiploms. Ein pathetischer, rhetorisch durchstilisierter Ausbruch ist die Folge:

Ich muß gestehen daß ich Alles erwartet hätte nur dies nicht, da diese Art u. Wiese mir zu danken, eben so wenig gerecht als honett ist. Ist das also der Dank Herr von Meusebach, daß ich mich damals wie ein Stück Vieh abgeschunden habe von Morgens halb 6 bis Nachts Ein – Zwei Uhr, daß ich des Tags von 11 - 5 Uhr in der brennenden Sommerhitze von Zelt u. Hütte zu Hütte zwischen den Paradezügen des Todes umherjagte und den Unglücklichen vergessen zu machen suchte, daß der Herr General Commissair niemals auch nicht Eines dieser Zelte und Hütten gesehen, geschweige denn besucht, u. durch seine Gegenwart den Muth aufrecht gehalten u. Trost gesendet hat. Ist das der Dank, daß ich während 2 Monate gänzlich ohne Apotheker täglich für beinahe 400 Menschen alle Medizinen selbst preparirte und verabreichte u. binnen 6 Monate vielleicht 400 unglückliche Emigranten vom Grabe wegriß, ist das der Dank, daß ich nicht scheute selbst 5 mal angesteckt zu werden, u. selbst nahe am Grab vorüber zu gehen u. noch während meiner Krankheit täglich in meinem Bette 60 - 80 Rezepte zu schreiben – ist das alles Dank, daß ich damals als die Liste der hier in Friedrichsburg ohne ärztliche Hülfe geopfert 70 Personen nach Braunfels kam, mit der Nachricht, daß täglich 6/7 Leichen weggeschleppt wurden, und die ganze Colonie herunter kommen wollte, daß ich damals heraufeilte nach Ihrem Befehl, und der Seuche mit meinem Erscheinen Einhalt that, u. in einem Schweinstalle wohnend Tag u. Nacht meine Anstrengungen fortsetzte, während die Welt und Sie Selbst Ihre Verwunderung ausgesprochen haben, wie ich zugleich durch mein Wirken als Director die Colonie einem segensreichen Gedeihen zugeführt. Über 200 Menschen leben hier, die dankbar anerkennen, daß ich nächst Gott ihnen ihr Dasein erhalten, u. nun engagiren Sie einen von Göttingen hierher gekommenen Studenten u. übergeben ihm die Vereinskranken zur Behandlung ohne mir vorher nur ein Wort darüber zu sagen, oder ohne daß ich mich vorher über zu viel Arbeit beschwert! Habe ich irgend etwas in meinem Dienste vernachlässigt? Die Zeit ist so kurz, u. schon haben Sie vergessen, daß ich in der Regel Nachts 11-12 Uhr von den Kranken kam, um zum Abendessen meine Tasse Thee zu trinken, während Sie in munterer Gesellschaft beim Glase Wein saßen, und über die Todesengel die über der Stadt schwebten scherzten – Herr Cappes wird es noch nicht vergessen haben, denn er kam in der Regel von Ihrer Seite des Tisches zu der Meinigen, u. dankte mir im Namen der Menschheit u. des Vereins für meine Aufopferung.<sup>37</sup>

Den Brief beendet Strubberg mit dem verklauulierten Vorwurf, Meusebach lasse vom Verein gemietete Sklaven für seine eigenen Privatinteressen arbeiten. Es geht um den im Brief an Cappés ganz unverblümt formulierten Verdacht, den Strubberg

---

<sup>37</sup> Ebd., 76v/77r.

Meusebach gegenüber freilich schlau formuliert: Der Ankauf von Land auf halbem Weg zwischen Neubraunfels und Friedrichsburg sei doch sicher eine Vereinssache und kein privates Geschäft; offenbar gebe es da falsche Gerüchte und Verwechslungen:

Zu meiner sehr großen Freude jedoch habe ich vernommen, daß es Ihnen endlich gelungen, in dem so allerhöchst wichtigen Interesse des Vereins die Zwischenplätze zwischen hier u. Neu Braunfels zu acquiriren, und dortselbst schon mit der größeren Hälfte der vom Verein gemietheten Neger einige Farmen zu machen, es ist dieses dem Verein von zu großen Nutzen und zu grosser Wichtigkeit auf eine Entfernung von 95 Meilen solche Zwischenplätze zu haben, u. war es mir angenehm zu vernehmen, daß Sie gerade die Besten auswählten; es ist dies auch der Grund, daß ich nicht klage, daß ich jene 7 Neger die mit den hiesigen sechsen von Wallis & Thorn gemiethet wurden, nicht herauf bekommen habe, da bekanntlich von einer guten Kornerndte Friedrichsburgs Existenz u. sehr große Ersparniß für den Verein abhängt, doch ist es ja schon der halbe Weg gespart, um das an der Comanche spring erzeugte Korn herauf zu bringen, und ist grade dieser halbwegs Zwischenort in so vieler anderer Beziehung dem Verein gänzlich unentbehrlich. Es war mir mitgetheilt, daß diese sämtliche Neger auf Ihrem früheren Lande bei Braunfels Fence Riegel machten [...], doch ist dieses sicher nur Verwechslung mit obiger Vereins Arbeit.<sup>38</sup>

Strubberg fordert Meusebach also heraus. Armin O. Huber hat die Vermutung geäußert, der Grund für die Entlassung Strubbergs liege in dem hier geäußerten Vorwurf.

Im letzten Brief aus Friedrichsburg, der möglicherweise der Auslöser für seine Entlassung war, wirft Strubberg dem Generalkommissar den Fehdehandschuh hin. Erneut verteidigt er sich gegen Vorwürfe über seine Amtsführung, fordert eine strenge Prüfung seiner eigenen Geschäftsbücher und bemängelt die fehlende Geschäftsordnung in Neubraunfels,

indem ich ja nur zu gut weiß wie traurig es in Braunfels um die Buchführung gestanden hat, wenn man überhaupt eine solche dort anerkennen wollte, ich kann und werde niemals solche Zettelnotizen und Privat Taschenanmerkungen eine geregelte geschäftliche Buchführung nennen.<sup>39</sup>

Dann wehrt er sich gegen einen Vorwurf, der hier zum ersten Mal auftaucht, und der noch 50 Jahre später, in der Friedrichsburger Festschrift, mehrfach wörtlich

---

<sup>38</sup> Ebd., 78v/79r.

<sup>39</sup> Schubbert an Meusebach vom 5. Juli 1847. Strubberg-Collection, Box 2, Folder 33, pag. 103v/105r.

wiederholt wird: er demoralisiere die Kolonisten. Der Vorwurf hängt in erster Linie damit zusammen, dass er Spirituosen angekauft habe. Strubberg reagiert empört:

Was den Handel mit Spirituosen anbetrifft, so bemerke ich Ihnen, daß ich [...] die Spirituosen mitkaufen mußte, um die anderen Güter zu bekommen, die ich haben mußte wollten wir nicht Hungers sterben, oder die Colonie verlassen [...]. Übrigens ist an diesen Spirituosen ganz schönes Geld verdient, da ich sie an die Surveyors durchreisende nach dem Grand ziehende Amerikanische Landspekulanten und an hiesige Kaufleute immer mit Nutzen verkauft habe, keineswegs aber mit den Emigranten dafür gehandelt, wodurch dieselben, wie Sie belieben zu sagen, demoralisirt worden wären. Wohl habe ich an Kranke, Leidende Wein abgegeben, habe aber selbst monatelang keinen Tropfen Wein über die Zunge gebracht, ich bin es sogar gewesen, der sich mit aller Gewalt durch eigene Authoritaet wie durch das Gesetz dem Mißbrauch von Spirituosen entgegengestemmt hat, wodurch ich mir allerdings bei verdorbenen Subjekten Feindseligkeiten zugezogen habe [...].<sup>40</sup>

Und dann legt er noch ein Schäufelchen drauf:

Es ist dieses ein Vorwurf Herr v Meusebach, daß ich die Menschheit demoralisire den ich nicht auf mir heften lasse, da Sie und die Welt wissen, daß ich kein Opfer gescheut habe, der Menschheit zu nutzen ich gebe Ihnen diesen Vorwurf doppelt zurück und will Ihnen jetzt genau sagen, was es ist, das die Menschheit, namentlich die weniger gebildete Klasse demoralisirt. Es ist das böse Beispiel das man ihr von oben herab gibt. Damals, als die Menschen in Massen im Elend und Braunfels im Verderben und Sterben lagen, damals forderte, außer Ihrer Stellung zum Verein, die Moral, daß Sie Sich um diese Armen gekümmert hätten, Sie haben es aber nicht gethan, Sie haben keine Hütte gesehen noch weniger besucht, und sprachen laut aus, was ich Ihnen durch viele Zeugen beweisen will, Sie kennten kein Mitleid, Sie kennen nur Vernunft und Nutzen und das ist es, was die Leute demoralisirt. Wenn Sie wirklich die Überzeugung haben, es gibt keinen Gott, so mußten Sie diese einseitige Ansicht nicht vor der Welt ausschreien, namentlich war es nicht vernünftig und nicht nützlich in Ihrer Stellung. Die Bücher hier weisen nach, daß die Spirituosen nützlich und nicht nachtheilig verwandt wurden, daß aber namentlich dieselben nicht durch mich vergeudet wurden wie man wohl aus Ihrer Bemerkung entnehmen konnte.<sup>41</sup>

Deutlicher als je zuvor zieht Strubberg hier eine Linie zwischen sich und Meusebach. Er ist der wahre Philanthrop, der gottesfürchtige Menschenfreund, Meusebach hingegen ein zynischer Liberaler, der nur seinen eigenen Nutzen sucht.

---

<sup>40</sup> Ebd., 104r.

<sup>41</sup> Ebd., 104r/104v.

Wir wollen hier innehalten und die Frage stellen, ob und inwieweit Strubbergs Argumente und Vorwürfe nachvollziehbar sind.

Dass er sich dagegen verwehrt, schlecht zu wirtschaften, und seine ökonomischen Maßnahmen in Friedrichsburg rechtfertigte, ist begreiflich. Der gelernte Kaufmann Strubberg hat vermutlich wirklich mehr von der Wirtschaft verstanden als manche der Ex-Offiziere, die der Verein als Beamte anstellte. Die Vorwürfe, in der Geschäftsführung des Vereins in Neubraunfels herrsche ein Chaos, werden von mehreren Seiten bestätigt. Ein Einwanderer namens Krieger schreibt am 1. Oktober 1846 an Cappés: „Eine elendere armseligere Geschäftsführung, als jene wie ich sie in Braunfels antraf kann und darf in der ganzen Welt keine mehr existieren“.<sup>42</sup> Und Graf Castell schickt am 2. Februar 1847 eine detaillierte Liste von Klagen über die Geschäftsführung an Meusebach, die in dem Vorwurf gipfelt:

Es mußte ein Etat eingeschickt werden, kurz man mußte alles klar übersehen können. Statt dessen forderten Sie nur immer Geld und zwar hohe Summen ohne daß man hier wußte wozu Sie verwendet wurden, wie Sie das Ganze geordnet hatten, was Sie gethan um etwas vorzubereiten. Sie gaben keine Übersicht der Finanzlage [...] Dieß ist kein Geschäftsgang, am allerwenigsten bei einem solchen Unternehmen, denn selbst der gewöhnliche Kaufmann wird stets von seinem Correspondenten regelmäßig au faits gehalten. [...] Ich wiederhole es daher aus voller Überzeugung daß der Geschäftsgang allein Schuld ist daß alles so schlecht geht, nicht der Mangel an Geld, da Sie nur rechtzeitig zu schreiben brauchten, und wie es in der Instruktion bestimmt ist, Voranschläge einzuschicken hatten, so hätten Sie auch zu rechter Zeit Geld gehabt.<sup>43</sup>

Ob das Misslingen des gesamten Unternehmens eher der Geschäftsführung in Deutschland anzulasten ist, die von falschen Voraussetzungen ausging und das benötigte Budget grob unterschätzte – die ist die Argumentation Meusebachs im Meusebach-Protokoll –, oder ob eher die unfähigen und gegeneinander intrigierenden Verantwortlichen in Texas schuld waren – wie das die deutsche Geschäftsführung, aber offenbar auch Strubberg sah – ist wohl nicht zu beantworten; es treffen vermutlich beide Sichtweisen zu.

---

<sup>42</sup> Krieger an Cappés vom 1. Oktober 1846. Strubberg-Collection, Box 2, Folder 35, Nr. I, pag. 6r.

<sup>43</sup> Castell an Meusebach vom 17. Februar 1847. Archiv des Vereins zum Schutz Deutscher Einwanderer in Texas. Yale Collection of Western Americana. Beinecke Rare Book and Manuscript Library. WA MSS S-1291, Box 15, Folder 99, Nr. 21 „Korrespondenz mit Herrn von Meusebach“, 237r/237v.



Wie steht es mit Strubbergs Kritik daran, dass sich Meusebach der konkreten Nöte der Auswanderer zuwenig angenommen habe? Der Vorwurf wird jedenfalls auch von anderer Seite wiederholt. Der schon erwähnte Auswanderer Krieger schreibt an Cappés:

Ein guter Empfang, einige Worte des Trostes, hätte Manchen von einer Art Verzweiflung heilen können, allein nichts der Art, kein freundliches Entgegenkommen, keine Unterkunft nirgends eine Vorbereitung für die Aufnahme Gesunder oder Kranker – wer sich in Braunfels meldete vernahm in kalten Worten dann und dann könnt ihr euern Proviant faßen, der damals in halbverdorbenem Maiskorn oder stickigem Maismehl, etwas Speck, Café und Salz bestand. [...] Herr von Meisenbach selbst, war, wie wir wusten, schon 7 Monaten auf der Farm Nassau [...].<sup>44</sup>

Und Jacob v. Coll, ein Vereinsbeamter, der Dr. Schubbert als Kolonialdirektor von Friedrichsburg nachfolgen sollte, schrieb am 8. Februar 1847 an Cappés:

Auf Nassau blieb Meusebach bis zum 16 July 1846, so daß er 7 Monate lang weder Neubraunfels, noch Ind. Point, noch Friedrichsburg besucht hatte; die wenigsten Emigranten haben ihn persönlich gesehen. Meusebach schien alle Lust und Vertrauen zur Sache verloren zu haben, und kümmerte sich um gar nichts mehr.<sup>45</sup>

Strubbergs in Friedrichsburg verfassten Briefe sind jedenfalls aus einer bedrängten Situation heraus geschrieben und erwecken den Eindruck, dass er während seiner kurzen Zeit als Kolonialdirektor von Friedrichsburg eine Lebensaufgabe darin sah, die Kolonie am Leben zu halten und zu einer Blüte zu bringen. Dass dies Hand in Hand ging mit seinem Geltungsdrang und mit aristokratischen Allüren, mag zutreffen; primär aber stilisierte er sich als unermüdlich tätiger Verwalter und Arzt. Und es gibt keine zeitgenössischen Quellen vor seiner Entlassung durch Meusebach, die diesem Eindruck widersprechen.

Beinahe ein Jahr nach seiner Entlassung und ein halbes Jahr nach der Schießerei in der Nassau Farm rechnet Strubberg in einem Brief an Meusebach mit diesem ab. Der Brief ist in einer für Cappés angefertigten Abschrift überliefert. Ob

---

<sup>44</sup> Krieger an Cappés vom 1. Oktober 1846. Strubberg-Collection, Box 2, Folder 35, Nr. I, pag. 4r/4v.

<sup>45</sup> Bericht über die Vorgänge in Texas vom Jahre 1846. Strubberg-Collection, Box 1, Folder 8 („Nr. 7. Briefe an Cappés 1846 und 1847“), vom Verf. durchnummeriert von S. 1 bis 30, Bleistiftpaginierung 25v bis 39v. Hier 29v.

Meusebach ihn erhalten hat, ist unbekannt.<sup>46</sup> Er zeigt jedenfalls pointiert, wie Strubberg seine Rolle in Friedrichsburg sah.

Er habe nun den nötigen zeitlichen Abstand gewonnen, um sich auszusprechen, schreibt er: „Meine Rechnung hier ist nun geschlossen, gänzlich bis auf die Balance mit Ihnen“<sup>47</sup>. Und dann verweist er darauf, dass er seinen Posten aus Freundschaft für Meusebach angetreten habe:

Ich erinnere Sie an unser erstes Zusammentreffen und an die Art und Weise, wie Sie mich, nach langem Weigern durch Vorstellungen und Unterredungen aller Art, endlich dahin brachten, mich Ihren Bitten zu fügen und dem Verein meine Dienste zu widmen. Ich versprach treulich zu dienen u. insbesondere treulich Ihr Freund zu sein. Ich hatte beydes ehrlich erfüllt, kein Opfer zum Besten des Vereins gescheut u. treulich war ich Ihnen ergeben, und bin, wenn Sie jemals einen aufrichtigen Freund gehabt haben, dieser Einzige gewesen.<sup>48</sup>

„Eifersucht“ auf ihn sei Meusebachs Motiv gewesen, behauptet Strubberg. Sehr bald sei er sich dessen klar geworden, doch habe ihn Meusebach beschworen, auszuharren:

Ich kam nach Braunfels um diesem Verhältniße eine Ende zu machen und brauche ich wohl nicht Sie daran zu erinnern, wie dringend Ihre Bitten, Ihre Vorstellungen damals waren, um mich zu bewegen, meine Stellung wieder aufzunehmen; ich weigerte es unabänderlich bis Sie mich fragten: „H. D<sup>or</sup>. Sie haben mir einmal gesagt Sie seyen mein Freund, wollen auch Sie mich jetzt verlassen da ich ganz allein stehe?“ Ich war wieder der Ihrige u. hatte das Vergangene vergeßen [...].<sup>49</sup>

Die Lage sei aber nicht besser geworden. Strubberg zählt eine Fülle von Versuchen des Generalkommissars auf, ihm zu schaden; zuletzt habe er „aus Scham oder Ohnmacht eine solch einfältige aufgeblasene Puppe“ gewählt, vermutlich Hermann Spiess, „um seine windigen Pläne, ja zuletzt Meuchelmord an ihrer Statt auszuführen!“<sup>50</sup> Dieser „Nichtsnutz“ habe – in Meusebachs Auftrag, daran hat Strubberg keinerlei Zweifel – ihm „die Übergabe Nassaus“ verweigert:

---

<sup>46</sup> Schubbert an Cappés vom 14. Mai 1848, Strubberg-Collection, Folder 36, pag. 121r. Eine Kopie des Briefs findet sich im Anhang zu diesem Beitrag.

<sup>47</sup> Ebd.

<sup>48</sup> Ebd., 121r/121v.

<sup>49</sup> Ebd., 121v.

<sup>50</sup> Ebd., 122r. „windigen“ ist nicht klar entzifferbar, vgl. die Abbildung des Briefes im Anhang zum Beitrag.

Es war dieser Contract mit eine Bedingung unter welcher Sie mich für den Vereinsdienst engagirten u. hätten gerade Sie es seyn müßen, der auch unter viel schwierigeren Differenzen, den Contract hätten gegen Jedermann in Schutz nehmen müßen, wenn Ihnen an Ihrem Worte, an Ihrem Namen etwas gelegen gewesen wäre.

Was den Überfall auf die Nassau Farm betrifft, wiederholt Strubberg den Vorwurf, dies sei ein von Meusebach initiiertes Mordversuch gewesen:

Zuletzt als alle Mittel gegen mich fruchtlos aus Ihrer Hand fielen, nahmen Sie zum Meuchelmord Ihre Zuflucht, wohlweiblich jedoch nur im Stillen als Rathgeber und verschwanden sofort nach dem Llano. Sie hatten bei dieser ehrenvollen Unternehmung vergeßen, daß eine schützende Hand über mir wacht, u. daß Sie andere Helden miethen müßten, um mich zu schlagen, als solches Gesindel. Ich weiß es, ich kann es beweisen, daß dieser niederträchtige Mord Versuch in Ihrem Gehirn geboren [...].<sup>51</sup>

Strubberg beendet seine Attacke mit einer kuriosen Hochstapelei: Er hält Meusebach seine eigene höhere Bildung und seine eigene bessere Herkunft vor:

Ich habe mich nicht mit dem Auswendiglernen eines [unleserlich] oder einiger griechischer Redensarten aus Tertia begnügt wie Sie, ich habe mich auf vielen Feldern des Wissens bewegt, u. durch die That bewiesen, daß ich in jedem es [sic], das „es“ fälschlich eingefügt] Fach zu einer Stufe der Vollkommenheit gebracht habe. Sie haben nur auf einer einzigen gestanden, u. zwar auf der Untersten, der des preußischen [unleserlich], u. sich nur zufällig einmal in eine lichtere Stellung verirrt, aus welcher Sie geblendet bald wieder in Ihre frühere Dunkelheit zurückfielen.<sup>52</sup>

Und noch deutlicher in Hinblick auf „unsere Geburt“:

[...] so kenne ich Ihren Stammbaum ganz genau u. kann Ihnen nöthigenfalls nachweisen, daß Ihre Vorfahren den Hirschfänger der meinigen getragen haben.

Da Meusebach einem alten thüringischen Adelsgeschlecht entstammte und ein Universitätsstudium absolviert hatte<sup>53</sup>, sind diese beiden abschließenden Argumente unzutreffend. Es ist merkwürdig, wie Strubberg, nachdem er mit durchaus nachvollziehbaren Gründen Meusebachs Handlungsweise gegeißelt hat, sich nun in hochstaplerischer Manier auf ein Gebiet begibt, das für den vorliegenden Fall völlig irrelevant ist.

---

<sup>51</sup> Ebd.

<sup>52</sup> Ebd., 122v.

<sup>53</sup> Zu Meusebachs Biographie vgl. Irene M. King: *John O. Meusebach. German colonizer in Texas*. Austin: University of Texas Press, [1967] sowie das *Handbook of Texas Online* (Anm. 12).

Dass der Auseinandersetzung zumindest von Strubbergs Seite ein Element gekränkter Männerfreundschaft nicht abzusprechen ist, belegt auch ein 1981 von Siegfried Augustin veröffentlichter undatierter Brief, den Strubberg an seine Schwester Emilie schrieb, nachdem er die Farm Nassau besetzt hatte. Darin spricht er davon, er sei „der aufrichtige und vielleicht einzige Freund dieses Barons von Meusebach“ gewesen, doch „dann trat seine rabiate Eifersucht zwischen uns“. Und in einem späteren Brief an die Schwester, nach den blutigen Ereignissen, dem er auch eine Kopie seines Abrechnungsbriefes an Meusebach beilegte, schrieb er: „Am meisten getroffen hat mich aber die Behandlung durch Baron Meusebach. Du weißt, wie gern ich ihn gemocht habe und es verletzt mich in der Seele, daß er mich so schmähhlich verriet.“<sup>54</sup>

### III. Strubbergs Romane

Mit Strubbergs literarischem Werk haben sich bisher nur wenige Forscher befasst. Preston A. Barba charakterisiert jeden einzelnen Text, kommt aber über Inhaltsangaben und allgemeine Bemerkungen zum jeweiligen literarischen Wert oder Unwert nicht hinaus. Bernd Steinbrink hat Strubbergs Werk im Kontext seiner Analyse deutschsprachiger Abenteuerromane des 19. Jahrhunderts behandelt. Steinbrink sieht die Romane als „Wachträume“ eines Mannes, der in seinen Büchern „das andere Leben [suchte], das er in der Realität nicht finden konnte“<sup>55</sup>, bindet also die Textproduktion an die Biographie, folgt diesbezüglich aber gutgläubig seinen Vorgängern und stellt weder Strubbergs Duelle noch seine angeblichen Reisen in Frage.

Ralf Peter Märtin fragt, ähnlich Steinbrink, „ob nicht das gesamte Strubbergsche Oeuvre einen 54-bändigen Tagtraum, einen megalomanen Versuch darstellt, das in der Realität nicht erreichte qua Phantasie einzuklagen.“<sup>56</sup> Auch Märtin schließt von Strubbergs Biographie auf sein Werk; er ist allerdings der von Strubberg selbst in die Welt gesetzten Legende gegenüber wesentlich skeptischer und liefert einen kritischen Abriss der bisherigen biographischen Forschung. Plausibel ist Märtins Vermutung, der nach Kassel zurückgekehrte Strubberg sei mittellos gewesen und habe erst durch seine schriftstellerische Tätigkeit jenen Lebensstil erreicht, den er

---

<sup>54</sup> Augustin: *Frédéric Armand Strubberg* (Anm. 5), S. 52-54. Beide Briefe zitiert Augustin nach einer Abschrift, die ihm Huber zur Verfügung gestellt hatte.

<sup>55</sup> Bernd Steinbrink: *Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Studien zu einer vernachlässigten Gattung*. Tübingen: Niemeyer, 1983, S. 150ff.

<sup>56</sup> Ralf-Peter Märtin: *Wunschpotentiale* (Anm. 3), S. 92.

„sich immer gewünscht hatte: anerkannt, frei von Geldsorgen und als Verwalter einer ehrenvollen Vergangenheit“. Es ist daher verständlich, dass er, um den Publikums geschmack zu bedienen, den „vergleichsweise trockenen Typ der halbdokumentarischen Schilderung“ ziemlich bald aufgab „zugunsten der Romanform“. <sup>57</sup>

Im Folgenden sollen vier Bücher Strubbergs näher behandelt werden: Seine beiden Erstlinge, in denen er die Legende vom abenteuerlichen Amerikaleben Armands in die Welt setzte, und jene beiden Romane, in denen er seine tatsächlichen Erfahrungen mit dem Mainzer Adelsvereins fiktional verarbeitete.

Die 460 Seiten umfassenden Amerikanische[n] Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten. Mit 24 vom Verfasser nach der Natur entworfenen Skizzen. Von Armand erschienen 1858 bei Cotta. Es handelt sich hierbei um Strubbergs erfolgreichstes Buch. Barba verzeichnet vier Auflagen bis 1901; später nahm die Union Deutsche Verlagsgesellschaft den Titel in ihr Programm und brachte 1933 die 17. Auflage heraus, und noch in den 1980er Jahren erschien das Buch im Münchner Verlag Lothar Borowsky.

Der homodiegetische Erzähler setzt in medias res ein: Er lebt mit drei deutschen Gefährten und seinem „treuen Hund Trust“ sowie seinem „brave[n] Schimmelhengst“ Czar in einer mit Palisaden gesicherten Wohnung an „dem Fuß der Berge des Rio Grande (Rio Bravo), den Ausläufern der Cordilleren, an den steilen hohen Ufern der Leone“. <sup>58</sup> Wie er dorthin gekommen ist, erfahren wir nicht. Das passt zu der im Vorwort geäußerten, vermutlich fiktiven Behauptung, die „vorliegenden Blätter“ seien eigentlich für die Schwester des Verfassers „an Ort und Stelle entworfen“ und ihr immer wieder zugeschickt worden; später sei er ihrem Wunsch nach Veröffentlichung nachgekommen und habe den Text lediglich um „einige allgemeine Anmerkungen über Anbau, Lage, Klima und Produkte jener Gegenden“ ergänzt. Der Erzähler suggeriert jedenfalls wiederholt, dass er viele Jahre in seiner Kolonie zugebracht habe. Strubberg betrieb, wie oben erläutert, seine Kolonie höchstens zwei Jahre lang.

In 29 Kapiteln gestaltet Armand eine Fülle von Episoden, die nur vage verbunden sind. Der Protagonist geriert sich als aristokratischer Herr, als Ritter, der sich um die „Jagd und Versorgung meiner kleinen Kolonie mit Fleisch“ kümmert, weshalb wir ihn in erster Linie bei der Jagd sehen; die landwirtschaftliche Arbeit

---

<sup>57</sup> Ebd., S. 112.

<sup>58</sup> *Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten*. Mit 24 vom Verfasser nach der Natur entworfenen Skizzen. Von Armand. Stuttgart/Augsburg: J. G. Cotta'scher Verlag, 1858, S. 1-3.

obliegt weitgehend den Gefährten. All die erzählten „Jagd- und Reiseabenteuer“ laufen nach einem ziemlich einheitlichen Schema ab. Armand reitet aus, es folgt eine Beschreibung der exotischen Szenerie. Plötzlich tauchen irgendwelche wilde Tiere auf, die erschossen werden. Häufig erscheinen auch Indianer, die sich fast immer feindlich verhalten, weshalb Armand sie entweder erschießt oder sich durch Flucht rettet. Die Indianer sind „Kannibalen“ und stehen „sämtlich noch auf der allerniedrigsten Stufe der Kultur, hier sind alle noch Menschenfresser, haben keine Heimath“<sup>59</sup>. Dennoch differenziert der Erzähler zwischen den berittenen Indianern und den Fußindianern. Die berittenen Indianer haben

etwas Ritterliches, und ich habe sie nie darum gehaßt, daß sie mich verfolgten; wir stritten uns um den Besitz des Landes, welches sie allerdings früher inne hatten, welches die Natur aber sicher zu einem besseren Zwecke in so reizender, üppiger Form der Menschheit gegeben hat, als daß nur einzelne wilde Horden dort ihre Jagd= und Kriegszüge und ihre Todesschmäuße an ihren geschlachteten Feinden begehen sollten. Es erschien mir immer ein ehrlicher Kampf der Civilisation gegen die Rohheit, wenn ich von diesen Steppenreitern angegriffen wurde [...].<sup>60</sup>

Die „schlangenartig umher kriechenden Weicos“ dagegen erregen in ihm einen „galligen, blutdürstigen Haß“; sie werden auch von den berittenen Indianern „wie das böseste Raubtier verfolgt“.<sup>61</sup>

Dass auch Armand selbst ausschließlich als Jäger auftritt und daher nach seiner eigenen Logik wenig Recht auf das Land hat, welches „die Natur [...] zu einem besseren Zwecke in so reizender, üppiger Form der Menschheit gegeben“ hat, als zur Jagd, fällt ihm nicht auf.

Die tödlichen Auseinandersetzungen werden in einer erstaunlich unsentimentalen, sachlichen Art und Weise erzählt. Im dritten Kapitel stößt Armand auf zwei nackte Weicos, die sofort erschossen werden. Einen der Getöteten zerfleischt der treue Hund Trust „und riß ihm den Leib auf“, was Armand wenig berührt, denn es sei gleichgültig, „ob ihn die Aasgeier verzehrten, oder ob mein Lebensretter Theil an der Mahlzeit nahm.“<sup>62</sup> Die Leichen sind Armand Objekt seiner Naturforschung. Als er einen Comanchen getötet hat, heißt es: „Ehe ich von dem [toten] Indianer

---

<sup>59</sup> Ebd., S. 11.

<sup>60</sup> Ebd., S. 12f.

<sup>61</sup> Ebd.

<sup>62</sup> Ebd., S. 17.

schied, machte ich eine flüchtige Skizze von ihm in mein Zeichenbuch, welches ich stets im Holfter mit mir führte.”<sup>63</sup>

Diese unsentimentale Behandlung des Todes beschränkt sich nicht auf die „Kannibalen“, sondern betrifft auch die Europäer. Im 5. Kapitel baut der Erzähler mit einigem Aufwand eine komische Figur auf, die stark an spätere Konstruktionen Karl Mays erinnert: Ein im sächsischen Dialekt sprechender weltfremder „Naturforscher“ namens Kreger, der auf seinem geliebten Maultier Liese reitet, begleitet Armand und hört nicht auf dessen Warnung, das Tier werde im Fall einer notwendigen Flucht vor feindlichen Indianer versagen. So geschieht es natürlich, und Kreger wird gräulich getötet. Auch in den späteren Romanen finden wir dasselbe Prinzip: Die alter-ego-Figur Strubbergs hat immer recht, und wer seine Warnungen ignoriert, ist dem Tode schon anheim gegeben.

Die inhumanistische Rhetorik des Buchs steht in merkwürdigem Gegensatz zur Rhetorik der texanischen Briefe Strubbergs. Ein Menschenleben scheint hier nichts zu zählen, und der Kampf auf Leben und Tod ist eine Art sportlicher Auseinandersetzung.

Ein edler junger Delaware namens Tiger tritt der Kolonie bei. Armand schließt Freundschaft mit ihm – die Delaware sind die Guten unter den Indianern – und unternimmt mit ihm und einigen weißen Amerikanern eine mehrere Wochen lange, zehn Kapitel umfassende Expedition in die Rocky Mountains, die nach dem altbewährten Schema verläuft. Man schießt wilde Tiere und kämpft mit wilden Indianern.

Das Buch endet mit einem Kapitel, in dem der Erzähler noch einmal alle Register des Abenteuerlichen zieht. Drei junge Neuankömmlinge werden von einem Trupp wilder Mescaleros entführt, weil sie Armands Rat nicht befolgt haben, auch bei der Feldarbeit immer ein Gewehr bei sich zu tragen. Armand und seine Gefährten verfolgen die Wilden, können aber nicht verhindern, dass zwei der Opfer von den Kannibalen zu Tode gemartert und aufgefressen werden. Doch dann erfolgt die Rache und 22 der bösen Indianer werden getötet.

Sofern man der Sammlung von Jagd- und Kampfepisoden ein durchgehendes Thema unterstellen kann, ist es die Botschaft vom unaufhaltsamen Fortschritt der weißen Zivilisation. Am Beginn des Buchs sind Armand und seine Gefährten die einzigen weißen Ansiedler in weitem Umkreis, aber mehr und mehr Migranten ziehen nach Texas; nicht nur mittellose Menschen, sondern auch wohlbestallte Pflan-

---

<sup>63</sup> Ebd., S. 6.

zer, die mit einer großen Schar von Sklaven neue Plantagen anlegen. Dem edlen Indianer Tiger ist das alles am Ende zu viel; er zieht wieder nach Westen zu seinem Stramm, und es bleibt offen, ob er je zurückkommen wird. Armand selbst steht der Entwicklung ambivalent gegenüber. Zwar sinniert er einmal, dass sich nun jene Kultur wieder einschleiche, die er vor Jahren geflohen sei. Andererseits ist er auch froh, nicht mehr an der äußersten Grenze der Wildnis zu leben; der im Präsens gehaltene letzte Absatz des Buchs drückt eine gewisse Befriedigung aus, dass man den „gewöhnlichen Gefahren des Grenzlebens“ nun nicht mehr so stark ausgeliefert sei.

In seinem zweiten Buch, *Bis in die Wildniß*, liefert Strubberg die Vorgeschichte der angeblichen texanischen Abenteuer. Der vierbändige, mehr als 1000 Seiten umfassende Roman erschien erstmals 1858; zu einer Zweitaufgabe kam es 1863. Wieder zeichnet Armand als Autor; es handelt sich aber nun um einen heterodiegetischen Erzähler, der die Erlebnisse Armands zum Besten gibt und in einigen Fällen auch Ereignisse schildert, an denen Armand nicht teilnimmt.

Das Buch ist, wie erwähnt, von den frühen Biographen Strubbergs als Quelle benützt worden; es orientiert sich offenbar in groben Zügen am Leben des Autors. Am Beginn treffen wir in Rotterdam auf Armand, einen eleganten Herrn „zwischen den Zwanzigern und Dreißigern“<sup>64</sup>, der schon früher, „beinahe noch Knabe“, Amerika besucht hat, dann mehrere Jahre in Deutschland war und nun aus „Vorliebe für die neue Welt“ nach Amerika ziehen will.<sup>65</sup> Als er die Familie Brillot kennen lernt, eine hübsche kreolische Mutter und ihre sieben schönen Töchter, besteigt er kurz entschlossen das Schiff nach New Orleans.

Damit setzt eine veritable Abenteuerkette ein. Armand verlobt sich mit der reichen Pflanzertochter Eugenie Brillot; die Verbindung wird aber letzten Endes von einem bösen Methodistengeistlichen hintertrieben. Dann beginnt er in New York ein Handelsgeschäft, bei dem aber nicht wirklich klar wird, was er treibt. Er verlobt sich mit der reichen Pflanzertochter Mary Mercer aus Virginia, deren böser Cousin ihn zum Duell fordert. Armand tötet den Gegner und muss aus New York fliehen. Da er auch, natürlich unverschuldet, Bankrott gegangen ist, beschließt er, angeekelt von der Zivilisation, in den Westen zu ziehen. Sein Schiff sinkt vor Louisville; er studiert zwei Jahre lang Medizin, um sich auf das Leben in der Wildnis vorzubereiten, sucht dann in Texas einen schönen Platz für seine Kolonie und errichtet mit drei Männern, die er per Inserat gefunden hat, ein Fort. Die anfänglichen Indianerüberfälle hören bald auf, als die Angreifer erkennen, „daß er ein besserer India-

---

<sup>64</sup> *Bis in die Wildniß*. Von Armand. Zweite Auflage. [Breslau:] Eduard Trewendt, 1863. Bd. 1, S. 3.

<sup>65</sup> Ebd., S. 16.



ner sei, als sie selbst“<sup>66</sup>. Die Jahre vergehen, und Armand ist als Arzt ein Wohltäter der Indianer. Natürlich muss es einen romanhaften Schluss geben. Er findet Eugenie, seine Ex-Verlobte aus New Orleans, als Ehefrau eines wilden Indianerhäuptlings, der sie entführt hatte. „Sie, die aus religiösen Bedenken nicht hatte die Seinige werden wollen, die dadurch seine Glückseligkeit vernichtet hatte, hier als ein Weib eines Anbeters der Sonne!“<sup>67</sup> Recht geschieht ihr!

In erster Linie zeigt der Roman, welch toller Kerl Armand ist. Er kann und weiß alles besser als die eigentlichen Experten, alle Frauen verlieben sich in ihn, alle moralisch höher stehenden Menschen suchen seine Freundschaft, nur die Bösewichter sind seine Gegner. Als bei der Überfahrt über den Atlantik das Trinkwasser zur Neige geht, sind der Kapitän und die Matrosen verzweifelt, aber Armand weiß Rat, kennt er doch als einziger an Bord ein Mittel, mithilfe von Seife und Holzkohle Meerwasser zu filtern. Und als er bei seinem ersten Duell in New York von dem natürlich unfair fechtenden Gegner am Arm verwundet wird, sind die besten New Yorker Ärzte hilflos, bis Armand die Sache selbst in die Hand nimmt und sich heilt, denn seine medizinischen Kenntnisse sind schon vor seinem „Medizinstudium“ in Louisville hervorragend.

Die Geschichte Armands ist umwuchert von einer Fülle von Nebenhandlungen und Nebenfiguren sowohl fiktionaler als auch historischer Provenienz. Der Roman beansprucht ganz offenbar, nicht nur ein möglichst schmeichelhaftes Bild des Protagonisten zu zeichnen, sondern auch ein möglichst umfassendes Bild der Vereinigten Staaten. Eine eindeutige Tendenz des USA-Bildes lässt sich dabei nicht festmachen. Hinsichtlich der Sklaverei ist der Erzähler ambivalent. Bei der Familie Brillot in New Orleans werden die Sklaven gut behandelt und bieten „ganz das Bild des Glücks, welches diese abhängige Menschenklasse unter einem guten Herrn in so vollem Maße genießt.“<sup>68</sup> Andererseits findet sich scharfe Kritik an der Institution, wenn Armand seinen New Yorker Geschäftsfreund Mr. Graham rasonieren lässt: eine Zuckerplantage in Louisiana sei die beste Geldanlage für „Capitalisten“: er habe eben eine solche gekauft, habe einen brauchbaren Sklavenaufseher namens Woodward, „keiner von den weichherzigen, gefühlvollen religiösen Burschen, sondern einen strengen entschlossenen Kerl, der im Nothfall so einem unruhigen Neger mit kaltem Blut das Fell über den Kopf ziehen kann“. Ein Neger überlebe auf so einer Plantage normalerweise drei Jahre. Es gebe Sklavenbesitzer,

---

<sup>66</sup> Ebd., Bd. 4, S. 229.

<sup>67</sup> Ebd., S. 251.

<sup>68</sup> Ebd., Bd. 2, S. 10.

die durch gute Nahrung und Kleidung so wie durch Feierstunden in der Mittagshitze ihre Neger ein paar Jahre länger zu erhalten suchen, das ist aber Unsinn und eine falsche Rechnung; am Besten ist es, man hält sie scharf an der Arbeit, so lange sie sich rühren können, und zwar mit so wenig Unkosten als möglich, und dann fort mit ihnen auf den Markt und neue gekauft. So hat man reine Rechnung.“<sup>69</sup>

Dieser Theorie folgt dann noch die Praxis. Armand trifft 170 Seiten später auf den genannten Woodward und wird Zeuge von dessen Brutalität: Die zum Verkauf bestimmten Sklaven sind fast zu Tode gearbeitete „lebende Gerippe, verkrüppelt durch Rheumatismus und sich schüttelnd vor Fieber“<sup>70</sup>. Ein versklavtes Ehepaar begeht lieber Selbstmord, als sich länger der Folter auszusetzen. Das Sklaventhema wird noch durch eine Nebenhandlung verstärkt, die sich in einer ähnlichen Version in vielen zeitgenössischen Romanen findet.<sup>71</sup> Die hübsche „Quadrone“ Melina, illegitime Tochter des Pflanzers Lagrange und „einer schönen Mulattin“<sup>72</sup>, wird nach dem Tod ihres Vaters von dessen Erben – dem uns schon bekannten Bösewicht Woodward – als Sklavin beansprucht. Woodward hat die Papiere, die Melina offiziell ihre Freiheit geben, unterschlagen. Es gibt natürlich ein Happy End: Ein Freund des verstorbenen Vaters kauft Melina um teures Geld und schenkt ihr offiziell die Freiheit. Sie kann nun den New Yorker Rody, einen Freund Armands, heiraten, der schon lange in sie verliebt ist. Die Hochzeit wird allerdings in Kanada vollzogen und das junge Ehepaar zieht nach Europa, denn in den USA sind gemischtrassige Ehen verpönt; schon im zweiten Band hat Rody Armand erklärt, „daß ein Mann, der eine Farbige zur Frau nimmt, seinen Abschiedsbrief an die Gesellschaft der Weißen unterschreibt.“<sup>73</sup>

*Bis in die Wildniß* ist aber trotz aller punktuellen Kritik keineswegs in jene Gruppe anti-amerikanischer Romane einzureihen, als deren prominentester Vertreter Ferdinand Kürnbergers 1855 erschienener *Amerikamüder* gilt. In New York trifft

---

<sup>69</sup> Ebd., Bd. 3, S. 73f.

<sup>70</sup> Ebd., S. 241.

<sup>71</sup> Z. B. in Adolf Mützelburg: *Die Fee des Niagara. Eine amerikanische Erzählung*. 2 Bde. Berlin: C. Nöhring [1856]. Vgl. zu diesem Thema: Wynfrid Kriegleder: *Die amerikanische Sklaverei im deutschsprachigen Roman zwischen 1776 und 1860*. In: *Nordamerikastudien. Historische und literaturwissenschaftliche Forschungen aus österreichischen Universitäten zu den Vereinigten Staaten und Kanada*. (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit, 24) Hrsg. von Thomas Fröschl, Margarete Grandner und Birgitte Bader-Zaar. Wien/München: Verlag für Geschichte und Politik/Oldenbourg, 2000, S. 78-89.

<sup>72</sup> *Bis in die W\*\*ildniß*. Von Armand (Anm. 64), Bd. 2, S. 83.

<sup>73</sup> Ebd., S. 284.

Armand zwar auf diverse geldgierige Materialisten, aber auch auf ehrliche Kaufleute und gute Freunde; der Erzähler formuliert, „daß man im Auslande dieser Nation sehr großes Unrecht thut, indem man sie nach ihrem ungebildeteren und verdorbenen Theile beurtheilt, während die bessere Klasse derselben der anderer Völker bei weitem voransteht“, und lässt dieser Aussage einen Hymnus auf die Amerikaner folgen.<sup>74</sup> Zwar zieht Armand, angekränkt von der Zivilisation, am Ende in die texanische Wildnis, aber wirklich klar sind die Motive für seine Flucht nicht – außer dass der Roman eben *Bis in die Wildniß* heißt. Das Vorhandensein von Land jenseits der frontier ist gerade ein Vorzug der USA:

Glückliches Land, das dem vom Schicksal Verfolgten und dann von den Menschen Hartbedrängten einen Zufluchtsort bietet, in dem seine müde Seele zu ruhen, und wo er seine Leiden zu vergessen im Stande ist! Was bleibt in Europa dem im Sturm des Lebens Gescheiterten dagegen übrig? –<sup>75</sup>

Die ersten beiden Bücher Strubbergs entwerfen also, darin Karl May vorwegnehmend, eine ideale Wildnis außerhalb der amerikanischen Zivilisation, in der sich der (europäische) Mann bewähren kann und muss. Die amerikanische Zivilisation, vor der Armand flüchtet, ist allerdings keineswegs jenes Horrorkabinett deformierter Menschen, das Kürnberger zeichnet, sondern eine faszinierende und vielschichtige Gesellschaft, in der Armand zunächst sein Glück sucht. Dass er scheitert, liegt nicht an einer den USA inhärenten Bösartigkeit (wie bei Kürnberger), sondern am individuellen Fehlverhalten einzelner Figuren und wohl auch an der Erzähllogik, die den Protagonisten in die Wildnis führen musste.

Wie oben festgestellt, wissen wir von Strubbergs Erfahrungen in den USA und von seinem Leben in seiner texanischen Kolonie nicht viel. Wir können zwar annehmen, dass kaum etwas, was er in seinen pseudo-autobiographischen Büchern erzählt, tatsächlich auf eigenen Erlebnissen beruht, haben aber wenig Beweise dafür.<sup>76</sup> Anders ist die Lage bei Strubbergs Erzählungen über seine Erlebnisse mit dem Mainzer Adelsverein, denn hier ist die Quellenlage sehr gut.

---

<sup>74</sup> Ebd., S. 123ff.

<sup>75</sup> Ebd., Bd. 4, S. 222f.

<sup>76</sup> Um ein Beispiel zu geben: Im 22. Kapitel erzählt der Roman, dass der von der Polizei gesuchte Armand nach seiner Flucht aus New York für einige Tage von Louisville nach Baltimore reist, um seine alten New Yorker Freunde wieder zu treffen. Dort wird er Zeuge des ausführlich beschriebenen Parteitags der Whigs, bei dem Henry Clay als Präsidentschaftskandidat nominiert wird; außerdem entgeht er nur knapp dem Tod, als er die geplante Teilnahme an der Jungfernfahrt des Dampfschiffs Medora wegen einer Verspätung verpasst. Das Dampfschiff explodiert, die meisten Passagiere kommen ums Leben. Die Convention der Whigs fand am 1. Mai 1844 statt; die Medora explodierte am 14. April 1842; Strubberg kann

Seine Erfahrungen verarbeitete er erstmals bereits 1859 in dem 360 Seiten umfassenden (und damit verhältnismäßig kurzen) Roman *Alte und neue Heimath*.<sup>77</sup> Strubberg verpackt hier eine am tatsächlichen Geschehen in Texas orientierte Schilderung in einer Romanhandlung, wobei er die Situation in Friedrichsburg und seine eigene Rolle völlig ausspart. Es tritt daher auch keine Strubberg-Figur auf, weder ein Armand noch ein Kolonialdirektor Schubbert; lediglich die am Ende des Romans eingeführte Nebenfigur Falkland scheint wieder einmal Spuren einer Wunschbiographie des Autors zu tragen.

Der Roman schildert die Auswanderung der kinderreichen deutschen Familie Werner aus Süddeutschland nach Texas, von dem der „Verein zum Schutze deutscher Auswanderer“ ein glänzendes Bild zeichnet: Texas sei „das Paradies der Erde“, „wo einem die gebratenen Tauben in den Mund flögen“, glaubt der Familienvater.<sup>78</sup> Die Realität sieht natürlich anders aus. Man landet in Galveston, findet keine Transportmöglichkeit, schlägt sich in die südlicher gelegene Hafenstadt Indian Point durch, kommt aber auch von dort nicht weg. Die finanziellen Mittel gehen zur Neige, Krankheiten brechen aus. Der Vater bereut die leichtsinnige Auswanderung, aber es ist zu spät. Fast die gesamte Familie kommt ums Leben. Es gibt nur zwei Überlebende: die Tochter Mathilde, die ihre Angehörigen für tot hält und von einer schon länger in Texas lebenden deutschen Familie aufgenommen wird, sowie den Sohn Albert, der vor dem Tod seiner Familie Indian Point verlassen hat, um auf eigene Faust bei der Leitung des Vereins in Neu-Braunfels Hilfe zu holen. Den Abenteuern Alberts gilt dann die zweite Hälfte des Buchs.

Obwohl Strubberg in diesem Roman auf eigene Erfahrung zurückgreifen konnte – immerhin hatte er selbst längere Zeit in New Braunfels zugebracht, ehe er nach Friedrichsburg gegangen war –, bleibt die Auseinandersetzung mit dem Verein und seinem Auswandererprojekt oberflächlich. Eine verborgene Spitze gegen den namentlich nie genannten John Meusebach findet sich, wenn Albert in New Braunfels erfährt, an den Zuständen seien die hiesigen Beamten schuld, keineswegs die

---

also nicht beide Ereignisse gleichzeitig beobachtet haben. Sollte er den Parteitag miterlebt haben – die detaillierte Beschreibung der Paraden macht es wahrscheinlich –, würde das bedeuten, dass er zwei Jahre vor seiner Anstellung für den Adelsverein durch Meusebach noch an der Ostküste war, mithin weniger als zwei Jahre Zeit hatte, seine texanische Kolonie zu erschaffen, zu gründen, aufzubauen und wieder zu verlassen. Meusebach ging dagegen davon aus, mit Strubberg einen erfahrenen Mann zu engagieren, der seit „mehreren Jahren“ in Texas gelebt hatte.

<sup>77</sup> *Alte und neue Heimath*. Von Armand. Verfasser von *Bis in die Wildniß*. Breslau: Eduard Trewendt, 1859.

<sup>78</sup> Ebd., S. 14.

Vereinsleitung in Deutschland. Der „General=Director [...] hat sich schon seit geraumer Zeit von hier entfernt und lebt, wie ich höre, von Geschäften zurückgezogen, auf der Plantage Nassau, zwischen hier und Houston, welche Eigenthum des Vereins ist.“ Der inzwischen die Geschäfte leitende „Herr Lieutenant von C.“ sei ein „tüchtige[r] und liebenswürdige[r] Mann“.<sup>79</sup>

Das ist aber auch schon alles, was wir explizit über den Verein erfahren, denn von nun an wird der Roman tatsächlich romanhaft. Albert, verzweifelt über den Tod seiner Familie, schließt sich den „Texas Rangers“ an, nimmt am mexikanischen Krieg teil, wird Offizier und schließt Freundschaft mit dem aus Deutschland stammenden Captain Falkland. Die Schlacht von Monterrey wird ausführlich geschildert, ein Jagdabenteuer darf ebenso wenig fehlen – Albert schießt einen Jaguar – wie ein Liebesabenteuer: Albert verliebt sich in die schöne Rosa Garcia, was Strubberg die Gelegenheit gibt, eine Romeo-und-Julia-artige Balkonszene mit wechselseitigen Liebeschwüren in hochempfindsam-poetischer Sprache zu entwerfen. Es gibt natürlich ein Happy End mit Doppelheirat. Alberts totgeglaubte Schwester Mathilde taucht wieder auf: sie hat ebenfalls einen Bräutigam gefunden, den edlen Kaufmann Stein, der vor Jahren aus Deutschland „nach Amerika ausgewandert [war] und [...] sich an das gefühllose theilnahmslose Geschäftsleben dieses Landes gewöhnt“ hatte.<sup>80</sup> Diese USA-kritische Floskel bleibt ebenso Episode wie die Schilderung des Auswandererprojekts. Alle lassen sich auf der paradiesischen schlossähnlichen Hacienda der Donna Rosa nieder, lediglich Alberts Freund reitet weiter in den Sonnenuntergang: „[...] der treue Freund Falkland aber war in dem Strome seines Wanderlebens weiter gezogen.“ So lauten die letzten Worte des Romans.<sup>81</sup>

Wie auch in den anderen Büchern Strubbergs ist die unsentimentale, auf beschönigende Rhetorik verzichtende Schilderung tragischer Ereignisse bemerkenswert. Das hat schon Jeffrey Sammons festgestellt:

Strubberg is [...] a better writer than Möllhausen. He is crisper and gets on with it; his narration, one might say, is action-packed. [...] the thoughtful reader may sense a kind of moral indifference lurking under the surface. His stories are strikingly careless of life, characters die quickly, in substantial numbers, and often violently.<sup>82</sup>

---

<sup>79</sup> Ebd., S. 174f.

<sup>80</sup> Ebd., S. 232.

<sup>81</sup> Ebd., S. 360.

<sup>82</sup> Sammons: *Ideology* (Anm. 4), S. 105.

Der Tod der Familie Werner ist dafür ein Beispiel. Für teures Geld mietet Vater Werner einen Ochsenwagen von dem geldgierigen Fuhrmann Ben Johnson, der die Auswanderer samt ihrem Hab und Gut nach Neu-Braunfels bringen soll. Johnson aber führt sie tagelang durch die Wildnis, lässt sich Essen und Trinken überaus teuer bezahlen, plündert sie aus, nachdem alle einer Krankheit erlegen sind, und verscharrt die nackten Leichen am Straßenrand. An keiner Stelle fällt der Erzähler hier in jenen sentimentalsten Stil, den wir in dieser Zeit bei Todesszenen erwarten. Auch die ausgleichende Gerechtigkeit ist brutal: Fast alle Angehörigen des bösen Ben Johnson infizieren sich, als sie die Kleidung der Ausgeplünderten anziehen, und sterben gleichfalls. Ben Johnson selbst hat im mexikanischen Krieg noch einen kurzen Auftritt: mexikanische Soldaten verstümmeln ihn und foltern ihn zu Tode.

Festzuhalten bleibt, dass Strubberg in *Alte und neue Heimath* zwar ansetzte, das texanische Auswandererprojekt des Adelsvereins zu verarbeiten, dass er aber lediglich die drastisch geschilderten Probleme der nach der Landung auf sich selbst gestellten Emigranten thematisierte. Dann wird die Auswanderfamilie schnell getötet, und der Autor sucht seine Zuflucht im altbewährten exotischen Abenteuerroman. Die Situation der Pioniere bei der Ansiedlung, die der Kolonialdirektor Schubbert aus erster Hand kannte, interessiert nicht.

Erst acht Jahre später, 1867, wandte sich der mittlerweile 61-jährige Autor noch einmal dem Geschehen rund um den Adelsverein zu. *Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürsten-Vereins in Texas*. Von Armand nennt sich das circa 460 Seiten umfassende Buch, in dessen Vorwort sich der Autor dazu bekennt, mit Dr. Schubbert identisch zu sein. Er gebe „ein Bild aus dem bedeutungsschwersten Abschnitt meines ereignißreichen Lebens“, aus jenen Tagen, da er als „Colonial-Director die Ansiedelungen des deutschen Fürstenvereins in Texas leitete“. Das ist natürlich wieder einmal ein bisschen megalomanisch; geleitet hat Strubberg eine einzige Ansiedlung. Dennoch lässt sich aufgrund dieses Vorworts erwarten, dass der Verfasser hier seine tatsächlichen Erfahrungen reflektiert.

Misstrauisch muss natürlich ein Verweis im Vorwort machen, wonach er „in diese, treu und wahr dem Leben entnommene Erzählung als Würze den Faden eines Romanes eingeflochten habe“, was dazu diene, „dem entworfenen Bilde noch lebendigere Farbe und hellere Beleuchtung zu verleihen.“ Das Buch schildert mehrere Monate aus dem Leben in der neu gegründeten Stadt Friedrichsburg. Ein Rückblick im zweiten Kapitel informiert, dass die Stadt vor einem Jahr von Dr. Schubbert gegründet worden sei und schwere Zeiten überstanden habe; nun sei sie aber auf dem besten Weg, und ein Friedensschluss mit den feindlichen Indianern sei bereits vereinbart.

Der erwähnte „Faden eines Romanes“ betrifft eine Liebes- und Verfolgungsgeschichte. Ein Bewohner von Friedrichsburg, der 18-jährige Rudolph von Wildhorst, Sohn eines preußischen Obersten, liebt Ludwina, Tochter des Major Nimanski aus dem galizischen Lemberg. Die beiden sind verlobt und reden entsprechend miteinander: „Mein Rudolph, rief die Jungfrau in wonniger Überraschung“, worauf Rudolph antwortet: „O du Engelwesen, wie bist du gut, wie bist du herzlich, und wie unsäglich glücklich macht mich deine Liebe.“<sup>83</sup> Gattungsbedingt muss die Liebesgeschichte auf Hindernisse stoßen, und diese Hindernisse liefert der Komantschenhäuptling Kateumsi, ein attraktiver 30-jähriger Mann, der bereits mehrere Frauen hat, was ihn aber nicht daran hindert, die edle Ludwina zu begehren.

Als einziger Indianer lehnt Kateumsi den Friedensvertrag ab. Er begeht Angriffe auf einzelne Ansiedler, die man ihm aber nicht nachweisen kann. Sein eigentliches Ziel ist freilich Ludwina. Mit zweihundert seiner Krieger attackiert er Friedrichsburg, während alle Männer außerhalb der Stadt die Felder bebauen, doch die „Heldengjungfrau“<sup>84</sup> Ludwina rettet die Situation, indem sie die für solche Fälle geladene Stadtkanone abfeuert. Doch Kateumsi lässt nicht locker. Er umschleicht nächstens ihr Haus und entführt sie. Rudolph und sein indianischer Freund, der Delaware Youngbear, nehmen die Verfolgung auf. Kateumsi bringt seine Gefangene, die er „mit heißer Leidenschaft“<sup>85</sup> anblickt, in eine vorbereitete Höhle, in der er sein „Lustlager“<sup>86</sup> errichtet hat, und macht ihr eine Liebeserklärung. Die keusche Jungfrau weist ihn natürlich zurück. Um die Sache noch spannender zu machen, taucht in diesem Moment ein riesiger grauer Bär vor der Höhle auf, den Kateumsi mit seiner Streitaxt erlegt. Dann lässt er alle Hemmungen fallen und will Ludwina vergewaltigen, doch in diesem Augenblick erscheinen die Verfolger. Youngbear erschießt seinen Feind, worüber in Friedrichsburg große Freude herrscht – „Kateumsi, das menschliche Ungeheuer, der gefürchtete Wütherich war todt“<sup>87</sup> –, und es kann endlich Hochzeit gefeiert werden.

Der geschilderte „Faden eines Romanes“ hält einen Text zusammen, der eine vielschichtige Schilderung des Lebens in Friedrichsburg bringt. Manche der erzählten Episoden sind nachweislich nicht erfunden, sondern werden auch andernorts angeführt, etwa in der schon erwähnten Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der

---

<sup>83</sup> *Friedrichsburg, die Colonie des deutschen Fürsten-Vereins in Texas*. Von Armand. Erster Band. Leipzig. Friedrich Fleischer, 1867. Bd. 1, S. 18.

<sup>84</sup> Ebd., Bd. 2, S. 52.

<sup>85</sup> Ebd., S. 180.

<sup>86</sup> Ebd., S. 198.

<sup>87</sup> Ebd., S. 225.

Stadt. Strubbergs Roman dürfte also ein gewisser Quellenwert nicht abzusprechen sein. Freilich zeichnet er ein geschöntes und idealisiertes Bild der Stadt und des Kolonialdirektors Schubbert.

Friedrichsburg erscheint als ein idyllisches deutsches Städtchen, dessen Bewohner sich noch an die Sitten „aus dem alten deutschen Vaterland“<sup>88</sup> halten; für den örtlichen Pfarrer ist es „ein Denkmal deutscher Kraft und Ausdauer“<sup>89</sup>. Es gibt kaum Konflikte unter den Einwohnern, und auch der Kolonialdirektor hat keine Probleme mit den Ansiedlern. Eine grotesk-komische Ausnahme stellt die Auseinandersetzung Dr. Schubberts mit dem deutschen Sonderling Küster dar, einem wohlhabenden Geizhals, der sich trotz Aufforderung weigert, ein dem Ortsbild entsprechend schönes Häuschen zu erbauen. Küster versucht, sich selbst zu vergiften. Nach seinem Tod findet man große Geldsummen in seine Kleidung eingenäht.

Interessant ist Strubbergs Selbstporträt des Kolonialdirektors. Für eine Spur Realismus – oder auch für Altersweisheit – spricht, dass Dr. Schubbert am romanhaften Indianer- und Verfolgungsplot nicht beteiligt ist. In früheren Romanen hätte sich Strubberg die Gelegenheit wohl nicht entgehen lassen, sein *alter ego* auf Indianerjagd zu schicken. Nun ist Schubbert aber nicht mehr der Abenteurer, sondern der umsichtige Verwalter der Stadt.

Das Bild des Dr. Schubbert entspricht dem Image, das Strubberg auch in seinen Briefen aus der Friedrichsburger Zeit aufbaut. Er hat früher viele Jahre im Westen „in einer hölzernen Festung mitten unter den Wilden“ gelebt<sup>90</sup> und ist ein wahrer Philanthrop und Freund der Indianer, für deren Aggressivität er Verständnis zeigt, da sie doch nur ihr Eigentum verteidigen. Der Erzähler Armand, der ja im Vorwort des Buchs eingestanden hat, mit Dr. Schubbert identisch zu sein, nennt bei seiner Beschreibung des großen Friedensfestes die teilnehmenden Indianer „diese, von den weißen Menschen so tausendfach betrogenen, und so unsäglich verfolgten und mißhandelten Urbewohner dieses Landes“<sup>91</sup>. Das bedeutet freilich nicht, dass die Kolonisten im Unrecht seien. Als Kateumsi darüber klagt, dass die Weißen immer die Roten von ihrem Land vertrieben, merkt der Erzähler an:

---

<sup>88</sup> Ebd., Bd. 1, S. 187.

<sup>89</sup> Ebd., Bd. 2, S. 159.

<sup>90</sup> Ebd., Bd. 1, S. 24.

<sup>91</sup> Ebd., Bd. 2, S. 12.



Nur zu wohl fühlte der Director die Wahrheit dieser Worte des Wilden, doch war dieser Welttheil sicher nicht geschaffen worden, damit die wenigen Urbewohner allein darauf jagen und umherziehen sollten.<sup>92</sup>

Dieses Argument, das Peter J. Brenner<sup>93</sup> auf John Locke und Emmerich de Vattel zurückführt – erst die Bearbeitung des Bodens schaffe das Eigentumsrecht – hatte Armand schon in den *Amerikanischen Jagd- und Reiseabenteuern* vertreten, und Charles Sealsfield ließ einige Jahre zuvor in dem Roman *Der Legitime und die Republikaner* den General Jackson genau so argumentieren.

Jedenfalls ist Dr. Schubbert ein Freund der Indianer. Seine Indianerphilie teilt er mit dem Protagonisten des romanhaften „Fadens“, dem adeligen Rudolph, und der edle Youngbear ist die Inkarnation des noble-savage-Konzepts. Der Roman verschweigt aber nicht, dass auch unter den deutschen Ansiedlern etliche einen Vernichtungskrieg gegen alle Indianer befürworten.

Der menschenfreundliche Dr. Schubbert teilt mit früheren Verkörperungen der Armand-Figur die Eigenschaft, alles besser zu können und zu wissen. Wer nicht auf ihn hört, verfällt dem Verderben. Als Dr. Schubbert mit einigen Männern eine Expedition ins Indianergebiet unternimmt, um einen Weg nach Austin zu erkunden, begleitet ihn Rudolphs Vater, der Oberst von Wildhorst. Einen idyllisch gelegenen Platz schlägt Dr. Schubbert als Nachtlager aus, da man dort vor einem Indianerangriff nicht geschützt sei, während der preußische Oberst das natürlich anders sieht. Es kommt, wie es kommen muss: Einige Monate später, als man die Indianergefahr für gebannt hält, reitet der Oberst mit drei Begleitern nach Austin. Er nimmt trotz der Warnungen Schubberts kein Gewehr mit, da dies unbequem sei, und er schlägt das Nachtlager ausgerechnet an jener Stelle auf, von der Dr. Schubbert abgeraten hatte. Natürlich erfolgt ein Überfall durch den bösen Kateumsi, und man findet nur mehr die verstümmelten und skalpierten Leichen der Opfer. Wer (auf Dr. Schubbert) nicht hören will, muss fühlen.

Selbstverständlich ist Dr. Schubbert auch ein glänzender und gewissenhafter Arzt. Als Ludwina von einer Klapperschlange gebissen wird, kann er ihr das Leben retten, da er ein indianisches Gegengift, eine bestimmte Zwiebelsorte, kennt. Und natürlich weiß er genau, was beim Projekt des Adelsvereins alles schief läuft, was man machen sollte oder hätte machen sollen. Dabei vertritt er in einem Gespräch mit dem Obersten von Wildhorst eine durchaus politisch zu deutende Position:

---

<sup>92</sup> Ebd., Bd. 1, S. 158.

<sup>93</sup> Peter J. Brenner: *Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer, 1991, S. 213.

Durch die Gründung von Städten habe man die Deutschen in ihrer gewohnten Unmündigkeit gehalten, man hätte sie, wie die Amerikaner, in ganz kleinen Gruppen ansiedeln sollen, dadurch wären sie gezwungen, selbstständig zu agieren.

Die Expedition des Kolonialdirektors in das Indianergebiet, die, wie oben erwähnt, den großen Ärger Meusebachs erregte, weil Schubbert die Gefahr arg übertrieben habe, ist auch im Roman ein Thema, wird aber ganz anders motiviert: Dr. Schubbert unternimmt sie, weil er eine Straße nach Austin erkunden will. Die Versorgung der Stadt Friedrichsburg von Neu Braunfels aus ist im Roman das größte Problem der neuen Ansiedlung. Auch Strubbergs Briefe aus seiner Friedrichsburger Zeit handeln in erster Linie von Versorgungsschwierigkeiten. In diesen Briefen ist allerdings keine einzige Äußerung überliefert, wonach die Expedition durchgeführt worden sei, um die Versorgungssituation zu verbessern.

Die Expedition selbst wird im Roman wesentlich romanhafter dargestellt, als sie tatsächlich verlaufen ist. Unterwegs kommt es zu einem Angriff des bösen Kateumsi, der mit 40 seiner Krieger die kleine Gruppe angreift. Gerettet werden sie durch Rudolph, der als einziger bei der überraschenden dritten Angriffswelle noch eine Kugel im Lauf seines Gewehrs findet, weil er aus Humanität bei der zurückgeschlagenen zweiten Angriffswelle nicht gefeuert hatte. Es gelingt ihm, den Häuptling vom Pferd zu schießen, und damit ist die Situation bereinigt. Kateumsi überlebt den Schuss natürlich und wird im Verlauf des Romans noch viel Unwesen treiben. Anders als in der Realität erreicht die Expedition Austin und fädelt Lebensmitteltransporte für Friedrichsburg ein. Eine äußerst unwahrscheinliche Episode führt die Indianergefahr nochmals drastisch vor Augen und bereitet den Boden für den späteren Angriff Kateumsis auf Friedrichsburg: Mitten am Tag, eben tagt der texanische Kongress, galoppieren drei Indianer in die Stadt Austin, entführen ein zwölfjähriges Mädchen und verschwinden auf Nimmerwiedersehen.

Zusammenfassend kann man feststellen: Vom romanhaften „Faden“ mit der Indianerhandlung abgesehen liefert Strubbergs Roman ein mögliches, wenn auch stark gefärbtes Abbild des Lebens im texanischen Friedrichsburg unmittelbar nach der Stadtgründung. Freilich dominiert der „Faden eines Romanes“ den Text so stark, dass kaum etwas überbliebe, wenn man ihn aus dem Gewebe löste. Mithin geht Strubberg in diesem späteren Roman zwar einen winzigen Schritt in Richtung einer realistischen Darstellung; es ist aber nur ein winziger Schritt. Weiter bleibt der amerikanische Raum ein Spielfeld für abenteuerliche Handlungen. Die bei Charles Sealsfield festzustellende Tendenz, ein – natürlich ideologisch gefärbtes – Bild von den amerikanischen Verhältnissen zu zeichnen, und der mimetische Anspruch Ger-

stäckers lassen sich bei Strubberg nicht beobachten. Er ist auf dem Weg zu jenem fantastischen Amerika, das seinen Höhepunkt bei Karl May finden wird.<sup>94</sup>

Anhang:

Strubbergs Brief an Cappés vom 14. Mai 1848 mit der Abschrift eines Briefs an Meusebach. Strubberg-Collection, Folder 36, pag. 121, 122.

---

<sup>94</sup> Ich beziehe mich hier auf den programmatischen Titel der Studie von Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy* (Anm. 4).







## Zwischen Laterna Magica und Panorama

### Friedrich Gerstäckers Auswandererroman *Nach Amerika!*

#### 1.

Das öffentliche Bild Friedrich Gerstäckers wird seit dem Ende des 19. Jahrhunderts im wesentlichen durch eine Handvoll Texte geprägt, von denen am prominentesten die an Cooper und Simms, möglicherweise auch am frühen Melville und an Charles Fenno Hoffman geschulten Erfolgsromane *Die Regulatoren von Arkansas* und *Die Flusspiraten des Mississippi* herausstechen. Diese Texte waren und sind es auch, an denen sich der weitaus größere Teil der Gerstäcker-Forschung bisher ausgerichtet hat, mit dem Effekt, dass die anhand dieser Romane entwickelten Deutungsmuster wie selbstverständlich auch auf andere seiner Werke einschließlich der in der Südsee und in Deutschland spielenden Romane angewandt wurden.

Ein zentraler Aspekt dieser Deutungsmuster ist Gerstäckers angeblicher Realismus, wobei hier weniger der an bürgerlichen Idealen ausgerichtete poetische Realismus gemeint ist als vielmehr eine tatsächliche Abbildung historischer und objektiver Verhältnisse. Diese Auffassung seiner zentralen Werke setzt schon im 19. Jahrhundert mit den zeitgenössischen Literaturgeschichten von Rudolf Gottschall und Robert Prutz ein, und im 20. Jahrhundert sieht zum Beispiel H. Schutz „a great deal of realism“ in Gerstäckers Werken, Manfred Durzak erkennt 1975 einen „realistischen Erfahrungsbericht“ und „Realismus der Darstellung“ in seinen Schriften und Jeffrey L. Sammons nennt Gerstäcker 1995 den „German Realist of the American West“ und 1998 weiter ausgeführt, dass in Gerstäckers Romanen eine „mimesis of experience“ am Werk sei, „a concept based on the idea that actual experience at least can result in a perceived as well as objectifiable ‘realism’, and is bound to veracity.“

Immerhin eine gewisse Skepsis, dass die Isolierung der verwendeten ethnologischen, geographischen und historischen Details vom sonstigen Abenteuergeschehen für eine Einstufung zum Realisten vielleicht nicht hinreichend sein könnte, äußert sich dagegen 1983 Bernd Steinbrink, und als regelrechter *Dissenter* steht Alfred

Kolb da, der in seiner Dissertation von 1966 und einem Artikel von 1972 Gerstäcker als Träumer eines *American Dream* bezeichnet, dessen bekannteste Romane einen hohen Anteil an *Mythopoeia* aufwiesen.<sup>1</sup>

Ohne dem hier nachgehen zu können sei jedenfalls festgehalten, dass der Begriff des Realismus in Verbindung mit Gerstäcker jedenfalls problematisch ist. In der Regel wird er in der Bedeutung verwendet, dass eine Landschaftsszene, eine Tätigkeitsbeschreibung, aber auch Figuren oder ein dramatisches Szenario auf der Basis der Medienhabitualisierung und Erfahrungen bzw. des Dafürhaltens des Rezipienten für wahrscheinlich gehalten werden. Faktisch ist es nun so, dass Gerstäckers 1844 unter dem Titel *Streif- und Jagdzüge durch die Vereinigten Staaten Nord-Amerikas* erschienener erster Erlebnisbericht die Lebensgewohnheiten und Lebensumstände in den *backwoods* sehr plastisch schildert und dass insbesondere die Landschaftsbeschreibungen so detailliert sind, dass man Gerstäckers Spuren in Arkansas teilweise noch heute folgen kann. Allerdings mischen sich schon in den texttechnologischen an Cooper und William Gilmore Simms angelehnten ersten Nordamerika-Erfolgsromanen die Faktizität der Landschaftsbeschreibung samt Klimaverhältnissen und völlig fiktionale *Fabulae* in Figurenzeichnung und Plotstrukturen. Trotzdem gilt Gerstäcker wegen der gewussten oder vermuteten autobiographischen Anteile seiner Erzählungen als glaubhaft und glaubwürdig, ohne dass die experientuell bedingten raum-zeitlichen Grenzen dieser Glaubwürdigkeit immer hinreichend mitreflektiert werden.

---

<sup>1</sup> Rudolf Gottschall: *Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts*. Bd. IV. Breslau: Eduard Trewendt, 1875, S. 421; Robert Prutz: *Die deutsche Literatur der Gegenwart, 1848-1858*, Bd. II, Leipzig: E. J. Günther, 1870, S. 176, 183. Beide zitiert in Augustus J. Prahl: *Gerstäcker und die Probleme seiner Zeit*. Phil. Diss., Johns Hopkins University, Baltimore, 1933; H. Schutz: *Friedrich Gerstäcker's Image of the Immigrant in America*. In: *Deutschlands literarisches Amerikabild: Neue Forschungen zur Amerikarezeption der deutschen Literatur*. Hrsg. von Alexander Ritter, Hildesheim: Olms, 1977, S. 319-337, hier S. 319; Manfred Durzak: *Nach Amerika. Gerstäckers Widerlegung der Lenau-Legende*. In: *Amerika in der deutschen Literatur: Neue Welt – Nordamerika – USA*. Hrsg. von Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch. Stuttgart: Reclam, 1975, S. 135-153, hier S. 142; Jeffrey L. Sammons: *Friedrich Gerstäcker: German Realist of the American West*. In: *Yale University Library Gazette* 70.1/2 (1995), S. 39-46; Ders.: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America*. Chapel Hill: U. of NC Press, 1998), S. XI; Bernd Steinbrink: *Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts in Deutschland*, Tübingen: Niermeyer, 1983, S. 132; Alfred Kolb: *Friedrich Gerstäcker and the American Dream*. In: *Modern Language Studies* 5 (1975), No. 1, S. 103-108, Ders.: *Friedrich Gerstäcker and the American Frontier*. Phil. Diss. Syracuse University, 1966.



Eine Grenze anderer Art liegt in der eingangs bereits indirekt angesprochenen Transnationalität des Autors und seiner Texte, die nationale Überidentifikation nicht zulässt: Das 19. Jahrhundert war im literarischen Produktionsfeld wesentlich transnationaler, als nationale Literaturwissenschaften noch im letzten Jahrhundert glauben machen wollen. Das 19. Jahrhundert war auf dem Theater wie auch in der literarischen Kurzprosa und letztlich auch im Roman ein Jahrhundert literarischer Globalisierung.<sup>2</sup> Beim näheren Hinsehen ist deutlich zu erkennen, wie erfolgreiche Texttechnologien transnational wirken. So ist etwa der Einfluss der *Lederstrumpf*-Romane von James Fenimore Cooper in diesem Zusammenhang gar nicht hoch genug einzuschätzen.

Gerstäcker selbst verweist gleich mehrfach auf den Einfluss Coopers; er war, wenn man seinen eigenen Aussagen glauben mag, unter anderem deshalb nach Nordamerika gegangen, weil er Cooper für einen Realisten hielt, und – wie den Jagd- und Streifzügen bzw. den diesen zugrunde liegenden Tagebüchern entnommen werden kann – versetzte sich Gerstäcker, nachdem seine ersten ökonomischen Gehversuche in USA durch Gutgläubigkeit und Betrug gescheitert waren, in eine Art Natty Bumppo um, als der er dann monatelang durch die Wildnis des Inneren Arkansas streifte. Die Übersetzungen der *Lederstrumpf*-Romane schufen damit ironischerweise eine Art deutschen *Lederstrumpf*. Das macht nun allerdings *literary snobs* wie Cooper und Simms, die selbst unnötigerweise auch nur einen Fuß in die Wildnis setzten, nicht durch das durch andere gelebte Vorbild zu Realisten. Es macht auch Gerstäcker nicht zum Realisten. Dass dieser sich von vielen seiner durch Cooper induzierten Phantasien noch vor Ort verabschiedete, hat er schon von Amerika aus z. B. in einem Brief an den U.S. Konsul in Wolfenbüttel von 1841 dokumentiert.<sup>3</sup>

Das muss nicht zwangsläufig als der scheinbar unauflösbare Widerspruch stehen bleiben, als der diese Konstruktion erscheinen muss. Es gibt, ausgehend von Stuart Halls Begriff der *articulation* eines literarischen Werks, für einen Text die

---

<sup>2</sup> Darauf, dass dies in Teilen auch schon für das 18. Jahrhundert gilt, hat mich Alexander Ritter mit dem Hinweis auf den Aufsatz von Walter T. Rix gebracht: *London im Kopf. Der englische Einfluß auf die poetologischen Bedingungen der Romane Johann Gottwerth Müllers*. In: *Freier Schriftsteller in der europäischen Aufklärung. Johann Gottwerth Müller von Itzehoe*. Hrsg. von Alexander Ritter. Heide: Boyens & Co., 1986, S. 91-113.

<sup>3</sup> Auf die Distanz zwischen Cooper, Simms und Gerstäcker, der die von diesen beschriebene *wilderness* tatsächlich lebte, hat schon Alfred Kolb hingewiesen: *Friedrich Gerstäcker and the American Dream*. In: *Modern Language Studies* 5 (1975), No. 1, S. 103-108, hier S. 104. Den Brief dokumentiert Steinbrink: *Abenteuerliteratur* (Anm. 1), S. 136.

Möglichkeit gleichzeitiger und dabei gegenläufiger Artikulationen; er kann also durchaus deutsches bürgerliches Ideal und amerikanische Wirklichkeit im gleichen Text abgebildet haben – ein Ansatz durch den, wie ich hoffe, erklärbar wird, dass ein Autor wie Gerstäcker abwechselnd und möglicherweise sogar gleichzeitig den James Fenimore Cooper und den Adalbert Stifter, den Lederstrumpf und den Biedermeier geben konnte. Aus dieser Fähigkeit zur Kombination wird zusätzlich einsichtiger, dass wir es bei Gerstäcker zum einen mit einer – um mit Johann Gottfried Seume zu sprechen – „halbhuronischen Persönlichkeit“<sup>4</sup> zu tun haben, die so auch schon oft und ausgiebig in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt worden ist, und zum andern mit einem Heimkehrer und Rückwanderer, den es wie Hänchen-Klein aus der weiten Welt dann doch wieder an Mutters heimischen Herd zurücktrieb.

In meinen Ausführungen wird dieser Herd im Folgenden eine größere Rolle spielen als der Waldläufer und Abenteurer, und zwar nicht aus individualpsychologischen Gründen, sondern aus einer kritischen Sicht der Artikulation des Romans *Nach Amerika!* mit der politischen und ökonomischen Situation fünf Jahre nach den verlorenen Revolutionen von 1848/49. Sein „Volksbuch“, wie Gerstäcker den Roman selbst genannt wissen wollte, schrieb er ja zu einem Zeitpunkt,

[...] als im Europa nach 1848 die Reaktion ihre Herrschaft zurückgewann, die Industrialisierung auch Deutschland in größerem Umfang erfasste und ‘die literarische Öffentlichkeit als autonome Institution des bürgerlichen Publikums zunehmend durch marktförmige Verkehrs- und Kommunikationsformen ausgehöhlt und abgelöst’ wurde.<sup>5</sup>

Wie ich versuchen werde zu zeigen, könnten speziell die im deutschen Literaturraum der Periode aktuell marktwirksamen literarischen Kommunikationsformen eine größere Rolle bei der Konstruktion von *Nach Amerika!* gespielt haben als bisher deutlich geworden ist. Ich werde versuchen, Gerstäckers Konstruktionsprinzip mithilfe zweier Begriffe aus der visuellen Popularkultur des frühen 19. Jahrhunderts zu erfassen. Es sind dies 1.) die *Laterna Magica*-Projektion, das Geschichtenerzählen unter Zuhilfenahme gemalter so genannter Laternenbilder und 2.) das Panorama,

---

<sup>4</sup> Johann Gottfried Seume: *Mein Sommer 1805. Seumes Werke in zwei Bänden*. Bd. II. Hrsg. von Anneliese und Karl-Heinz Klingenberg. Berlin: Aufbau, 1990 [1806], S. 7-202, hier S. 96.

<sup>5</sup> Andrea Pagni. *Friedrich Gerstäckers ‘Reisen’ zwischen Ferne und Heimat. Überlegungen zum Reisebericht im literarischen Feld Deutschlands um 1850*. In: *Studien zur Literatur des Frührealismus*. Hrsg. von Günter Blumberger, Manfred Engel und Monika Ritzer. Frankfurt: Lang 1991, S. 276-287, hier S. 277.

jene 360 Grad Rundgemälde, die mit genau auf den Besucher abgestimmter Perspektivierung und *faux terrain* -Naturgetreue simulieren.<sup>6</sup>

2.

Zum Zeitpunkt des Erscheinens von *Nach Amerika!* 1855 hatte die Auswandererwelle aus Deutschland gerade ihren absoluten Spitzenstand mit 215.000 Emigranten im Jahre 1854 überschritten. Die Koinzidenz, dass Gerstäcker, der Rückwanderer, das gebrannte Kind, ausgerechnet zur Hoch-Zeit der Auswanderung eine Auswanderungskritik vorlegt, ebenso wie der scheinbare Zufall, dass Kürnbergers Roman *Der Amerikamüde* im gleichen Jahr erschien, sind auffällig. Eine konkret politische Botschaft gegen die Amerikaauswanderung ist Gerstäcker gleichwohl nicht nachzuweisen: Dass er die unzureichende Vorbereitung vieler Auswanderer und die Übertreibungen der Werbeschriften (denen er selbst aufgesessen war, in seinem Fall vermutlich Werbematerial der Gießener Auswanderungsvereine) mit Skepsis betrachtete und Abhilfe zu schaffen suchte, wird allerdings schon vor *Nach Amerika!* aus mehreren seiner Schriften deutlich, worauf schon Jeffrey Sammons und Irene di Maio hingewiesen haben.

In der schon 1846 entstandenen Geschichte *Ein Versuch zur Ansiedlung oder Wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel* fährt ein Kleinadeliger, durch Romane angeregt, nach Nordamerika und wird dort zur grotesk-komischen Gestalt, die den eiligen Rückzug antritt.<sup>7</sup> Der trotz seines Erscheinens 1847 bei Brockhaus in Leipzig kaum bekannte Roman *Der Deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale* macht mit mehr Figuren und Schicksalen aus den Reihen einer ganzen Auswanderergesellschaft etwas Ähnliches, mischt allerdings eine an die *Regulatoren* erinnernde Abenteuergeschichte hinein. Das zieht die Handlung auseinander. Was aber im Kontext meiner Fragestellung wichtiger ist, ist die hier schon vor der Welle republikanischer Umsturzversuche 1848 und 1849 bei Gerstäcker aufscheinende skeptische Distanz zum demokratischen und republikanischen Projekt, die hinter seiner harscher Kritik

---

<sup>6</sup> Stephan Oettermann: *Das Panorama. Die Geschichte eines Massenmediums*. Frankfurt: Syndikat, 1980.

<sup>7</sup> Friedrich Gerstäcker. *Ein Versuch zur Ansiedlung, oder wie's dem Herrn von Sechingen im Urwald gefiel*. In: Ders.: *Amerikanische Wald und Strombilder*, Bd. 2, Dresden: Walter, 1849, zit. in Karl Jürgen Roth: *Herr v. Sechingen auf Gerstäckers Spuren in Arkansas. Eine Erzählung und ihre Hintergründe*. In: *Friedrich Gerstäcker und seine Zeit*. In: *Mitteilungen der Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft Braunschweig* 14 (1984), S. 7-20.

der geschilderten Auswanderergesellschaft zu stehen scheint, wenn er diese anteilig am Egoismus, am übertriebenen Idealismus und an der Ignoranz ihrer Mitglieder scheitern lässt.

Konkret für den praktischen Gebrauch und als nicht fiktional ausgestaltet und intendiert hatte Gerstäcker schließlich 1849 bei O. Wigand (Leipzig) eine als knappe handbuchartige Einführung gedachte Schrift unter dem programmatischen Titel *Wie ist es denn nun eigentlich in Amerika? Eine kurze Schilderung dessen, was der Auswanderer zu thun und dafür zu hoffen und zu erwarten hat* vorgelegt, welche die ihm ständig gestellten Fragen ausführlich beantworten sollte. Die unterlegte Botschaft der Auswanderer-Texte Gerstäckers ist im Grunde immer die Gleiche, zusammengefasst am Schluss von *Wie ist es nun eigentlich in Amerika?*

Davor aber habe ich den Auswanderer warnen wollen, mit überspannten Erwartungen hinüber zu gehen, vor den Täuschungen wollte ich ihn bewahren, die seiner warten, wenn er all den Lockbriefen und leichtsinnigen Beschreibungen von eigennützigem Agenten und Landeigentümern glaubt, und versuchen wollte ich, ob ich ihn nicht zu der Ueberzeugung bringen könnte, Amerika sei ein schönes, herrliches und freies Land, aber zugleich ein Land des Fleißes und der Arbeit, und träumerische charakter- und willenlose Menschen müßten dort zu Grunde gehen. (*Wie ist es denn nun eigentlich in Amerika?*, S. 126).

In diesem Fall liegt wohl in der Tat eine „mimesis of experience“ vor bzw. mehr noch das, was Jeffrey Sammons ein „mimetic ethos grounded in a sense of obligation to the public“ genannt hat.<sup>8</sup>

Für *Nach Amerika!* allerdings ist eine solche Qualifikation zumindest mit einem Fragezeichen zu versehen. Zwar ist auch dieser Roman als realistisch gelesen und von der Kritik so interpretiert worden. Allerdings erfolgte diese Lesart zum Teil, wie oben angedeutet, auf der Basis der vorhergegangenen Texte, zum Teil auf der Basis von schlichten Lesefehlern. So sieht etwa H. Schutz den Roman einseitig aus dem Blickwinkel von Ellis Island, nach dem die von Gerstäcker tatsächlich in ihren Motivationen wie Fähigkeiten kritisch beleuchteten Auswanderer jene unterdrückten Massen sind, die Amerika erquicken sollen:

The first volume of *Nach Amerika* presents a cross-section of the German population and a picture of its living conditions in Germany. The lower levels, the small farmers, are plagued by the despair of seeing their few possessions decrease in number in spite of the hard work, their daily bread being ever more in doubt, without a spark of hope for relief from impending poverty;

---

<sup>8</sup> Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy* (Anm. 1), S. XI.

the artisan as well as the small merchant are being forced out of business in the face of mass production and uncompetitive prices. Intellectuals and government officials, whose salaries do not keep up with the rising cost of living, artists and other idealists yearning for freedom of expression and development, the more realistic among the aristocrats who want to shake off the burdensome bonds of society, good citizens and criminals, speculators and hard workers, the despairing as well as the confident, the timid as well as the bold, out of all conditions and spheres of society...<sup>9</sup>

Was hieran haltbar ist, das ist im Wesentlichen die breite Diversität der in die Handlungssequenz eingearbeiteten Auswanderertypen. Irene Di Maio hat die Reichweite und Rahmensetzung Gerstäcker's für seine Figuren vorsichtiger und präziser beschrieben:

Men, women and children come from all German-speaking regions, represent all classes, are of various ages, and are more or less – usually less – informed about America. The novel illustrates that among even this one group of passengers there is both commonality and specificity of experience, and if these fictional passengers represent a plausible cross-section of immigrants, they are certainly not superior to today's immigrants.<sup>10</sup>

Was Gerstäcker in *Nach Amerika!* schreibt, ist schon insofern weniger ein Amerika-roman im Sinne der *Flusspiraten* oder sogar noch des Vorgängerwerks *Der Deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale*. Vielmehr handelt es sich um eine panoramatische Gesamtaufnahme dessen, was es um 1835 bis 1845 – also in den Jahren, in denen Gerstäcker sie aus eigener Anschauung kannte – an Auswanderungsmotivationen gegeben hatte, nicht gültig für 1855, wie ich noch zeigen werde.

Panoramen erfreuen sich zur Mitte des 19. Jahrhunderts einer großen und wachsenden Beliebtheit. Die in eigens dafür gebauten Rotunden ausgestellten 360-Grad-Rundbilder geben den Zuschauern die Illusion einer teilnehmenden Beobachtung ferner Orte auf anderen Kontinenten oder zunehmend auch historischer Szenarien. Dabei ist es für die Einschätzung des Textes als Panorama wichtig, dass die gigantischen Panoramen keine mimetisch-realistischen Wiedergaben von Wirklichkeit darstellten, sondern zum einen eine zeichnerische Interpretation, was bei den historischen Szenarien wie beispielsweise Schlachtengemälden entsprechend deutlicher hervortritt. Zum andern arbeitet das Panorama systematisch und gezielt mit

---

<sup>9</sup> H. Schutz: *Friedrich Gerstäcker's Image of the German Immigrant in America*. In: *German American Studies* 5 (1972), S. 98-116, hier S. 100.

<sup>10</sup> Irene di Maio: *Unity and Diversity in Friedrich Gerstäcker's Novels of North American Immigration*. In: *German? American? Literature? New Directions in German-American Studies* Hrsg. von Winfried Fluck und Werner Sollors. New York: Lang, 2002, S. 113-133, hier S. 119.

perspektivischer Sinnestäuschung – *trompe d'oeil* – , die eine Illusion von Wirklichkeit vermittelt.<sup>11</sup>

Im Unterschied zu Gerstäckers großformatigen Beschreibungen der Arkansas-Berge und des Mississippi in seinen vorhergehenden Romanen ist das Panorama der Auswanderer nur selten Landschaftsbild: Außerhalb der Szenen um die Ländereien des gescheiterten polnischen Grafen Olnitzki zeigt der zweibändige Roman wenig Wild und Wald und dafür umso mehr Betrug, Ruin und Rettung in letzter Minute. Der panoramische Eindruck entsteht so auch nicht auf der Basis von Genrebildern, sondern als episch breit angelegtes Figurentheater, wie an der Menge und Diversität der Typen deutlich wird, die in Gerstäckers Rundgemälde vertreten sind:

- 1 veränderter Mediziner (Georg Donner),
- jüdische Händler (Wald; Ehepaar Löwenhaupt, Familie Rechheimer),
- 3 zur Auswanderung begnadigte Strafgefangene (Pelz u. a.),
- 1 Deserteur (Berger),
- 1 Arzt (Hückler),
- 1 Krimineller mit Frau (der schwarze Steffen und die stolze Jule),
- diverse Handwerker, teils mit Familien,
- Weberfamilie Brockfeld,
- Tischler Leupold, seine Frau stirbt auf der Überfahrt,
- Bauern,
- Oldenburger u. a., reich (Menzel, Müller, Brauhede),
- verärgertes Kind eines reichen Bauern (Mathes Vogel),
- 2 Adlige auf Vergnügungsreise (v. Benckendorff, v. Hopfgarten),
- 1 Adlige auf Familienbesuch (v. Kaulitz),
- 1 Adlige auf der Suche nach ihrer mit einem polnischen Revolutionsflüchtling (Graf Olnitzki) verheirateten Schwester (v. Seebald)
- 1 Ökonomieprofessor mit Familie (Lobenstein),
- 1 Weinreisender (Steinert),
- 1 Dichter (Theobald),
- 1 Vogelkundler und Avioniker (Schultze),
- 1 Scherenschleifer, später Methodistenprediger (Maulbeere),
- 1 Geiger mit Familie (Eltrich),
- 2 polnische Musiker (Veitel und Phillip Kochmer),

---

<sup>11</sup> Bernhard Comment: *Das Panorama. Die Geschichte einer vergessenen Kunst*. Berlin: Nicolai, 2000, S. 104ff.

- 1 Mann mittleren Alters, später Zündholzfabrikant (Mehlmeier),
- 1 Verbrecher mit Biedermannsgehalt (Soldegg/Henkel),
- Seine Frau (Clara Dollinger),
- 1 junges Mädchen, Schwester eines vermeintlichen Diebs (Hedwig Loßenwerder).

Hinzu tritt später noch der Bankier Dollinger, der auf der Suche nach seiner Tochter dieser nachreist, sie mit Hilfe der Herren v. Hopfgarten und Mehlmeier auch findet und nach Hause bringt.

Diese Annäherung an ein soziales Panoptikum führt Gerstäcker an das Konzept des *Romans des Nebeneinander* heran, das mit dem Namen Karl Gutzkows und mit dessen nur wenige Jahre zuvor erschienenem *Die Ritter vom Geiste* verbunden ist und das dieser selbst so erklärt hat:

Den Roman des Nebeneinander wird man verstehen, wenn man z. B. in einem Bilderbuche sich die Durchschnittszeichnungen eines Bergwerks, eines Kriegsschiffs, einer Fabrik vergegenwärtigen will. Wie hier das nebeneinander existierende Leben von hundert Kammern und Kämmerchen [...] so glaubte der Aufsteller jenes Begriffs im Roman des Nebeneinander den Versuch gemacht zu haben, den Einblick zu gewähren in hundert sich kaum sichtlich berührende und doch von einem einzigen großen Pulsschlag des Lebens ergriffene Existenzen.<sup>12</sup>

Das Schiffsbild passt besonders gut, solange Gerstäckers Auswanderer eben so auf dem Auswandererschiff in ihren Kajüten und Laderäumen und auf den verschiedenen ihnen zugänglichen Decks besucht und beschrieben werden können. Es bricht ein Stück weit auseinander, wenn die diversen Auswanderertypen in der Neuen Welt in verschiedene Richtungen auseinander und ihrem weiteren Schicksal entgegenstreben. Das Panoramatische, an Gutzkows „Nebeneinander“ Ausgerichtete von *Nach Amerika!* wird im Vergleich zu *Der Deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale* deutlich. Dort sind die Auswanderer, speziell die Figuren in der dargestellten Auswanderergesellschaft, stärker nach ihren Professionen aufgliedert.<sup>13</sup>

---

<sup>12</sup> Karl Gutzkow aus: *Vom deutschen Parnaß*. In: *Unterhaltungen am häuslichen Herd* 2, Nr. 18, 1854, S. 286-288, Zit. nach: *Romanpoetik in Deutschland von Hegel bis Fontane*. Hrsg. von Hartmut Steinecke. Tübingen: Gunter Narr, 1984, S. 114-115, hier S. 115. Siehe auch Gustav Frank: *Krise und Experiment. Komplexe Erzähltexte im literarischen Umbruch des 19. Jahrhunderts*. Wiesbaden: DUV, 1998, S. 113ff.

<sup>13</sup> Vgl. Karl Jürgen Roth: *Die Darstellung der deutschen Auswanderung in den Schriften Friedrich Gerstäckers*. Braunschweig: Friedrich Gerstäcker Verlagsgesellschaft, 1989, S. 38.

Damit ist ihre Repräsentativität stärker betont und ihre Exemplarität kann für Auswanderungswillige Vorbildsfunktion annehmen.

Im Unterschied dazu ist die Artikulation der Figuren und ihrer Geschichten in *Nach Amerika!* stärker an der deutschen Gesellschaftsordnung der Zeit und an den historischen politischen und wirtschaftlichen Machtverhältnissen in Deutschland orientiert. Auffälligerweise sind auch gerade die zahlenmäßig am stärksten an der Auswanderung beteiligten Bauern und Handwerker am relativ wenigsten beschrieben. Die Bauern – statistisch gesehen neben den Handwerkern die Gruppe mit der größten Integrationsfähigkeit – werden von Gerstäcker in New Orleans sozusagen an Land gesetzt und dort verlassen. Weder die einen noch die anderen sind zudem am Fortlauf der für das bürgerliche und in Deutschland sesshafte Lesepublikum interessanten durchgehenden Handlungsstränge beteiligt.

Unter den Handlungssträngen – wiederum typisch für Gerstäcker – ist besonders prominent eine Kriminalgeschichte um einen kaltblütigen Biedermann als Verbrecher, wie sie auch in den *Regulatoren* und den *Flusspiraten* schon vorkommen. Von dieser *Storyline* wird die damit verschränkte Erzählung der beinahe gescheiterten Ansiedlung der Ökonomie-Professorenfamilie Lobenstein im Mittleren Westen deutlich auf den zweiten Themen-Rang verwiesen. Als Spross der Kriminalgeschichte steht daneben noch das Schicksal der jungen Hedwig Loßenwerder; ihre bildungsromantische Entwicklung von der hilf- und mittelosen Schwester eines mutmaßlichen Diebs und Selbstmörders (s. u.) zur Hausherrin eines Einwanderer-Gasthauses.

Durchgezogene und verwobene Handlungsstränge scheinen nun nicht zum eher statischen Erzähleindruck des Panoramatischen zu passen. Gerhard Friesen hat in diesem Zusammenhang dankenswerterweise die Analogie des *Romans des Nebeneinander* zum Panorama schon 1972 ausgeweitet auf polyphonische Harmoniestrukturen.<sup>14</sup> Eine Kombination von Panorama und polyphonischer Tondichtung kommt dem Format von *Nach Amerika!* näher, insofern die genannten Themenstränge deutlich voneinander unterschieden werden können und einander im Verlauf der Handlung immer wieder ablösen. Vor allem die letzte der oben genannten Figurengruppen macht deutlich, dass es Gerstäcker nicht wie Gutzkow beim *Nebeneinander* belässt, mit dem dieser über das artifizielle Nacheinander hinaus eine neue Phase des Romans einzuläuten versucht hatte und auf die Moderne vorauswies.<sup>15</sup> Stattdessen entfaltet Gerstäcker einen hochgradig von melodramatischen Er-

---

<sup>14</sup> Gerhard Friesen. *The Panoramic Novel of the 19th Century*. Bern: Lang, 1972, S. 10.

<sup>15</sup> Karl Gutzkow, aus dem Vorwort zu *Die Ritter vom Geiste*. Leipzig: Brockhaus, 1850/51, Zit.



eignissen und zufälligen Zusammentreffen ins Reich des Fabelhaften getragenen Handlungsstrangs. In typisch Gerstäckerscher Manier führt er zunächst den kaltblütigen Biedermann als Verbrecher unter dem Namen „Joseph Henkel“ ein, der seine Frau, die Bankierstochter Clara Dollinger und ihre Familie, skrupellos ausnimmt und betrügt und den Verdacht eines Diebstahls auf den Hausbediensteten Loßenwerder zu lenken versteht, der sich daraufhin umbringt. Im Verlauf der weiteren Kriminalgeschichte wird die Schwester des unglücklichen Loßenwerder zur Vertrauten der hintergangenen Clara Dollinger, erhält aber auch wie erwähnt ihre eigene Unter-Geschichte, während der eigentlich vergnügungsreisende Herr von Hopfgarten als Rächer der Betrogenen in das Dollinger-Thema eingespleißt wird und gegen Ende des zweiten Bandes den Verbrecher, der zwischenzeitlich auch noch als „Soldegg“ erscheint, zur Strecke bringen darf. Diese Geschichte richtet sich deutlich an jenen Teil der bürgerlichen deutschen Leserschaft, die aus der Leseerfahrung der *Regulatoren* und der *Flusspiraten* entsprechende Erwartungshaltungen aufgebaut haben mochten.<sup>16</sup>

Das klingt nun sehr nach sentimentalem bzw. komischem Melodrama, und das ist es auch. Wiederum in Übereinstimmung mit dem Panorama als Stimmungsbild einer Zivilisation sind zudem die weitaus meisten Figuren in *Nach Amerika!* keine ausgeführten Charaktere sondern Typen. Auf das „typing/stereotyping“ bei der Figurenzeichnung hat schon Irene di Maio hingewiesen.<sup>17</sup> Jürgen Ockel spricht in einem der wenigen neueren Beiträge zum Thema sogar von „etwas kolportagehaften und schwülstigen zeitbedingten Charakter- und Milieuschilderungen“.<sup>18</sup> Nun hat zwar György Lukács die Mischung aus Individualisierung und Typologie als bezeichnend für den Realismus aufgefasst, aber bei Gerstäcker überwiegen nicht nur Typen, eine ganze Reihe der Figuren sind eigentlich bestenfalls Karikaturen.

Am auffälligsten ist dieses Karikierende an offenbar zur komischen Auflockerung gedachten Figuren. Sie ist besonders erkennbar an dem permanent schlechten Tabak rauchenden und permanent extrem auf den eigenen Vorteil bedachten Scherenschleifer Zachäus Maulbeere, der auch in den Illustrationen auftaucht. Sie ist ähnlich deutlich bei dem als übergeschnappt gezeichneten Vogelkundler Schult-

---

nach: Steinecke (Hrsg.): *Romanpoetik* (Anm. 12), S. 114.

<sup>16</sup> Wie die Romanformate in interne Konflikte geraten konnten zeigt Claus-Michael Ort: *Roman des 'Nacheinander' – Roman des 'Nebeneinander': Kohärenzprobleme im Geschichtsroman des 19. Jahrhunderts und ihr Funktionswandel*. In: *Zwischen Goethezeit und Realismus. Spezifik und Wandel in der Phase des Biedermeier*. Hrsg. von Michael Titzmann. Tübingen: ORT, 2002, S. 347-376.

<sup>17</sup> di Maio: *Unity and Diversity* (Anm. 10), S. 121.

<sup>18</sup> Jürgen Ockel: *Nach Amerika! Die Schilderung der Auswanderer-Problematik in den Werken Friedrich Gerstäckers*. In: *Beiträge zur Friedrich Gerstäcker-Forschung* 3 (1983), S. 1-44, hier S. 36.

ze, dessen Vergleiche von Menschen mit Vögeln an die Physiognomik des 17. Jahrhunderts anknüpfen, die anscheinend im 19. Jahrhundert als komisch galten Schultze, eigentlich ein Zigarrenmacher, führt später im Mittelwesten wenn nicht hals- so doch beinbrecherische Flugversuche durch. Die Oldenburger Bauern sind tumbe Ochsen, die in Amerika hilflos untergehen, der Geiger ist natürlich feinsinnig, der Ökonomieprofessor ebenso erwartungsgemäß ein unpraktischer Kopfmensch. Auch er ist im Bild entsprechend seinem Typus karikiert. Die grotesk-komische Figur des bereits erwähnten Barons v. Benckendorff, der von New Orleans aus ein Buch über das ganze Land schreibt, ist eigentlich eine Parodie des Lyrikers Nikolaus Lenau, wie Manfred Durzak gezeigt hat.<sup>19</sup> Karikierend sind auch die in Anlehnung an zeitgenössische Vorlagen typisierten Züge der ostjüdischen Knallcharge Veitel Kochmer. Differenzierter erscheint der Dichter Theobald, der sein Handwerk nicht besonders gut beherrscht, wofür Gerstäcker bereitwillig Belegmaterial in den Text einstreut, der aber zunächst als harmlos-romantisch erscheinen darf und dessen regelrecht destruktiver Einfluss erst später im Roman im Kontext des Lobenstein-Handlungsstrangs deutlich wird. Zusammen mit dem Baron v. Benckendorff besetzt er als typischer Intellektueller im Roman zunächst das Ende der Skala dessen, was Gerstäcker seinen Auswanderern an praktischen Fähigkeiten zugeschrieben hat.

Am positiven Ende der Fähigkeitsskala befinden sich jene Figuren, die in der Lage zum Rollenwechsel und zur Anpassung sind. Auch diese positiven Figuren sind biedermeierlich-deutsche Typen. Der zunächst verhinderte Mediziner Georg Donner erweist sich im Familie Lobenstein-Handlungsstrang als weitgehend aus einem positiven Guss geformter Heldentyp, der sich allen Anforderungen gewachsen und zu allen Tätigkeiten gleichermaßen fähig zeigt. Donner und im Kriminal-Handlungsstrang dem Herrn von Hopfgarten eignen neben einigermaßen gutem Aussehen auch Qualitäten, die sie in eine Reihe mit dem Personenkanon der Heldenepik und des zeitgenössischen melodramatischen Theaters stellen. Beide müssen sich über weite Strecken ihrer Handlungsstränge wie der Held der Queste durch Taten und Reflektion in den Stand versetzen, am Ende aus der Hand bekehrter Väter verdienstermaßen deren Töchter zu empfangen. Dabei ist Hopfgarten noch die Figur, die am ehesten so etwas wie eine Entwicklung erkennen lässt, immerhin heißt es von ihm ausdrücklich „Hopfgarten war, seit er New Orleans verlassen, nicht allein ein anderer Mensch – er war ein M a n n geworden“ (*Nach Amerika* II, 229, Hervorhebung im Original)

---

<sup>19</sup> Durzak: *Nach Amerika* (Anm. 1), passim.

Auf der Handlungsebene gibt es bei der Anordnung der Kapitel und besonders in der Eingliederung von Nebenfiguren in die beiden Haupt- und die Nebenstränge zumindest Ähnlichkeiten mit der Technik der *Laterna Magica*-Schau. Die Technik hat schon Karl Jürgen Roth anhand Gerstäckers früher fiktionaler Auswanderergeschichte um den Herrn von Sechingen beschrieben: „Dabei fällt [...] auf, dass Gerstäcker jeweils zwei nicht direkt nebeneinander stehende Abschnitte benutzt, um einzelne Aspekte von v. Sechingens Amerikabild zu zerstören“.<sup>20</sup> So wird die gesamte Figureschaft sorgfältig in das gedrängte historische Panorama des Auswandererhafens und Schiffs eingeführt, und dann erscheinen alle ebenso systematisiert wenigstens noch einmal, in der Regel aber zwei oder dreimal auf die Leinwand der weiten Neuen Welt projiziert. So trifft man z. B. Zachäus Maulbeere nach Ankunft in Nordamerika noch mehrfach. Er erscheint zum Beispiel nach Region wie auch im Kontext der in der fraglichen Passage erzählten Geschichte völlig unpassend im Hinterland von Arkansas, als eigentlich von der Suche der Frau von Seebald nach ihrer dem brutalen Grafen Olnitzki verheirateten Schwester die Rede ist. Hier in den Ozark Mountains findet er bei einem christlichen *Camp-Revival Meeting* heraus, in welcher Tätigkeit seine besten Möglichkeiten in Westen liegen. Hat er noch auf dem Schiff eine blasphemische Parodie einer Kanzelpredigt von sich gegeben, so erscheint er in der Folge der Arkansas-Episode als „The Reverend Zachäus Mulberry“ (*Nach Amerika* II, 406), wobei der unlogischerweise nicht amerikanisierte Vorname die Konstruktion deutlich hervortreten lässt. Die Illustration unterstreicht noch die Aussage Gerstäckers; die Bilder funktionieren wie in der *Laterna Magica* als Überraschungs- und Kontrastprogramm.

Es ist dieser Kontext, in dem die Gefahren der Auswanderungspraxis zwar scharf akzentuiert, dabei aber nicht unbedingt realistisch geschildert werden. So erscheint in ähnlicher Überblendtechnik der Wirt des „Roten Drachen“ im fiktionalen Ausgangsort Heilingen eingangs der Geschichte, dann zwischenzeitlich ebenfalls ausgewandert als mittlerweile vollkommen trunksüchtiger Besitzer eines anderen „Roten Drachen“ in Milwaukee (*Nach Amerika* II, 259, vgl. 378), und am Ende des Romans hat er, nun wieder in deutschen Landen mittellos und ruiniert vor seinem ehemaligen Gasthof stehend, das Schlusswort des Romans. Dabei bleibt völlig offen, wie jemand, der durch seinen Alkoholismus in Milwaukee die Existenzgrundlage verloren hat, wieder nach Deutschland gekommen sein soll. Aber Gerstäcker braucht den heruntergekommenen Bettler, um eine melodramatisch inszenierte letzte Warnung vor der Auswanderung auszusprechen.

---

<sup>20</sup> Roth: *Herr von Sechingen* (Anm. 7), S. 8.

Wer keinen triftigen Grund zum Auswandern hat, soll zu Hause bleiben: In ähnlicher Weise werden noch mehrere scheinbar aus reinem Mutwillen Ausgewanderte abgemeiert, wie etwa der Tischler Leupold, von dem der Herr von Hopfgarten sogar sagen darf: „Es ist seine eigene Schuld [...]. [E]r hat uns selbst erzählt, dass es ihm in Deutschland nicht schlecht gegangen wäre, weshalb wandert er da aus? Das kommt von dem törichten Mißvergnügtsein ohne Grund.“ (*Nach Amerika* II, 380). Eine weitere zum Ende hin heruntergekommene Versagergestalt ist der Weinhändler Steinert, der, ständig passend oder unpassend deutsche Lyrik zitierend, Opfer des latenten Gerstäckerschen Antiintellektualismus wird.

Wesentlich für das Panoramatisch-Polyphone ist, dass nahezu alle Figuren des Eingangs- und Überfahrtspanoramas sich in Nordamerika wiedertreffen, damit an ihnen in der intendiert vorzuführenden Bandbreite der Auswandererschicksale Verbleibsrechenschaft geführt werden kann. Durch die aus dieser Konstruktion resultierende Notwendigkeit der Wiederanbindung auch von Nebenfiguren an die zentralen Handlungsstränge gibt es so in der Handlungsführung eine im Wortsinne unglaubliche Menge an zufälligen Begegnungen zwischen Figuren. Dass dadurch nebenbei Figuren immer wieder von anderen vor finanziellem oder gesundheitlichem Ruin gerettet werden – wie etwa der halbverhungerte Herr Mehlmeier durch den Herrn von Hopfgarten und den reichen Bankier Dollinger oder der im doppelten Wortsinne abgestürzte Aviatiker Schultze durch den Arzt Donner – ist einer der freundlichen Züge dieser Romanhandlung, hat aber wiederum mit Realismus nicht zu tun. Es drängt sich vielmehr der Verdacht auf, dass dem Text hier wiederum eine Artikulation deutscher Verhältnisse im Sinne sozialer Friedensstiftung vor Einführung von Kranken- und Sozialversicherungen eingeschrieben wird - um 1855 waren Versorgung und Versicherung zentrale Themen der innerdeutschen politischen Diskussion. Sicherlich handelt es sich außerdem auch um ein klassisch amerikanisches Motiv, insofern die Ideologie des *American Dream* eine vernünftige Sozialgesetzgebung bis heute nicht kennt und die von Präsident Obama propagierte Krankenversicherung für alle auf heftigste Widerstände der staatskeptischen Rechten stößt.

Dass das Thema nicht plakativ ausgestaltet wird, erreicht Gerstäcker vor allem dadurch, dass die Motivik der sozialen und gesundheitlichen Rettung mit melodramatischen und sentimental Elementen artikuliert und verschränkt wird: Aus dem Melodrama der Zeit geborgt erscheint neben den bereits genannten Beispielen z. B. die Rettung in letzter Minute der Seebald-Schwestern vor dem gewalttätigen Olnitzki durch Arkansas-Backwoodsmen, während die Jagd nach dem Verbrecher Soldegg/Henkel mehrere Momente aufweist, an denen der Rächer den Flüchtigen knapp verpasst.

Realismus als bürgerliches Ideal scheint da durch, wo es allen guten und braven Bürgern letztlich gelingt, durch eigene Anstrengung und/oder freundliche Hilfe selbstständig zu werden und wenn nicht zu Amt so doch zu Brot zu kommen. Zudem werden die Hauptfiguren am Ende in ein allgemeines Heiratsgeschehen eingebunden, dass wie eine der schlechteren Komödien von Nestroy oder von Schönthan außer den Helden Donner (mit Marie Lobenstein, Tochter des Professors) und Hopfgarten (mit Clara Dollinger) sogar noch die Lenau-Karikatur des affektierten Baron v. Benckendorff einbezieht. Speziell diese, von der Figurenzeichnung ebenso wenig wie von der Handlungsführung vorbereitete Wendung, hinterlässt einen Nachgeschmack, denn sie passt nur ins Bild, wenn dieses in ein gewolltes und aktiv herbeigeschriebenes Tableau der Verbindung von Adel und Großkapital einmünden soll: der Herr von Hopfgarten heiratet die von ihm gerächte Bankierstochter. Die Verhältnisse sind damit aber nicht im Sinne der Heldenepik wiederhergestellt, sondern exemplifizieren das letzte Bild der Laterna Magica-Präsentation, den märchenhaften Schluss des bürgerlichen Sommernachtstraums der Restaurationsperiode nach 1850.

Es sterben letztlich nur die, welche es im Sinne eines bürgerlich-restaurativen Selbstverständnisse verdient haben: Der Verbrecher Soldegg-Henkel und die Rabenmutter Jule, die, am Schluss nach Deutschland zurückgekehrt, nicht etwa die von ihr verlassenen Kinder wiederfindet, sondern in der klassischen Form des sentimental Romans hinter der eigenen Haustür niedersinkt und stirbt. Weiterhin stirbt bezeichnenderweise der aus deutschen Landen mithilfe der anderen Reisenden entkommene Deserteur, der dafür aber in Amerika bei einer Dampfbootexplosion jämmerlich umkommt: Wer sich der menschlichen oder göttlichen Gerechtigkeit widersetzt und wer sich dem Zugriff der Obrigkeit entzieht, ist des Todes. Das wirft nun allerdings ein anderes Licht auf diesen Roman als die Fackel des ins Vigilantentum ausartenden Freiheits- und Naturrechts in den *Flusspiraten*.

### 3.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob in *Nach Amerika!* wirklich noch dasselbe „mimetic ethos“ am Werk ist, von dem Jeffrey Sammons gemeint hatte, dass es in Gerstäckers Werk sichtbar sei.<sup>21</sup> Dass ein solches Ethos etwa den Grundtenor der *Wie ist es denn nun eigentlich in Amerika*-Broschüre informiert hatte und darüber hinaus eine ganze Reihe Artikel, die Gerstäcker in Zeitschriften veröffent-

---

<sup>21</sup> Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy* (Anm. 1), S. XI.

lichte, sei unbestritten, und auch der 1847er Roman fällt wohl noch unter diesen ethischen Imperativ des Dienstes an der Öffentlichkeit.

Wenn man auktoriale Intentionalität in Betracht ziehen möchte, dann mag sogar *Nach Amerika!* unter dieser Rubrik eingeordnet werden. Aber selbst wenn der Autor sein Werk so gemeint haben sollte, dann passt dazu schon die sechsbändige-dreiteilige und sechseinhalb Taler teure Ausgabe nicht, die Hermann Costenoble aus *Nach Amerika!* machte – es wäre denn man glaubt, der Verleger habe sich derart krass über den Wunsch des Autors nach einem billigen ‚Volksbuch‘ hinweggesetzt. Preis und Aufmachung passen aber zu der schon erwähnten phantasierten Hochzeit von Finanzbürgertum und Aristokratie. Sie passen damit zu einem wenigstens in Teilen gegen die eigene Erfahrung ausgestalteten Bild der Wirklichkeit: Zeitgenössische Urteile über Gerstäcker legen nämlich anders als der Autor selbst in diesem Roman nahe, dass es nicht nur träumerische und willenlose Charaktere waren, die im Einwanderungsland untergingen, sondern dass Gerstäcker selbst, und zwar trotz seiner unbestreitbar erwiesenen Bereitschaft, alles Mögliche auszuprobieren, beinahe gescheitert wäre. Hermann Rattermann erinnerte sich, allerdings erst viele Jahre später, wie Gerstäcker im Herbst 1839 nach Cincinnati zurückkehrte:

Phantast, wie Gerstäcker war, ließ er sich durch die Schilderungen Sealsfield's von den reichen Pflanzungen am Red River verleiten, eine Fahrt nach den Mississippi- und den Red River Gebieten zu unternehmen, welche er im Herbst 1838 in Gesellschaft mit Peter Ruhl unternahm. [...] Nun hörte man nichts mehr von ihm, bis er plötzlich eines Morgens, im Herbst 1839 in höchst verwahrlostem Zustande, als Feuermann auf einem New Orleans Dampfer, wieder in Cincinnati ankam. „Um Gotteswillen!“ rief Woher, zu dessen Werkstatt er sich direkt vom Boote gewandt hatte, aus: „um's Himmels Willen, wie siehst du aus!“ Sein ganzer Anzug bestand aus einer zerrissenen leinenen Hose, einem Flanellhemde, welches ehemals roth gewesen war, und einem Paar abgetragenen zerrissenen Schlappschuhen. Ohne Hut, den Kopf allein bedeckt mit dem prächtigen Haarwuchse, der ihn damals in voller Ueppigkeit zierte. Dabei war er durch Fieberkrankheiten körperlich heruntergekommen, mit wunden Füßen, nur noch mehr ein Jammerbild des ehemals so kräftigen blühenden jungen Mannes.<sup>22</sup>

Wie bereits erwähnt tauchen unverdient und damit sozusagen unmotiviert scheidende Figur in *Nach Amerika!* nicht auf, denn sie wären zu gebrochen, zu widersprüchlich, in einem Wort: zu realistisch nicht im Sinne des poetischen Realismus

---

<sup>22</sup> Hermann A. Rattermann: *Zwei, in Europa verstorbene, ächte Deutschamerikanische Pioniere. 2. Friedrich Gerstäcker*. In: *Der Deutsche Pionier* 6 (1874), S. 42-53, hier S. 44 [Facsimile: S. 42-49. In *Mitteilungen der Friedrich Gerstäcker Gesellschaft* 6 (1981)].

sondern eines auf den Naturalismus vorausweisenden und an Tatsachen orientierten Realismus gewesen. Die Arbeit mit solchen Figuren im Sinne von William Dean Howells oder Hamlin Garland hätte allerdings, wie man gerechterweise hinzufügen muss, eine ganz andere Idee des realistischen Romans vorausgesetzt.

Es passt vor allem, und dies ist der schwerstwiegende Einwand gegen eine wie auch immer realistische Lesart von *Nach Amerika!*, zu der einen großen Lücke im Panorama, die Gerstäcker da lässt, wo im Roman die Tausenden von *politischen* Flüchtlingen fehlen, die nach 1848 Europa verließen. Deren Niederlage und Flucht hatte in den fünfziger Jahren eben die Abwanderung zehntausender Anderer nach sich gezogen, die sich an den Revolutionskämpfen nicht beteiligt hatten, die aber in den deutschen Landen unter den Bedingungen der Restauration nach 1849 keine existentielle Zukunft für sich sahen. Mit dem eindeutig als Negativfigur gezeichneten polnischen Grafen Olnitzki – der allerdings Veteran der Erhebung von 1830/31 ist – sind die aktiven Revolutionäre kollektiv abgewertet. Die eine Passage mit obliker Kritik von Gottesgnadentum und Beamtenstaat (*Nach Amerika* II, 382) wird zum einen von den politisch unverdächtigen Herren von Hopfgarten und dem Musiker Eltrich vorgetragen, zum anderen ist sie ohne Bezug zum preußischen Überwachungs- und Repressionsapparat der nachrevolutionären Periode und könnte so auch bereits vor 1848 vorgetragen worden sein.

Es war die Massenauswanderung der Jahre *nach* 1849, auf die der Autor mit seinem Roman *Nach Amerika!* reagierte, allerdings auf der Grundlage eines Auswandererbildes und Wissensstands, das hinter die Revolutionsjahre zurückging. Gerstäckers Panoramabild kennt dementsprechend das schon 1849 in Bremerhaven erbaute Auswandererhaus nicht, das quasi ein Vorläufer der Ballinstadt in Hamburg war und Auswanderer in ihren letzten Tagen in Europa beherbergte. Was ebenso ausgespart ist, sind die Hilfs- und Unterstützungsinstitutionen und -organisationen, die sich seit 1843, als er Amerika wieder verließ, in den Hafenstädten gebildet hatten, und die z. B. einem flüchtenden Großonkel des ehemaligen deutschen Bundespräsidenten Gustav Heinemann weiterhalfen, als der mit knapper Not und mittellos aus Baden Entkommene in New Orleans ankam. Dies legt den Schluss nahe, dass Gerstäcker einen im Grunde schon historischen weil vor 1848/49 angesiedelten Roman vorgelegt hat, dessen Situationsbeschreibungen dann aber nur noch begrenzt nützlich sein konnten. Was sich in diesen Aussparungen und den doch eher wenig realistischen Figurenzeichnungen durchsetzt, mag einer von Gerstäcker immer noch verfolgten ethischen Obligation der Öffentlichkeit gegenüber geschuldet sein, aber es ist in *Nach Amerika!* ein konservatives Ethos: *Post-Metternich* und noch nicht *Bismarck*, in jedem Fall aber ausgesprochen staatstragend.

So entsteht das Bild eines im Vergleich zu den an James Fenimore Cooper und William Gilmore Simms angelehnten ‚amerikanischen‘ Erfolgsromanen *Die Regulatoren von Arkansas* und *Die Flußpiraten des Mississippi* wesentlich ‚deutscher‘ geschriebenen Buchs, eines panoramatischen Figurentheaters, dessen Verständnis der Öffentlichkeit deutlich konservativer geprägt ist als die Vorgängerbücher und das sich eher an ein großbürgerliches Publikum gerichtet zu haben scheint. Insofern schwankt dieser Roman zwischen novellistischem Erzählen und didaktischem Fingerzeig, mischt Dokumentarisches mit Genrebildern und Figurenskizzen. Die Leser haben Gerstäcker wie Costenoble dabei aber wohl falsch eingeschätzt; diese ließen *Nach Amerika!* in den Regalen liegen, so dass noch fünfzehn Jahre nach dem Erscheinen die Erstauflage von 2.000 Exemplaren nicht verkauft war.



Jeffrey L. Sammons

## *Nach Amerika*

### Plädoyer dafür, Friedrich Gerstäcker als Amerikaschriftsteller ernster zu nehmen

Es ist eine oft wiederholte literaturwissenschaftliche Erfahrung, dass Schriftsteller, die am Rande des anerkannten Kanons ihr Leben kümmerlich fristen, mit ein paar Titeln identifiziert werden, die als *pars pro toto* für das ganze Lebenswerk stehen, das dann nicht mehr vollständig wahrgenommen werden muss, denn die Zeit des mit der Weltliteratur belasteten Literaturwissenschaftlers ist bekanntlich knapp und man kann ja nicht alles lesen. Das Problem ist, dass man mit diesen paar Titeln alles Wissenswerte über den Autor schon zu wissen meint und ein abschließendes Urteil darauf gründen darf. In vielen Fällen sind das oft die ersten Werke, die bei vielen Schriftstellern die bekanntesten geblieben sind. Das war vor Jahren wohl der Fall bei Wilhelm Raabe, wo viele außerhalb der begnadeten Gesellschaft der Raabe-Freunde kaum mehr als *Die Chronik der Sperlingsgasse* und *Der Hungerpastor* zur Kenntnis nahmen und die erstaunliche Reichweite des Lebenswerks erst durch eine „neue Sicht“ allmählich sichtbar werden konnte.<sup>1</sup> Bei Friedrich Spielhagen ist das nach meinen Beobachtungen immer noch der Fall. Die typische Kenntnis geht, abgesehen von den notorischen literaturtheoretischen Schriften, kaum über *Problematische Naturen* und *Sturmflut*, aber auch *Hammer und Amboß* hinaus. Dadurch gehen fünf- und zwanzig Jahre beständig sozialkritischen Erzählens verloren.<sup>2</sup> Das bleibt, trotz redlichen Bemühens, weitgehend der Fall auch bei Sealsfield. Mit seinem Namen verbindet man in erster Linie *Das Kajütenbuch*, und wohl nicht einmal das ganze Werk, sondern nur die Abenteuererzählung *Die Prärie am Jacinto*, die Hugo von Hofmannsthal als *Die Erzählung des Obersten Morse* herauspräpariert hat. Möglicherweise interessiert man sich noch für *Austria as It Is*.

---

<sup>1</sup> Raabe in *neuer Sicht*. Hrsg. von Hermann Helmers. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer, 1968.

<sup>2</sup> Jeffrey L. Sammons: *Friedrich Spielhagen. Novelist of Germany's False Dawn*. Tübingen: Niemeyer, 2004.

Zu diesen literargeschichtlichen Fällen gehört auch der von Friedrich Gerstäcker. Unbekannt ist er nicht, besonders unter denen, die sich für das Amerikathema in der deutschen Literatur interessieren. Die gewöhnliche Sicht auf ihn wird aber auf zwei Titel verkürzt, nämlich die frühen Abenteuerromane, *Die Regulatoren in Arkansas* (1846) und *Die Flußpiraten des Mississippi* (1848). Um das belegen, beziehe ich mich auf das Sachbuch zum Realismus von Hugo Aust, nicht in kritischer, sondern in typologischer Absicht.<sup>3</sup> Hier erscheint Gerstäcker unter der Überschrift „Sonderwege des Abenteuerromans“. Aust macht recht einsichtige Beobachtungen zu den frühen Abenteuerromanen, nicht aber zu weiteren Werken. Wenn ich nur diese zwei Romane kennte, würde ich Gerstäcker auch als Randfigur bzw. Jugendbuchautor einstufen. Die verkürzte Lektüre scheint zu abschätzigen Urteilen über Gerstäcker auch in amerikanischen Studien zur deutschen Amerikaliteratur geführt zu haben.<sup>4</sup> Nun sind diese frühen Romane nicht einmal charakteristisch für sein Lebenswerk. Sie lenken eher von seiner Bedeutsamkeit als Amerikaschriftsteller ab, der der hervorragende deutsche Schriftsteller der Auswanderung im 19. Jahrhundert gewesen ist und einen realistischen Blick auf das amerikanische Kulturleben entwickelte, mit dem er dem heimatlichen Publikum ein informatives Amerikabild geliefert hat.

Es ist zwar niemandem zu verdenken, das weitläufige, immer noch ungeordnete Werk Gerstäckers nicht restlos zu kennen. Die verkürzte Sicht führt aber zu Missverständnissen, die manchmal aus vorgefassten Erwartungen stammen. Lesen kann man z. B., dass seine Romane romantisiert seien, dass er den amerikanischen Kontinent in paradiesischen Farben geschildert und dass er mythische Strukturen beibehalten habe.<sup>5</sup> Solche Vorstellungen stehen Gerstäckers oft erklärten Absichten deutlich entgegen. Ziel seiner Bemühungen war das falsche Bewusstsein der Deutschen über amerikanische Zustände und die Voraussetzungen der Auswanderung zu schildern und richtig zu stellen. Dieses falsche Bewusstsein ist nicht selten literarischen Ursprungs, herkommend etwa aus den weit verbreiteten Werken Coopers, den Gerstäcker aufrichtig bewunderte, von dem er aber meinte, dass er für das

---

<sup>3</sup> Hugo Aust: *Realismus. Lehrbuch Germanistik*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 2006, S. 197.

<sup>4</sup> Paul C. Weber: *America in Imaginative German Literature in the First Half of the Nineteenth Century*. New York: Columbia University Press, 1926, S. 157; D. L. Ashliman: *The American West in Nineteenth-Century German Literature*. Dissertation Rutgers University, 1969, S. 32f.

<sup>5</sup> Alfred Kolb: *Friedrich Gerstäcker and the American Frontier*. Dissertation Syracuse University, 1966, S. 11, 70, 136f. Es ist bezeichnend, dass Kolb, einer der wenigen Kenner Gerstäckers in Amerika, trotzdem diesen vorgegebenen Schablonen verfällt.

Übermittlung eines zeitgenössischen Amerikabildes nicht mehr relevant gewesen sei und den Deutschen ein irreführendes Bild von der Wildnis vorgesetzt habe.

In einer Vorlesung am 21. September 1861 vor den Deutschen in Rio de Janeiro kurz vor dem Ende seiner anderthalbjährigen Reise durch Südamerika stellte er richtig, dass die Freiheit nicht der Antrieb der Auswanderung gewesen sei: „Allerdings sagen die Meisten, wenn man sie fragt, weshalb sie eigentlich ihre Heimath verlassen hätten: der politische Druck wäre ihnen zu stark geworden, der Drang nach Freiheit – der Hass gegen Tyrannei. Redensarten; das ist nur in sehr einzelnen und seltenen Fällen wahr, und die beiden Haupthebel deutscher Auswanderung sind unbedingt: *Noth* und *Phantasie*.“<sup>6</sup> Gegen die Not konnte er wenig unternehmen, nur sie beklagen, so wie er 1848 ein anschauliches Bild von den Leiden der Klöppler im Erzgebirge, der Heimat Karl Mays, liefert, mit dem Vorschlag, die Regierung sollte der ganzen Gemeinde zur Auswanderung nach Amerika verhelfen.<sup>7</sup>

Für die Phantasie war er aber als Schriftsteller zuständig. Immer wieder polemisiert er gegen die aus der Phantasie geborenen Vorstellungen, die die Deutschen mit sich nach Amerika bringen, immer wieder veranschaulicht er in seinen Erzählungen die oft unheilvollen Konsequenzen des Festhaltens an diesen irrigen Auffassungen und der Unfähigkeit, aus amerikanischen Zuständen zu lernen. Die Problematik wird nicht selten satirisch behandelt, wie in einer Erzählung von 1848, in der ein Herr von Sechingen, der seine Kenntnis über Amerika von Cooper bezogen hat, in der Wildnis ziemlich elende Erfahrungen hat:

„Der Urwald verliert aber doch sehr in der Nähe,“ erwiderte Sechingen, als er durch eine Spalte der Wohnung hinaus auf die, von grauen, nassen Regenwolken überhangenen Baummassen blickte, während der Wind, unheimlich pfeifend, durch ihre Wipfel brauste und ihnen die großen, klaren Tropfen aus den schwankenden Häuptern schüttelte, „ich hatte mir in mancher Hinsicht ein anderes Bild davon entworfen.“

„Sie hatten nicht daran gedacht,“ fiel ihm sein freundlicher Wirth lachend ins Wort, „daß die gewaltigen, stattlichen Bäume auch im Sumpfe stehen, oder gar quer über den Weg hin liegen könnten, und dann die Passage eher versperren, als verschönern, daß nicht allein das romantische Geheul der wilden

---

<sup>6</sup> Friedrich Gerstäcker: *Die Deutschen im Ausland*. Rio de Janeiro: Winter, 1861; Neudruck Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1989, S. 1. Vgl. den Kommentar zu dieser Stelle von Karl Jürgen Roth: *Die Darstellung der deutschen Auswanderung in den Schriften Friedrich Gerstäckers*. Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1989, S. 28-35.

<sup>7</sup> Friedrich Gerstäcker: *Der Klöppeldistrict des sächsischen Erzgebirges*. In: Friedrich Gerstäcker: *Aus zwei Welttheilen. Gesammelte Erzählungen*. Leipzig: Arnold, 1854; Neudruck Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1984, Bd. 2, S. 369-400.

Thiere, sondern auch das sehr prosaische Gesumme der Mosquitos den Wald erfüllt, und daß sich eine Landschaft, wo der Sturm aus den Wolken nieder fluthen und trockene Wege zu Bächen und Bäche zu Strömen werden, sehr hübsch und interessant auf der Leinwand, keineswegs angenehm aber im wirklichen Leben, in der nüchternen hausbackenen Wirklichkeit ausnehmen. Ja, das geht Manchem so, das giebt sich aber, und zuletzt lernen wir selbst die Unannehmlichkeiten eines wilden Lebens lieb gewinnen.<sup>8</sup>

Innerhalb von vierundzwanzig Stunden überzeugt sich Herr von Sechingen, dass er die Unannehmlichkeiten nicht lieb gewinnen wird.

Die Warnung, sich nicht im Urwald anzusiedeln, sondern schon urbar gemachtes Land zu suchen, wiederholt Gerstäcker an verschiedenen Stellen, besonders in seinem klugen und unterhaltsamen Handbuch *Wie ist es denn nun eigentlich in Amerika?* (1849), das die von mir favorisierte Textstelle in allen mir bekannten Ratgebern für Auswanderer enthält: wenn der „liebe Leser“ meint, „das ist doch keine so entsetzliche Arbeit, einen Baum zu fällen,“ entgegnet Gerstäcker:

Gut, den Versuch können wir machen; bitte, lieber Leser, borge dir doch irgendwo einmal eine recht scharfe Axt und gehe dann wo möglich an einen Ort hinaus, wo Bäume ausgerodet sind, die zu Brennholz zersägt werden sollen. Dort werden dir die Leute schon erlauben, ein wenig Hand anzulegen, und da suche den stärksten Ast aus, den du finden kannst, deine Kräfte und Ausdauer daran zu probiren. Bedenke aber dabei, daß du beim Landurbarmachen allerdings nicht all die starken, auf deinem Lande stehenden Bäume zu fällen hast, daß aber die, welche weniger als einen Fuß im Durchmesser, also drei Fuß im Umfange haben, geschlagen werden müssen, während du ebenfalls Stämme von drei Fuß im Durchmesser zu Fenzstangen und Schindeln brauchst. Ich verlange weiter nichts, als daß du mit einem starken Aste den Versuch machst, und dir nachher berechnest, wie lange du wohl an einem so starken Baume arbeiten würdest [...]. [F]ühlst du dann noch Neigung, auf solche Art monatlang zu arbeiten, um nur vielleicht einen einzigen Acker urbar zu machen, ei dann gehe nach Amerika und setze dich getrost auf Congreßland hin, du brauchst dich vor dem besten Pioneer nicht zu schämen.<sup>9</sup>

Trotz aller Warnungen schließt das Handbuch aber doch mit einem optimistischen Ausblick:

---

<sup>8</sup> Friedrich Gerstäcker: *Amerikanische Wald- und Strombilder*. Dresden und Leipzig: Arnold, 1849; Neudruck Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1980, Bd. 2, S. 65f.

<sup>9</sup> Friedrich Gerstäcker: *Wie ist es denn nun eigentlich in Amerika? Eine kurze Schilderung dessen, was der Auswanderer in Nordamerika zu thun und dafür zu hoffen und zu erwarten hat*. Leipzig: Wigand, 1849; Nachdruck: Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1983, S. 77f.

Also nimm, wenn es dir am alten Vaterlande nicht mehr behagt, getrost den Wanderstab in die Hand und suche dir in den fruchtbaren Thälern jener fernen Welt einen neuen sichern Herd. – Der Anfang ist schwer, aber das Ende lohnt dir auch reichlich die überstandene Mühe und Last, und du magst dann mit ruhigem und ungetrübten Auge in die Zukunft blicken, du siehst nicht Sorge und Noth für die Deinen und für dich, sondern ein glückliches Alter im Kreise deiner Familie, und wenn vielleicht auch nicht Ueberfluß und Reichthum, doch ein gutes und gesichertes Auskommen für deine Kinder.<sup>10</sup>

Zwar dauerte es eine Zeitlang, bevor Gerstäcker zu dieser gemäßigten Hoffnung gekommen war. Sein erster Roman über die Emigration *Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale* (1847) ist ein Greuelkabinett vom Misslingen eines Versuchs, eine kollektive Siedlung zu gründen, vielleicht ein Reflex auf die Katastrophe des Adelsvereins in Texas im vorangegangenen Jahr.<sup>11</sup> Die Probleme, so erklärt er, hängen mit der Unwissenheit und Unfähigkeit der Deutschen, aber vor allem mit ihren gegenseitigen, teilweise klassenbedingten Konflikten zusammen. Eine spätere Skizze *Das Auswanderer Schiff* (1855/56) erzählt, wie in einem Sturm die Emigranten mit ihrem Schiff deswegen untergehen, weil sie sich gegenseitig gewaltsam angreifen.<sup>12</sup> In beiden Fällen trägt die fehlende Einigkeit der Deutschen zu den Katastrophen bei.

Das Thema der fehlenden Gemeinsamkeit wiederholt sich durch das gesamte Werk Gerstäckers hindurch. Einmal bemerkt er: „der einzige Platz bisher, wo ich meine deutschen Landsleute wirklich einig gefunden habe, war auf Tahiti – dort lebte aber auch nur Einer, und ich stehe für nichts, wenn ein Zweiter dazu kommt.“<sup>13</sup> Diese Klage erscheint so oft, dass sie möglicherweise ein Topos statt das Ergebnis von empirischen Beobachtungen ist. Sie zeigt, dass Gerstäcker, dessen Gemüt durch die Enttäuschungen von 1848 stark verletzt wurde, sich dauernde Sorgen nicht nur um die Deutschen im Ausland, sondern auch um Deutschland selbst machte. In Bezug auf Deutschland blieb er ein konsequenter Nationalliberaler. Immer wieder beklagt er auf seinen Reisen die Machtlosigkeit Deutschlands in der Welt, die preußische Fahne statt der „schwarz-roth-golden[en]“ auf dem Schiff in Australien,<sup>14</sup> die schwache diplomatische Vertretung der einzelnen deutschen Staa-

---

<sup>10</sup> Ebd., S. 127.

<sup>11</sup> Roth: *Darstellung* (Anm. 6), S. 42f.

<sup>12</sup> In: Friedrich Gerstäcker: *Arbeiten für das „Illustrierte Familienbuch“*, Bd. 1 (*Zeitschriftenveröffentlichungen Friedrich Gerstäckers*; 5). Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1992.

<sup>13</sup> Friedrich Gerstäcker: *Reisen*, Bd. 4. Stuttgart und Tübingen: Cotta, 1854; Nachdruck: Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1987, S. 262.

<sup>14</sup> Ebd., S. 501.

ten, wie z. B. in einem Aufsatz von 1862 in der *Gartenlaube*.<sup>15</sup> Das ist der Grund, warum er auf den deutsch-französischen Krieg mit Begeisterung reagierte, sich freiwillig als Kriegsberichterstatter meldete und sich zu einem regelrechten ‚Franzosenfresser‘ entwickelte. So schreibt er in einem Bericht aus St. Germain am 31. Januar 1871: „Das Wort *Deutschland* ist eine *Wahrheit* geworden, und wir dürfen jetzt getrost einer frohen und glücklichen Zeit entgegen sehen.“<sup>16</sup> Er war aber auch überzeugter Demokrat. Noch mitten in der Begeisterung klagt er schon im Februar desselben Jahres:

Die Presse wird in Deutschland – nur zu häufig aus engherzigen Rücksichten – noch viel zu wenig geachtet [...]. Nehmen wird Nordamerika. Es giebt wohl kaum ein Land in der ganzen Welt, wo mehr Mißbrauch mit der Presse getrieben wird, aber die amerikanische Regierung – die Regierung eines großen, mächtigen Landes – geht von dem Grundsatz aus, daß da, wo die Stimmen des ganzen Volkes eine gesunde und tüchtige ist, ein paar ihr feindliche Blätter keinen Nachtheil bringen und die Unterdrückung derselben ihr weit mehr schaden als nutzen konnte.<sup>17</sup>

Ob er wie etwa Raabe oder Spielhagen über den Kurs des Deutschen Reichs wieder enttäuscht geworden wäre, können wir nicht wissen, da er schon im Mai 1872 gestorben ist. Es ist aber nicht unwahrscheinlich.

Gerstäckers Sorge um das Wohl der Deutschen in Amerika kontrastiert auffallend mit der Haltung Sealsfields, der die deutschen Einwanderer selten beachtete und dann meist als Einfaltspinsel oder als unwillkommene Eindringlinge einschätzte.<sup>18</sup> Manchmal konnte auch Gerstäcker recht ungeduldig werden. Es sei kein Wunder, schrieb er an seinen Freund Adolph Hermann Schultz aus seiner ersten Amerika-reise, dass „der Deutsche [...] von den dummen eingebildeten Amerikaner [sic] „verachtet wird, „denn fast alle die Deutschen die hier herüberkommen sind wahre Horn & Rindviehextracte, meist plattdeutsche denen der Amerikaner dann natürlich

---

<sup>15</sup> Friedrich Gerstäcker: *Unsere Vertretung im Auslande. Ein offener Brief an alle deutschen Regierungen und besonders an das deutsche Volk*. In: *Arbeiten für die „Gartenlaube“*, Bd. 1 (*Zeitschriftenveröffentlichungen Friedrich Gerstäckers*, 3). Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1991, S. 49f.

<sup>16</sup> Friedrich Gerstäcker: *Kleine Erzählungen und Nachgelassene Schriften. Gesammelte Schriften*, 2. Serie, Bd. 20-21. Jena: Costenoble, 1872-1879; Neudruck: Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1983, Bd. 2, S. 75.

<sup>17</sup> Ebd. S. 88.

<sup>18</sup> Überblick bei Jeffrey L. Sammons: *Ideology, Mimesis Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America*. Chapel Hill: University of North Carolina Press, 1998, S. 51-53.

in allem überlegen ist.“<sup>19</sup> Mit der Zeit aber spricht er nicht mehr von allen Deutschen im Allgemeinen, sondern differenzierte nach Typen. Einige davon werden Ziel einer scharfen Satire, im Grunde aber eher einer scherzenden als einer strafenden. Innerhalb des weitläufigen und wachsenden Diskurses um die Auswanderung verfügte Gerstäcker über zwei Vorteile. Einerseits besaß er eine intensive Landeserfahrung, gewonnen im Norden wie im Süden und an der Grenze des damaligen Westens, in Städten wie auf dem Land und in der Wildnis, in allerlei Berufen vom Bärenjäger bis zum Hotelmanager. Andererseits war er selbst kein Auswanderer, sondern ein Reisender und Abenteurer. Das bedeutete, dass er keine Position in den damaligen Auseinandersetzungen verteidigen musste: weder einen angeblichen Erfolg aufbauschen bzw. Misserfolg mit Ressentiment vergelten noch sich dem mehr oder weniger uninformierten Antiamerikanismus anschließen bzw. die Auswanderung schmähen.

Seine Beobachtungen und Sorgen verdichten sich in dem bedeutenden Roman zur deutschen Auswanderung, *Nach Amerika!* von 1855. Da der Roman in diesem Band noch gesondert betrachtet wird und ich ihn an anderer Stelle ausführlich behandelt habe,<sup>20</sup> beschränke ich mich hier auf einige nahe liegende Punkte. Eine Stärke des Romans ist, dass fast ein Viertel der mehr als zwölfhundert Seiten in Deutschland spielt, wo sich Millionen Menschen in verschiedenen Lebenssituationen mit mehr oder weniger Kenntnis mit der Möglichkeit der Auswanderung beschäftigen. „[...] keiner ist unter uns,“ schreibt Gerstäcker in der Einleitung, „dem nicht ein lieber Freund, ein naher Verwandter den *salto mortale* gethan, und Alles hinter sich gelassen, was ihm einst lieb und theuer war – aus dem, aus jenem Grund.“<sup>21</sup>

Es kursierten häufig nur vage Vorstellungen von Auswanderung und Amerika, auch eine Folge der zweifelhaften Versprechungen von Agenten, die mit Landbesitz und anderen Nachrichten lockten. Insofern stellt Gerstäckers Roman eine Art Laboratorium dar, in dem die Menschen sich mit der Auswanderungsproblematik beschäftigen, aber dies mit oft unzureichenden Kenntnissen. In dem Romanteil, der in Amerika handelt, ordnet der Autor Immigrantenerlebnisse nach den charakterlichen Eigenschaften der Figuren. Da gibt es die Bescheidenen, die die Situation

---

<sup>19</sup> Friedrich Gerstäcker an Adolph Hermann Schultz vom 16. November 1838: *Mein lieber Herzensfreund! Briefe an seinen Freund Adolph Hermann Schultz 1835-1854*. Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1982, S. 201.

<sup>20</sup> Sammons: *Ideology* (Anm. 18), S. 177-186.

<sup>21</sup> Friedrich Gerstäcker: *Nach Amerika! Ein Volksbuch*. Leipzig: Costenoble; Berlin: Gärtner, 1885, Bd. 1, S. VIII.

nüchtern einschätzen, die Notwendigkeit der oft körperlichen Arbeit begreifen, die bereit sind, den Beruf unter Umständen zu ändern und die imstande sind, das europäische Klassenbewusstsein hinter sich zu lassen. Sie gelangen zu einem mäßigen Erfolg, ohne Reichtum und Luxus. Und dann berichtet er von den Unbelehrbaren, die sich an ihre deutsche Mentalität klammern. Dazu gehört insbesondere der gebildete „lateinische“ Bauer, der ein Lusthaus auf einem Landgut bauen will. Diese aber scheitern.

Die manchmal kritisierte Episodik des Romans<sup>22</sup> scheint mir die richtige Form für die auseinanderstrebenden Bahnen der Emigrantenschicksale zu sein. Eine Schwäche des Romans ist eher der Umstand, dass der Autor die als konventionell empfundene Notwendigkeit realisiert, die Figurenauswahl mit einer zusammenhängenden Handlung zu verknüpfen, die zu dauernden, dem Realismus des Erzählten abträglichen Zufällen führt. Andererseits bestätigen sich viele Momente des Romans aus den Forschungsergebnissen über die Auswanderung und das amerikanische Alltagsleben im neunzehnten Jahrhundert. Trotz dieser Vorzüge hatte der Roman nicht die beabsichtigte Wirkung. Das kommt wohl teilweise davon, dass das intendierte „Volksbuch“ mit unnötigem Luxus ausgestattet wurde, u. a. mit kostbaren Illustrationen, und daher mit einem Preis von 6,40 Talern angeboten wurde, ein Preis, der für viele, die eine Orientierung über die Auswanderung am stärksten benötigten, kaum aufzubringen war. Die Buchproduktion wurde so teuer, dass sich zwei Verlage die Kosten teilen mussten. Fünfzehn Jahre später klagte der Autor darüber, dass sich die 2.000 Exemplare wegen des hohen Preises immer noch nicht verkauft hätten.<sup>23</sup>

Der Detailrealismus der amerikanischen Szenen in Gerstäckers Schriften wird, so scheint mir, oft unterschätzt. Auch bemängelt die Literaturkritik manchmal das Fehlen einer politischen Dimension, etwa im Vergleich mit Sealsfield. Gelegentlich schreibt man diesen Umstand dem politischen Desinteresse des Publikums nach 1848 zu.<sup>24</sup> Gerstäcker aber ist erst im Juli 1837 zum ersten Mal nach Amerika

---

<sup>22</sup> Vgl. z. B. Erich Seyfahrt: *Friedrich Gerstäcker. Ein Beitrag zur Geschichte des exotischen Romans in Deutschland*. Freiburg im Breisgau: Waibel, 1930, S. 39: „[...] klafft [...] an allen Ecken und Enden auseinander und zerfällt in eine Fülle einzelner Szenen.“

<sup>23</sup> Friedrich Gerstäcker an Hermann Costenoble vom 19. Juni 1870: *Friedrich Gerstäckers Briefe an Hermann Costenoble*. Hrsg. von William H. McClain und Liselotte E. Kurth-Voigt. In: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 14 (1974), Sp. 1189.

<sup>24</sup> Seyfahrt: *Friedrich Gerstäcker* (Anm. 22), S. 25; Andrea Pagni: *Friedrich Gerstäckers ‚Reisen‘ zwischen Ferne und Heimat. Überlegungen zum Reisebericht im literarischen Feld Deutschland um 1850*. In: *Studien zur Literatur des Frührealismus*. Hrsg. von Günter Blumberger, Manfred Engel und Mo-



gekommen, vier Monate nach dem Ende der Präsidentschaft von Andrew Jackson. Damit war die dramatische Zeit der radikaldemokratischen, extern fremdenfeindlichen und rassistischen jacksonischen Bewegung, der sich Sealsfield restlos verschrieben hatte, mehr oder weniger zu Ende. Sie war parteipolitisch domestiziert worden. Die Politik wurde durch die Unfähigkeit der Verantwortlichen, das Problem der Sklaverei zu lösen, zunehmend paralysiert.

Gerstäcker war sich der jacksonischen Tradition bewusst. In einer frühen Erzählung, *Dr. Middleton* (1844), hofft ein junger Mann, dass „unser alter Hickory,“ d. h. Jackson, in der Gestalt seines Nachfolgers van Buren, sich im Geist von Thomas Jefferson gegen die Whigs behaupten werde.<sup>25</sup> Dieser Hinweis muss sich auf die Wahl von 1836 beziehen. Zum Wahlkampf 1840 zwischen William Henry Harrison und Martin van Buren schrieb Gerstäcker an seinen Freund Schultz: „[...] wahrscheinlich wird van Buren abdanken müssen & Gen Harrison auf 4 Jahre Praesident der vereinigten Staaten werden; was interreßirt Dich und mich nun aber das vornehme Pack laße sie kämpfen miteinander um Würden & Lasten.“<sup>26</sup> In seinem öffentlichen Bericht über die Wahl bemerkte Gerstäcker: „Whigs und Demokraten überboten einander, wer von ihnen den größten Unsinn treiben konnte,“ und in diesem Zusammenhang deutet er besonders auf das überall präsentierte berühmt gewordene Symbol der Wahl, das Blockhaus, in dem Harrison angeblich geboren wurde.<sup>27</sup> Manfred Durzak hat einmal behauptet, diese Wahl sei das „einzige politische Faktum, das er etwas ausführlicher darstellt.“<sup>28</sup> Das stimmt nicht ganz. Durzak selbst weist nur flüchtig auf die Erzählung *Eine Präsidentswahl* hin. Diese ursprünglich 1847 in der *Gartenlaube* erschienene, in einem fiktiven Ort in Ohio angesiedelte Erzählung behandelt nicht die Wahl von 1840, sondern die von 1844 zwischen James Polk und Henry Clay. Die meisten Deutschen sind für den Demokraten Polk, und nur ein Verwirrter gründet eine Zeitung für Clay in der Hoffnung, eine hohe Regierungsstelle zu bekommen.

---

nika Ritzer. Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang, 1991, S. 276-288, hier S. 283.

<sup>25</sup> Friedrich Gerstäcker: *Mississippi-Bilder. Licht- und Schattenseiten transatlantischen Lebens*. Dresden/Leipzig: Arnold, 1847; Neudruck Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1985, Bd. 2, S. 333.

<sup>26</sup> Gerstäcker an Schultz vom 12. November 1840. In: *Herzensfreund* (Anm. 19), S. 224.

<sup>27</sup> Friedrich Gerstäcker: *Streif- und Jagdzüge durch die vereinigten Staaten Nord-Amerikas*. Dresden und Leipzig: Arnold, 1844; Neudruck: Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1981, Bd. 1, S. 321f.

<sup>28</sup> Manfred Durzak: *Das Amerika-Bild in der deutschen Gegenwartsliteratur. Historische Voraussetzungen und aktuelle Beispiele*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz: Kohlhammer, 1979, S. 212, Anm. 26.

Die Auseinandersetzungen unter den Figuren sind voller politischer Kontroversen der Zeit. In einer Fußnote verweist Gerstäcker auf das Verfassungsvertrag, dass der Vizepräsident John Tyler nach dem Tod Harrisons Präsident geworden ist, sowie auf Tylers provokatives Veto einer Staatsbank hin.<sup>29</sup> In einer anderen Erzählung ist es nur ein „Niggerfresser“ und Sklavenhalter, der Clay unterstützt: „[...] er rühmte sich auch seines eifrigen Whigthumes und schwärmte für Henry Clay, und besonders für Frelinghuysen, der, seiner Aussage nach, der frömmste Mann der Welt sei und eher verdiente, Präsident, als nur Vicepräsident zu werden.“<sup>30</sup> Da Gerstäcker zu dieser Zeit nicht in Amerika war, beweisen solche Details, dass er auch in Deutschland über die amerikanische Zustände auf dem Laufenden blieb. In seinem ersten Auswandererroman gibt es eine satirische Szene während dieses Wahlkampfes. Darin schildert er die Deutschen, die nur schimpfen statt Polk zu unterstützen, denn sie „wissen und verstehen so wenig von der amerikanischen Politik wie die meisten deutschen Recensenten gewöhnlich von den Büchern wissen, die sie recensieren – sie werfen einen Blick hinein und urtheilen nun das Blaue vom Himmel herunter.“<sup>31</sup>

Es stimmt zwar, dass Gerstäckers Darstellung der soziopolitischen Verhältnisse meistens nicht auf dieser Höhe der nationalen Politik bleibt. Vielmehr machte er seine Beobachtungen über die gesellschaftlichen Verhältnisse auf lokaler Ebene. Ein amerikanisches Sprichwort besagt: „All politics is local.“ Ein Beispiel ist das Interesse am Schulwesen, das er aus Deutschland mitgebracht hat, wo er es in der sozialkritischen Dorfgeschichte *Pfarrre und Schule* (1849) thematisierte. Er hat mehrmals auf eine Besonderheit der amerikanischen Schule aufmerksam gemacht, auf die Übung im Debattieren als Form der Ausbildung zur demokratischen freien Rede. Auch das freundliche Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern ist ihm im Gegensatz zur Atmosphäre der deutschen Schule aufgefallen. In einem programmatischen Aufsatz, *Schulen in den Backwoods* (1849), dehnt er diese Beobachtungen auf den Bildungszustand im allgemeinen aus, und zwar sowohl auf die ständige Verbesserung der öffentlichen Schulen wie auf die stattliche Zahl der Universitäten und Colleges.<sup>32</sup> Gerstäcker informiert auch darüber, dass in den Backwoods ein demokrati-

---

<sup>29</sup> Gerstäcker: *Mississippi-Bilder* (Anm. 25), Bd. 3, S. 255-302, hier S. 260.

<sup>30</sup> Friedrich Gerstäcker: *Schwarz und Weiß*. In: *Aus zwei Welttheilen* (Anm. 7). Gerstäcker scheint nicht gewusst zu haben, dass Theodore Frelinghuysen, obwohl tatsächlich fromm, Gegner der Sklaverei war.

<sup>31</sup> Friedrich Gerstäcker: *Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale*. Leipzig: Brockhaus, 1847, S. 125.

<sup>32</sup> Gerstäcker: *Wald- und Strombilder* (Anm. 8), Bd. 1, S. 185-205. Andere Darstellungen zu die-

ches Rechtswesen funktioniert. Seine Beschreibung eines improvisierten Prozesses um ein gestohlenen Schwein betont trotz seiner humoristischen Färbung die korrekte Verhandlung, die Unschuldsumutung und das gerechte Urteil.<sup>33</sup> Zu dieser Politik auf der lokalen Ebene gehören auch die Beispiele von freiwilliger gegenseitiger Hilfe, wie z. B. die auch für Amerikaner klassische Szene der nachbarlichen Aufrihtung eines Hauses<sup>34</sup> oder der gemeinsame Bau einer Straße.<sup>35</sup> Solche Bilder finden sich allerdings auch bei Sealsfield. In dem Roman *Nathan, der Squatter-Regulator* lässt der Autor die Franzosen darüber staunen, dass die Hinterwäldler auf eigene Initiative, ohne staatliche Autorität, eine Straße durch den Sumpf bauen können und dann gemeinsam ein Haus für einen neu angekommenen Franzosen errichten.<sup>36</sup> Diese richtig beurteilten Szenen sind wichtig, weil sie dem antiamerikanischen Stereotyp, das kommerzielle Leben isoliere die Menschen in einem Kampf aller gegen alle, entgegenwirken.

Obwohl der letzte, posthum publizierte Roman *In Amerika* als schwächere Leistung gilt, ist sein politischer Gehalt jedoch deutlich verstärkt worden, da in ihm die Situation in den Südstaaten nach dem Bürgerkrieg behandelt wird. Gerstäcker, der eine Bekanntschaft mit dem kriegerisch unerbittlichen General William Tecumseh Sherman angeknüpft hatte, bewegt sich mit seiner Weltsicht mehr oder weniger innerhalb der Gesinnung der Radikalen Republikaner, die die Südstaaten und besonders die sklavenhaltende Kaste bestrafen, die Emanzipation der Sklaven vollständig durchführen und die politische Ordnung möglichst demokratisieren wollten. Mit seiner immer noch wachen Aufmerksamkeit für aufschlussreiche Details betrachtet er den Ku-Klux-Klan als Klassenphänomen: „Verachten jene südliche ‚Herren‘ doch grundsätzlich die arbeitende Klasse, welcher Farbe sie doch angehörte.“<sup>37</sup> An einem Punkt allerdings zog er nicht mit den Radikalen Republikanern. Er

---

sem Thema in Gerstäcker: *Streif- und Jagdzüge* (Anm. 27), Bd. 2, S. 206-209; *Die freie Rede: Ein Wort für die Schulen*. In: *Arbeiten für die „Gartenlaube“* (Anm. 15), S. 11-13 und über den Schutz der Unterstützung für die Schulen: *Unberufene Gäste*. In: Friedrich Gerstäcker: *Kleine Erzählungen und Nachgelassene Schriften*, Bd. 1, *Gesammelte Schriften*. Jena: Costenoble, 1872-1879, Neudruck: Braunschweig: Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft, 1983, S. 664-675.

<sup>33</sup> Gerstäcker: *Mississippi-Bilder* (Anm. 25), Bd. 2, S. 225-264. Vgl. den Kommentar über den Unterschied zu juristischen Prinzipien in Deutschland: Friedrich Gerstäcker: *In the Arkansas Backwoods. Tales and Sketches*. Hrsg. und übersetzt von James William Miller. Columbia (MO) und London: University of Missouri Press, 1991, S. 26.

<sup>34</sup> Gerstäcker: *Streif- und Jagdzüge* (Anm. 27), Bd. 2, S. 91.

<sup>35</sup> Ebd., Bd. 2, S. 48-49.

<sup>36</sup> Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Karl J. R. Arndt [u. a.]. Hildesheim/New York: Olms, 1972ff. Bd. 15, S. 336.

<sup>37</sup> Friedrich Gerstäcker: *In Amerika. Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit*. In *Anschluß an „Nach*

bedauert die Absicht, den Schwarzen das Stimmrecht zu geben, da sie nicht imstande seien, bürgerliche Rechte auszuüben. Denn er war, wie viele zeitgenössische Amerikaner, rassistischer Abolitionist. Gerstäcker polemisierte gern leidenschaftlich gegen das Sklaventum, glaube aber nicht an die Gleichheit der schwarzen Rasse.<sup>38</sup> Aber auch in dieser Hinsicht verliert er nicht den kritischen Blick auf die Deutschen. Die Schwarzen „wollen jetzt gern zeigen, dass sie freie, unabhängige Menschen wären, und wussten das in keiner andern Weise fertig zu bringen, als dass sie unverschämt wurden – genau so, wie es in den Staaten nur zu häufig unsere deutschen Bauern machen, wenn sie sich als freie, unabhängige [sic] Amerikaner zeigen wollen und das dann *auch* in keiner andern Weise darzuthun wissen.“<sup>39</sup> Ganz im Sinne der Radikalen Republikaner verachtet der den Präsidenten Andrew Johnson als Kompromissler und Feigling. Gerstäcker lässt seine eigenen Prinzipien vom amerikanischen Diskurs beeinflussen, und zwar in jener Textstelle, wo er Johnson als „Schneider“ verhöhnt.<sup>40</sup> Johnson war auf seine Herkunft aus der Arbeiterklasse stolz. Die Durchlässigkeit der Klassenverhältnisse und die Würde der ehrlichen Arbeit gehörten zu den Aspekten des amerikanischen Lebens, die Gerstäcker sonst immer gelobt hat. Darüber hinaus gibt es Übereinstimmungen zwischen den Ansichten Gerstäckers und der Politik Johnsons, besonders in Bezug auf die Abneigung, den Schwarzen das Stimmrecht zu gönnen oder auf die Auffassung des Bürgerkrieges als Klassenkonflikt des einfachen (weißen) Volkes gegen die südstaatliche Aristokratie. Diese Parallelen wären noch zu untersuchen.

Da Gerstäcker Amerika weitgehend vorurteilsfrei betrachtete, was einige Kritiker „Theorielosigkeit“ nennen, widersprechen sich oft seine empirischen Beobachtungen. Das ist auch der Fall in Bezug auf sein vielfältiges Bild der Schwarzen. Schon in den *Flußpiraten* kennt er den abschätzigen Ausdruck „Jim Crow“, ursprünglich einen Tanz, zu dem der Schwarze gezwungen wird.<sup>41</sup> Auch den abfälligen Ausdruck der Schwarzen für die Weißen, „buckra“, kennt er. In *Der Flatbootmann* sagt ein Schwarzer: „Ein Buckra sieht aus wie der andere“,<sup>42</sup> eine Persiflage auf das Klischee, die Schwarzen ließen sich nicht voneinander unterscheiden.

---

*Amerika*.“ 3. Auflage. Jena: Costenoble, [1878], Bd. 1, S. 15.

<sup>38</sup> Sammons: *Ideology* (Anm. 18), S. 152-157, 194-197.

<sup>39</sup> Gerstäcker: *In Amerika* (Anm. 37), Bd. 1, S. 122.

<sup>40</sup> Ebd., Bd. 2, S. 77.

<sup>41</sup> Friedrich Gerstäcker: *Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerikas*, 2. Abth. In: Gerstäcker: *Ausgewählte Werke*. Hrsg. von Dietrich Theden. Jena: Costenoble, 1889-1891, 1. Serie, Bd. 2, S. 206..

<sup>42</sup> Gerstäcker: *Kleine Erzählungen und Nachgelassene Schriften*, Bd. 2 (Anm. 16), S. 479.

Im Allgemeinen sind Gerstäckers Bilder des amerikanischen Alltagslebens nach meinem Eindruck ziemlich zuverlässig. Wer die maßgeblichen soziohistorischen Studien über das amerikanische Leben im neunzehnten Jahrhundert zum Vergleich heranzieht, wird viele Momente bei Gerstäcker wieder erkennen.<sup>43</sup> Wo es möglich gewesen ist, das Original von Personen und Situationen in seinen Erzählungen zu kontrollieren, sind die Ergebnisse, wenn man die Freiheit der Einbildungskraft berücksichtigt, recht ermutigend.<sup>44</sup> Der Historiker von Arkansas, James Miller, betont Gerstäckers zuverlässige Beobachtungen zu den religiösen Umschichtungen der Zeit und zur stoischen Ausdauer der oft einsamen Frauen in der Wildnis. Er bemerkt allerdings auch, dass die mimetische Genauigkeit seines Realismus der künstlerischen Dimension seines Schreibens Grenzen setzt: „Gerstäcker’s [works] were based in reality without mythopoeic intent [...]. [H]e put more energy into insuring that his descriptions of physical and social institutions were accurate than he did into other aspects of fiction.“<sup>45</sup>

Bei dieser Bereitschaft, aus der unmittelbaren Erfahrung zu lernen und die Ergebnisse zu verarbeiten, kann es manchmal überraschen, wenn er in voreingenommenen Gemeinplätzen über den amerikanischen Charakter urteilt. Wiederholt finden sich Urteile wie beispielsweise: alle Handlungen und Haltungen der Amerikaner werden durch Geld motiviert, für Amerikaner sei das menschliche Leben wenig wert. Letztere Einschätzung scheint sich ihm allerdings durch die horrenden Verluste im Bürgerkrieg zu bestätigen. Es fällt aber bei vielen dieser Stellen auf, wie Gerstäcker gleich anschließend die amerikanische Freiheit im Vergleich mit den Zuständen in Deutschland lobt, denn diese sei besser als „diese widerliche Polizeiaufsicht in unserem ‚geordneten‘ Deutschland.“<sup>46</sup> Auch wenn der Amerikaner dem Geld nachjage, sei er „weit weniger kleinlich als der Deutsche“. Beeindruckt ist der Schriftsteller Gerstäcker von der Behandlung der „Vertreter der Presse [...], [denen]

---

<sup>43</sup> Nützlich zu diesem Zweck sind: Robert Lacour-Gayet: *Everyday Life in the United States before the Civil War, 1830-1860*. New York: Ungar, 1969; Jack Larkin: *The Reshaping of Everyday Life 1790-1860*. New York: Harper and Row, 1988); Daniel E. Sutherland: *The Expansion of Everyday Life, 1860-1876*. New York: Harper and Row, 1990.

<sup>44</sup> Als Beispiele: Evan Burr Bukey: *Friedrich Gerstäcker und Arkansas*. In: *Arkansas Historical Quarterly* 6 (Winter 1947), S. 3-14; Clarence Evans: *Gerstaecker on the Konwells of White River Valley*. In: Ebd. 10 (1951), S. 1-36; Karl Jürgen Roth: *Herr von Seehingen auf Gerstäckers Spuren in Arkansas. Eine Erzählung und ihre Hintergründe*. In: *Mitteilungen der Friedrich-Gerstäcker-Gesellschaft*, Nr. 14 (1984), S. 7-20.

<sup>45</sup> Gerstäcker: *In the Arkansas Backwoods* (Anm. 33), S. 74, 24, 16, 19.

<sup>46</sup> Friedrich Gerstäcker: *Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten, Mexiko, Ecuador, Westindien und Venezuela*, 2. Aufl. Jena: Costenoble, 1876, Bd. 1, S. 36.

man in Amerika die verdiente Achtung zollt, während man sie in Deutschland lieber ausrotten möchte“.<sup>47</sup> Von einem Gastwirt, der Geschäfte mit den verachteten Schwarzen macht, heißt es in seinem letzten Roman: „[...] ein Amerikaner durch und durch, und wenn er nur Geld verdiente – von wem, blieb sich vollkommen gleich.“ Aber an anderer Stelle gibt der Erzähler zu, dass dieser Geist die große Eisenbahnverbindung zum Pazifik zustande bringe.<sup>48</sup>

Was Gerstäcker weiter unten im selben Roman einen Auswanderer erklären lässt, das kann als abschließendes Urteil des Autors gelesen werden:

Wir hier in Amerika sind ein ganz anderes Volk wie daheim, wir haben uns nicht allein körperlich, sondern wohl auch geistig hier geändert, und zwar auf eine ganz wunderbare Weise. Was wir nämlich in Deutschland selber nie waren, das sind wir plötzlich hier Alle miteinander geworden: wirkliche Deutsche, und die alten, elenden Vorurtheile der Heimath konnten gleichfalls das Seewasser nicht vertragen. Wir wurden nicht allein Deutsche, sondern auch Menschen, mit dem Bewußtsein der Gleichberechtigung bei Allen, die auch etwas leisten, und damit erwachte, was Viele daheim kaum dem Namen nach gekannt: unser Selbstgefühl.<sup>49</sup>

Bei der Durchsicht meiner Notizen in Vorbereitung auf diesen Versuch ist es mir stark aufgefallen, wie unterschiedlich in der Qualität sein Werk ist. Lange Strecken, besonders in den späteren Jahren, lesen sich wie Zeitschriftenfutter. Er war ein geborener Erzähler; er erzählte fließend und gern; nur der verhältnismäßig frühe Tod hat die Feder aus seiner Hand gerissen. Dieses weitläufige Œuvre auch annähernd erschöpfend zu lesen, wäre viel verlangt. Es scheint mir aber, dass er als Amerikaschriftsteller zu wichtig ist, um weiter vernachlässigt zu werden. Es sollte sich herumsprechen, dass mehr drin ist, als Regulatoren und Flusspiraten.

---

<sup>47</sup> Ebd., S. 217, 216.

<sup>48</sup> Gerstäcker: *In Amerika* (Anm. 37), Bd. 2, S. 113, 173f.

<sup>49</sup> Ebd., Bd. 3, S. 145.

*Zu den Brüdern jenseits des Weltmeeres*

Das USA-Bild und seine utopische Dimension in  
Heinrich Albert Oppermanns Roman *Hundert Jahre* (1871)

Der Roman *Hundert Jahre* von Heinrich Albert Oppermann (1812-1870) ist einer der unbekanntesten Texte der deutschsprachigen Amerikaliteratur. Die Handlung setzt zwar im Norddeutschland des 18. Jahrhunderts ein. Große Teile spielen jedoch an völlig anderen, über Deutschland, Europa und Nordafrika verteilten Orten. Kein anderer Schauplatz nimmt jedoch so viel Raum ein wie die USA: Ein gutes Drittel des Textes ist dort angesiedelt. Amerika als demokratischer Rechtsstaat und Zukunft Europas bildet das eigentliche *telos* dieses 3000-seitigen Romans, der mit dem Brückenschlag zwischen Central und Union Pacific Railway 1869 im amerikanischen Westen endet. Es dürfte kaum einen anderen deutschen Roman des 19. Jahrhunderts geben, der die USA in einer solchen räumlichen wie zeitlichen Ausdehnung zu beschreiben sucht. Oppermann eröffnet ein riesiges Panorama von der Präsidentschaft Jeffersons bis zur Zeit nach dem Bürgerkrieg, von der frühen Hüttenindustrie Pittsburgs bis zur Erschließung Utahs und Kaliforniens.

Ursprünglich sollte es vor allem um den Verfall des Königreiches Hannover seit den 1770er Jahren bis in Oppermanns Gegenwart gehen. Als er 1864 mit der Niederschrift beginnt, nennt der Autor den Roman noch: „Wie es war und wie es geworden: Erzählung aus dem Welfenlande“ (I, XV).<sup>1</sup> Dass der fertige Roman einen anderen Titel trägt, der die Handlung nicht mehr auf ein exaktes Territorium einengt, sondern einen zeitlichen Rahmen setzt, ist eine Folge von mindestens zwei Faktoren. Zum einen existiert Hannover bei der Fertigstellung des Manuskriptes

---

<sup>1</sup> Zitiert wird nach folgender Ausgabe: Heinrich Albert Oppermann, *Hundert Jahre – 1770-1870: Zeit und Lebensbilder aus drei Generationen*. 1871. 9 in 3 Bänden. 2. Aufl. Frankfurt/Main: Zweitausendeins, 1983. Alle Angaben werden in einfachen Klammern im Haupttext wiedergegeben. Die römische Ziffer steht für den Band, die arabische für die Seitenzahl. Da es sich um einen fotomechanischen Nachdruck der Originalausgabe handelt, sind Band- und Seitenzahl mit dieser identisch.

nicht mehr als eigenständiges Territorium. Damit wird der von Oppermann beschriebene Niedergang nicht nur bestätigt, sondern auf eine für den Autor ursprünglich nicht abzusehende Weise gesteigert. Zum ist aber der neue Titel auch der Ausdehnung des topographischen Rahmens verpflichtet. Sicher lässt sich auch die Geschichte Hannovers nicht ohne Verbindungen zur deutschen und europäischen Geschichte erzählen. Die Verbindung zu den USA ist jedoch nicht zwangsläufig, denn im ersten und zweiten Buch, das unter anderem die Zeit des Unabhängigkeitskrieges behandelt kommen sie nicht vor, obwohl die Vereinigten Staaten zu Beginn des Romans, wie Hannover, gleichfalls von der britischen Krone regiert werden.

Wie im Folgenden gezeigt werden soll, sind die USA bei Oppermann aber gerade *nicht* ein Schauplatz unter anderen, sondern werden als aufstrebender, liberaler Industriestaat immer mehr zu *dem* Gegengewicht des konservativen, in alten Strukturen beharrenden Welfenreiches, das darum von Preußen geschlagen wird und zu existieren aufhört. Weil der historische Niedergang Hannovers in den früheren Büchern noch nicht so weit fortgeschritten ist, wird dort ein solches Gegengewicht noch nicht benötigt. Die amerikanische Revolution von 1776 wird erst nachholend ins Bild gerückt, überflügelt dann aber an Bedeutung die französische.

In einem ersten Teil dieses Beitrags soll es um den Autor Oppermann, die Entstehung des Romans und seine bisherige Rezeption gehen. Ein zweiter Teil bietet einen Überblick des USA-Bildes innerhalb des Romans. Anschließend soll nach der Funktion dieses Amerikabildes gefragt werden. In einem vierten Schritt schließlich werden die möglichen fiktionalen und faktualen Quellen Oppermanns erörtert. Soviel lässt sich hier bereits vorwegnehmen: Obwohl Oppermann in seinen „amerikanischen“ Passagen immer wieder auf literarische Werke und Autoren rekurriert, spielen die einschlägigen fiktionalen Texte, die das deutsche USA-Bild um die Mitte des 19. Jahrhunderts prägen, so gut wie keine Rolle, allerdings mit der Ausnahme von Sealsfields *Der Virey oder die Aristokraten* (1834), dessen Rezeption jedoch nur indirekt nachweisbar ist. Stattdessen soll vor allem die Rolle der persönlichen Kontakte Oppermanns in die USA sowie von Karl Friedrich Neumanns *Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika* (3 Bde., 1863-1866) behandelt werden.



1.

Oppermann wird 1812 in Göttingen als Sohn eines Buchbinders geboren.<sup>2</sup> Nach dem Besuch des Göttinger Gymnasiums beginnt er 1831 sein Studium der Rechtswissenschaften an der dortigen Universität. Er besucht aber auch philosophische und historische Vorlesungen, letztere bei Friedrich Christoph Dahlmann (1785-1860), einem der späteren ‚Göttinger Sieben‘. In seiner Studienzeit wird er zum Anhänger des Philosophen Karl Christian Friedrich Krause (1781-1851), bei dessen Schülern er Vorlesungen hört. Oppermann betätigt sich in dieser Zeit bereits publizistisch. Unter dem Pseudonym Hermann Forsch erscheint 1835 *Studentenbilder oder Deutschlands Arminen und Germanen in den Jahren 1830 bis 1833*, ein autobiographischer Roman über das Studentenleben an der Göttinger Universität, immerhin publiziert bei Heines Hausverlag Hoffmann und Campe.<sup>3</sup>

Vor allem fällt Oppermann zu dieser Zeit durch seine Kritik an der hannoverschen Politik auf, die er in verschiedenen liberalen Zeitschriften artikuliert. 1837 ist er nach eigenen Angaben entscheidend an der Vervielfältigung und schnellen Verbreitung des Protestes der ‚Göttinger Sieben‘ beteiligt. Unabhängige Bestätigungen dafür gibt es allerdings nicht. Sein politisches Engagement behindert bald seine Laufbahn als Jurist. Obwohl die juristische Fakultät 1836 eine seiner juristischen Abhandlungen prämiert, obwohl er 1838 das Zweite Staatsexamen ablegt, erhält er erst 1842 seine Zulassung zur Advokatur, und zwar nicht in Göttingen, wo er gern geblieben wäre, sondern im entlegenen Hoya, einer kleinen Stadt an der Weser zwischen Hannover und Bremen, die Oppermann selbst als „Exil“<sup>4</sup> empfindet.

---

<sup>2</sup> Biographische Angaben nach: F.[erdinand] Frensdorff: *Heinrich Albert Oppermann*. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*. Bd. 24. Leipzig: Duncker & Humblot, 1887, S. 400-404; Heiko Postma: *Nachwort: Heinrich Albert Oppermann – Portrait eines Niedersachsen*. In: *Heinrich Albert Oppermann: Hundert Jahre*, 1871, 2. Auflage, Bd. 3, Frankfurt/Main: Zweitausendeins, 1983, S. 3-116; Jürgen Vortmann, *Heinrich Albert Oppermann*. In: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 19. Berlin: Duncker & Humblot, 1999, S. 576-577.

<sup>3</sup> Daher verwundert es nicht, dass Heine von Verleger Julius Campe auf den Roman aufmerksam gemacht wird. Im Begleitbrief schreibt Campe, die *Studentenbilder* seien „rein aus dem Leben und der Wirklichkeit gegriffen und [stunden] daher kräftig da [...]“. (Brief von Julius Campe an Heinrich Heine vom 1. Januar 1835. In: *Heinrich Heine: Säkularausgabe: Werke – Briefe – Lebenszeugnisse*. Bd. 24. Berlin/Paris: Akademie-Verlag, Editions du CNRS, 1974, S. 287) Explizite Äußerungen Heines über den Roman sind leider nicht bekannt.

<sup>4</sup> Vgl. den Brief an Georg Kestner d. J. vom 10. Oktober 1842. In: Gerhard Friesen: *Briefe von und an Oppermann in der Sammlung Kestner*. In: *Heinrich Albert Oppermann: Zivilgeschichtliches Handeln in historischer Perspektive*. Hrsg. von Christoph Suin de Boutemard. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2007, S. 217.

Dieser Umstand und die fortwährende Observierung – die Personalakte kann noch heute eingesehen werden<sup>5</sup> – halten ihn nicht davon ab, weiterhin zu publizieren.<sup>6</sup> 1841 erscheint in den *Deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst* eine kritische Abhandlung über die Göttinger Universität, die als „Stich ins kleinstädtische Wespennest“ empfunden wird.<sup>7</sup> Nebenbei veröffentlicht Oppermann eine *Philosophische Encyclopädie* (1844) und eine Monographie über die *Göttinger gelehrten Anzeigen* (1844). Er selbst entzieht sich dem kleinstädtischen Leben nach und nach. 1852 wird er Obergerichtsanwalt im benachbarten, etwas größeren Nienburg. Außerdem schlägt er eine Karriere als aktiver Politiker ein. Nach einem gescheiterten ersten Anlauf<sup>8</sup> wird Oppermann 1849 als Abgeordneter der Liberalen in die Zweite Kammer der hannoverschen Ständeversammlung gewählt, ein Mandat, das er zunächst bis 1856 und dann noch einmal von 1864 bis 1866 innehat. Nach der Annexion Hannovers durch Preußen gehört er bis zu seinem Tod 1870 dem preußischen Abgeordnetenhaus und dem Vorstand der Nationalliberalen Partei an. Die Gründung des Kaiserreichs erlebt er nicht mehr.

1864 beginnt Oppermann mit der Niederschrift seines zweiten Romans *Hundert Jahre*. Seit 1865 erscheinen davon Auszüge in dem von Oppermann redigierten *Nienburger Wochenblatt*.<sup>9</sup> Im Sommer 1869 ist das Manuskript beendet, der Roman erscheint 1871 bei Brockhaus. Oppermann korrigiert nur noch die Druckfahnen der ersten Bände. Die Publikation erlebt er nicht mehr. Eine unmittelbare Wirkung ist nicht nachweisbar. Dafür gibt es mindestens zwei mögliche Erklärungen. Gerhard Friesen sieht den Grund für die mangelnde Resonanz in der Unfähigkeit und dem

---

<sup>5</sup> Vgl. Guido Erol Öztanil, *Personalakte Heinrich Albert Oppermann: ‚Vertrauliche‘ Einblicke in das Verhältnis zwischen Staat und Individuum im Königreich Hannover 1832-1866*. In: *Heinrich Albert Oppermann: Unruhbestifter und trotziger Demokrat*. Hrsg. von Klaus Palandt und H. Joachim Kusse-row. Hannover: Postskriptum, 1996, bes. S. 196-210.

<sup>6</sup> Für einen kursorischen Überblick zu Oppermanns publizistischem Schaffen siehe die Auswahlbibliographie bei Postma (Anm. 2), S. 117-123. Am Beispiel eines Blattes demonstriert Gerhard Friesen Oppermanns journalistische Arbeiten. Vgl. Gerhard Friesen: *Heinrich Albert Oppermann in der Bremer Zeitung 1844-1848*. In: *Heinrich Albert Oppermann: Zivilgeschichtliches Handeln in historischer Perspektive*. Hrsg. von Christoph Suin de Boutemard. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2007, S. 85-116.

<sup>7</sup> Postma: *Nachwort* (Anm. 2), S. 48.

<sup>8</sup> Den Verlauf zeichnet nach: Gerhard Friesen: *Fingerfertigkeiten des Drostens von Heustedt*. In: *Heinrich Albert Oppermann: Zivilgeschichtliches Handeln in historischer Perspektive*. Hrsg. v. Christoph Suin de Boutemard. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2007, S. 203-212.

<sup>9</sup> Vgl. Postma: *Nachwort* (Anm. 2), S. 86-87. Ein vollständiger Abdruck erscheint allerdings schon wegen des begrenzten Umfangs des Blattes zweifelhaft; vgl. ebd., S. 87.

schlechten Ruf von Oppermanns Freund Karl Braun, der die wichtigste Rezension des Buches verfasst.<sup>10</sup> Arno Schmidt hingegen macht den Zeitgeist verantwortlich: „Das große Buch wurde vergessen – und geschickt *vergessen gemacht!* – im großen Trubel von 70/71: die Stimme der Vernunft wurde wieder einmal mehr übertönt von der ‚Trompete von Gravelotte‘.“<sup>11</sup>

In den folgenden Jahrzehnten ändert sich daran nicht viel. 1908 versucht das *Hannoversche Tageblatt* den Wiederabdruck in einer hauseigenen Buchreihe, gibt jedoch nach dem vierten Band mangels Nachfrage auf.<sup>12</sup> So ist es an Arno Schmidt, Oppermann wiederzuentdecken. Zur Jahreswende 1958/59 verfasst er einen Radioessay über die *Hundert Jahre*, in dem er Oppermanns Text als Ideal eines „Politischen Romans“ preist, da er als einziger den Mut gefunden habe, die politischen Zustände Deutschlands zwischen 1770 und 1866 objektiv darzustellen.<sup>13</sup> Bis heute ist ein Großteil der Oppermann-Forschung eher ein Seitenstück der Schmidt-Philologie geblieben. Der erste komplette Wiederabdruck des Romans, den Heiko Postma 1982 im Frankfurter Zweitausendeins-Verlag herausgibt, erfolgt in der Reihe *Haidnische Alterthümer*, die sich ausschließlich literarischen Entdeckungen Schmidts widmet. In der 1995 gegründeten Oppermann-Gesellschaft zu Nienburg, die mit einem Oppermann-Lesebuch<sup>14</sup> und seit neuestem auch mit dem ersten Band der *Oppermann-Studien*<sup>15</sup> hervorgetreten ist, sind folgerichtig auch zahlreiche Schmidtia-

---

<sup>10</sup> Gerhard Friesen: *The German Panoramic Novel of the 19<sup>th</sup> Century*. Bern/Frankfurt/Main: Lang, 1972, S. 164.

<sup>11</sup> Arno Schmidt: *Hundert Jahre: Einem Manne zum Gedenken* (1958). In: *Bargfelder Ausgabe: Werkgruppe II: Dialoge*. Hrsg. von der Arno Schmidt Stiftung. Bd. 2. Zürich: Haffmans, 1990, S. 190. Die auf einer gekürzten Fassung basierende Rundfunkaufnahme von 1959 ist wieder erreichbar in: Arno Schmidt: *Nachrichten von Büchern und Menschen: Elf originale Radio-Essays*. 12 CD. Georgsmarienhütte: cpo, 2003, CD 9.

<sup>12</sup> Eine der wenigen Äußerungen aus späterer Zeit stammt von Theodor Lessing, der in seinen zuerst 1935 erschienenen Memoiren von Oppermann als einem der „vielen kleinen Sterne“ spricht, die in seiner Jugendzeit in Hannover „verloren im Dunkel [funkelten]“. Theodor Lessing: *Einmal und nie wieder*. Gütersloh: Bertelsmann, 1969, S. 25. Über Oppermanns Werk, insbesondere die *Hundert Jahre*, äußert sich Lessing jedoch nicht.

<sup>13</sup> „Oppermann hat – wahrlich, soweit ich sehe, als Einziger! – *das* geleistet, was Gustav Freytag versprach=und=nicht=hielt; was Gutzkow zerfaselte; was die damaligen Lyriker bestenfalls schneidig ‚anritzten‘“ Schmidt: *Hundert Jahre* (Anm. 11), S. 190.

<sup>14</sup> *Heinrich Albert Oppermann – Unruhbestifter und trotziger Demokrat: Lesebuch*. Hrsg. von Klaus J. Paalandt und H. Joachim Kusserow. Hannover: Postskriptum, 1996.

<sup>15</sup> *Heinrich Albert Oppermann: Zivilgeschichtliches Handeln in historischer Perspektive*. Hrsg. von Christoph Suin de Boutemard. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2007.

ner organisiert. Einschlägige Schmidt-Forscher liefern Beiträge,<sup>16</sup> und selbst abseits davon findet die Forschung mehrheitlich in Schmidt-affinen Periodika wie dem *Bargfelder Boten* statt.<sup>17</sup> So verdienstvoll dieses Engagement für die Erschließung des Autors war, führt es doch häufig zur einseitigen Betrachtung von Oppermanns Werk aus der Perspektive und Interessenlage Schmidts, denn dieser hatte sich nämlich hauptsächlich darum bemüht, in Oppermann einen Gewährsmann und Vorläufer für die eigenen Auffassungen von einer politischen Literatur zu finden,<sup>18</sup> die die Zustände der Gegenwart aus dem Verlauf der jüngsten Geschichte herleitet.<sup>19</sup> Zu den wenigen nicht aus dem Umfeld der Arno-Schmidt-Philologie stam-

---

<sup>16</sup> Vgl. Friedhelm Rathjen: *Zwischen Hoya und Utab: Arno Schmidts Liaison mit Heinrich Albert Oppermann*. In: *Heinrich Albert Oppermann – Unruhbestifter und trotziger Demokrat: Lesebuch*. Hrsg. von Klaus J. Palandt und H. Joachim Kusserow. Hannover: Postskriptum, 1996, S. 168-188; Öztanil: *Personalakte Heinrich Albert Oppermann* (Anm. 5), S. 189-216; Robert Eugen Formanek: *Neues zu Arno Schmidt – Heinrich Albert Oppermann: Eine verworfene Einleitung zum Funkdialog ‚Hundert Jahre – Einem Manne zum Gedenken‘ nebst einigen Erläuterungen*. In: *Heinrich Albert Oppermann: Zivilgeschichtliches Handeln in historischer Perspektive*. Hrsg. von Christoph Suin de Boute-mard. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2007, S. 13-60.

<sup>17</sup> Vgl. Axel Dunker: „Man begeht kein Plagiat an sich selbst“: *Zur Transformation der Werke von James Joyce und Heinrich Albert Oppermann in Arno Schmidts Erzählung ‚Großer Kain‘*. In: *Bargfelder Bote* 150-151 (1991), S. 3-20; Friedhelm Rathjen: *Redlicher Trotz: Einige Beobachtungen und Anmerkungen zu Arno Schmidts Beschäftigung mit Heinrich Albert Oppermann*. In: *Bargfelder Bote* 200 (1995), S. 20-30; Guido Erol Öztanil: „Soweit ich ihm nachgeben konnte...“: *Arno Schmidt und Heinrich Albert Oppermann – Rekonstruktion einer Spurensuche*. In: *Bargfelder Bote* 257-259 (2001), S. 3-47; vgl. außerdem: Ansgar Warner, „Kampf gegen Gespenster“: *Die Radio-Essays Wolfgang Koeppen und Arno Schmidts*. Bielefeld: Aisthesis, 2007, bes. S. 128-135. Ich möchte allerdings an dieser Stelle erwähnen, dass ich ebenfalls durch meine Arno-Schmidt-Lektüre auf Oppermann gestoßen bin.

<sup>18</sup> Vgl. Rathjen: *Redlicher Trotz* (Anm. 17), S. 23. Vgl. auch die folgende Passage am Schluss des Rundfunkessays: „Heinrich Albert Oppermann zeigte, zeit seines Lebens, die – meiner Ansicht nach – für sämtliche existierenden Wesen einzig legitime Haltung gegenüber jeder ‚Höheren Instanz‘ .... (*grollend*): die, grundsätzlich, uns, den mit unzureichenden Organen von ihr ausgerüsteten, gegenüber, die *schuldige* ist! – redlichen Trotz!“ (Schmidt: *Hundert Jahre* [Anm. 11], S. 192-193).

<sup>19</sup> „Ja leider tendieren wir Deutschen dahin, Gegenwart und Historie zu trennen, als gehörten sie gar nicht zueinander! Dabei ist es doch so: das individuelle Gedächtnis des Einzelnen ergibt Verhaltensmaßregeln nur für eine recht beschränkte Zahl von Erlebnissen; für die weit-aus größte muß eben vikariierend das ‚Gedächtnis der Menschheit‘ einspringen: einer der Zwecke der ‚Geschichte‘! Nur so wird es ja möglich, Gleichungen wie ‚Alexander = Hitler‘ zu erkennen; oder bei uns das ‚Neue Mittelalter‘ [die Restauration der Adenauer-Jahre, S.H.]“ (Schmidt: *Hundert Jahre* [Anm. 11], S. 164). Vgl. auch Warner: „Kampf gegen Gespenster“ (Anm. 17), S. 128.

menden Arbeiten gehören eine Monographie von Gerhard Friesen, welche die *Hundert Jahre* gemeinsam mit Sealsfields *Der Virey und die Aristokraten* (1834) und Gutzkows *Die Ritter vom Geiste* (1850/51) als eine der großen „panoramic novels“ der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts beschreibt,<sup>20</sup> sowie einige wenige Studien aus juristischer, politikwissenschaftlicher oder heimatkundlicher Sicht.<sup>21</sup> Insgesamt gilt der Roman in der Forschung als literarisch mittelmäßig. Hermann Weber bescheinigt ihm, er streife „vielfach die Grenzen zur Kolportage“.<sup>22</sup> Selbst Arno Schmidt urteilt diplomatisch: „Der Wert der *Hundert Jahre* liegt absolut im Material; nicht in dessen Verarbeitung. Holofernes“ – so Oppermanns Spitzname seit Jugendzeiten – „war weder Redner noch Dichter.“<sup>23</sup>

Angesichts der Forschungslage wie auch der Urteile verwundert es nicht, dass der Roman *Hundert Jahre* in den meisten Darstellungen zum literarischen Amerika-Bild schlicht fehlt. Eine der wenigen Ausnahmen ist Harold Jantz' Artikel *Amerika im deutschen Dichten und Denken* im Standardwerk *Deutsche Philologie im Aufriß*, der „für die Zeit der frühen Republik (bis zum Bürgerkriege) [...] *Hundert Jahre*“ als „[vielleicht] bedeutendsten“ historischen Roman seiner Zeit einstuft.<sup>24</sup> Eine ausführliche Untersuchung zu Oppermanns USA-Bild fehlt bis heute und kann auch hier nur in Ansätzen geleistet werden.

---

<sup>20</sup> Die Metapher des „Panoramas“ ist für Friesen durchaus in Anlehnung an die großen Rundgemälde des 19. Jahrhunderts zu verstehen, zu denen Daguerre ab 1822 noch Lichteffekte und drehbare Besucherplattformen hinzufügte; vgl. Friesen, *The German Panoramic Novel* (Anm. 10), S. 24-26.

<sup>21</sup> Vgl. Theodor Sonnemann: *H. A. Oppermann und der hannoversche Liberalismus*. Diss., Universität Rostock, 1922; Hermann Weber: *Heinrich Albert Oppermanns Hundert Jahre: Der vergessene Roman eines vergessenen Juristen*. In: *Neue juristische Wochenschrift* 28 (1985), S. 1595-1604. Auch Frensdorffs Abriss in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* konzentriert sich auf Oppermanns politische und juristische Laufbahn. Zu den heimatkundlichen Studien zählt diese neuere Sammlung: *Zwischen Hoya und Brooklyn: Neue Beiträge zu Person, Familie und Werk Heinrich Albert Oppermanns*. Hrsg. von Bernd Ulrich Hucker und H. Joachim Kusserow. Hoya: Heimatmuseum für die Grafschaft Hoya, 2003.

<sup>22</sup> Weber: *Heinrich Albert Oppermanns Hundert Jahre* (Anm. 21), S. 1595.

<sup>23</sup> Schmidt: *Hundert Jahre* (Anm. 11), S. 191.

<sup>24</sup> Harold Jantz: *Amerika im deutschen Dichten und Denken*. In: *Deutsche Philologie im Aufriß*. Hrsg. von Wolfgang Stammer, 2. Aufl., Bd. 3. Berlin: Erich Schmidt, 1962, S. 341. Über Jantz kam möglicherweise auch Friesen mit dem Stoff in Berührung, denn seine Monographie trägt die Widmung „To Harold Jantz / Teacher and Scholar“ (Friesen: *The German Panoramic Novel* (Anm. 10), S. 5).

## 2.

*Hundert Jahre – 1770-1870: Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen*: Bereits der Titel weist auf das hin, was Friesen das „panoramische“ Prinzip des Romans genannt hat. Oppermanns Absicht ist es, „in der Geschichte der Familien, die ich zwei oder drei Generationen hindurch schildern wollte, den Charakter des Zeitalters im allgemeinen [zu] zeichnen“ (I, XIV). Im Mittelpunkt stehen einige miteinander verbundene Familien aus dem fiktiven Flecken Heustedt, einer dichterischen Abwandlung von Hoya, Oppermanns zeitweiligem Lebensmittelpunkt.<sup>25</sup> Die Mitglieder der Familien Schulz, Haus, Baumgarten und von Wildhausen wachsen zunächst im *ancien régime* der deutschen Kleinstaaterei auf, bis die Geschichte sie und ihre Nachkommen an praktisch alle relevanten historischen Schauplätze der nächsten Jahrzehnte trägt.

Zu Beginn der Handlung weitet der Autor den Horizont auf andere Orte Norddeutschlands wie Bremen und Göttingen aus. Paris und die französische Revolution werden zunächst nur im brieflichen Bericht geschildert (II, 205-217). Dann aber kommt es zu einer sukzessiven Raumausdehnung mit den Schauplätzen Neapel, Capri (III), der Küste Nordafrikas (V), Dresden, Frankfurt und Berlin während der 1848er Revolution (VIII). Ins Königreich Hannover, vor allem nach Heustedt und Göttingen, kehrt die Erzählung periodisch zurück. Die fiktiven Charaktere begegnen immer wieder historischen Figuren, Monarchen wie Politikern, Künstlern wie Schriftstellern. Dabei entsteht nicht nur ein zeitliches, sondern auch ein soziales Panorama, das alle Schichten vom Adel bis zu Bettlern und Henkern umfasst. Die individuelle Figurenzeichnung tritt zurück. An die Stelle der Darstellung „blos [sic] seelischer Zustände“ (I, XIV)<sup>26</sup> tritt ihr Eingebundensein in historisch-politische und soziale Zusammenhänge. Dies lässt viele Figuren bei der Lektüre etwas holzschnittartig wirken. Sie erscheinen oft eher als Träger dieser Eigenschaften denn als individuelle Persönlichkeiten. Die meisten von ihnen durchlaufen somit keine inne-

---

<sup>25</sup> Eine genaue Aufschlüsselung der Heustedter Orts- und Personennamen unternimmt: Willi Schreiber: *Heustedt ist Hoya: Versuch der Entschlüsselung von Orts- und Personennamen in Oppermanns Roman ‚Hundert Jahre‘*. In: Hucker/Kusserow (Hrsg.): *Hoya und Brooklyn* (Anm. 21) S. 41-55.

<sup>26</sup> „Ich wollte nicht, wie die meisten Romane es thun, die Liebe, den Anfang einer Familie oder die Zerstörung einer solchen, zum Vorwurf meiner Erzählung nehmen, weder die oft so sonderbare psychische Entstehung und Entwicklung der Liebe, noch das Aufhören derselben durch Untreue, Eifersucht, Misverständnisse [sic], Unsittlichkeit, Ehebruch, noch die der Liebe entgegenstehenden Hemmnisse und Conflict, welche durch Geburt, Stand, Reichthum, Armuth, Religionsverschiedenheit, Feindschaft der Aeltern, Verrath von Freunden u. s. w. veranlaßt werden“ (I, XIV).

re Entwicklung, auch nicht in der Begegnung mit Amerika und seiner Gesellschaft. Allenfalls ist es der Ort, der nach den repressiven Zuständen in Deutschland den inneren Überzeugungen der Figuren endlich gerecht wird.

Neben dem Königreich Hannover tritt Amerika als Schauplatz mehr und mehr in den Vordergrund. Ist es zuerst nur ein ausgedachter Fluchtort für zwei unglücklich Verliebte, die Komtesse Olga von Wildhausen und den Bürgerlichen Karl Haus (II, 156), oder ein Staat, mit dem man Handel treiben kann (I, 368-370), werden die Vereinigten Staaten ab dem IV. Band selbst zum Schauplatz der Handlung. Diese Transformation ist zunächst mit einer der wichtigsten zeitgeschichtlichen Figuren verbunden, dem in Hoya gebürtigen Justus Erich Bollmann (1769-1821).<sup>27</sup> Nachdem er sich im ersten Band mit Karl Haus und den Söhnen der Familie Schulz anfreundet, studieren sie gemeinsam in Göttingen, bevor Bollmann vergeblich versucht, General Lafayette aus österreichischer Gefangenschaft zu befreien (III, 58-93), in die USA auswandert, die Eisenverhüttung in Pittsburgh mitbegründet, und als Geschäftsträger der USA am Wiener Kongress teilnimmt (V, 215-238), eine Funktion, in der ihn auch August Varnhagen von Ense in seinen Memoiren schildert, und zwar durchaus anerkennend.<sup>28</sup> Im Roman ist es Bollmann, der zunächst Haus und seine Geliebte Olga nach Pittsburgh einlädt, sich dort an Bollmanns wirt-

---

<sup>27</sup> Zu Bollmanns Biographie vgl. die Briefsammlung: *Justus Erich Bollmann: Ein Leben in zwei Welttheilen*. Hrsg. von Friedrich Kapp. Berlin: Julius Springer, 1880, sowie Postma: *Nachwort* (Anm. 2), S. 49-54.

<sup>28</sup> „Die ganze Gesellschaft verstummte, um einzig die Wunder zu vernehmen, welche Bollmann von den Vereinigten Staaten Nordamerika’s zu erzählen hatte. [...] Durch die Naivität der Fragen eines anwesenden Diplomaten [...] wurde der Vortrag nach und nach ein vollständiger, mit schlagenden Beispielen ausgestatteter Kursus republikanischer Grundlehren und Vorbilder, wie man gerade hier bei dem Monarchenkongresse am wenigsten für möglich gehalten hätte“ (Karl August Varnhagen von Ense: *Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens*, 1837-1838. Hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Bd. 2. Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1987, S. 644-645). Vgl. auch Varnhagens längerer Artikel über Bollmann in *Minerva* 2 (1837), S. 450-485, der Oppermann wohl als Quelle für die Schilderung der versuchten Befreiung Lafayettes diente, sowie seinen Aufsatz *Denkwürdigkeiten Erich Bollmanns* in: *Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften*, Bd. 1. Mannheim: Hoff, 1837, S. 1-135. Umgekehrt äußert sich auch Bollmann in seinen Briefen über Varnhagen und bescheinigt ihm ausdrücklich, dass er eine zu vorteilhafte Meinung über die Französische Revolution habe; vgl. Kapp: *Justus Erich Bollmann* (Anm. 27), S. 378. Varnhagen von Ense bildet auch insofern ein Bindeglied zwischen Bollmann und Oppermann, als er Oppermann bereits als Publizisten rezipiert. 1857 schreibt er in seinen *Tageblättern* über einen Artikel Oppermanns in der Zeitschrift *Deutsches Museum*, in dem dieser den Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Müller rezensiert; vgl. Karl August Varnhagen von Ense: *Tageblätter: 1819-1858*. Hrsg. von Konrad Feilchenfeldt. Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1994, S. 857-858.

schaftlichen Unternehmungen zu beteiligen. Haus lässt sich für den Kongress aufstellen und zieht mit Olga, die er inzwischen geheiratet hat, in die neue Hauptstadt „Föderal City“ (IV, 167), nachmals Washington. Dort wird das Paar unter den Präsidenten Jefferson und Madison Teil der dortigen *High Society*. Als die Familienresidenz in Pittsburgh Ziel von Ausschreitungen wird (IV, 263ff.) und die Nachricht eintrifft, dass Olgas Mutter, die Gräfin Melusine, beim Brand des Heustedter Schlosses ums Leben gekommen sei, kehren Haus und die an Heimweh leidende Olga nach Deutschland zurück (IV, 276-281).

Inzwischen sind neue Familienmitglieder eingewandert. Mit Olgas Schwester Heloise von Wildhausen, einer überzeugten Demokratin, kommen noch ein Baumgarten-Sohn und seine adlige Verlobte ins Land. Heloise heiratet den englischen Ingenieur John Grant, der sich Robert Fulton anschließt und an der Konstruktion der neuartigen Dampfschiffe beteiligt, die ab den 1820er Jahren den Ohio River und später den Mississippi befahren (VI, 68-69). Man bleibt in Kontakt mit der Alten Welt, aber außer Karl und Olga kehrt niemand dauerhaft zurück. Nur an der Hundertjahrfeier der Universität Göttingen nehmen einige Figuren teil. Der junge George Grant darf beim Festzug das Sternenbanner tragen (VI, 252). Die nächste Auswanderungswelle bringt die Revolution von 1848. Der Dresdner Eisenbahningenieur Theodor Hellung, Sohn eines alten Freundes von Karl und Olga, hat zunächst Heustedt ans Eisenbahnnetz angeschlossen und dort seine Frau Minna Claasing kennen gelernt, eine weitläufige Verwandte der Familie Schulz. Als er in Dresden im Mai 1849 wegen angeblicher Anstiftung zum Aufruhr festgenommen wird (VIII, 107-111), kann Minna seinen Gefangenenerwärter überreden, mit Hellung zu fliehen. Gemeinsam wandern sie nach Amerika aus (VIII, 111-113), ebenso wie der junge Advokat Oskar Schulz, der sich publizistisch auf Seiten der Revolution engagiert und darauf in Hannover ins Gefängnis geworfen wird. Es ist ihre Perspektive, aus der die USA auf den letzten 500 Seiten des Textes geschildert werden.

Hier, im VIII. und IX. Band, erreicht Oppermanns Amerika-Beschreibung ihre größte Dichte. Oskar Schulz, entschiedener Gegner der Sklaverei, befährt auf einem Schaufelraddampfer den Ohio River und verliebt sich in die junge Kreolin Hermine, die Stieftochter der grausamen Sklavenhalterin Doralice. Während eines ausgedehnten Aufenthaltes in Louisiana besucht er die Pflanzung des Exilfranzosen Vicomte de Plessis, der mit seinen Sklaven einen vorbildlichen Umgang pflegt, in dem er sie fördert, ausbildet und schließlich in die Freiheit entlässt. Natürlich ist auch er mit der Enkelin einer Heustedterin verheiratet (IX, 79). Zufällig gehört die Nachbarpflanzung der Kreolin Doralice, die durch ihre Grausamkeit einen Sklavenaufstand provoziert und dabei ums Leben kommt. Und natürlich kann Oskar nun



Hermine heiraten, „jene Creolin, deren Augen ihm seit drei Jahren keine Ruhe ließen“ (IX, 77).

Noch wichtiger für den Handlungsgang wird Theodor Hellung, der als Ingenieur eine Route für die erste Eisenbahn über die Rocky Mountains planen soll. Von hier berichtet er nicht nur über die Ansiedlung der Mormonen in Utah, und zwar unter dem vieldeutigen Titel „Der Hafen der Verschlagenen“ (VIII, 250-272).<sup>29</sup> Er ist es auch, der schließlich an der Westseite der Sierra Nevada die utopische Ansiedlung Hellungen gründet, von der aus er alle zur Auswanderung gewillten Deutschen aufruft, ihn bei seinem Projekt zu begleiten: „Nach den Grundsätzen der neu reconstituirten Union: / Freier Boden, / Freie Arbeit, / Freie Rede, / Freie Menschen ! / ist der Bau begründet und auf dieser Grundlage soll er fortgesetzt werden“ (IX, 315). Hellungen ist von vornherein als Gegenentwurf zum Alten Europa konzipiert:

Wir sind glücklicher daran als alle Europäer und Asiaten, welche mit den Ruinen und dem Schutt der Vergangenheit beladen sind [...]. [...] Uns steht kein altes historisches Gerümpel, keine Gerichtslauben, kein römisches Recht, noch kaiserlich und königlich peinliches, noch das so genannte Recht (d. h. Unrecht) des Krieges im Wege, keine Dinge, die auf das Recht ihrer Existenz pochen, weil sie ein Jahrtausend lang da gewesen, vielleicht durch Gewalt, Unrecht oder Zufall entstanden sind. Wir können unsere Städteordnung aufbauen ohne königliche, polizeiliche, militärische oder sonstige Genehmigung. (IX, 317-318).

[...]

Daß ich Ansiedler verlange, die zu meinem Unternehmen taugen, versteht sich von selbst. [...] In Hellungen können Schwelger und Schlemmer, Raufbolde, Bettler, Renommisten, Gaukler, gemeine und vornehme Strolche, Wucherer, Spieler und Nichtsthuer keine Herberge finden; wir dulden nicht Leihhäuser und Häuser der Unzucht, noch Kneipwirth, die solchen Lastern dienen, nicht Clubs noch Salons der Verführung, noch Spielhöllen; wir wollen nicht Criminalnovellenschreiber, literarische Lohndiener, feile Poeten, Rechtsverdreher, Proceßkrämer, politische und kirchliche Hetzer, so wenig wie Taschendiebe, Börsenlügner und Falschmünzer, in unserer Mitte sehen“ (IX, 321-322).

---

<sup>29</sup> Liest man das Kapitel, ist es fragwürdig, ob Oppermann tatsächlich so „wohlwollend über die Erscheinung referiert“ hat, wie Arno Schmidt meint; vgl. Arno Schmidt: *Das Buch Mormon* (1961). In: *Baryfelder Ausgabe: Werkgruppe III: Essays und Biographisches*. Hrsg. von der Arno Schmidt Stiftung. Bd. 4. Zürich: Haffmans, 1995, S. 67.

Aber Hellungen ist nicht nur eine Idealgesellschaft mit durch und durch bürgerlichem Ethos,<sup>30</sup> ein Salt Lake City des Liberalismus, es ist auch mit allen Attributen eines *locus amoenus* versehen. „O! wie wollen wir in diesem Garten nur unter Orangen, Citronen, Granatbäumen von unserer Arbeit ruhen“, schreibt Hellung an seine Frau. Kalifornien als utopischer Ort tritt an die Stelle Italiens, – und ist ja auch realiter ein „Land, wo die Zitronen blühn“.<sup>31</sup>

Das letzte Wort des Romans gehört jedoch einem anderen Ereignis, das Hellung mit seiner Arbeit vorbereitet hat, nämlich dem Zusammenschluss von Central und Union Pacific Railway am 10. Mai 1869, der ersten durchgehenden Eisenbahnverbindung zwischen Ost- und Westküste. Natürlich nehmen die amerikanischen Nachkommen der Heustedter an diesem Ereignis teil (IX, 329). Präsident der USA ist der ehemalige Nordstaatengeneral Ulysses S. Grant, auch er – man ahnt es bereits – ein Nachfahre der Heustedter, nämlich ein Enkel Heloise von Wildhausens. Von hier holt der Erzähler schließlich zu einem kurzen, aber optimistischen Zukunftsentwurf für das Jahr 2070 aus, in dem Amerika und Europa „die erstarrten asiatischen und die unmündigen und verwahrlosten afrikanischen Völker unter eine aufrichtige civilisatorische Vormundschaft und Erziehung“ (IX, 332) stellen sollen.

„Dir aber, mein deutsches Vaternvolk“, so schließt der Text, ist die größte und schönste Aufgabe gestellt für die Herbeischaffung besserer Zeiten! [...] Und sollte ein feindseliger Dämon der Gewaltherrschaft, der Knechtung der Geister, der Lähmung der Arbeit, der Zwietracht und der Lüge dein altes Haus in Europa zerstören, so wird der bessere Geist und das echte Leben in dir sich hinüberretten zu den verwandten Brüdern jenseits des Weltmeeres, um mit frischer Kraft von dort aus das europäische Erbland neu zu beleben“ (IX, 333).

Bereits die Nacherzählung des amerikanischen Handlungsstranges nimmt beträchtlichen Raum ein. Insgesamt handelt es sich etwa um ein Viertel des Romans, mit einer deutlichen Verdichtung in der zweiten Romanhälfte. Dieser Textteil deckt nicht nur einen Zeitraum von beinahe siebzig Jahren amerikanischer Geschichte ab. Er sucht auch alle damals bedeutenden Regionen des Landes einzubeziehen, von der Handelsstadt Philadelphia und den Industrien der Ostküste über das neu erschlossene Ohiotal (VIII, 277) und den agrarischen Süden bis zu den Rocky Moun-

---

<sup>30</sup> Hermann Weber bezeichnet Hellungen als „Zwischending zwischen frühsozialistischer Kommune und Schulze-Delitz'scher Genossenschaft“ (Weber: *Heinrich Albert Oppermanns Hundert Jahre* (Anm. 21), S. 1602).

<sup>31</sup> Auffällig ist, dass Oppermann diese ebenso topische wie utopische Landschaft erst dort schildern kann, wo sein Roman den Boden der Empirie verlässt, sich nicht mehr auf – siehe unten – das sorgsam dokumentierte Quellenmaterial historischer Darstellungen stützt.

tains und Kalifornien. Zeitliche und räumliche Bewegung verlaufen dabei analog zueinander. Der räumliche Abschluss Hellungen, politisch-soziales Äquivalent zum Goldrausch von 1849, fällt zusammen mit dem zeitlichen, der mit Hilfe der modernen Technologien Eisenbahn und Telegraphie die räumliche Einheit Amerikas vollendet. Ein so umfassendes USA-Bild dürfte in der deutschsprachigen Literatur selten zu finden sein. Bemerkenswert dabei ist, wie schon erwähnt, dass Amerika als Thema und Schauplatz in den Jahren seiner eigenen Revolution nicht erwähnt wird, obwohl dies angesichts der Personalunion zwischen Hannover und England nahe läge, sondern erst dann, als es angesichts von Hannovers Niedergang den Figuren eine reale – am Ende sogar gebotene – Alternative zu den repressiven, ja reaktionären Zuständen ihrer deutschen Heimat eröffnet.

Dabei ist Oppermanns Darstellung zugleich parteiisch, detailreich und sieht dennoch keineswegs über die Schwächen des Landes hinweg. Nicht nur die Sklaverei des Südens wird eindeutig verdammt, auch die von Jeffersons Vizepräsident Aaron Burr angeblich betriebene Abspaltung des Südwestens, in die sich Bollmann hineinziehen lässt (IV, 216-217), erscheint als absurdes Abenteuer. Eine Rede Jeffersons wird kritisch beleuchtet (IV, 189). Allerdings sind auch die ursprünglich deutschen „Amerikaner“ nicht davor gefeit, zu den dunklen Seiten Amerikas beizutragen – auch die grausame Kreolin Doralice und die Sklavenhalter Micks und Booths stammen von den Heustedtern ab.

Selbst die Landnahme der Weißen erscheint gerade *nicht* als hehre Tat. Hellung wird vor seinen Vermessungen für die Eisenbahn belehrt: „Du wirst auf deinen Bahnen auf Rothhäute stoßen, vergiß nie, daß es Menschen, daß es Brüder sind! [...] Bedenke, sie sind in Dunkel und Unwissenheit geboren und groß geworden, und die Weißen haben ihnen die Jagdgründe [...] genommen, sie immer weiter nach Westen treibend.“ Obwohl Hellungs Projekt ja ebenfalls Teil der Vertreibung ist, wird er jedoch keineswegs davon abgehalten, sondern lediglich ermahnt: „Verlocke sie nicht durch Feuerwasser, sondern suche sie zu belehren, womöglich zu bewegen, daß sie sich anbauen und Ackerbau treiben“ (VIII, 181). Selbst wenn diese Lösung aus heutiger Sicht naiv erscheint, steht sie immerhin im schroffen Kontrast zu der Politik, die die USA um 1870 tatsächlich gegenüber den *Native Americans* praktizierten.<sup>32</sup>

---

<sup>32</sup> Erstaunlich ist hierbei trotzdem die Abwesenheit des „Wilden Westens“, wie er für die gleichzeitigen Romane Friedrich Gerstäckers und Balduin Möllhausens typisch ist – Es gibt keine Übergangsphasen der Gesetzlosigkeit als Teil der gesellschaftlichen Entwicklung; unerschlossenes Land erscheint in keinem Augenblick als gefährliche Wildnis. Kommt es zu Gewalt, ist sie bereits durch den Charakter der Figuren motiviert, insbesondere der Sklavenhal-

## 3.

Worin besteht aber nun die Funktion der USA in Oppermanns monumentalem Roman? Die Zwangsläufigkeit, die Oppermann der Niederlage Hannovers gegen Preußen zuschreibt, und sein eigener Status als preußischer Abgeordneter ließen viel eher eine Apotheose Bismarcks und der sich beim Verfassen der letzten Bände abzeichnenden Reichseinigung erwarten, denn gerade Bismarck scheint der Politiker Oppermann nicht ohne Sympathien gegenüberzustehen. Diese auf den ersten Blick seltsame Abwesenheit mag allerdings damit zu tun haben, dass zum einen bei Abschluss des Manuskripts 1869 der deutsch-französische Krieg als Mittel zur Staatsgründung noch nicht absehbar ist, dass aber – zumindest im Roman selbst – Preußen nie als positiver Gegenentwurf zu Hannover oder überhaupt als entscheidender politischer Akteur figuriert. Eindeutig positiv wird kein deutscher Staat geschildert.<sup>33</sup> Anders als Preußen und andere im Roman auftretende europäische Mächte wie Österreich oder Frankreich verfügen die USA zudem über ein utopisches Potenzial, das bereits in hohem Maße im europäischen Diskurs etabliert ist, nicht zuletzt durch literarische Texte. Dies gilt im negativen wie im positiven Sinne, für Sealsfields oder Ernst Willkommens enthusiastisches Lob ebenso wie für die schroffe Ablehnung Georg Friedrich Hegels, Nikolaus Lenaus oder Ferdinand Kürnbergers. Generell lässt sich „Amerika“ als Schauplatz im Text umso stärker mit positiven oder negativen Konnotationen aufladen, je *weniger* Autor und Rezipienten sich mit dem realen Ort auseinandersetzen.<sup>34</sup>

Von daher erklärt sich die wichtigste Funktion der USA in Oppermanns Roman, nämlich vor allem als Kontrastfolie zu Deutschland und insbesondere zum Königreich Hannover zu dienen. Die amerikanische Weite und Vielfältigkeit kontrastiert mit der Enge der deutschen Kleinstaaterei. Amerikanischer Zukunftsgewandtheit steht deutsches Festhalten an alten feudalen Zuständen entgegen. Und schließlich korrespondiert der Aufstieg der USA mit dem Niedergang Hannovers durch seine unfähigen Monarchen, insbesondere Ernst August und Hannovers letzten König Georg V., der sein Territorium 1866 in einer unsinnigen Allianz mit Österreich gegen Preußen verspielt. Es ist eben nicht das kleine Heustedt, in dem der Roman endet und die Mehrheit der dritten und letzten Figurengeneration lebt,

---

ter des Südens (Doralice, Micks, Booths).

<sup>33</sup> Die einzige Ausnahme bildet das Königreich Westfalen in Bd. IV, bei dem es sich jedoch um eine französische Gründung handelt. Vgl. dazu auch Schmidt: *Hundert Jahre* (Anm. 11), S. 167-169.

<sup>34</sup> Vgl. dazu u. a. die Überlegungen in Stefan Höppner: *Zwischen Utopia und Neuer Welt: Die USA in Arno Schmidts Erzählwerk*. Würzburg: Ergon, 2005, S. 11-21.

sondern die Weiten des amerikanischen Westens. Gerade darin zeigt sich aber, dass Oppermanns zukunftsoptimistisches Amerika durchgängig auf das rückständige Deutschland bezogen bleibt. In dieser Hinsicht ist es bemerkenswert, dass Amerika erstmals in den Jahren um 1815 zum möglichen alternativen Lebensort für die Heustedter wird. Dies fällt mit dem Wiener Kongress zusammen, bei dem die europäischen Großmächte, auch zum Entsetzen Bollmanns, versuchen, den Status quo der Zeit vor 1789 wiederherzustellen. Diese Rückwärtsgewandtheit erscheint in Oppermanns Roman insgesamt und vor allem in Bezug auf Hannover nicht nur als unzeitgemäß, sondern als geradezu fatale Realitätsverweigerung. Erst mit diesem Wendepunkt ist die Hoffnung auf eine positive Entwicklung Deutschlands verbaut, erst hier wird die Einführung der USA als positives Gegengewicht in die Ökonomie des Romans notwendig. Diese Dringlichkeit verstärkt sich mit der Revolution von 1848, in der Oppermann sowohl die Reaktion als auch die Zerstrittenheit des Paulskirchen-Parlaments negativ schildert. Das Ende Hannovers 1866, im Krieg der deutschen Teilstaaten gegeneinander, zeigt schließlich die Alternativlosigkeit Amerikas als Ort der Zukunft.

Oppermanns Figuren übersiedeln meist nicht aus ökonomischen, sondern aus politischen Gründen. Anders als viele reale Auswanderer, die der Armut entkommen wollen und in der Weite Amerikas eine Zuflucht suchen, um ihre alten agrarischen und gemeinschaftlichen Lebensformen gegen den Fortschritt zu bewahren, emigrieren die Heustedter, um an jenem Fortschritt teilzuhaben. Die USA werden zum Vorbild, dessen Stand Deutschland erst noch einzuholen hat. Eisenbahn und Telegraphie sind es, in denen technischer und gesellschaftlicher Fortschritt parallel gehen, ja zu Synonymen füreinander werden. Diese Identifikation geht so weit, dass beim Zusammenschluss der Eisenbahnstrecken nicht Präsident Grant per Telegramm die letzten Hammerschläge auslöst, sondern es „sprach der Draht“, „dröhnten die drei Hammerschläge“, „das Sternenbanner entfaltete sich“ und „Kanonendonner verkündete [...] das große Ereigniß“ (IX, 326). Die Technik selbst wird zum Agens und das durchaus zum Segen der Menschheit.

Die USA sind aber nicht nur Kontrastfolie und Vorbild für Deutschland. Oppermann entwirft für sie eine handfeste Rolle im deutschen Fortschrittsprozess. Zunächst figurieren sie als wohlwollende Macht, die die 1848er Revolution in Deutschland enthusiastisch begrüßt (VIII, 145).<sup>35</sup> Hellung sieht sie aber bereits als

---

<sup>35</sup> „Erwartungs- wie hoffnungsvoll sah man den deutschen Strebungen, einen Bundesstaat, ähnlich dem nordamerikanischen, zu errichten, entgegen, in richtiger Erkenntniß, daß eine Centralisation Deutschlands eins der wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte sein würde, weil eine solche vereinigte kräftige deutsche Macht zur Förderung des Weltfriedens, des

Schutzmacht, als „das mächtigste Reich der Welt, das aus Dankbarkeit [aufgrund der Einwanderung, S.H.] Deutschland vor russischer Barbarei schützt, der [Deutschland] im entgegengesetzten Falle unrettbar anheim fällt“ (VIII, 232). Wenn von den „verwandten Brüdern jenseits des Weltmeeres“ (IX, 333) die Rede ist, sind letztlich nicht nur die deutschen Einwanderer gemeint, die zu einer Art Familienbande zwischen Europa und Amerika führen, sondern letztlich alle Amerikaner. Oppermanns Amerika ist ein Land, in dem deutsche Einwanderer, „Rothhäute“, „Nigger“ und chinesische Gleisarbeiter friedlich zusammenleben, wobei den Weißen allerdings die erwähnte „civilisatorische Vormundschaft und Erziehung“ zufällt.<sup>36</sup> Die USA verkörpern so als Vorstufe bereits „jene erhabene Idee des Menschheitsbundes, d. i. eines das ganze Menschengeschlecht dieses Planeten umspannenden Gemeinwesens“, das im Jahre 2070 bereits Realität geworden sein dürfte: „Hoffen wir mit Maß, aber mit Zuversicht!“ (IX, 332).

Woher kommt dieses – bei allen kritischen Abwägungen – enthusiastische, ja teilweise mit utopischen Zügen versehene USA-Bild Oppermanns? Welche Motive hat der ehemalige Radikale, Demokrat und 1848er Revolutionär? Ist es nicht eigentlich ein eklatanter Widerspruch, dass Oppermann während der Niederschrift des Romans im Preußischen Abgeordnetenhaus sitzt, zumindest nach außen Sympathien für Bismarcks kleindeutsche Einigungspläne zeigt und sogar das preußische Dreiklassenwahlrecht zu rechtfertigen weiß? Zumindest *eine* mögliche Erklärung könnte Oppermanns Rechtsauffassung liefern, die er als bekennender Anhänger von Dahlmann und Krause entwickelt. In der parallel zum Roman entstandenen Schrift *Der Weg zum Jahre 1866 und seine Nothwendigkeit für das Heil Deutschlands* (1869) skizziert Oppermann seine generelle Staatsauffassung. Dabei unterscheidet er die Staaten primär nach ihrem „privatrechtlichen“ oder „staatsrechtlichen“ Charakter.<sup>37</sup> In einem privatrechtlichen Staat, so Oppermann, seien die jeweiligen Rechte an Personen oder die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppierungen gebunden. „Das“, schreibt Oppermann, „ist der Feudalstaat, [...] dessen Vernichtung die Arbeit

---

freien Handelsverkehrs der Völker, zur Herstellung der gesetzlichen Freiheit und zur Verbreitung der Civilisation mehr beitragen würde als die Umwandlung der französischen Monarchie in eine Republik“ (VIII, 145).

<sup>36</sup> Oppermann beruft sich dazu andernorts auf sein Vorbild Krause, der zu der Erkenntnis gelangt sei, dass es „sehr wohl Recht sein kann, daß unmündige Völker unter die wohlthätige Vormundschaft verwandter mächtiger Völker gestellt und von diesen gleichsam erzogen werden“ (Heinrich Albert Oppermann: *Der Weg zum Jahre 1866 und seine Nothwendigkeit für das Heil Deutschlands: Studie zur Belehrung, Verständigung und Versöhnung: Dem deutschen Volke gewidmet*. Berlin: Kortkamp, 1869, S. 9).

<sup>37</sup> Ebd., S. 13.

unseres Jahrhunderts seit 1814 galt<sup>38</sup>. Als ideale Verkörperung dieses Prinzips fungiert, wie im Roman, Georg V. von Hannover, in seinem (wie Oppermann polemisch formuliert) „Haß gegen die constitutionelle Staatsidee“<sup>39</sup>.

Im diametralen Gegensatz dazu steht die so genannte staatsrechtliche Auffassung, „die einzig richtige und anerkannte, [sie] betrachtet den Staat als eine Verbindung, die unmittelbar weder das individuelle Interesse des Herrschers, noch das individuelle Interesse der Einzelnen im Staate, sondern ein höheres Gesamtinteresse zum Zwecke hat, aus welchem dann erst das individuelle Interesse seine Nahrung und Förderung erhält“<sup>40</sup>. Diesem Ziel waren in Deutschland vor allem die Revolutionäre von 1848 verpflichtet<sup>41</sup>. In dieser Hinsicht sagt sich Oppermann, anders als viele Zeitgenossen, gerade *nicht* von der Revolution los. Zu den staatsrechtlichen Prinzipien gehört neben einer Verfassung eine Vielzahl von Grundrechten, unter anderem die Presse- und Versammlungsfreiheit, eine unabhängige Justiz, aber auch das Recht zur unbeschränkten Auswanderung<sup>42</sup>. Auch die Herrschenden sind an Verfassung und Grundrechte gebunden. Ist das staatsrechtliche Prinzip verwirklicht, ist die genaue Form des Staates „je unwichtiger, je mehr [...] die Staatsidee selbst ein Volk durchdrungen hat“<sup>43</sup>. Es ist demnach auch sekundär, ob es sich um eine Monarchie wie in Preußen oder um eine Republik wie die USA handelt, solange der Staat nur nach staatsrechtlichen Prinzipien verfasst ist und der Einzelne sich dort ungehemmt entfalten kann<sup>44</sup>. Aber natürlich sind diese Ziele aus Oppermanns Sicht gerade in den USA insgesamt – und *en miniature* in der Musterkolonie

---

<sup>38</sup> Ebd., S. 16.

<sup>39</sup> Ebd., S. 27.

<sup>40</sup> Ebd., S. 15.

<sup>41</sup> Ebd., S. 44.

<sup>42</sup> Ebd., S. 44f.

<sup>43</sup> Ebd., S. 13.

<sup>44</sup> Zwar reklamiert Oppermann in seiner Broschüre, dass „namentlich in großen dichtbevölkerten Staaten die monarchische Regierungsform der demokratischen und republikanischen vorzuziehen“ sei, denn „nichts [sei] wandelbarer als die große Menge“ (Oppermann: *Der Weg zum Jahre 1866* (Anm. 36), S. 13). Daraus ergibt sich aber nicht zwingend, dass er die preußische Monarchie der amerikanischen Republik vorzieht. Zum einen ist es entscheidend, in welchem Maße sich König bzw. Regierung dem Staatsrecht unterwerfen. Zum anderen können die USA insgesamt noch nicht als „dichtbevölkerter“ Staat gelten, und ihre Funktion als utopischer Horizont für die gesamte Menschheit bleibt außen vor. *Last but not least* kann Oppermanns Aussage schlicht den politischen Realitäten geschuldet sein – er ist nun einmal Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und muss den Status quo anerkennen, innerhalb dessen er Veränderungen herbeiführen möchte.

Hellungen – vorbildlich verwirklicht. Dass Oppermann hier nicht die preußische Monarchie zum Vorbild macht, wie aus seiner Biographie zu erwarten wäre, mag auch einer gewissen Skepsis gegenüber der deren Realpolitik geschuldet sein. Ebenso wichtig ist wohl aber das utopische Potenzial der Neuen Welt, wie es spätestens seit 1776 in der deutschen Kultur, besonders aber in der Literatur etabliert ist, und das sich generell als umso größer erweist, je weniger es der Überprüfung in der persönlichen Begegnung standhalten muss.

4.

Oppermann selbst ist nach heutigem Wissen nie in den USA gewesen. Viele einzelne Züge entsprechen den üblichen Topoi der faktualen wie der fiktionalen Literatur des 19. Jahrhunderts, so etwa Amerika als Auswanderungsziel, als Inbegriff der Modernisierung und Industrialisierung, als Land der Freiheit und Gerechtigkeit wie auch die Kritik an der Sklaverei.<sup>45</sup> Das zeigen die einschlägigen Monographien und Aufsätze.<sup>46</sup> Eine der typischen Funktionen des USA-Bildes ist dabei, jeweils als po-

---

<sup>45</sup> Mit der Westwärtsbewegung und Amerika als Land der Zukunft sind mindestens zwei der vier Topoi berührt, die Harold Jantz als die grundlegenden Amerika-Mythen der deutschen Literatur ansieht; vgl. Jantz: *Amerika im deutschen Dichten und Denken* (Anm. 24), S. 311. Die beiden anderen wären Amerika als ungeheurer, destruktiver Kontinent und der so genannte Primitivismus.

<sup>46</sup> Hier einige der wichtigsten Monographien, ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Gottfried Berger: *Amerika im XIX. Jahrhundert: Die Vereinigten Staaten im Spiegel zeitgenössischer deutscher Reiseliteratur* (1945). Wien: Molden, 1999; Manfred Durzak: *Das Amerikabild in der deutschen Gegenwartsliteratur*. Stuttgart [u. a.]: Kohhammer, 1979; Juliane Mikoletzky: *Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur*. Tübingen: Niemeyer, 1988; Peter J. Brenner: *Reisen in die Neue Welt: Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswanderberichten des 19. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer, 1991; Jeffrey Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America*. Chapel Hill, NC, London: University of North Carolina Press, 1998; Wynfrid Kriegleder: *Vorwärts in die Vergangenheit: Das Bild der USA im deutschsprachigen Roman von 1776 bis 1855*. Tübingen: Stauffenberg, 1999; Jerry Schuchalter: *Narratives of America and the Frontier in Nineteenth-Century German Literature*. New York [u. a.]: Peter Lang, 2000; Jerry Schuchalter und Gerhard Schildberg-Schroth: *Januskopf Amerika: Die Neue Welt im Spiegel deutscher Amerika-literatur des 19. Jahrhunderts*. Münster: LIT, 2006. Beiträge zu einzelnen Autoren des 19. Jahrhunderts finden sich auch in den einschlägigen Anthologien, z. B. in: *Amerika in der deutschen Literatur: Neue Welt – Nordamerika – USA*. Hrsg. von Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch: Stuttgart: Reclam, 1975; *Deutschlands literarisches Amerikabild: Neuere Forschungen zur Amerikarezeption der deutschen Literatur*. Hrsg. von Alexander Ritter. Hildesheim: Olms,



sitive oder negative Kontrastfolie zur eigenen deutschen Kultur zu dienen.<sup>47</sup> Oppermann bedient sich größtenteils also eines bereits etablierten Repertoires. Diese Elemente werden bei anderen Autoren sicher subtiler eingesetzt, und von der erzählerischen Kraft eines Sealsfield oder Gerstäcker ist Oppermann weit entfernt. Was die *Hundert Jahre* als Amerikaroman in ihrer Zeit einzig macht, ist eben eher die räumliche und zeitliche Bandbreite.

Forscht man genauer nach den möglichen Quellen für Oppermanns USA-Bild, so lassen sie sich in drei Gruppen gliedern: literarische Quellen, faktuale Quellen und persönliche Kontakte. Dieses Zusammenspiel entspricht auch dem zwiespältigen Anspruch des Textes, zugleich Roman und exakte Geschichtsdarstellung zu sein, wie sie für den historischen Roman des 19. Jahrhunderts konstitutiv ist. Zumindest für Ferdinand Frensdorff, der Oppermanns Leben in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* darstellt, ist dieser Konflikt nicht überzeugend gelöst, denn er bemerkt, „daß das Resultat [die *Hundert Jahre*, S.H.] weder Roman noch Geschichte ist und nur Verwirrung anrichten“ könne.<sup>48</sup>

Allerdings reflektiert Oppermanns Text durchaus seinen hybriden Charakter zwischen den Freiheiten der Fiktion und dem Anspruch, faktuale historische Ereignisse zu berichten. Dies zeigt sich bereits in der Vorrede. Einerseits beruft sich der Autor hier auf reale Dokumente wie Briefe Justus Bollmanns, andererseits spricht er von alten Heustedter Gerichtsakten (I, V-VII), die es gar nicht geben kann, da Heustedt als solches nicht existiert. Einerseits spricht er von klar fiktionalen Figuren wie Karl, Olga, ihrer Schwester Heloise und Georg Baumgarten als von realen Personen, die sich in den USA niedergelassen haben (I, XVII), andererseits betont er, eine Familie namens „von Schlottheim“ – der Name von Olgas erstem Mann – habe nie existiert (I, VII). Einerseits betont Oppermann, dass der Text primär den „Charakter des Zeitalters“ (I, XIV) entlang realer Ereignisse schildern will, anderer-

---

1977. Zu neueren Autoren vgl. exemplarisch: *Das Amerika der Autoren: Von Kafka bis 09/11*. Hrsg. von Jochen Vogt und Alexander Stephan. München: Fink, 2006.

<sup>47</sup> Vgl. zusammenfassend zu den Funktionen des literarischen USA-Bildes: Jeffrey L. Sammons: *Gibt es dort ein ‚Dort‘?: Das deutsche Amerikabild*. In: Vogt/Stephan (Hrsg.): *Amerika der Autoren* (Anm. 46), S. 19-43.

<sup>48</sup> Frensdorff: *Heinrich Albert Oppermann* (Anm. 2), S. 403. Selbst Oppermann differenziert nicht immer klar zwischen Fiktionalität und Faktualität. So verwendet er die Figur des Bruno Baumann trotz aller autobiographischen Züge klar als fiktionale Figur, von der in der dritten Person berichtet wird, springt aber, wo es um unsichere Erinnerungen Baumanns geht, mehrfach in die Ich-Form (z. B. VI, 180; VII, 54). Teile des Kapitels „Wolkenbilder“ (IX, 176-184) sind sogar durchgehend in der ersten Person geschrieben, hier jedoch gibt sich der Verfasser als ein Freund Baumanns aus. Vgl. auch Friesen: *The Panoramic Novel* (Anm. 10), S. 172.

seits schreibt er sich klar in eine literarische Tradition ein: „Das wäre ein Romanstoff für deinen Studiengenossen und Freund Levin Schücking“, heißt es da (I, IX).

Die entscheidende Inspiration erfährt Oppermann nach eigenen Angaben bei einer Kur in Marienbad. Der frühere Kurgast Goethe selbst ist es, dem der entscheidende Anstoß zugeschrieben wird: „Von drüben her lockte der Hamelikaberg mit seinem Goethe-Sitz, gleichsam als werde der Altvater selbst da oben entscheiden, was ich thun solle. [...] Goethe selbst schien mich aufzumuntern mit seinem Zurufe: / ‚Greift nur hinein ins volle Menschenleben! / Ein jeder lebt’s, nicht vielen ist’s bekannt, / Und wo ihr’s packt, da ist’s interessant“ (I, XV).<sup>49</sup> Tatsächlich finden sich im Roman immer wieder versteckte Goethe-Anspielungen. Der Wortlaut von Theodor Hellungs Schilderung seiner Stadt lehnt sich deutlich an Goethes zahmes Xenion „Den Vereinigten Staaten“<sup>50</sup> an: „Wir sind glücklicher daran als alle Europäer und Asiaten“ (IX, 317). Seiner Frau schreibt er von „Orangen und Citronen“, „wenn Du hierher kommst, sollst du Mignon’s Sehnsucht nach ihrem Vaterlande begreifen lernen“ (IX, 47). Auch der Name Melusine von Wildhausens könnte auf die „Neue Melusine“ der *Wanderjahre* anspielen.

Goethe als Inspiration, als Schutzpatron für Oppermanns monumentales Unternehmen: Angesichts dieser Apotheose spielt die Literatur als Sujet des Romans insgesamt eine erstaunlich kleine Rolle. Zwar treten reichlich Autoren als Figuren auf, unter ihnen Gottfried August Bürger und Georg Christoph Lichtenberg, Karl Gutzkow und Hoffmann von Fallersleben. Das gilt besonders für die Göttinger Partien.<sup>51</sup> Meistens wird die Literatur aber nicht als autonomes ästhetisches Objekt behandelt, sondern dient lediglich dem zeitgeschichtlichen Kolorit. Besonders in den ersten zwei Dritteln des Romans legt Oppermann zudem großen Wert auf die zeitgeschichtlich passende Lektüre seiner Figuren. Die Heustedter Kinder der 1780er Jahre bringen sich mit der *Insel Felsenburg* und dem *Robinson Crusoe* selbst das Lesen bei, man liest den *Göttinger Musenalmanach*, zieht später mit Schillers Dramen (V, 87) und Theodor Körners Gedichten in die Befreiungskriege und erwägt, ob

---

<sup>49</sup> Zitat aus: Johann Wolfgang von Goethe: *Faust: Eine Tragödie*. Hrsg. von Albrecht Schöne, Bd. 1. Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1994, Vers 167-169, S. 19.

<sup>50</sup> Johann Wolfgang Goethe: *Den Vereinigten Staaten* (1827). In: *Gedichte: 1800-1832*. Hrsg. von Karl Eibl. Frankfurt/Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1988, S. 739.

<sup>51</sup> *En passant* gestaltet Oppermann hier die wohl früheste literarische Begegnung von Humboldt und Gauß, die sich 1837 bei der Hundertjahrfeier der Universität „über Kometen und Sternschnuppen“ zerstreiten (VI, 218), geschrieben mehr als 130 Jahre vor Daniel Kehlmanns *Vermessung der Welt* (2005).

Heine als Beiträger für eine – fiktionale – Zeitschrift in Betracht käme.<sup>52</sup> Der ästhetische Eigenwert der Literatur kommt jedoch faktisch nicht zur Sprache.

Zudem fallen drei Aspekte auf: Erstens tritt dieses literarische Kolorit im letzten Drittel des Buches merklich zurück. Das hat sicherlich damit zu tun, dass der europäische Handlungsstrang immer stärker von Oppermanns autobiographischen Erfahrungen in der hannoverschen und deutschen Politik geprägt wird. Es geht, um den ursprünglichen Romantitel aufzugreifen, nicht mehr darum, zu zeigen, „wie es war“, sondern „wie es geworden“ (I, XV) ist. Die kulturelle Dimension der Gegenwart zwischen 1848 und 1870 glaubt Oppermann seinen Lesern wohl nicht mehr eigens darstellen zu müssen. Zudem sind Oppermanns literarische Vorlieben durch das Junge Deutschland geprägt, mit dessen Protagonisten er selbst in Kontakt steht und in dessen Zeitschriften er publiziert hat.<sup>53</sup> Auch Oppermanns Porträt der USA als Land der Freiheit entspricht eher den Präferenzen dieser Epoche als denen des Poetischen Realismus der 1860er Jahre.<sup>54</sup> Weniger überraschend ist dies allerdings, wenn man mit Wynfrid Kriegleder anmerkt, dass der Schauplatz Amerika für den Roman dieser Epoche insgesamt nur eine marginale Rolle spielt.<sup>55</sup>

Zweitens erstaunt die Abwesenheit einer genuin *amerikanischen* Literatur in Oppermanns *Amerika*. Ingenieur Hellung feiert mit seinen Freunden Schillers Geburtstag (IX, 31) und rezitiert beim Übersteigen der Rocky Mountains die ersten Verse aus Heines *Atta Troll* (IX, 24), während große US-Autoren der Zeit wie Washington Irving, Nathaniel Hawthorne, Herman Melville oder Edgar Allan Poe keinerlei Erwähnung finden. Auch der in Deutschland zeitweise populäre James Fenimore Cooper<sup>56</sup> fehlt völlig. Nur ein einziger amerikanischer Roman wird explizit erwähnt, nämlich *Uncle Tom's Cabin*, aber nur deswegen, damit der Erzähler sich in

---

<sup>52</sup> Das nimmt mitunter unfreiwillig komische Züge an, wenn etwa Fatime, die arabische Dienerin von Hellungs Vater, heimlich Schillers „Glocke“ auswendig lernt, um ihm ihre Liebe zu beweisen (V, 154).

<sup>53</sup> Aus dieser Prägung, auch seiner eindeutigen Parteinahme für eine *littérature engagée*, erklärt sich wohl auch die durchgehende Ablehnung der Romantik (vgl. z. B. VII, 169).

<sup>54</sup> Vgl. Thomas S. Baker: *America as the Political Utopia of Young Germany*. In: *Americana Germanica* 1 (1897), Nr. 2, S. 62-102.

<sup>55</sup> Kriegleder: *Vormwärts in die Vergangenheit* (Anm. 46), S. 10. Und dies trotz des grundsätzlich sozialrealistischen Anspruchs, der sich im ursprünglichen Arbeitstitel „Wie es war und wie es geworden“ ausdrückt.

<sup>56</sup> Vgl. Preston A. Barba: *Cooper in Germany*. In: *Indiana University Studies* 21 (1914), S. 49-104; Brenner: *Reisen in die Neue Welt* (Anm. 46), S. 100-101, 138-141.

den im Süden spielenden Partien von den „Miß Stowe’sche[n] und andere[n] sentimental frömmelnde[n] Schilderungen“ der Sklaverei abgrenzen kann (IX, 50).

Schließlich – und das ist vielleicht am erstaunlichsten – fehlt auch jeder explizite Hinweis auf *literarische* Amerikadarstellungen in der deutschsprachigen Literatur. Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Nikolaus Lenau, Balduin Möllhausen, Otto Ruppis, Ernst Willkomm, Ferdinand Kürnberger, Armand Strubberg, – keiner dieser einschlägigen Autoren wird auch nur einziges Mal erwähnt. Dass Oppermann zumindest Texte von Harriet Beecher Stowe, Ruppis und Sealsfield gekannt haben muss, lässt sich nur indirekt erschließen. Im von Oppermann herausgegebenen *Nienburger Wochenblatt* erschien *Uncle Tom’s Cabin* als Fortsetzungsroman. Der Roman kommt daher trotz des abfälligen Urteils im Text als mögliche Quelle für die Darstellung der Sklaverei in den *Hundert Jahren* in Betracht. Ebenfalls im *Nienburger Wochenblatt* erschien mindestens eine Erzählung von Otto Ruppis (1819-1864).<sup>57</sup> Gerhard Friesen weist zudem nach, dass Oppermann zumindest einen Roman von Sealsfield kennen muss: Wenn ein Dampferkapitän beschreibt, wie die Kreolin Doralice ihn mit einem mexikanischen Bändertanz zu verführen sucht (VIII, 193-197), so handelt es sich um eine stellenweise fast wortgleiche Übernahme aus Sealsfields *Der Virey*.<sup>58</sup> Der direkte Textvergleich zeigt, dass Oppermanns Version dem Original auch in stilistischer Hinsicht sehr nahe kommt.<sup>59</sup> Allerdings ist *Der Virey* gerade ein Roman mit *mexikanischer* Thematik – und damit nicht nur untypisch für Sealsfields Erzählwerk, sondern auch kein deutschsprachiger „Amerika-Roman“ im engeren Sinne.

Insgesamt ergiebiger für Oppermanns USA-Bild sind faktuale Quellen. Ein wichtiger Anstoß erfolgt erklärtermaßen durch die Beschäftigung mit Justus Bollmann, mit dessen Enkeln er in Hoya Freundschaft schließt, und die ihm Briefe ih-

---

<sup>57</sup> Postma: *Nachwort* (Anm. 2), S. 86. Dass es sich um ein amerikanisches Sujet gehandelt hat, ist wahrscheinlich, denn der große Teil der Werke des in die USA ausgewanderten und späteren *Gartenlaube*-Autors Ruppis beschäftigt sich mit dem Sujet Amerika; vgl. den Beitrag von Eduard Beutner in diesem Band. Leider konnte ich für diesen Aufsatz kein Exemplar des *Nienburger Wochenblattes* einsehen und daher auch nicht überprüfen, um welchen Roman Ruppis’ es sich handelte. Zu Ruppis’ Biographie und Werk vgl. auch Franz Brümmer: *Otto Ruppis*. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 29. Berlin: Duncker & Humblot, 1889, S. 715-716; Joachim Linder: *Otto Ruppis*. In: *Literaturlexikon: Autoren und Werke deutscher Sprache*. Hrsg. von Walther Killy, Bd. 10. Gütersloh, München: Bertelsmann, 1991, S. 81.

<sup>58</sup> Friesen: *The Panoramic Novel* (Anm. 10), S. 66. Unberücksichtigt bleibt bei Friesen allerdings, dass beide Romane in der Neuen Welt spielen, und dass Sealsfield zur Entstehungszeit von Oppermanns Roman als der Autor von Romanen über die USA schlechthin gilt.

<sup>59</sup> Friesen: *The Panoramic Novel* (Anm. 10), S. 76.

res Großvaters überlassen.<sup>60</sup> Als weitere Quelle dient ihm Varnhagens von Enses Porträt Bollmanns (I, XI-XII): „Justus Erich Bollmann führte von selbst nach Amerika, [...] so hielt ich es für geboten, die geschichtliche Entwicklung dieses ungeheuern Staats, wie den rothen Faden in den englischen Marinethauen, durch die Erzählung durchblicken zu lassen“ (I, XVII).

Die zweite Verbindung ergibt sich über Oppermanns Freundschaft mit dem liberalen Demokraten Georg Friedrich Seidensticker (1797-1862). Beide kannten sich bereits aus Göttingen, wo Seidensticker 1831 zu den Führern eines lokalen Aufstandes gehörte, der auch in den *Hundert Jahren* verarbeitet ist (VI, 118). Dafür wird er zu lebenslanger Haft in Celle verurteilt, 1845 jedoch unter der Bedingung begnadigt, dass er in die USA auswandert. Im folgenden Jahr lässt er sich mit seiner Familie in Philadelphia nieder und übernimmt für einige Monate die Redaktion der deutschsprachigen Zeitung *Der Demokrat* (1839-1918), gründet dann die kurzlebige Wochenzeitschrift *Der Bürgerfreund* (1847-1848), bevor eine Krankheit ihn zum Abbruch seiner journalistischen Tätigkeit zwingt.<sup>61</sup> Oppermann unterstützt den Inhaftierten jahrelang, nennt ihm nach der Entlassung mögliche Verbindungsmänner in New York, Baltimore und Columbus (Ohio).<sup>62</sup> Vor allem arbeitet er als Deutschland-Korrespondent für Seidenstickers *Bürgerfreund*, in dem er die Leser bis in die 1848er Revolution hinein mit aktuellen politischen Nachrichten aus der alten Hei-

---

<sup>60</sup> Oppermann hat zumindest zwei dieser Briefe aus der Autographensammlung der Familie Kestner erhalten (vgl. II, 217; V, 229), die von zwei Söhnen und einem Enkel von Charlotte Kestner, Vorbild der „Lotte“ aus Goethes *Werther*, angelegt wurde. Vgl. auch den Brief von Georg Kestner d. Ä. an Heinrich Albert Oppermann vom 8. November 1864. In: Friesen: *Briefe von und an Oppermann in der Sammlung Kestner* (Anm. 4), S. 222-224. Es handelt sich dabei um die in den *Hundert Jahren* zentralen Briefe, in denen Bollmann von der Entmachtung des französischen Königs 1792 in Paris (II, 205-217) und dem Wiener Kongress (V, S. 229-238) berichtet; dass diese Briefe nie wieder abgedruckt wurden, wie Arno Schmidt behauptet (Schmidt: *Hundert Jahre* (Anm. 11), S. 162), trifft nicht zu. Zumindest Friedrich Kapp publiziert sie 1880 in seiner Zusammenstellung von Briefen Bollmanns; vgl. Kapp: *Justus Erich Bollmann* (Anm. 27), S. 72-78, S. 381-386; vgl. auch Postma: *Nachwort* (Anm. 2), S. 95, der an derselben Stelle weitere Irrtümer in Schmidts Darstellung des Romans berichtigt.

<sup>61</sup> Biographische Angaben nach: Gerhard Friesen: *Heinrich Albert Oppermanns Briefe an Georg Friedrich Seidensticker 1839-1848*. In: *Heinrich Albert Oppermann: Zivilgeschichtliches Handeln in historischer Perspektive*. Hrsg. von Christoph Suin de Boutemard. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag, 2007, S. 117-123.

<sup>62</sup> Brief von Heinrich Albert Oppermann an Georg Friedrich Seidensticker vom 2. November 1845. In: Friesen: *Heinrich Albert Oppermanns Briefe an Georg Friedrich Seidensticker* (Anm. 61), S. 136.

mat versorgt.<sup>63</sup> Zwar thematisiert Oppermann dort nicht sein eigenes Amerikabild, aber ein deutliches Interesse und ein Austausch mit Seidensticker – dessen Antworten leider nicht erhalten sind – über die amerikanische Demokratie liegen nahe.

Schließlich verfügt Oppermann auch über familiäre Verbindungen in die Neue Welt: 1850 muss Gustav Bloede (1814-1888), ein Bruder von Oppermanns Frau Elise, in die USA auswandern. Als Dresdner Stadtverordneter angeklagt wegen seiner Nähe zur provisorischen Regierung beim so genannten Maiaufstand von 1849, wird er inhaftiert. Jedoch gelingt ihm die Flucht. Er flieht zunächst nach Brüssel, dann nach Antwerpen, wo er sich mit Frau und Kindern nach New York einschiffte. Am 12. Juli 1850 trifft die Familie dort ein und lässt sich in Brooklyn nieder. Bloede ist wie Seidensticker weiter als politischer Publizist tätig. Angeblich wurde die Organisation von Flucht und Passage vor allem von Bloedes Schwager Oppermann unterstützt.<sup>64</sup> In den *Hundert Jahren* finden sich diese Ereignisse in der Biographie des Eisenbahningenieurs und Theodor Hellung verarbeitet. Aber dessen Geschichte ist nicht nur derjenigen Bloedes nachgebildet, denn Oppermanns Schwager wird zudem selbst als Nebenfigur eingeführt: „Blöde befand sich mit Hellung etwa in gleichen Verhältnissen [...]. [...] Konnte gegen Blöde eine so harte Strafe erkannt werden, so durfte Hellung kaum eine mildere erwarten; [...] Blöde war entflohen, warum sollte Hellung nicht auch entfliehen?“ (VIII, 111). Oppermann nutzte aber auch seine Korrespondenz mit den Familienmitgliedern für seinen Roman. In einem Privatbrief von 1869 schreibt er an seinen Schwager: „Warum hast du mir seit Monaten kein Wochenblatt geschickt? [...] [I]ch orientiere mich doch immer über amerikanische Zustände, da ich die Absicht habe den Theil meiner Helden, den ich nach Amerika abgesetzt habe dort an dem Kampfe teilnehmen zu lassen und den Sieg des Nordens feiern helfen, so ist mir ein Einblick in die Verhältnisse immer lieb.“<sup>65</sup> Kein Zufall ist, dass Blöde als Vorbild ausgerechnet für Theodor Hellung dient, der als Eisenbahningenieur nicht nur die gelungene Integration der Einwanderer und die Zukunftszugewandtheit Amerikas repräsentiert, sondern wie keine andere Figur für die utopische Dimension der USA steht, die Oppermann insbesondere im 9. Band herausarbeitet. Wenn jedoch Bernd Ulrich Hucker und H.

---

<sup>63</sup> Alle erhaltenen Korrespondentenbriefe sind abgedruckt in: Friesen: *Heinrich Albert Oppermanns Briefe an Georg Friedrich Seidensticker* (Anm. 61), S. 147-199. Da sich leider kein einziges Exemplar des *Bürgerfreundes* erhalten hat (vgl. ebd., S. 127), ist Oppermanns Korrespondententätigkeit nur durch diese sechs umfangreichen Briefe dokumentiert.

<sup>64</sup> Vgl. Dieter Lange: *H. A. Oppermann und die amerikanische Familie Bloede: Eine Skizze*. In: Hucker/Kusserow (Hrsg.): *Hoya und Brooklyn* (Anm. 21), S. 76-80.

<sup>65</sup> Brief von Heinrich Albert Oppermann an Gustav Bloede vom 6. August 1869. Zit. nach: Lange: *H. A. Oppermann und die amerikanische Familie Bloede* (Anm. 64), S. 73.

Joachim Kusserow zu Oppermanns Kontakt mit Bloede behaupten, dass „ein Großteil [der] Amerika-Kenntnisse [Oppermanns] [...] hier seine Wurzeln hat“,<sup>66</sup> verengen sie die Perspektive unzulässig, denn das Schwergewicht liegt auf den politischen und sozialen Verhältnissen sowie den historischen Ereignissen, nicht auf der Schilderung des Privatlebens. Nicht umsonst ist es eine publizistische Quelle, um die Oppermann seinen Schwager bittet, nicht eine Beschreibung seines Alltagslebens.

Die wichtigsten Quellen für Oppermanns USA-Bild sind jedoch zwei Bücher, die er selbst angibt. In einer Fußnote beruft er sich ausdrücklich auf Karl Friedrich Neumanns dreibändige *Geschichte der Vereinigten Staaten* (1863-1866) sowie, speziell zutreffend für Hellings Schilderung des Eisenbahnbaus und des Mormonenstaates, auf eine Übersetzung von Albert D. Richardsons Buch *The Railroad Surveys* von 1867<sup>67</sup> (VIII, 229-230). Während sich Richardsons Buch in keiner deutschen Bibliothek nachweisen ließ und daher bei der Betrachtung leider nicht berücksichtigt werden kann, soll dessen Geschichte nun abschließend die prägende Rolle von Oppermanns Neumann-Rezeption herausgestellt werden.

Die *Geschichte der Vereinigten Staaten* ist insofern ein besonderer Fall, als die USA eigentlich gar kein typisches Forschungsgebiet des Autors waren. Vielmehr arbeitete Karl Friedrich Neumann (1793-1870) vorwiegend zur armenischen und chinesischen Geschichte und lebte auch zeitweise in China. Das Sujet Amerika dürfte sich vielmehr seinen politischen Interessen verdanken: Obgleich er 1848 nur geringen Anteil an der Revolution hatte, äußerte er seine liberalen Ansichten offen in seinen Vorlesungen an der Münchner Universität, was 1852 zu seiner Quieszierung – einem faktischen Lehrverbot – durch die Freisinger Bischofskonferenz führte.<sup>68</sup>

Oppermann führt Neumanns Werk in erster Linie als neutrale Quelle an, an die er sich „in allem Geschichtlichen, was Nordamerika betrifft“ (VIII, 229) gehalten habe. Tatsächlich hält er sich in vielen Passagen eng an die Vorlage, etwa was

---

<sup>66</sup> Ulrich Hucker und H. Joachim Kusserow: *Vorwort*. In: Hucker/Kusserow (Hrsg.): *Hoya und Brooklyn* (Anm. 21), S. 8.

<sup>67</sup> Bibl. Angaben nach Oppermann, *Hundert Jahre* (VIII, 230): Albert D. Richardson, *The Railroad Surveys: Explorations for the Survey of a Railroad-Route Between the Pacific and the Mississippi* (dt. Übers.: New York: Blitz und Comp, 1867).

<sup>68</sup> Biographische Angaben nach: Julius Jolly: *Karl Friedrich Neumann*. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 23. Berlin: Duncker & Humblot, 1886, S. 529-530; Harald Dickerhof: *Karl Friedrich Neumann*. In: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 19. Berlin: Duncker & Humblot, 1999, S. 147-148.

die Umtriebe von Jeffersons Vizepräsidenten Burr<sup>69</sup> oder den Feldzug der amerikanischen Flotte unter Stephen Decatur gegen den Dey von Algier angeht,<sup>70</sup> bei dem zahlreiche Europäer – und im Roman auch Olga von Wildhausen – befreit werden. Frappierender sind jedoch fünf zentrale inhaltliche Übereinstimmungen zwischen Neumanns historischer Darstellung und Oppermanns Roman.

Zum einen beziehen beide trotz ihres Objektivitätsanspruches eine deutlich parteiische Stellung gegenüber den USA. Wo die *Hundert Jahre* mit dem hoffnungsvollen Blick auf Amerika enden, beginnt Neumann sein Unternehmen mit einem geradezu hymnischen Bekenntnis: „Die Geschichte der Vereinigten Staaten verschaffte mir die edelsten Genüsse, welche ich jemals [...] empfunden. Einzelne Abschnitte gewährten eine moralische Erhebung und sittliche Reinigung derart, dass ich sogar die durch wunderbaren Unverstand und seltene Gebrechen herbeigeführten grenzenlos traurigen Zustände des Vaterlandes zeitweise vergessen konnte.“<sup>71</sup> Noch weiter als Oppermann geht Neumann dabei bei seinem Lob der demokratischen Staatsform: „Die Amerikaner zeigen, wessen die Menschheit fähig, was die Menschen zu leisten vermögen, bleiben sie sich schrankenlos selbst überlassen. Alles ist frei, was anderswo gebunden: Religion und Regierung, Handel und Gewerbe.“<sup>72</sup> Ebenso ergibt sich eine Übereinstimmung, wenn beide Amerika als Verkörperung des von Oppermann so genannten „staatsrechtlichen“ Prinzips ansehen.<sup>73</sup>

Zweitens sind beide – wie viele deutsche Liberale – Gegner der Sklaverei. Wie Oppermann zu zeigen sucht, dass die Sklavenwirtschaft des Südens an ihren eigenen Gewaltexzessen zu Grunde geht, feiert Neumann die Rolle des Nordens im Bürgerkrieg, dessen Ende für ihn „auch das Ende der Sklaverei und Junkerei in Amerika“<sup>74</sup> bedeute.

---

<sup>69</sup> Vgl. Karl Friedrich Neumann: *Geschichte der Vereinigten Staaten*, Bd. 2. Berlin: Carl Heymann's Verlag, 1865, S. 65-67.

<sup>70</sup> Vgl. Neumann, Bd. 2 (1865), S. 242-245.

<sup>71</sup> Neumann, Bd. 1 (1865), S. XII. Dieser erste Band ist ursprünglich 1863 erschienen. In diesem Aufsatz wird jedoch nach einem textidentischen Nachdruck von 1865 zitiert. Band 2 (1865) und 3 (1866) werden jeweils nach ihrer Erstausgabe zitiert.

<sup>72</sup> Neumann, Bd. 1 (1865), S. 3.

<sup>73</sup> „Die amerikanische Konstitution ist nicht von einer Regierung gegeben, sondern die Regierung selbst besteht bloß [sic] vermöge der vom Volke geschöpften Institution“ (Neumann, Bd. 3 (1866), S. VI).

<sup>74</sup> Neumann, Bd. 1 (1865), S. XII. Diese Zeilen schreibt Neumann 1863, als der Sieg des Nordens noch keineswegs sicher ist. Dass er dem Bürgerkrieg eine zentrale Rolle in der amerikanischen Geschichte zuschreibt, macht Neumann auch deutlich, indem er den zweiten Band



Drittens setzt Neumann wie Oppermann auf die positiven Auswirkungen des technischen Fortschritts. Dazu zählen Dampfschiffe<sup>75</sup> und Eisenbahnen (die hier aber eine geringere Rolle spielen) sowie der Telegraph. Die bisherigen infrastrukturellen Verbindungen in den USA sind nur eine Vorstufe zu „Vorbereitungen zu Telegraphen ganz neuer Art [...], welche die Union umspannen und am Ende alle Menschheit auf eine wahrhaft wunderbare Weise verbinden sollen und werden“.<sup>76</sup> Zu denken ist hier besonders an den New Yorker Unternehmer Cyrus Field, dem es bis 1866 nach mehreren vergeblichen Anläufen tatsächlich gelingt, ein transatlantisches Telegraphenkabel zu legen.<sup>77</sup> An dieser Stelle ist die Rezeption durch Oppermann und ihre Einarbeitung in die hymnischen Schlusspassagen des IX. Bandes besonders offensichtlich. Dabei kommt bei beidem Autoren der Erschließung des Westens jenseits der Rocky Mountains als einem quasi-utopischen Ort eine zentrale Rolle zu. Neumann spricht von den Staaten und Territorien „jenseit der Felsengebirge“<sup>78</sup>. Diesen Titel trägt ein Kapitel im VIII. Buch der *Hundert Jahre* (VIII, 231), nur zwei Seiten später, nachdem Neumanns Buch von Oppermann eingeführt wird.

Viertens betonen sie die zentrale Rolle deutscher Einwanderer beim Projekt der amerikanischen Demokratie. Bei beiden Autoren stehen die politischen, nicht die ökonomischen Motive im Vordergrund. Dies gilt besonders für die Auswanderungswellen ihrer eigenen Zeit. Über die 1830er Jahre heißt es bei Neumann: „Wie man sich erinnert, lebten damals die Deutschen im Vaterlande unter dem furchtbaren Drucke der auf die Julirevolution folgenden Reaktionsjahre. [...] In ganzen Schaaren machten sie sich auf, um nach Amerika zu ziehen, und zwar nicht blos, was früher der Fall gewesen, die Armen, sondern vorzüglich vermögende Leute, welche die in der Heimat ihnen versagte menschliche Existenz erstrebten“.<sup>79</sup> Positiv wird dabei geschildert, dass die Einwanderer keine separate Existenz führen, sondern sich in das Staatswesen integrieren, ja sich sogar dafür aktiv engagieren. Bereits in der Vorrede zum ersten Band lobt Neumann: „Vor Allem aber Ehre und Ruhm jenen seit Jahren der Union eingefügten Landsleuten, die massenhaft für die Republik, für ihr neues freies Vaterland, für die Achtung der Arbeit zum Schwert gegrif-

---

Abraham Lincoln widmet, mit dessen Regierung für ihn „ein neuer Zeitabschnitt [...] in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit beginnt“ (Neumann, Bd. 2 (1865), S. V).

<sup>75</sup> Vgl. Neumann, Bd. 2 (1865), S. 183-184 sowie Bd. 3 (1866), S. 13-14.

<sup>76</sup> Neumann, Bd. 3 (1866), S. 13.

<sup>77</sup> Für eine vorzügliche literarische Bearbeitung des Field'schen Unternehmens, die aus Sicht der Gegenwart auch die Hybris des technischen Fortschrittes deutlich macht, vgl. John Grieseimer: *Signal & Noise: A Novel*. New York: Picador, 2003.

<sup>78</sup> Neumann, Bd. 3 (1866), S. 3.

<sup>79</sup> Neumann, Bd. 2 (1865), S. 496.

fen und massenhaft auf den zahlreichen Schlachtfeldern ihr Blut vergossen haben.<sup>80</sup> Der Bürgerkrieg steht dabei am vorläufigen Ende einer Tradition, die bereits mit General Steuben und deutschen Siedlern im Unabhängigkeitskrieg beginnt.<sup>81</sup> Integration und eine gewisse Bewahrung der kulturellen Selbständigkeit der Deutschen schließen sich bei beiden Autoren nicht aus.

Fünftens und letztens adaptiert Oppermann von Neumann die missionarische Funktion, die die USA für das Alte Europa übernehmen sollen. Wie schon bei Oppermann wird die Verstimmung der Amerikaner über das Scheitern der revolutionären Erhebungen von 1848 betont, bei denen die Europäer sich als offenbar unfähig erwiesen haben, aus eigener Kraft Republiken zu errichten.<sup>82</sup> Nicht nur habe die Geschichte der USA „ein Lehrbuch [zu] sein für alle anderen Nationen, im höheren Grade für die deutsche“.<sup>83</sup> Amerika soll eine aktive Rolle bei der Verbreitung der Freiheit in Europa übernehmen: „Hoffentlich werden wir den Amerikanern in künftigen Tagen noch wichtigere und folgenreichere Wohlthaten verdanken, – die Abschüttelung der Willkürherrschaft [sic] sowie die seltene und schwierige Kunst der Selbstregierung“.<sup>84</sup> Im Detail zeigt sich jedoch eine wichtige Differenz zwischen Neumann und Oppermann: Während ersterer sich nicht genau über die Mittel äußert, wie diese Verbreitung ausfallen soll, ob etwa durch die Unterstützung von Freiheitsbewegungen oder durch direktes militärisches Eingreifen, scheint er einen demokratischen Wandel in Europa doch als reale gegenwärtige Option zu sehen. Oppermann dagegen verlegt seine Vision einer demokratischen Welt ins Jahr 2070, jenseits aller realen politischen Handlungsspielräume, mit denen er sich als Politiker auseinandersetzen müsste. Für die Gegenwart bleibt nur die Auswanderung ins „Land der Freiheit“, in die USA. Vor diesem Hintergrund tritt die Differenz zwischen literarischer Vision und realem Leben bei Oppermann umso deutlicher hervor: Wollen seine Figuren (und Leser) in wirklicher Freiheit leben, müssen sie konsequenterweise das Auswandererschiff besteigen und Teil der amerikanischen Gesellschaft werden, wie es Neumann beschreibt und Oppermanns Freunde und Verwandten selbst praktizieren. Dagegen bleibt Oppermann trotz seiner Existenz als Oppositioneller erst hannoveranischer, dann preußischer Politiker und trägt so eine Politik und eine Staatsform mit, die er nach den eigenen Überzeugungen, wie er sie literarisch wie publizistisch äußert, nicht wollen kann. Unabhängig von

---

<sup>80</sup> Neumann, Bd. 1 (1865), S. XI.

<sup>81</sup> Neumann, Bd. 1 (1865), S. 315-316.

<sup>82</sup> Neumann, Bd. 3 (1866), S. 187.

<sup>83</sup> Neumann, Bd. 3 (1866), S. IX.

<sup>84</sup> Neumann, Bd. 3 (1866), S. 15.

seinen wirklichen Überzeugungen kann der Politiker Oppermann anders als Neumann, der ohnehin nicht lehren darf, sich nicht offen für einen demokratischen Umsturz aussprechen. An diesen Aporien führt vorerst keine Interpretation vorbei.

Dies alles ist natürlich nur eine erste Bestandsaufnahme zu Oppermanns USA-Bild. Im Rahmen dieser Untersuchung konnten nicht nur einige Grundlinien dieses Bildes, sondern auch ein Teil ihrer fiktionalen wie faktualen Quellen aufgefunden gemacht werden. Dass es weitere dieser Quellen für Oppermanns Amerikabild geben müsste, scheint auf der Hand zu liegen. Um sie zu eruieren, braucht es weitere Forschungen. Ebenso lohnend wären vertiefende Studien zu einzelnen sicher oder wahrscheinlich von Oppermann rezipierten Autoren, beispielsweise zu Goethe, Sealsfields *Virey*, Otto Ruppikus oder Albert Richardson. Lohnend wäre auch ein eingehender Vergleich zum überwiegend negativen USA-Bild, das Oppermanns Mentor Gutzkow 1846 in seinen *Säkularbildern* entwirft.<sup>85</sup> So wird der vorliegende Aufsatz letzten Endes zum *work in progress*. Bis zu neuen Ergebnissen gilt, was Oppermann im Hinblick auf eine bessere Zukunft der alten *und* der neuen Welt sagt: „Hoffen wir mit Maß, aber mit Zuversicht!“

---

<sup>85</sup> Vgl. Karl Gutzkow: *Die Neue Welt*. In: *Säkularbilder*, Bd. 1. Frankfurt/Main: Literarische Anstalt, 1846, S. 114-140. Besonders interessant wäre ein solcher Vergleich gerade aufgrund der entschiedenen Gegensätze, etwa darin, dass Gutzkow die USA als Vorbild für Europa entschieden ablehnt und eine „Mission“ des Landes lediglich für den amerikanischen Kontinent sieht, der „durch die vereinigten Staaten befreit und der Civilisation entgegen geführt werden soll“ (S. 119). Teilweise verbergen sich unter den scheinbaren Gegenpositionen jedoch grundsätzliche Übereinstimmungen, etwa wenn Gutzkow, der fünfzehn Jahre vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges schreibt, die USA vor allem wegen der Sklaverei anklagt, die er in Analogie zum europäischen Feudalismus sieht (vgl. S. 139): „Ich gebe wenig auf einen Republikanismus, in dessen Konsequenzen solche Entmenschungen liegen. [...] Ich meine, Amerika wird seine einfachen und etwas schalen Begriffe der Freiheit auflösen, wenn es fortfährt, so unredlich sie im Kampfe gegen die farbige Bevölkerung anzuwenden“ (S. 140).



## Reinhold Solgers Roman *Anton in America*

### Transatlantische Interpretationen des Amerikaerlebens

Anton in Amerika: Novelle aus dem deutsch-amerikanischen Leben (1862) wurde von dem deutschen Intellektuellen und Revolutionär Reinhold Solger (1816-1866) neun Jahre nach seiner Auswanderung in die USA veröffentlicht. Angekündigt als „Fortsetzung, ein Seiten- oder ein Gegenstück“ zum Roman Soll und Haben (1855) von Gustav Freytag, Solgers Erzählung von den Abenteuern eines fiktiven deutschen Einwanderers, der 1857 im New Yorker Hafen ankommt, gewann einen von der Zeitschrift New-Yorker Criminal-Zeitung und Belletristisches Journal veranstalteten Wettbewerb für die beste Novelle über das deutsch-amerikanische Leben.<sup>1</sup> Die Preisrichter lobten Solgers Roman als „pikant, anregend, in ununterbrochenem Fluß den Leser mit sich fortreißend“ und fanden die Figuren „direkt aus dem hiesigen Leben gegriffen“.<sup>2</sup> Die Wochenzeitung veröffentlichte das Werk als Fortsetzungsroman in fünfundzwanzig Folgen im Jahre 1862.<sup>3</sup> Zwei andere Ausgaben von

---

<sup>1</sup> Wilhelm Aufermann et al.: *Preisausschreiben des Belletristischen Journals. Die Entscheidung der Preisrichter*. In: *New-Yorker Criminal-Zeitung und Belletristisches Journal* 10, (1862), Nr. 42, S. 64. Für eine Diskussion der Beziehung zwischen *Anton in Amerika* und *Soll und Haben* vgl.: *Ein Seitenstück zu Freytag's 'Soll und Haben'. Anton in Amerika. Aus dem deutsch-amerikanischen Leben*. Von Reinhold Solger. In: *Orion. Monatschrift für Literatur und Kunst* 1 (1863), S. 56-61; Jeffrey L. Sammons: *Die Amerikaner als Juden: Kontextualisierte Beobachtungen zur Amerika-Episode in Gustav Freytags 'Soll und Haben'*. In: *150 Jahre 'Soll und Haben': Studien zu Gustav Freytags kontroverser Roman*. Hrsg. von Florian Krobb. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2005, S. 255-68; im selben Band: Arne Koch: *Realismusdefinitionen im interkulturellen Dialog: Freytags 'Soll und Haben' und Reinhold Solgers 'Anton in Amerika' (1862)*, S. 153-69. Vgl. auch Horst Denkler: *Die Schule des Kapitalismus. Reinhold Solgers deutsch-amerikanisches 'Seitenstück' zu Gustav Freytags 'Soll und Haben'*. In: *Amerika in der deutschen Literatur: Neue Welt – Nordamerika – USA*. Hrsg. von Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch. Stuttgart: Reclam, 1975, S. 108-123.

<sup>2</sup> Aufermann et. al.: *Preisausschreiben* (Anm. 1), S. 964.

<sup>3</sup> Reinhold Solger: *Anton in Amerika: Novelle aus dem deutsch-amerikanischen Leben*. Folgen 1-25, *New-Yorker Criminal-Zeitung und Belletristisches Journal* 10 (1862), Nr. 53-54; 11 (1862), Nr. 3-25. Für eine Diskussion des Wettbewerbs vgl. Reinhold Solger: *Anton in America: A Novel from*

Anton in Amerika, beide in Buchform, wurden im 19. Jahrhundert publiziert. Noch im Jahre 1862, kurz nach dem Erscheinen des Romans in Amerika, brachte C. M. Roskowski in Bromberg eine Ausgabe vermutlich als unauthorisierte Raubkopie heraus.<sup>4</sup> Zehn Jahre später veröffentlichte Rudolf Lexow, der Herausgeber und Chefredakteur der Criminal-Zeitung, den Text zum zweiten Mal, diesmal als zwei-bändiges Werk in der Deutsch-amerikanischen Bibliothek, die bei Ernst Steiger in New York erschien, – ein Beweis für das anhaltende Interesse, auf das der Roman auf beiden Seiten des Atlantiks stieß.<sup>5</sup> Es waren diese zwei Ausgaben in Buchform, nicht so sehr die ursprüngliche Veröffentlichung als Fortsetzungsroman, die unter den damaligen deutschen und deutsch-amerikanischen Lesern eine breite Wirkung entfalteten.

Der Roman *Anton in Amerika* bietet aufschlussreiches Material für eine Untersuchung des Amerikaerlebens im europäischen und auch im amerikanischen Roman in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unter anderem im Hinblick auf die kritische Kategorie des deutsch-amerikanischen Kulturtransfers. Wichtig für die folgenden Ausführungen ist die von Michel Espagne, Michael Werner und Matthias Middell entwickelte Definition des Kulturtransfers als einem vielseitigen, dynamischen, und wechselseitigen Prozess.<sup>6</sup> Zusätzlich berücksichtigt werden die Erkenntnisse zur Verbreitung und Aneignung deutscher Kultur in den Vereinigten Staaten im neunzehnten Jahrhundert, die in dem von Lynne Tatlock und Matt Erlin herausgegebenen Band *German Culture in Nineteenth-Century America: Reception, Adaptation,*

---

*German-American Life.* Übers. und eingeleitet von Lorie A. Vanchena. (*New Directions in German-American Studies*; 2) New York: Peter Lang, 2006, S. XVIII-XXI.

<sup>4</sup> Reinhold Solger: *Anton in Amerika: Novelle aus dem deutsch-amerikanischen Leben*. Bromberg: C. M. Roskowski, 1862. Laut eines Eintrags im *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* erschien diese Ausgabe im Oktober 1862, also kurz nachdem die letzte Folge von *Anton in Amerika* im *Belletristischen Journal* erschien: *Monatliches Verzeichniß der Neuigkeiten und Fortsetzungen des Deutschen Buchhandels: Beilage zum Börsenblatt für den deutschen Buchhandel und die mit ihm verwandten Geschäftszweige*. Hrsg. von Julius Krauß. Bd. 2, 29 (Oktober 1862), Nr. 10. Leipzig: Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, S. 130. Bisher gibt es keinen Beweis dafür, dass Solger oder Lexow von der deutschen Ausgabe im Voraus wussten.

<sup>5</sup> Reinhold Solger: *Anton in Amerika. Novelle aus dem deutsch-amerikanischen Leben*. (*Deutsch-amerikanische Bibliothek*; 1 u. 2). New York: Steiger, 1872.

<sup>6</sup> *Von der Elbe bis an die Seine: Kulturtransfer zwischen Sachsen und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert*. Hrsg. von Michel Espagne und Matthias Middell. 2. überarb. Ausgabe. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 1999; Michael Werner: *Maßstab und Untersuchungsebene. Zu einem Grundproblem der vergleichenden Kulturtransfer-Forschung*. In: *Nationale Grenzen und internationaler Austausch. Studien zum Kultur- und Wissenschaftstransfer in Europa*. Hrsg. von Lothar Jordan und Bernd Kortländer. Tübingen: Niemeyer, 1995, S. 20-33.

*Transformation* vorliegen.<sup>7</sup> Ein weiterer wichtiger Ansatz zum Thema stammt von Werner Sollors, der denjenigen internationalen und interdisziplinären Diskurs maßgeblich bestimmt, mit dem die deutsch-amerikanische Literaturtradition unter neuer Fragestellung betrachtet wird. Sollors argumentiert für eine weit gefasste Definition von amerikanischer Literatur: belletristische Werke, die in anderen Sprachen als English in den USA erschienen sind, sollten als amerikanische Literatur betrachtet werden.<sup>8</sup> Mit seinem deutsch-amerikanischen Roman leistete Solger also einen wichtigen Beitrag zu der multikulturellen und multilinguistischen Geschichte der Vereinigten Staaten im neunzehnten Jahrhundert.

Der Bromberger Druck und die Steigersche Ausgabe von *Anton in Amerika* – wie auch die erste Veröffentlichung des Romans in der *Criminal-Zeitung* – dienen der transatlantischen Vermittlung deutsch-amerikanischer Kultur in den sechziger und frühen siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Daher sind sie nicht nur dazu geeignet, Einsichten in den Austausch und die Rezeption deutscher und amerikanischer Kultur zu gewinnen, sondern auch zur Bildung interkultureller Identität. Solger nahm deutsche Ideen und Werte auf und übertrug sie auf einen amerikanischen Kontext, wobei er ein literarisches Werk schuf, das das deutsche, amerikanische und deutsch-amerikanische Leben kommentiert.<sup>9</sup> Der Roman wurde aber auch von Solgers Erfahrungen in seinem neuen nationalen Kontext und den zeitgenössischen Umständen beeinflusst. Wie wir sehen werden, lässt sich der transatlantische Charakter dieses Werkes nicht nur an der Handlung und den diversen Personen erkennen, sondern auch an den Textvarianten der drei Ausgaben, die die Unterschiede zwischen deutscher und amerikanischer Kultur betonen. Außerdem

---

<sup>7</sup> *German Culture in Nineteenth-Century America: Reception, Adaptation, Transformation*. Hrsg. von Lynne Tatlock und Matt Erlin. Rochester. New York: Camden House, 2005.

<sup>8</sup> Vgl. *Multilingual America: Transnationalism, Ethnicity, and the Languages of American Literature*. Hrsg. von Werner Sollors. New York: New York University Press, 1998; *The Invention of Ethnicity*. Hrsg. von Werner Sollors. New York, Oxford: Oxford University Press, 1989; *German? American? Literature? New Directions in German-American Studies*. (New Directions in German-American Studies; 2) Hrsg. von Winfried Fluck und Werner Sollors. New York: Peter Lang, 2002; Werner Sollors: *Series Editor's Foreword*. In: *Anton in America* (Anm. 3), S. XI-XIV.

<sup>9</sup> Vgl. Lorie A. Vanchena: *Reimagining Reinhold Solger's Anton in America*. In: *Amerikastudie/American Studies. A Quarterly* 51 (2006), Nr. 1. Sonderausgabe: *Multilingualism and American Studies*. Hrsg. von Heike Paul und Werner Sollors, S. 61. Zum literarischen Thema deutsche Auswanderung nach Amerika vgl. *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848. Migration – kultureller Austausch – frühe Globalisierung*. Hrsg. von Christof Hamann, Ute Gerhard und Walter Grünzweig. Bielefeld: transcript, 2009; Juliane Mikoletzky: *Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur*. Tübingen: Niemeyer, 1988; *Deutschlands literarisches Amerikabild*. Hrsg. von Alexander Ritter. Hildesheim, New York: Olms, 1977.

wurde *Anton in Amerika* in den Vereinigten Staaten aus einer anderen Perspektive als in Deutschland rezensiert. Eine Untersuchung dieser Besprechungen ermöglicht weitere Einblicke in die hybride Natur des Romans.

Die transatlantische Prägung von *Anton in Amerika* finden wir erstmals in dem deutschen Helden Antonio (nur sein Vater nennt ihn *Anton*), der mit zehntausend Dollar in seiner Tasche versucht, sich als Geschäftsmann in der Neuen Welt zu etablieren. Das ist ein vergebliches Unterfangen, da er von seinem Traum nicht nur durch seine eigene Unfähigkeit und ungünstige Geschäftsbedingungen abgehalten wird, sondern auch durch seinen Kontakt u. a. mit einer verzweifelten Bettlerin, einem französischen Verbrecher und einem korrupten amerikanischen Kapitalisten. Diese transatlantische Prägung finden wir auch in der Handlung, welche vor dem Hintergrund aktueller amerikanischer und europäischer Ereignisse stattfindet, wie zum Beispiel der Wirtschaftskrise, die im August 1857 ausbrach und sich auf die Vereinigten Staaten, Europa, Südamerika und den Fernen Osten auswirkte.<sup>10</sup> Obwohl der amerikanische Bürgerkrieg nicht explizit erwähnt wird, spielt die nationalistische Anti-Immigrationsbewegung, die um die Mitte des Jahrhunderts in den USA aufkam, im zweiten Teil des Romans eine entscheidende Rolle, wenn beispielsweise der Held wegen Mordes vor Gericht steht. Auf der europäischen Seite kommen auch Napoleon III., Graf Cavour, der Krimkrieg (1853-1856) und der Krieg zwischen Frankreich und Österreich 1859 vor. Ferner lernt Antonio im Laufe seiner ersten Monate in den USA nicht nur Amerikaner, sondern auch andere europäische Immigranten kennen, darunter seinen deutschen Freund Wilhelmi und die irische Familie O'Shea.

Hauptperson und Handlung sind außerdem von einer transatlantischen Spannung geprägt, die durch einen scheinbaren Widerspruch entsteht: einerseits distanziert sich der Held mit Absicht von der Alten Welt, andererseits aber pflegt er in Amerika eine ungebrochene Loyalität zu seiner Heimat und beschäftigt sich weiter mit Deutschland und Europa. In diesem Zusammenhang sind die eingearbeiteten autobiographischen Bezüge zum Autorleben unübersehbar. So hielt sich Solger beispielsweise im amerikanischen Exil auf, nachdem er am gescheiterten Kampf der Badener Revolutionsarmee gegen preußische Truppen teilgenommen hatte. Er veröffentlichte Beiträge zum amerikanischen Bürgerkrieg in deutschen Zeitschriften, während er zur gleichen Zeit in Amerika zu europäischen Themen Vorträge hielt und Artikel schrieb. Solch ein widersprüchliches Bild vom Leben zwischen zwei

---

<sup>10</sup> Vgl. Arthur Redford: *The Economic History of England 1760-1860*. Westwood, CT: Greenwood Press, 1960, S. 134-36; Philip S. Bagwell und G. E. Mingay: *Britain and America 1850-1939. A Study of Economic Change*. New York: Praeger, 1970, S. 26-35, 39-52.



Kulturen bezeichnet Frank Trommler als typisch für einen großen Teil jener Literatur, die im neunzehnten Jahrhundert von Deutsch-Amerikanern publiziert wurde. In Anlehnung an die Arbeit von Christiane Harzig und ihr Konzept vom „transatlantischen Raum“ zeigt Trommler, wie in diesem Kontext ein Verständnis von Distanz und Nähe in geistiger, kultureller, und geographischer Beziehung uns helfen kann, ein differenzierteres Bild der interkulturellen deutsch-amerikanischen Identität zu gewinnen.<sup>11</sup>

Gleich im ersten Kapitel erfahren wir, dass Antonio an der Revolution von 1848 teilgenommen hat und deswegen wie der Autor Solger aus Europa fliehen muss. Seine Treue der Heimat gegenüber zeigt er zum Beispiel, wenn er einem Amerikaner von den Vorteilen des deutschen Bildungssystems über das amerikanische System erzählt oder wenn er ungläubig bzw. kritisch auf die kulturellen Unterschiede reagiert, die er zwischen den Deutschen und den Amerikanern beobachtet.<sup>12</sup> Wenn Antonio erfährt, dass ein bankrotter amerikanischer Geschäftsmann eine große Soirée auf der Fifth Avenue geben kann, ohne gesellschaftliche oder geschäftliche Konsequenzen ziehen zu müssen, gibt er nur etwas widerwillig zu: „Wenigstens ist die Welt hier endlich aus dem Philisterium heraus“ (*A* I:15).<sup>13</sup> Trotz seiner scheinbaren Distanz zu amerikanischen Gewohnheiten beteiligt sich der Held rege am amerikanischen Leben. Antonio denkt erst dann daran, nach Deutschland zurückzukehren, als ihn die Nachricht vom Tod seiner Mutter erreicht. Vor seiner Heimreise besucht er die deutsche Familie Blandar, wo er sich eigentlich zum ersten Mal nach Deutschland sehnt: „Es war ein eigenes Heimathsgefühl, das den schon so tief ins Amerikanische verwickelten Antonio bei diesem plötzlichen Auftauchen in deutscher Luft überkam; längst begraben geglaubte Gefühle erwachten in aller Stärke, Sehnsucht und Heimweh“ (*A* II:93). Am Ende des Romans will er aber Deutschland nur als Zwischenstopp auf dem Weg nach Asien besuchen, wo er vorhat, eine ethnographische Expedition zu unternehmen. Er will also auch nicht in Amerika bleiben, aber eine Amerikanerin wird ihn begleiten. Wie Jeffrey L. Sam-

---

<sup>11</sup> Frank Trommler: *German American Spaces, Transatlantic Distances. Negotiating Current Paradigms*. Vortrag gehalten auf der German Studies Association Tagung in San Diego, Oktober 2007; Christiane Harzig: *Gender, Transatlantic Space, and the Presence of German-Speaking People in North America*. In: *Traveling between Worlds: German-American Encounters*. Hrsg. von Thomas Adam und Ruth Gross. College Station, TX: Texas A & M University Press, 2006, S. 146-182.

<sup>12</sup> Antonios Gespräch mit Reverend Dr. Ellis über das amerikanische Bildungssystem kommt im Kapitel 8 des I. Buches vor.

<sup>13</sup> Alle weiteren Zitate aus der amerikanischen Ausgabe von 1872 erfolgen im Textverlauf unter der Sigel *A* plus Band- und Seitenangabe. Zitate aus der deutschen Ausgabe von 1862 erfolgen unter der Sigel *D* plus Band- und Seitenangabe.

mons schreibt, ist der Roman zwar nicht schonungslos anti-amerikanisch, aber in der Tendenz von einer abschätzigen Beurteilung geprägt.<sup>14</sup>

Die Veröffentlichungsgeschichte dieses Romans passt gut zum Thema „Amerikaerleben und fiktionale Lebenswelten im europäischen Roman um 1850“. Zunächst ergibt ein Vergleich der drei Ausgaben einige nicht unerhebliche Textvarianten. In der deutschen Buchausgabe von 1862 fallen mehrere Passagen auf, die zum Teil schon in der amerikanischen Fassung als Fortsetzungsroman von 1862 fehlen, vor allem aber in der späteren Steigerschen Ausgabe von 1872 ausgelassen sind. In der Regel betonen diese Stellen die kulturellen Unterschiede zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Leben. Diese Unterschiede lassen vermuten, dass der amerikanische Verlag – eventuell auch Solger selbst noch vor seinem Tod im Jahre 1866 – das Manuskript überarbeitet hat, um einen anderen oder vielleicht einen geänderten nationalen Kontext und eine andere Leserschaft zu berücksichtigen.

Einige Textstellen, die in der deutschen Ausgabe, nicht aber in der zweiten amerikanischen vorkommen, zeigen, dass diese Veröffentlichungen eine unterschiedliche Sicht der deutschen und amerikanischen Kultur vermitteln. Viele dieser Passagen üben Kritik an deutschen oder amerikanischen Zuständen oder sogar an beiden. Im ersten Kapitel sind die Gegenstände dieser Kritik die deutsche und die europäische Politik. In diesem Zusammenhang heißt es beispielsweise, dass das Leben in der Fremde den Menschen emanzipieren kann: „Ja, es sollen schon Fälle vorgekommen sein, wo Einer, der als dummer Teufel von den regierenden Herren aus Europa fortgeschickt wurde, als regierender Herr unter die dummen Teufel von Europa zurückkehrt“ (A I:7). Bei diesem Hinweis handelt es sich um eine Anspielung auf Louis Napoleon, der 1836 nach dem Scheitern eines von ihm organisierten Armeeputsches in Straßburg in die Vereinigten Staaten verbannt wurde, um dann 1848 in Frankreich Präsident der Zweiten Republik (1848-1852) und Kaiser (1852-1870) zu werden. An einer anderen Textstelle unterbreitet der Autor in einem für sein Schreiben typischen Tonfall ironisierenden Humors den Vorschlag, der allerdings nur in der deutschen Ausgabe gemacht wird:

Wäre es nicht gut, die Sache lieber gleich zu reguliren und die europäische Politik, insonderheit die deutsche, aus ihrer trostlosen Versimpelung dadurch zu reißen, daß man die ganze Gesellschaft einmal auf zwölf Jahre, ohne einen

---

<sup>14</sup> Jeffrey L. Sammons: *Exkursus II. Anti-Americanism? Tahj, Ferdinand Kürnberger, Reinhold Solger. In: Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and other German Novelists of America. (University of North Carolina Studies in the Germanic Languages and Literatures, 121) Chapel Hill: The University of North Carolina Press, 1999, S. 219-20.*

Pfennig in der Tasche, in die Verbannung schickte, mit der Anwartschaft auf die deutsche Kaiserkrone für denjenigen unter ihnen, der sich zuletzt am Besten durchgeschlagen hätte? (D I:16).

Diese Bemerkung ist gleichfalls eine Anspielung auf das entbehrungsreiche Leben der Einwanderer in den Vereinigten Staaten. Der Spott richtet sich auch auf die deutschen Intellektuellen. So feiern die Gäste auf einer Soirée Antonio als „höchst distinguirten Preußen“ (A I:34), so dass dieser daraufhin den Ehrgeiz entwickelt, sich seines neuen Rufes als „größter Kenner und Denker in Amerika, vielleicht in der ganzen Welt“ (A I:38) würdig zu erweisen. Als er einen spontanen Vortrag über Kunstgeschichte hält, „ertappte [er] sich noch zur rechten Zeit auf seinem Docentenparoxismus, um sich nicht noch den des größten Pedanten dazu zu erwerben“ (D I:67). In dieser Passage verspottet Solger aber zugleich die Naivität des amerikanischen Publikums, das solche Übertreibungen liebt und diesen glaubt.

Auf derselben Soirée gelingt es einem französischen Verbrecher, der sich als Graf Roussillon ausgibt, die Gastgeberin zum Esssaal zu begleiten. Obwohl Antonio ihm ansonsten an diesem Abend die Schau gestohlen hat, wird der Graf von der *Fifth Avenue-High Society* weiterhin als „permanente Autorität in Sachen der guten Lebensart“ (A I:42) gesehen, denn immerhin ist er ja Franzose. Solger erklärt diesen Affront gegenüber Antonio mit der angeblich negativen Einstellung der Amerikaner gegenüber allen Deutschen. Auch dieses Urteil enthält nur die deutsche Ausgabe:

Ein deutscher Gentleman wird in der amerikanischen Gesellschaft nie etwas Anderes, als ein sehenswerthes Meerwunder sein; ein Meteor, dessen Bahn, im besten Falle, die der Gesellschaft glänzend durchkreuzt. Er hat in diesen, wie in allen andern Dingen, keine nationale Autorität hinter sich. (D I:73-74).

Diese kritische Ironie der Betrachtung wird im zweiten Teil des Romans nochmals verstärkt, als es dem Ankläger gelingt, Antonio vor allem wegen seiner preußischen Herkunft und Bildung – Eigenschaften, die zuvor so enthusiastisch begrüßt worden sind – der Ermordung einer Frau für schuldig zu erklären.

In einer weiteren Passage, die in sämtlichen Textversionen erscheint, wird sowohl die amerikanische als auch die deutsche Bildung in Frage gestellt. Solger beschreibt die Amerikanerin Miß Bradbury als „eine Dame, die den Ruf hatte geistreich zu sein“, deren Fehler es aber ist, „die Bewunderung alles Europäischen als Geistreichigkeit und ihre Verachtung alles Amerikanischen als barbarisch“ zu verstehen (A I:35). In der Bromberger Ausgabe findet sich zusätzlich der folgende ironische Kommentar, der auf die Oberflächlichkeit der Amerikaner zielt: „Deutschland und England fahren bei dieser Schmetterlingskoquetterie mit europäischer Bildung am schlechtesten, weil sie den Amerikanern am nächsten stehen und die Ab-

sicht eben ist, sich seiner selbst zu überheben, statt sich in sich selbst zu vertiefen.“ (*D I:61*).

Andere Textstellen, die nicht in die amerikanische Ausgabe von 1872 aufgenommen werden, tragen zu einem eher ambivalenten Bild von Amerika bei. Die vielleicht schärfste Kritik an den Amerikanern äußert Solger dann, wenn er seinen Erzähler auf der Überlegenheit der deutschen Wissenschaften beharren lässt:

Ich will damit natürlich nicht sagen, daß die Amerikaner jemals die Wissenschaft auf deutsche Manier betreiben werden; vom wissenschaftlichen Standpunkt angesehen, werden sie immer confuse Kinder bleiben. Sie suchen sich von den Resultaten unserer Denkarbeit nur das aus, woran sie ihre persönlichen und materiellen Interessen fördern, woran sie sich sittlich stärken, erheben, weiter bilden können. Das Uebrige geht sie nichts an. Sie schließen hartnäckig die Augen vor Allem, was nicht in ihren sittlich-praktischen Kram paßt. (*D II:7-8*).

Solger teilt hier offensichtlich das verbreitete Vorurteil, die Amerikaner seien vor allem an Geld interessiert, ein Bild, das vom geldgierigen Händler Wilhelm Dawson, der am Ende des Romans in Ungnade fällt, verkörpert wird. Im Kontrast dazu stehen die amerikanischen Erfolgsgeschichten, wie die des jungen irischen Zeitungsverkäufers Paddy O'Shea, der zusammen mit Dawson von der Wirtschaftskrise 1857 profitieren kann: „Es war wunderbar an dem jungen Burschen zu beobachten, wie Gott, wem er ein Amt auch den Verstand dazu gibt und wie in kurzer Zeit sich aus einen kleinen Straßenjungen ein großer Börsenmann machen läßt.“ (*D I:190*). Paddy wird erfolgreich und reich, aber im Kontrast zu Dawson motiviert ihn nicht nur das Geld. Nach dem Scheitern seiner eigenen Firma trifft Antonio Paddy wieder. Paddy ist sofort bereit, aus Dankbarkeit für die finanzielle Unterstützung, die Antonio ihm früher gegeben hatte, seinem Freund das nötige Geld zu leihen. Antonio ist zuerst verblüfft, dass Paddy erfolgreicher Börsenmann geworden war:

Aber daß der kleine Gamin schon in sechszehn Monaten als olympischer Zeus, mit allen Mitteln souveräner Macht ausgerüstet, über der City thronen und seinen Gönner von damals zum Protegé haben würde, das hätte er sich denn doch nicht träumen lassen (*D I:203-04*).

In diesem Fall gibt es eine parallele Textstelle in der Steigerschen Ausgabe, in der zurückhaltender geurteilt wird: „Aber daß dieser kleine Straßenbub' schon in so kurzer Zeit seinen Protector von damals protegiren würde, das hatte er sich doch nicht träumen lassen.“ (*A I:120*). Die deutsche Ausgabe führt die Passage weiter, und zwar mit einer zweideutigen Bemerkung über die Demokratie, die gleichzeitig die Erfüllung des amerikanischen Traums in Frage stellt: „Er [Antonio] sah an einem Beispiele, wie es das demokratische Leben in solcher Grellheit zwar nicht täglich, aber auch keineswegs bloß als Ausnahme bietet, 'von welchen Menschen die

Welt regiert wird“ (D I:203-04).<sup>15</sup> Wir wissen nicht, ob Solger diese Streichungen noch vor seinem Tod vornahm, oder ob sie erst sein amerikanischer Verleger in der Ausgabe von 1872 durchführte. Aber man kann doch sehen, dass vor allem Textteile entfernt wurden, die deutsche Vorurteile gegenüber dem angeblichen Materialismus und der vermeintlichen Unkultiviertheit der Amerikaner enthalten. Man fragt sich, ob Solger selbst nach seinen Jahren in Amerika ein etwas differenzierteres Bild von der amerikanischen Gesellschaft und den Amerikanern gewonnen hatte oder ob sein deutsch-amerikanischer Verleger darartig grobe Vorurteile nicht mehr drucken wollte.

Wie schon oben erwähnt, wird die transatlantische Prägung des Solgerschen Romans auch daran erkennbar, dass *Anton in Amerika* in Deutschland anders rezipiert wurde als in den Vereinigten Staaten. Der nationale Kontext spielte hier eine wichtige Rolle. In den Vereinigten Staaten wurde vor allem die Bedeutung des Romans für eine deutsch-amerikanische Literatur betont, die wiederum zur Erhaltung der deutsch-amerikanischen Identität und Kultur beitragen sollte. Lexow veranstaltete den literarischen Wettbewerb und veröffentlichte *Anton in Amerika* 1862 ausdrücklich in der Absicht, Deutsch-Amerikaner dazu zu motivieren (nicht zuletzt mit einem Preisgeld von \$300), eine deutsch-amerikanische Literatur zu schaffen, die mit der deutschsprachigen Belletristik in Europa konkurrieren könnte.<sup>16</sup> Kurz vor dem Erscheinen der ersten Folge von *Anton in Amerika* im *Belletristischen Journal* beschreibt Rudolph Lexow das Ziel des Wettbewerbs für die beste deutsch-amerikanische Novelle, den Solger gewonnen hatte:

Sind die schlummernden Kräfte nur einmal aus ihren Schlupfwinkeln hervorgeholt, so werden sie sich auch Anerkennung verschaffen, und es wird das entstehen, was unerlässlich ist, wenn das Deutschthum hier nicht verflachen und theilweise zu Grunde gehen soll, eine deutsch-amerikanische Literatur.<sup>17</sup>

Wenn sich Autoren von ihrem deutsch-amerikanischen Leben inspirieren ließen, so glaubten die Preisrichter, würde der Wettbewerb den deutschen Geist in Amerika nicht nur wecken, sondern auch erheben und erhalten.<sup>18</sup>

---

<sup>15</sup> Im Fortsetzungsroman von 1862 steht „amerikanisches“ statt „demokratisches“ Leben. In der amerikanischen Ausgabe von 1872 fehlt diese Passage.

<sup>16</sup> Vgl. die Einführung zu: *Anton in America* (Anm. 3), S. XIX-XX.

<sup>17</sup> Rudolf Lexow: *Preis ausschreiben*. In: *New-Yorker Criminal-Zeitung und Belletristisches Journal* 9 (1860), Nr. 36, S. 568.

<sup>18</sup> Wilhelm Aufermann [et al.]: *Preis ausschreiben des Belletristischen Journals. Die Entscheidung der Preisrichter*. In: *New-Yorker Criminal-Zeitung und Belletristisches Journal* 10 (1862), Nr. 42, S. 964.

Zehn Jahre später nimmt Lexow, weiterhin Redakteur und Herausgeber des *Belletristischen Journals*, dieses Thema bei der Veröffentlichung von *Anton in Amerika* als Band I und II der *Deutsch-amerikanischen Bibliothek* wieder auf:

Wenn deutsche Sprache, deutscher Geist und deutsches Wesen, wie wir Alle hoffen und aus so mancherlei vielversprechenden Zeichen zu schließen berechtigt sind, hier noch einer bedeutenden Zukunft entgegengehen, wenn sie den Kampf mit dem Angelsachenthum rühmlich bestehen und sich allmählig eine gleichberechtigte Stellung neben diesem erobern sollen, so bedürfen wir vor allen Dingen, neben der bereits zu einer Macht herangewachsenen deutsch-amerikanischen Presse, neben der sich wacker behauptenden deutsch-amerikanischen Kirche und der sich kräftig entfaltenden deutsch-amerikanischen Schule, auch einer selbstständigen deutsch-amerikanischen Literatur.<sup>19</sup>

Auch in dem *Publishers' and Stationers' Weekly Trade Circular* erschien ein Beitrag zur Deutsch-amerikanischen Bibliothek:

[This is] a collection which, as the first embodiment of German literature born on American soil, should find a place in every German-American household, and in the library of every one who is familiar with the German language and interested in German life and literature. [...] The enterprise certainly deserves all encouragement.<sup>20</sup>

Solch eine Literatur hatte auch für Lexow einen transatlantischen Aspekt. Die in dieser Sammlung erscheinenden literarischen Werke sollten seiner Meinung nach als „einer der kräftigsten Hebel deutschen Geistes auf der westlichen Hemisphäre“ dienen.<sup>21</sup> *Anton in Amerika*, schrieb Lexow, „gewiß eines der vorzüglichsten belletristischen Werke, welche in deutscher Sprache auf amerikanischem Boden entstanden sind“, sei daher gut geeignet, dieses Sammelwerk zu eröffnen.<sup>22</sup>

In Deutschland werden in Besprechungen der Roskowski-Ausgabe von 1862 vor allem die Beziehung des Romans zu *Soll und Haben* und das Amerikabild hervorgehoben. Auffallend in einigen der Texte ist auch eine vorgefasste, eher negative Meinung über das Leben in Amerika, zum Beispiel in einer Besprechung, die in der von Robert Prutz herausgegebenen Zeitschrift *Deutsches Museum* erschien. Hier wird

---

<sup>19</sup> Rudolf Lexow: *Literatur und Kunst*. In: *New-Yorker Belletristisches Journal (früher Criminalzeitung). Eine Wochenschrift für Literatur, Kunst, Wissenschaft, Politik und Tagesgeschichte* 4 (29. März 1872), Nr. 1044, S. 54.

<sup>20</sup> *The Publishers' and Stationers' Weekly Trade Circular*. Bd. 1. New York: F. Leyboldt (23. Mai 1872), S. 466.

<sup>21</sup> Lexow: *Literatur und Kunst* (Anm. 19), S. 54.

<sup>22</sup> Ebd., S. 54.

*Anton in Amerika* zunächst als deutscher, nicht als deutsch-amerikanischer Roman betrachtet:

Wo sind doch die Zeiten geblieben, da die deutsche Belletristik sich von dem Ueberfluß der nordamerikanischen, ich meine von den Werken eines Irving, Cooper usw. nähren durfte? Die literarische Blüte Nordamerikas ist ebenso rasch in die Höhe geschossen, aber auch ebenso rasch verwelkt wie seine politische und sociale, und der Bürgerkrieg, der das unglückliche Land nun schon seit bald zwei Jahren verwüstet, wird voraussichtlich die eine so wenig wiederherstellen wie die andere.<sup>23</sup>

Solger, behauptet der Kritiker, illustrierte das „Leben und Treiben“ in Amerika „scharf und treffend“; er habe also sein Talent nicht verloren, trotz der „harten und mühseligen Arbeit, zu der die Rastlosigkeit des dortigen Lebens jeden nöthigt, der nicht etwa als Millionär geboren wird“.<sup>24</sup> Wie schon im obigen Zitat angedeutet, wird der gesamte Roman als nicht besonders bedeutend eingeschätzt, abgesehen von dem Einblick in die amerikanische Zustände, den er den Lesern gewährt:

[Eine] Reise von Bremen nach Neuyork ist heutzutage nur noch eine Spazierfahrt und so machen unsere Autoren sich denn in Person auf, die einen freiwillig, die andern durch ihre politischen Schicksale gezwungen, das amerikanische Leben an Ort und Stelle zu studiren und ihre Erfahrungen und Beobachtungen in der Form von Romanen niederzulegen. [...] der Gewinn, den unsere Literatur von ihnen zieht, mag nicht besonders groß sein, doch dienen sie jedenfalls dazu, unsere Kenntniß der dortigen Zustände zu erweitern und zu berichtigen.<sup>25</sup>

Solger wird wiederum als ein deutscher, nicht als deutsch-amerikanischer Autor betrachtet, aber die Romane, die von Deutschen in Amerika erscheinen, werden von „unserer Literatur“, das heißt von der deutschen Literatur des Mutterlandes, abgesetzt.

Die Beziehung zwischen *Anton in Amerika* und Freytags *Soll und Haben* wird auch in dieser Besprechung diskutiert. Antonio ist der fiktive Sohn von Freytags Protagonisten Anton Wohlfart. Solgers Roman beginnt sogar mit einer Parodie von Freytags beispielhafter Handelsfamilie.<sup>26</sup> Der Rezensent äußert sich sehr kritisch zu diesem parodistischen Aspekt von Solgers Roman:

---

<sup>23</sup> *Ein deutsch-amerikanischer Roman*. In: *Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben* 45 (6 November 1862), S. 704-06, hier S. 704.

<sup>24</sup> *Ein deutsch-amerikanischer Roman* (Anm. 23), S. 705.

<sup>25</sup> *Ein deutsch-amerikanischer Roman* (Anm. 23), S. 704.

<sup>26</sup> Vgl. Sammons: *Die Amerikaner als Juden* (Anm. 1); Koch: *Kontextualisierte Beobachtungen* (Anm.

Der Held ist [...] ein Deutscher, der in Nordamerika theures Lehrgeld zahlen muß, bis er die angeborene deutsche Schwerfälligkeit und Pedanterie einigermaßen los wird. Warum der Dichter denselben zu einem Sohne jenes Anton Wohlfahrt gemacht hat, welchen das deutsche Publikum aus Freytag's „Soll und Haben“ kennt, und was er überhaupt mit dem ganzen Hereinziehen dieses letztern Romans beabsichtigt hat, ist uns nicht recht klar geworden. Die Verspottung eines Werks, das mit all seinen Mängeln doch immerhin eins der vorzüglichsten ist, die wir in dieser Gattung besitzen, ist doch etwas gar zu billig.<sup>27</sup>

Im Kontrast dazu behauptet der Verfasser einer Besprechung in Karl Gutzkows *Unterhaltungen am häuslichen Herd*, betitelt „Soll und Haben' in Amerika“, dass *Anton in Amerika* eine erfolgreiche Fortsetzung des früheren Romans sei, weil Solger, wie Freytag, das „Mercantilische“ betone und realistisch darstelle. Dieser Kritiker findet vor allem diejenigen Szenen interessant und realistisch, die von Kriminalität handeln: zum Beispiel den von Wilhelm Dawson schlau selbst geplanten Konkurs und die haarsträubende Ermordung einer Frau durch ihren französischen Ehemann (den Grafen Roussillon) und ihren ehemaligen Liebhaber (den Sohn Wilhelm Dawsons). Dazu bemerkt der Kritiker abschätzig: „Die Neue Welt hat einmal groteskere Formen als die Alte“.<sup>28</sup>

Eine weitere Rezension erschien im Januar 1863 in Adolf Strodtmanns *Orion: Monatschrift für Literatur und Kunst*. Der Roman wird wieder im Kontext der deutschen Literatur beurteilt, aber die Beurteilung fällt in diesem Fall erstmals günstiger aus:

Die einseitig realistische Tendenz, welche zum Schaden der Kunst und Poesie im letzten Jahrzehnt von einer einflussreichen literarischen Koterie in Deutschland vertreten ward und uns „Soll und Haben“ als ein unübertroffenes Musterwerk heutiger Romandichtung anpries, bot der Satire mehr als *einen* Angriffspunkt, der sich in einem parodistischen oder travestierenden Roman aufs vortheilhafteste benutzen ließ.<sup>29</sup>

Der Kritiker ist aber davon enttäuscht, dass die Satire nach den ersten Kapiteln schon aufgegeben wird, und er kritisiert Solger, weil er „die Erlebnisse eines Deutschen in Amerika schildert, aber [...] ihren Helden nicht, wie der Titel besagt, mit dem *deutsch-amerikanischen*, sondern fast ausschließlich mit dem *englisch-amerikanischen*

---

1); Denkler: „Die Schule des Kapitalismus“ (Anm. 1).

<sup>27</sup> *Ein deutsch-amerikanischer Roman* (Anm. 23), S. 705.

<sup>28</sup> „Soll und Haben' in Amerika. In: *Unterhaltungen am häuslichen Herd*. 3. Ausgabe, Bd. 2. Hrsg. von Karl Gutzkow. Leipzig: F. A. Brockhaus, 1862, S. 935-36.

<sup>29</sup> *Ein Seitenstück* (Anm. 1), S. 58.



schen, dem Yankee-Leben in Berührung bringt.<sup>30</sup> Dies ist allerdings nicht ganz korrekt. Wie schon oben erwähnt, trifft Antonio sowohl Deutsche als auch Deutsch-Amerikaner, und zu den diversen Amerikanern, mit denen er verkehrt, gehören Mitglieder der New-Yorker High Society, Bauern, ein schwarzer Diener und ein fundamentalistischer Pastor. Der Kritiker freut sich aber, dass Solger den „reinen Stil der Muttersprache“ nicht verloren habe und behauptet, dass das Yankee-Leben „noch von keinem Ausländer mit so glänzendem Humor und mit so daguerreotypartiger Treue“ skizziert worden sei. Auch dieser Kritiker ordnet das Buch der deutschen Literatur zu: „Die humoristische Unterhaltungsliteratur in Deutschland ist gegenwärtig zu arm, als dass wir nicht jede Bereicherung derselben mit Dank begrüßen sollten.“<sup>31</sup>

Meine Bemerkungen sollen dazu dienen, die Bedeutung des Solgerschen Romans für eine Untersuchung des Amerikaerlebens um die Mitte des 19. Jahrhunderts aufzuzeigen, vor allem aus einer transatlantischen Perspektive. Die drei Ausgaben von *Anton in Amerika* und ihre textlichen Unterschiede, die in der Wissenschaft bisher nicht berücksichtigt worden sind, ergeben aufschlussreiche Einsichten in die Funktion des Romans (und seines Autors) als Vermittler zwischen deutscher und amerikanischer Kultur. Die Motivationen, die zu diesen Textvarianten geführt haben, sind noch nicht definitiv erklärbar, da unsere Nachrichten dazu lückenhaft sind.

Angesichts der ambivalenten Tendenzen, die wir anhand der diskutierten Textstellen betrachten können, wäre es denkbar, dass die Erklärung eher eine Frage der Zeitumstände denn eine der nationalen Kultur ist. Mit der zunehmenden Zahl deutscher Einwanderer in den Vereinigten Staaten und den zeitgenössischen gesellschaftspolitischen Entwicklungen in den USA und in Deutschland hielt man es im Jahre 1872 vielleicht für sinnvoll, zu dezidierte Urteile sowohl über die Deutschen als auch über die Amerikaner zu vermeiden. Interessant ist es, dass die amerikanischen Besprechungen so gut wie gar nicht darauf eingehen, dass Solger Freytags Roman *Soll und Haben* parodiert, obwohl der Roman in den Vereinigten Staaten auch sehr bekannt war. Die deutschen Besprechungen reklamieren außerdem Solger ganz selbstverständlich als ‚deutschen‘ Schriftsteller. Die Rezensenten zeigen keinerlei Interesse an der Intention des Autors, mit seinem Roman etwas Neues schaffen zu wollen, nämlich das Textbeispiel für eine deutsch-amerikanische Literatur. Eine mögliche Erklärung für dieses Phänomen bietet Alexander Ritter, der eine für

---

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> *Ein Seitenstück* (Anm. 1), S. 60.

den Zeitraum 1846 bis 1948 typische „nationalgeschichtliche Reklamation deutschsprachiger Literatur im Ausland für die deutsche Literaturgeschichte“ beschreibt.<sup>32</sup> Vor allem bestätigen nicht nur die Besprechungen der verschiedenen Ausgaben sondern auch die Textvarianten innerhalb der drei Texte und der transatlantische Zuschnitt der Handlung, dass der Roman zu einem Verständnis des Amerikaerlebens beitragen wollte, sowohl für Leser in Europa als auch für die in den Vereinigten Staaten.

---

<sup>32</sup> Diese Reklamation, behauptet Ritter in seiner Untersuchung der zeitgeschichtlichen und kulturhistorischen Bedingungen einer deutschsprachigen Literatur des Auslands, resultiere aus der „Festlegung der deutschen Sprache als kollektivierendem Erfassungsstandard“. Vgl. Alexander Ritter: *Deutsche Minderheitenliteratur: Regionalliterarische und interkulturelle Perspektive der Kritik*. München: Südostdeutsches Kulturwerk, 2001, S. 56.

## ... dass die Vereinigten Staaten bisher einzig in der Welt dastehen

### Ida Pfeiffers Reisebericht über Amerika

#### 1.

Knapp nach dem Aufbruch zu ihrer dritten und letzten Weltreise erschien im Jänner 1856 im Wiener Verlag Carl Gerold der Band *Meine zweite Weltreise*, dessen dritter Teil die Amerikaerfahrungen der seit Ende der 1840er Jahre europaweit prominenten Reisenden versammelte. Ihr Bericht *Eine Frauenfahrt um die Welt* (1851) war im Lauf der 1850er Jahre immerhin in mehrere Sprachen übersetzt worden und hatte u. a. Einladungen nach Paris und Berlin sowie die Aufnahme in namhafte geographische Gesellschaften zur Folge.

Vor dem Hintergrund des zeitgenössischen Amerika-Interesses – neben den Romanen Gerstäckers und Sealsfields sind für den Zeitraum 1842-52 über 300 Texte, die Mehrzahl davon Zeitschriftenbeiträge, nachgewiesen<sup>1</sup> und einer 1855/56 in Zeitungen wie Journalen unübersehbaren Amerika-Aufmerksamkeit im Umfeld der vehement diskutierten Sklavenfrage, verbunden mit einer Staatskrise sowie einer anstehenden Präsidentenwahl<sup>2</sup> - scheint dies zunächst nichts Ungewöhnliches zu sein.

---

<sup>1</sup> Vgl.: Tamara Felden: *Frauen Reisen. Zur literarischen Repräsentation weiblicher Geschlechterrollenerfahrung im 19. Jahrhundert*. New York: P. Lang 1993; S. 108.

<sup>2</sup> Vgl. z. B. *Die Grenzboten*, I. Sem. Bd. 2: *Die gegenwärtige Lage der amerikanischen Politik*, S. 92-100, wo es einleitend heißt: „Der nationale Gegensatz zwischen dem Süden und Norden des Landes, zwischen den sklavenhaltenden Staaten und den freien Staaten, ist zu keiner Zeit so scharf hervorgetreten wie in dieser [...]“ (92); weiters ebd., S. 507-510: *Die Kansasfrage in Amerika*; II. Sem. Bd. 3, S. 143-146: *Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika* (gestützt auf die Autobiographie eines freigelassenen Sklaven: Frederic Douglass: *My Bondage and Freedom*. London 1855). Bd. 4, S. 401-422: Der Kampf um die Sklaverei in den Vereinigten Staaten. Regelmäßige Amerikaberichte zur Sklavenfrage, zur Präsidentenwahl sowie zu

Ungewöhnlich ist freilich der Umstand, dass es sich im Fall der 1797 geborenen Ida Pfeiffer um eine verheiratete, weitgehend alleine reisende Frau sowie Autodidaktin handelte, die nicht recht in die ästhetischen wie kulturellen Parameter von Reiseberichten des ausklingenden Vormärz wie des beginnenden Nachmärz zu passen scheint, auch nicht in deren spezifisch weiblichen Ausprägungen, wie solche mit Ida Hahn Hahn und partiell mit Fanny Lewald als mögliche Referenzen vorlagen.

Die lang anhaltende Ausklammerung ihrer Texte aus den literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschungsdiskursen, der radikale Rezeptionsbruch, der unmittelbar nach dem Tod der Autorin eingesetzt und bis in die 1990er Jahre angehalten hat, spiegelt diese prekäre Situation und macht zumindest zwei Dinge deutlich: einerseits die offenkundige Schwierigkeit, ihre Texte auf der Ebene der zeitgenössischen Reiseprosa präziser zu verorten, obwohl Pfeiffer geradezu strategisch in ihren Untertiteln selbstbewusst die Autorschaft an vorangegangenen erfolgreichen Reisetexten anführte wie z. B. „Von Ida Pfeiffer, Verfasserin der „Reise in das Heilige Land“, der „Reise nach Island“ und der „Frauenfahrt um die Welt“. Andererseits haben wir es hier mit einem Sprechen und Schreiben zu tun, das sich einer marginalisierten Position innerhalb des literarischen Feldes bewusst ist und dies durch programmatische Bekenntnisformeln meist in Vorworten oder Schlusspassagen – eine dezidierte Selbstrücknahme auf eine bescheidene Beobachterposition, die schon ihrem amerikanischen Übersetzer aufgefallen war - bekräftigt<sup>3</sup>.

Vor dem Hintergrund der dynamischen und formal-ästhetisch offenen bzw. innovativen Ausdifferenzierungen innerhalb des Genres der Reiseprosa seit 1830 insgesamt, die nicht zuletzt wegen ihrer Heterogenität, Hybridität, ihres Themen-

---

wieder aufgebrochenen Spannungen zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten finden sich auch in der Tagespresse wie *Die Presse* oder *Ostdeutsche Post*, wengleich dort die Berichterstattung vom Krimkrieg beherrscht wird.

<sup>3</sup> Vgl. *A Biography of Ida Pfeiffer* (compiled from notes left by herself). In: *The last travels of I. Pfeiffer: inclusive of a visit to Madagascar: with a biographical memoir of the author*. Translated by H. W. Dulcken. New York: Harper, 1861, S. XXXIV. Zu den erwähnten bekenntnishaften Formeln vgl. z. B. schon den letzten Brief in ihrem ersten Reisebuch *Reise einer Wienerin in das Heilige Land* (Wien: Dirnböck, 1844, Frankfurt/M.: Societäts-Verlag, 1980) S. 313: „Ich bin keine Schriftstellerin; ich habe nie etwas anderes als Briefe geschrieben, mein Tagebuch kann daher nicht als literarisches Werk betrachtet werden. Es ist eine einfache Erzählung, in der ich alles beschreibe, wie es mir vorkam [...]“. Ferner vgl. die Vorrede zu Pfeiffers *Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island im Jahre 1845* (Pest: Heckenast, 1846, Neuauflage Wien: promedia, 1991) S. 15: „[...] weil diese meine Reisebegierde sich, nach den Begriffen der meisten Menschen, für eine Frau nicht ziemt“ oder S. 266: „Nun nehme ich Abschied von meinen lieben Lesern und Leserinnen und bitte, vorliebzunehmen mit meinen einfachen Worten.“

settings und ihrer spezifischen Verflechtungen von subjektzentrierter und objektivierbarer (Welt)Erfahrung als Inbegriff des Modernen, als Tendenzen bzw. Signaturen einer sich im Wandel befindlichen Zeit galten, mag dies überraschen, zumal auch die Texte Pfeiffers, wie die Resonanz bestätigt, einen durchaus eigenständigen Beitrag zur Kartierung der Welt und deren Lesbarkeit beigetragen haben. Es stellt sich daher eine Reihe von grundsätzlichen und in der Folge spezifisch auf die Amerika-Darstellung eingrenzenden Fragen.

## 2.

Obwohl mit Johanna Schopenhauer, Germaine De Staël, Lady Sidney Morgan und (der Gräfin) Ida Hahn-Hahn Frauen seit 1800/1820 als Verfasserinnen von Reiseberichten und Reiseromanen zunehmend in Erscheinung getreten waren und ihre Texte im literarisch-publizistischen und kulturellen Diskurs an Gewicht gewannen, stellten bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts Reisetexte weiblicher Provenienz, zumal sie über Europa hinausblickten, in mehrfacher Hinsicht Grenzüberschreitungen dar<sup>4</sup>. Zunächst ist auf die simple Tatsache hinzuweisen, dass Reisen und weibliche Rollenbilder nur begrenzt kompatibel waren und der Reisediskurs im 19. Jahrhundert im Grunde männlich besetzt war, gleich ob es sich um die klassische Kavaliertour junger Adelliger handelt, um die zahlreichen Bildungsreisen nach Italien, um Reisen in die ‚Neue Welt‘ und damit verknüpft um das Ausloten der ästhetischen wie politischen Möglichkeiten der Gattung – man denke nur an Börne, Heine, Mundt oder Sealsfield, woraus sich ein Referenzrahmen konstituierte, auf den sich Autoren im Sinn einer Traditionsbildung zunehmend beriefen. Frauen waren von diesem Referenzrahmen tendenziell ausgeschlossen, sieht man von der prominenten Ausnahme Heine ab. Dieser hat in seiner *Reise von München nach Genua* unter der „Legion“ von Italiertexten neben Goethes *Italienischer Reise* pointiert die Italienbücher von Sidney Morgan und Mde. De Staël herausgehoben, allerdings mit dem bezeichnenden Zusatz, sie zeichneten sich „durch männliche Gesinnungen, die jenem [gemeint ist: Goethe, Anm. d. Verf.] mangeln“, aus.<sup>5</sup>

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu Annegret Pelz: „...von einer Fremde in die andre?“ *Reiseliteratur von Frauen*. In: *Deutsche Literatur von Frauen*. Zweiter Band. *Das 19. und 20. Jahrhundert*. Hrsg. von Gisela Brinker-Gabler. München: Beck, 1988, S. 143-153, mit Bezug auf I. Pfeiffer v. a. S. 143.

<sup>5</sup> Vgl. Heinrich Heine: *Reise von München nach Genua*. In: Ders.: *Reisebilder* III/IV. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Manfred Windfuhr. Hamburg: Hoffmann & Campe, 1986, S. 13-80, hier: Cap. XXVI, S. 62.

Wie wir daran ersehen können, ist dieser Hinweis nicht nur einer eigenwilligen Gender-Sensibilität verpflichtet, sondern bereits Bestandteil eines zeitgenössischen argumentativen Arsenal und insofern für die inhaltlichen, sprachlichen und formalen Aspekte eines Textes mit in Rechnung zu stellen.

Denn Reisen und das Umsetzung von Reiseerfahrungen in Texte vollzog sich selten linear im Sinn von unmittelbarer Niederschrift, falls eine solche nicht an einen Vertrag mit einem publizistischen Medium (wie z. B. Heine mit der *Augsburger Allgemeine Zeitung* 1831/32 für die Artikelserie, die später den Titel *Französische Zustände* erhielt) gebunden war. In die vordergründig dominante Erfahrung mit dem Fremden, Anderen, Neuen minge sich, so Segebrecht, die „fortlaufende Begegnung des Reisenden mit sich selbst“<sup>6</sup>, welche in die berichtete Rekonstruktion von Wirklichkeit entweder affirmativ im Sinn einer Bestärkung bereits bestehender Welt-Bilder hineinwirke oder – in unterschiedlichem Chiffrierungsgrad – dekonstruierend Welt- und Wertbilder in Zweifel zieht, aber auch an der Stereotypenkonstruktion beteiligt ist.

Dass die Begegnung mit fremden Welten wie die Reisetätigkeit selbst und deren literarische oder publizistische Nachbearbeitung nicht nur für das Rollenverständnis - Stichwort: Autorschaft - sondern auch für die Struktur der Texte Auswirkungen hatte, lässt sich gerade am Werk der Ida Pfeiffer demonstrieren. Positioniert sie sich in ihren ersten beiden Reisetexten (nach Palästina bzw. Skandinavien) noch weitgehend innerhalb zeitgenössischer Weiblichkeitsparameter, die u. a. die Erfüllung einer Kindheitssehnsucht ins Zentrum rücken und Zurückhaltung im Kommentieren der sozialen und politischen Verhältnisse vorsehen, so tritt sie in ihren späteren Texten trotz weiter verwendeter Bescheidenheitstopoi – „Mein Wesen ist Einfachheit, mein ganzes Streben schlichte Wahrheit und Vermeidung jeder Übertreibung. Der Zweck meiner Schriften kann unter diesen Umständen kein anderer sein, als das von mir Gesehene und Erlebte ganz so wiederzugeben, wie es sich meinem Geiste und Gefühle darstellte“<sup>7</sup> – zunehmend als weitgereiste Frau auf. Dabei

---

<sup>6</sup> Vgl. H. Segebrecht; zit. nach Felden (Anm. 1), S. 25.

<sup>7</sup> I. Pfeiffer: *Meine zweite Weltreise*. Wien: Gerold 1856 S. IV und S. 191f.; neu hrsg. von Gabriele Habinger unter dem Titel: *Reise in die Neue Welt. Amerika im Jahre 1853*. Wien: promedia, 1994. Künftig wird nach dieser Ausgabe (die textidentisch mit der Erstausgabe ist) mit der Sigle RNW zitiert. Dieser Bescheidenheitsgestus wird erst durch ihren Sohn Oscar im Nachwort zum posthum erschienenen Band *Die Reise nach Madagaskar*. Hrsg. von Oscar Pfeiffer. Wien: Gerold 1861, S. L, im Hinblick auf die enormen Leistungen und Verdienste zurechtgerückt. Dazu auch: Irmgard Scheitler: *Gattung und Geschlecht. Reiseberichte deutscher Frauen 1780-1850*. Tübingen: Niemeyer 1999, bes. S. 73f. und S. 188f. sowie: Reinhard Heinritz: „*Andre fremde Welten*“. *Weltreisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert*. Würzburg: Ergon, 1998,

vermag sie durch en passant eingeflochtene Vergleiche einen Blickwinkel anzudeuten, der über das unmittelbar Kommentierte hinausreicht, ambivalent-stereotype Bilder aufbricht und auf diese Weise ein „ausgeprägtes ethnographisches Sensorium an den Tag“ legt.<sup>8</sup>

3.

Ida Pfeiffer bereist Amerika 1853-54 vom Pazifik her kommend, d.h. ihr erster Eindruck wird von San Francisco und dem noch anhaltenden, aber bereits abflauenden Goldfieber bestimmt. Dieser ersten Begegnung gehen keine programmatischen Reflexionen voraus, wie sie sonst zum Begründungsinventar von Amerika-texten, insbesondere fiktiven, zählen. Im Vergleich zu Sophie von La Roche und ihrer Erzählung *Erscheinungen am See Oneida* (1798) z. B. oder zur prä-sozialistisch exponierten Henriette Frölich mit ihrem Briefroman *Virginia oder die Kolonie von Kentucky* (1820)<sup>9</sup>, verfährt Pfeiffer auf dem ersten Blick reichlich konventionell. Während die beiden anderen (La Roche, Frölich) Amerika als alternative Räume für ein enttäuschendes Europa einsetzen, [einmal basierend auf einer Tugendidee sowie auf dem physiokratischen „Ideal sinnstiftender und lebenserfüllender Landbebauung“, einmal, um dort einen republikanisch-demokratischen Neubeginn zu versuchen, wengleich im fiktiven Raum einer Textwirklichkeit,] verzichtet Pfeiffers Bericht zunächst auf jeglichen gesellschaftspolitischen Kommentar und begibt sich unmittelbar auf die Wahrnehmungsebene, freilich nicht ohne subtile, unauffällige Brechungen und Relativierungen vorzunehmen. Diese werden in Form eines vergleichenden Blicks markiert, indem z. B. das Festhalten des pulsierenden Alltags mit seinen kuriosen Fakten und Erscheinungen San Francisco in den Augen der Amerikaner als „Stadt der Wunder“<sup>10</sup>, in den Augen der Reisenden hingegen, welchen die Erinnerung an die nordindische Palaststadt Fatipoor Sikri aus dem 16. Jahrhundert noch präsent ist, als Ansammlung von „ganz gewöhnlichen Wohn- und Zinshäusern“ (RNW, 23) ohne besonderen Komfort erscheinen lässt. An Amerika, zumindest an Kalifornien, scheint Pfeiffer weniger das sie abstoßende Leben in den

---

S. 256f.

<sup>8</sup> Ebd. S. 256.

<sup>9</sup> Vgl. dazu: Victor Lange: *Empfindsame Abenteurer. Materialien zu La Roches ‚Erscheinungen am See Oneide‘*. In: *Gallo-Romanica*. Hrsg. von E. Helftrich, J.M. Valentin. Nancy, 1986, S. 47-86, ferner: Mechthild Vahsen: *Die Politisierung des weiblichen Subjekts. Deutsche Romanautorinnen und die Französische Revolution 1790-1820*. Berlin: E. Schmidt, 2000, S. 156-167.

<sup>10</sup> Vgl. I. Pfeiffer: RNW, S. 23.

schnell wachsenden Siedlungen und Städten anzuziehen als die vorher angesprochenen ethnographischen Aspekte, d.h. hier zunächst das Aufsuchen von verschiedenen Indianergruppen:

Am meisten interessierten mich hier die Eingeborenen, die noch reine Indianer sind und sich vor jeder Vermischung mit spanischem Blut bewahrt haben. Diese sogenannten ‚Wilden‘ vermindern sich von Jahr zu Jahr und werden überall von den harten Weißen verdrängt. (RNW, 38).

Obwohl sie Pfeiffer als „noch viel hässlicher als die Malaien“ wahrnimmt, auch auf einer tiefen Bildungsstufe befindlich, und der ethnographische Blick im vorliegenden Fall zu ambivalenten eurozentrischen Stereotypen des ‚hässlichen‘, aber in seiner Hässlichkeit und Unzivilisiertheit wiederum ‚interessanten‘ Wilden/Eingeborenen neigt<sup>11</sup>, bilanziert sie im Vergleich zum pulsierenden San Francisco mit seiner Spiel- und Unterhaltungssucht sowie seinem von Gewalt geprägten Leben klar zugunsten der Indianer:

Ich möchte wohl behaupten, dass in der kurzen Zeit, seit der Weiße nach Kalifornien kam, viel mehr Verbrechen und Laster begangen wurden, als in den Hunderten Jahren, während der das Land nur von Eingeborenen bewohnt war. (RNW 41)<sup>12</sup>

Von San Francisco führt die Reise schließlich – auch das eine eher ungewöhnliche Route – per Schiff die Küste südwärts bis nach Panama und Peru, von wo Pfeiffer über eine Anden- und Kordillere-Expedition (auf rund 4000 Metern Seehöhe am Chimborazo vorbei) über Ecuador und nochmals Panama Amerika erneut von der Seeseite her, d.h. von New Orleans, wo sie am 30. Juni 1854 eintrifft, den Mississippi aufwärts Richtung Arkansas, in Angriff nimmt.

Eingebettet in eine präzise Stadtbeschreibung, vor allem im Hinblick auf die Rolle der Stadt für den Handel, die gemischte ethnische Zusammensetzung, darun-

---

<sup>11</sup> Vgl. dazu R. Heinritz: „*Andre, fremde Welten*“, der die ambivalenten Wahrnehmungs- und Beschreibungsmuster vor allem verschiedener Rituale und Stammestraditionen auf Java und Borneo eingehender analysiert; er verknüpft diese mit der 1853 erschienenen *Ästhetik des Häßlichen* von Karl Rosenkranz, S. 246ff. Die Kenntnis des Rosenkranz-Textes ist allerdings weder belegt noch als wahrscheinlich anzusetzen.

<sup>12</sup> An anderer Stelle, d. h. nach der Abreise aus New Orleans, weist Pfeiffer kritisch auf die Situation der ihren Traditionen bereits entfremdeten Eingeborenen hin: „Das einzige Originelle in diesem Lande mochten die Eingeborenen gewesen sein, die aber, seit die Weißen hier hausen, beinahe gänzlich verschwunden sind [...]. Die wenigen Eingeborenen, die man bei einigen Städtchen und Ortschaften noch sieht, kommen mir wie exotische Gewächse vor; die waren mit europäischen Lappen behangen und aller ihrer Volkseigentümlichkeiten schon halb entfremdet.“ (RNW, 166)



ter auch eine sichtbare Präsenz von Deutschen, sowie im Hinblick auf wichtige architektonische Monumente und solche der Alltagskultur wie z. B. das Wasserwerk oder Marktplätze, kommt Pfeiffer in diesem Abschnitt im Zusammenhang mit einer beobachteten Sklavenversteigerungen ausführlich auf das Thema der Sklaverei und die Haltung der amerikanischen Regierung zu ihr zu sprechen.

In diesem Kontext gibt sie ihre sprichwörtliche Zurückhaltung auf und formuliert ihre Kritik ohne Rücksichtnahmen: In der Sklaverei erblickt sie „den größten Schandfleck der Menschheit“ (RNW 154) und findet es „unverzeihlich“ [...], „dass sich die Regierung der Vereinigten Staaten gar nicht um das Schicksal der Sklaven bekümmert. Die Sklavengesetze sind höchst mangelhaft und schlecht [...] (RNW 156), schlechter jedenfalls als jene der holländischen Regierung. Auch das Los der „freien Neger und Farbigen und zwar sowohl in den freien wie in den Sklavenstaaten“ sei höchst beklagenswert, sodass diese die „Parias der Vereinigten Staaten“ bildeten. (RNW 160) In ihre Positionierung zur Sklavenfrage fließen – auch das sonst selten in ihren Reisetexten und daher bemerkenswert – nicht nur direkte Beobachtungen (des Sklavenmarktes von New Orleans, Besuche auf Farmen) ein, sondern auch zeitgenössische Lektüren, die Pfeiffer zur Verstärkung ihrer Argumentation – vor allem im Kontext der Rechtlosigkeit bzw. einer offenbar häufig beobachteten Käuflichkeit von Gerichten bei Verfahren gegen weiße Gewalttäter (selbst mit Todesfolgen bei den Farbigen) – beispielhaft zitiert<sup>13</sup>. Ihr Amerikabild, das sie mit einem „reinen makellosen Bogen Papier“ im Vergleich zu „einem mit Tintenflecken besudelten“ in Europa vergleicht, gerät im Zuge dieser Beobachtungen einigermaßen ins Wanken und als Zwischenfazit heißt es daher:

Der Eindruck, den die Vereinigten Staaten bei meinem ersten Eintritt auf mich machten, konnte nach dem, was ich hier in New Orleans sah, unmöglich ein sehr günstiger sein [...] und so war ich doch herzlich froh, dieser Stadt den Rücken zu kehren, die man mit vollem Recht auch eine Stadt der Wunder nennen könnte, denn wunderbar klingt es, Sklavenhändler, Sklavenbesitzer von Freiheit und Menschenrechten sprechen zu hören. (RNW 164)

Von New Orleans führt die Weiterreise den Mississippi aufwärts bis Little Rock, dem „Hauptstädtchen des Arkansas Staates“ (RNW 166), von dort ein Stück auf dem Arkansas-Fluss, dem Ohio, um dann wieder auf den Mississippi zurückzukehren, der ihr durchwegs recht eintönig (RNW 174) erscheint, und in St. Louis, das mit seinen damals 120.000 Einwohnern den Charakter einer Großstadt hatte, einige

---

<sup>13</sup> Ida Pfeiffer: *Meine Zweite Weltreise/Amerika*, S. 157; zit. wird dort aus der Dokumentation *Amerikanische Sklaverei, wie sie ist, bestätigt von tausend Augenzeugen*. New York, 1839.

Wochen zu verbringen, bevor Pfeiffer dann nach Minnesota und Illinois, Kanada und den Endpunkten New York und Boston aufbricht.

4.

An dieser Stelle seien einige Anmerkungen zur Organisation dieser Reise und zur Spezifik der Pfeifferschen Wahrnehmung des Fremden, d.h. des amerikanischen Alltags, eingeschoben. Beides, Reiseorganisation und Wahrnehmungsform sind nicht nur per se aufschlussreich, sondern differieren doch deutlich von anderen zeitgenössischen Amerika-Texten, womit sich kulturwissenschaftliche Reflexionen geradezu aufdrängen.

Folgt man ihren Aufzeichnungen, so ergibt sich, dass diese Reise organisatorisch wesentlich auf private Einladungen gestützt war, was für Pfeiffer den Vorteil hatte, ihr ohnehin sehr knappes Reisebudget schonen zu können und zugleich Einblick in verschiedene amerikanische Lebensverhältnisse zu gewinnen<sup>14</sup>. In Städten sind es meistens höher gestellte Persönlichkeiten (z. B. eine im Handel tätige deutsche Familie in New Orleans, eine Richterfamilie in St. Louis, die ihr eine Empfehlung für eine Familie in St. Paul ausstellt, ein ehemaliger Angestellter bei der Französischen Gesandtschaft in Wien in Highland, ein „radikaldemokratischer“ Zeitungsherausgeber in Milwaukee), am Lande oder in kleineren Orten Pflanzler und Farmerfamilien, selten ein Hotel (ausgenommen in New Orleans), gelegentlich ein Gasthof, vorzugsweise, wenn er von Deutschen geführt wurde. Wie Pfeiffer zu diesen Bekanntschaften kam, darüber schweigt sie sich weitgehend aus; allerdings legt sie an einer Stelle ihre Zurückhaltung ab, nämlich auf der abschließenden Strecke von Montreal nach New York, als sie zum ersten und einzigen Mal auf ihrer Reise für eine Seeüberquerung (Champain See) auf Eigenmittel zurückgreifen musste als ihre internationale Reputation offenbar keine Wirkung gezeigt hatte:

In den Vereinigten Staaten genügte die Nennung meines Namens; jeder Kapitän nahm mich zuvorkommend auf, ohne erst eine Bittschrift an einen Agenten oder Direktor einzureichen [...] allein hier half keine Empfehlung, es hieß: Bezahlen. (RNW 221f.)

---

<sup>14</sup> Vgl. Hiltrud Jehle: *Ida Pfeiffer. Weltreisende im 19. Jahrhundert*. Münster-New York: Waxmann, 1989, bes. Kap. 7, S. 69ff. (mit Angaben über die Kosten und Vergleichskalkulationen, über freien Transport, über Förderungen, Verkauf von gesammelten ethnographischen Stücken an verschiedene Museen).

Als bevorzugte Transportmittel gelten ihr die Flussdampfer, dann die Eisenbahn (im Norden) und zuletzt die „langweilige“ und meist unbequeme Postkutsche oder, für kurze Ausflüge in Indianergebiete, das Pferd.

Neben den üblichen Sehenswürdigkeiten und zwar sowohl die Natur betreffend (Mississippi aufwärts kann sie sich offenbar schon an Reiseführern orientieren, klingt doch gelegentlich durch, sie habe solche gelesen) als auch die Städte (architektonisch herausragende Gebäude, Lage und allgemeiner Zustand), zeugt ihr Bericht von einer erstaunlichen und hartnäckigen Neugier für Aspekte des Alltagslebens in einer kulturgeschichtlich interessanten Ausfächerung. In St. Louis z. B. führt sie den Leser nach einer Stadtbeschreibung ins Gefängnis und konfrontiert ihn mit einer kruden Beschreibung der Kost und deren Verabreichung (RNW 177), um anschließend eine Zuckerfabrik vorzustellen samt Zahlen über Produktion und Beschäftigung. Abgerundet wird dieses St. Louis-Panorama von einer Besichtigung des Friedhofes, den sie als einen „prachtvollen Naturpark“ (RNW 178) rühmt, sowie durch Anmerkungen zur Behandlung der Sklaven in ihrer Gastfamilie Boyce, die sie – quasi die Ausnahme in diesem Punkt - als besser empfindet als jene, die üblicherweise Dienstboten in Wien zuteil würde.

In New York und Boston schließlich sucht sie nicht nur das Stadtzentrum, herausragende Persönlichkeiten wie z. B. Washington Irving (RNW, 236) und zahlreiche Bildungseinrichtungen auf, sondern wiederum Gefängnisse, Krankenhäuser und Fabriken, um zum Teil sehr präzise Angaben über Lebens- und Arbeitsverhältnisse zu liefern wie z. B. in den *Novelty-Iron-Works* mit deren Werften für „die größten Dampfschiffe“ (NRW 227) oder die Textil-Fabrikstadt Lowell (RNW 249) betreffend.

Unter den Ausflügen auf Farmen fällt auf, dass Pfeiffer deutsch-schweizer Kolonien bevorzugt aufsucht und deren Anwesen als meist „schön kultiviert“ wahrnimmt. Zwei Abschnitte bzw. Episoden verdienen dabei erwähnt zu werden. Zum einen einer über die Stellung der Frauen auf den Farmen, die auf die innere „Hauswirtschaft“ begrenzt erscheint, d.h. frei von harter Feldarbeit (wie in Europa) bleibe, wofür sie den Amerikanern ausdrücklich Lob erteilt (RNW 181). Interessant ist außerdem ein kurzer Abschnitt über den Besuch bei Friedrich Franz Karl Hecker, der 1848/49 gemeinsam mit Gustav Struve einer der Führer der Badischen Revolution und daher zur nachfolgenden Emigration gezwungen war. Bereits der Umstand, dass Pfeiffer gerade ihn aufsucht, namentlich nennt und als „talentvoll, hochgebildeten Mann“ (RNW 182) charakterisiert, verrät eine deutliche Sympathie mit der gescheiterten Revolution und ihren Protagonisten, - eine recht offene Positionierung, die für einen in Österreich 1856 erschienenen Text keine Selbstverständlichkeit war und sich einfügt in eine Reihe von positiven 1848er-Reminiszenzen in

ihren Reisetexten seit 1850.<sup>15</sup> In dieser Hinsicht unterscheidet sich Pfeiffer von den meisten zeitgenössischen Stimmen, u. a. auch von Sealsfield, der bekanntlich die Revolution von 1848 von seinem Schweizer Exil aus skeptisch, ja denunzierend bäugt hat.<sup>16</sup> En passant flicht Pfeiffer auch Empfehlungen für Aussiedlungswillige ein, etwa den Distrikt Minnesota betreffend, der wegen seines Klimas ein „schönes, glückliches Land“ (RNW 189) sei. Auch Illinois, das sich „einer reißend schnellen Entwicklung“ erfreue (RNW 197) oder Kanada werden als Aufnahmegebiete genannt, wenngleich die Auswanderungsfrage insgesamt keinen besonderen Stellenwert in ihrem Amerika-Text einnimmt.

Irritation erwecken hingegen tendenziell ausgelassene, als moralisch fragwürdig aufgefasste Verhaltensformen von Frauen in der Öffentlichkeit, v. a. auf Schiffen oder in der Postkutsche. Nicht dass hier Pfeiffer einen besonderen Moralismus einfordern wollte, aber sie zeigt sich doch deutlich als europäisch geprägt, was übertragen auf die weibliche Präsenz in der Öffentlichkeit entsprechende Zurückhaltung, ja fast Anpassung an einen vorbestimmten Rollenkodex bedeutet. Hier stößt ihr sonst waches Genderbewusstsein an selbstgesetzte Grenzen, d. h. ihre nach Außen hin zweifellos als aufgeschlossen, ja fortschrittlich einzustufende Lebenspraxis – u. a. das Verlassen der Familie nach erledigter Erziehungsaufgaben und die Hinwendung zum Reisen – , eine Lebenspraxis, die für Frauen dieselben Bewegungsmöglichkeiten einforderte, die Männer bereits besaßen, kollidiert mit Verhaltensformen, die an sich dem auf Gelegenheiten und Nutzen ausgerichteten Aufbruchstopos in Amerika korrelieren. Pfeiffer erblickt in ihnen primär chaotische und fragwürdige Inszenierungen bis hin an die Grenzen zur Käuflichkeit, zur totalen Öko-

---

<sup>15</sup> Vgl. dazu auch Pfeiffers Kommentar zum Ausbruch der Märzrevolution 1848: „Die Revolution vom 24. Februar in Paris hatte ich in Bombay vernommen, jene in den Märztagen meines Vaterlandes zu Bagdad, die ferneren politischen Ereignisse zu Tebris, Tiflis und in anderen Städten. In meinem ganzen Leben hatten mich keine Nachrichten so sehr überrascht als jene aus Wien. Meine gemüthlichen, friedliebenden Oesterreicher – und ein Umsturz der Regierung! –Ein Erwachen aus langer Lethargie!“ In: Ida Pfeiffer: *Eine Frau fährt um die Welt*. Hrsg. von Brigitte Fürle. Wien: promedia, 1989, S. 243; gekürzte Fassung der Originalausgabe unter dem Titel: *Eine Frauenfahrt um die Welt*. Wien, Bd.1-3: Gerold, 1850.

<sup>16</sup> Vgl. dazu den Brief Sealsfields an seinen Verleger Erhard vom 1. Juni 1848, in dem er zwar das Ende Metternichs und seines Systems („das schwere Bleigewicht“) begrüßt, aber mit Skepsis die Wiener Revolution verfolgt, ja den Wienern und im besonderen den Studenten unterstellt, sie „arbeiten so planmäßig an der Zerstörung des Staates – spielen so offenbar Franzosen und Russen in die Hände“, dass es den Anschein hat, sie „scheinen alle Woche[n] ein paarmal von einem revolutionairen Sonnenstich getroffen zu werden.“ Zit. nach: Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke*. Wien: K. Werner, 1955, S. 226.

nomisierung des Selbst, welche eine unnötige Aufgabe jeglichen Dekorums mit einschleße.

Überraschend konservativ hören sich auch ihre Anmerkungen zur „einseitigen Erziehung“ junger Frauen aus, würde nämlich dabei „das Weibliche vernachlässigt“, was Pfeifer „als Hauptursache jenes Hanges nach Emanzipation betrachten [möchte], der die amerikanischen Mädchen und Frauen so stark charakterisiert.“ (RNW 230) Zwar anerkenne sie das Bestreben nach beruflicher oder künstlerischer Anerkennung, doch solle dies auf der Basis einer zölibatären Lebenspraxis erfolgen und sich nicht mit dem Status einer Mutterschaft (und damit verbundener Pflichten) überkreuzen. (RNW 231).

Nichtsdestotrotz sieht sie sich am Ende, d.h. auf dem Weg zurück nach Europa, zu einer Korrektur ihres ersten, noch spürbar negativen Amerikabildes, das wesentlich von ihrer New Orleans-Erfahrung bestimmt erscheint aber auch von ihrem Zwischenfazit auf dem Weg nach Chicago, demzufolge ihr der Amerikaner „mit seinen widersprechenden Eigenschaften ewig ein Rätsel sein wird“ (RNW 195), veranlasst. Ohne ihren Dissens zu zwei Punkten, d.h. der Sklaverei und der Ungleichbehandlung von Weißen und Nichtweißen vor Gericht im Geringsten aufzugeben, findet sie zu einer Einschätzung, die indirekt auch eine kritische Botschaft an die europäischen Gesellschaften enthält und implizit auf die Unabhängigkeitserklärung von 1776 sowie auf die Vision einer gerechteren sozialen Ordnung Bezug nimmt:

Aber bei allen diesen Gebrechen und Unvollkommenheiten kann man doch nicht umhin zu bekennen, dass (die Sklavenstaaten ausgenommen) das Gleichgewicht durch das Gute, welches der großen Mehrzahl der Menschen aus den freien Einrichtungen und Gesetzen erwächst, nicht nur hergestellt, sondern bei weitem überwogen wird, und dass die Vereinigten Staaten bisher einzig in der Welt dastehen. (RNW 251f.)

## 5.

Zusammenfassend lässt sich demnach sagen, dass Ida Pfeiffer insgesamt ein eigenwilliges, ambitioniertes Reiseprogramm „into many regions never before trodden by European foot“<sup>17</sup> umgesetzt hat und den Blick auf die sich ihr bietende Wirklichkeit dazu nutzt, um auf der Textebene mitunter weit stärker kommentierend aufzutreten, als dies manche ihrer programmatischen Erklärungen erwarten lassen. Mit an-

---

<sup>17</sup> Vgl. H. W. Dulcken: *The last travel of Ida Pfeiffer* (Anm. 3), S. XXXV.

deren Worten: sie beschreibt nicht nur Amerika aus bereits bekannten, aber auch wenig bekannten Perspektiven heraus; sie zielt durch ihre Beschreibung zugleich auf eine Raum- und Kulturreflexion, in der Aspekte wichtig bzw. angedacht werden, welche in der modernen Topographie- bzw. *spatial turn*- Diskussion seit Hillis Miller und dessen Rezeption bei Sigrid Weigel und Doris Medick-Bachmann selbstverständlich geworden sind: Aspekte des kulturellen Habitus, der sozialen Dimension des Raumes, oder der Ethnizität.<sup>18</sup> Selbst wenn wir ihren Reisebericht unter weniger theorieorientierten Prämissen lesen, stoßen doch einige Aspekte auf, die ihn aus der Fülle zeitgenössischer fiktionaler wie nichtfiktionaler Amerika-Texte herausheben.

Ida Pfeiffer ist gewiss eine der ersten Kultur-Reisenden, die über ihre Texte zu einer Diskussion des Stereotyps vom ‚edlen Wilden‘ bzw. des ‚primitiven Eingeborenen‘ einlädt, indem sie den ethnokulturellen Kontexten und dabei vor allem der Alltagskultur größeren Stellenwert zuweist, und im Gegenzug das Bild des Indianers als unzivilisierten Jägers und Kämpfers (mit partiell edlen, aber auch verschlagenen Zügen), wie ihn zahlreiche zeitgenössische Amerikatexte in Europa skizzieren, weitgehend relativiert, wenn nicht dekonstruiert.

Wenn sie z. B. die archaisch-ärmlichen Siedlungen der Red Rogue-Stämme in Kalifornien aufsucht (RNW, 45-53) und darüber ausführlich berichtet, so erfolgt dies weniger aus einer eurozentristischen Neugier- und Superioritätsgeste heraus als aus dem Bemühen, Lebens- und Kulturkontexte zu verstehen und diese auch weiter zu vermitteln, insbesondere im Hinblick auf das – ihrer Meinung nach begründete – Misstrauen der indigenen Indianerstämme den weißen Siedlern gegenüber, welche ihre Lebensräume drastisch eingrenzen und gefährden. Von anderen Amerika-Schilderungen differiert Pfeiffer aber nicht nur wegen ihrer Parteinahme für gefährdete Indianerstämme; ihre ethnokulturelle Sensibilität schließt auch positive, kaum ans Licht der Öffentlichkeit tretende Beispiele ein. Anlässlich eines Besuchs bei den Cherokees nahe Fort Smith und Fort Gibbson (Arkansas) vermerkt sie erfreut wengleich ein wenig überrascht, über welch unerwartet hohe Kultur dieser Stamm verfüge, sichtbar in einer offenbar funktionierenden Selbstverwaltung sowie in gut angenommenen Schulen und einer eigenen Zeitung (RNW, 173), Fakten bzw. Hinweise, die in zeitgenössischen Amerikatexten kaum zu lesen standen, weder bei

---

<sup>18</sup> Vgl. dazu: Doris Bachmann-Medick: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek: Rowohlt 2006, <sup>2</sup>2007, bes. Kap. 6.: *Spatial Turn*. S. 285ff. Weiters dazu: Sigrid Weigel: *Zum >topographical turn<. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften*. In: *KulturPoetik*. Bd. 2. H. 2 (2002), S. 151-165 und Hillis Miller: *Topographies*. Stanford (CA): Stanford Univ. Press, 1995.

Sealsfield, noch bei Kürnberger oder Gerstäcker, die sich ihrerseits wiederholt als Freiheit und Gerechtigkeit liebende Republikaner, ja selbst als Sympathisanten der Demokratie ausgaben.

Gerade im Hinblick auf diese Kernaspekte von Freiheit und Gerechtigkeit, d.h. die Rechte der Indianer und die Sklaven-Debatte betreffend, bezog Pfeiffer, die sonst eher zurückhaltend argumentierte, eine tendenziell moderne und vorurteilsfreie Position. Wenn z. B. Sealsfield im *Pflanzerleben*-Zyklus eine angloamerikanisch geprägte Rangfolge von nationalen Charakteristika hart an der Grenze zu rassistischer Argumentationsweise aufstellt, wonach „es [...] sicherlich in der civilisirten Welt nichts Stupideres [gibt], als einen längere Zeit auf sich selbst reducirten Creolen oder Franzosen, den Neger allein ausgenommen [...]“<sup>19</sup> und an anderer Stelle ein Pflanzer den Besitz von Sklaven als „ein ebenso unantastbares Eigenthum“ verteidigt und den Einwand des aus Europa gerade erst angekommenen Franzosen Vergennes, Sklaverei sei in einem Land, das sich der Freiheit verschrieben habe, eigentlich „horribel“, wegwischt<sup>20</sup>, ja an anderer Stelle die Sklaven als „eine thierische, uns ohne unsere Schuld zugekommene Race“ qualifiziert, die erst „zur Ertragung unserer Freiheiten erzogen werden“ müsse<sup>21</sup>, und selbst Howard sie als Teil seiner größeren Familie, zugleich aber auch als „Plackerei“ betrachtet, so finden sich bei Pfeiffer diesbezüglich klare und scharfe Zurückweisungen, - nämlich als „wenig übereinstimmend mit den Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit“ (RNW, 251). Vor diesem Hintergrund sind auch ihre Appelle zu verstehen, den rechtlosen „Parias der Vereinigten Staaten“ (RNW, 160) doch eine menschenwürdigere Perspektive zu eröffnen.

Insofern lässt sich abschließend die These formulieren, dass Pfeiffers Amerika-Bericht, dessen sprachlich-literarisches Register zwar mit jenem Sealsfields nicht Schritt zu halten vermag und keine fiktionale Verdichtung besitzt, zu den frühesten Textbeispielen zählt, die einen Beitrag zur Problematisierung und Dekon-

---

<sup>19</sup> Vgl. Charles Sealsfield: *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*. Teil III, *Pflanzerleben I*. (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Bd. 13. Hrsg. von Karl J. R. Arndt, bearb. von Adolf E. Schroeder. Hildesheim/New York: Olms, 1976, S. 76.

<sup>20</sup> Vgl. Charles Sealsfield: *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*. Teil IV, *Pflanzerleben II*, S. 47, 45 bzw. der Abschnitt *Die Sklaven-Debatte*, S. 118-160. Dazu noch immer grundlegend: Walter Grünzweig: *Das demokratische Kanaan. Charles Sealsfield im Kontext amerikanischer Literatur und Ideologie*. München: Fink, 1987, bes. Kap. III: *Sealsfield und die amerikanische ‚plantation novel‘ mit Bezugnahmen auf George Tucker und v.a. auf John Pendleton Kennedy und dessen Roman ‚Swallow Barn‘ (1832)*, S. 126f., wo es u. a. heißt, dass der Pflanzer als „a kind of considerate master“ angesehen wird.

<sup>21</sup> Sealsfield: *Pflanzerleben I* (Anm. 20), S. 88.

struktion des kolonialisatorisch-kulturexpansiven Amerika-Mythos der weißen Siedler versuchen und letztlich auch leisten. Indem Pfeiffer die *frontier*-Ideologie, basierend auf den ungleichen Status der ethnischen Gruppen und einen daraus resultierenden kulturellen Rassismus, pointiert herausarbeitet, bricht sie ihn bzw. seine gesellschaftliche Akzeptanz auf. Dass sie trotzdem zuversichtlich an der Perspektive einer gerechteren sozialen und gesellschaftlichen Ordnung festhält, ist wohl der vergleichenden Erfahrung mit anderen Modellen, insbesondere dem zeitgenössischen (zentral)europäischen geschuldet, weshalb sie trotz mancher enttäuschenden und ernüchternden Erfahrung nicht als Amerikamüde nach Europa zurückkehrt.



# Herzog Karl Bernhards Nordamerikareise (1825 -1826)

## Militärs, Maschinen und Menschen

### Vorbemerkung

Germanistische Untersuchungen zum Thema Amerikaerleben im neunzehnten Jahrhundert gehen oft von Goethes bekanntem Xenion „Den Vereinigten Staaten“ (1827) aus: „Amerika, du hast es besser / Als unser Kontinent, der alte.“<sup>1</sup>

Diese Zeilen sind zwar schön formuliert und unvergesslich, freilich sind sie geologisch nicht ganz korrekt. Argumentiert wird, dass das Gedicht Beweismaterial für Goethes evolutionären Neptunismus biete oder dass es die Möglichkeit einer unbelasteten und vorindustriellen Sozialstruktur schildere.<sup>2</sup> Das vielfach interpretierte Gedicht will aber zweifellos auf die tiefgreifenden Vorteile eines Neubeginns hinweisen. Das neue, expansionslustige, sich schnell entwickelnde Land, das Goethe gern studiert hat und das er gern besucht hätte, ruft im Dichter sowohl Faszini-

---

<sup>1</sup> Das ganze Gedicht lautet: „Amerika, du hast es besser / als unser Kontinent, der alte, / hast keine verfallenen Schlösser / und keine Basalte. / Dich stört nicht im Innern / zu lebendiger Zeit / unnützes Erinnern / und vergeblicher Streit. / Benutzt die Gegenwart mit Glück! / Und wenn nun eure Kinder dichten, / Bewahre sie ein gut Geschick / Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.“ Johann Wolfgang Goethe: *Den Vereinigten Staaten*. In: *Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche*. Zürich/Stuttgart: Artemis, 21962, Bd. II, S. 405.

<sup>2</sup> Keine Basalte“ heisst für Gille, dass Amerika ohne einen politisch bestimmenden Ballast ist. Die Phrase suggeriert einen „absoluten Neuanfang.“ Klaus F. Gille: *‘Amerika, du hast es besser:’ Goethe und die neue Welt*. In: *Weimarer Beiträge* 51 (2005), H. 2, S. 274. Zu Goethes Verständnis der Neuen Welt schreibt Michael Niedermeier: „Wir können also feststellen, dass Goethe mit Nordamerika nicht das Klischee des modernen Industriestaats verband, sondern die ‘Segnungen’ der Industrialisierung auf Europa beschränkt sah.“ Michael Niedermeier: *‘Amerika, Du hast es besser!’ Altes Europa und Neues Amerika. Kulturelle Imaginationen zwischen Stereotyp und Utopie*.“ In: *Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, 15. September 2005, S. 10. [www.inst.at/trans/15Nr/01\\_4/niedermeier15.htm](http://www.inst.at/trans/15Nr/01_4/niedermeier15.htm)

nation als auch Sympathie hervor, die er vielleicht sonst kaum gezeigt hätte.<sup>3</sup> Goethes aufgeschlossene, optimistische Amerikavision, die Victor Lange als „spätaufklärerisch“, „humanistisch“ und „konservativ“ bezeichnet hat,<sup>4</sup> zeigt sich auch in dem Herzog Bernhard gewidmeten Gedicht, das er bei dessen Rückkehr aus Amerika verfasste: „Er fühlt sich des edlen Landes Glück, / Ihm eignet er sich an, [...] / [Er] Empfendet, wie so schön es sei / Im frischen Gottesreich; / Er fühlt sich mit dem Wackern frei / Und sich dem Besten gleich.“ (GA, II, 320)

Goethes positive und vor allem hoffnungsvolle Einschätzung Amerikas wird wohl von Herzog Bernhards eigenen Aufzeichnungen *Reise seiner Hoheit des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika in den Jahren 1825 und 1826* noch weiter angeregt worden sein.<sup>5</sup> Im Folgenden soll gezeigt werden, dass der Herzog Goethes zuversichtliche Vorstellung von Amerika teilt, aber manche Kritik an der amerikanischen Zivilisation der späteren Jahre vorwegnimmt. Die Art und Weise, wie der Herzog auf sowohl gängige als auch zukünftige Bilder oder Auslegungen des neuen Kontinents in einem nicht-fiktionalen Text anspielt, kann das fiktive Amerikaerlebnis des frühen Sealsfield-Zeitraums weiter veranschaulichen. Während der Herzog ähnliche Hoffnungen für das neue Land, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, hegt, will er zugleich seine Kritik an Amerika und die vieler europäischer Amerika-Besucher im neunzehnten Jahrhundert ansprechen. Herzog Bernhards Amerika-Verständnis lässt sich also nicht als ungetrübt idealistisch charakterisieren. Er nimmt keine unumschränkt positive Interpretation des jüngeren Kontinents vor. Aber seine in dem Bericht dargelegten Erfahrungen zeugen von der Einstellung eines Aufklärers, der – im Gegensatz zu anderen Amerika-Reisenden oder

---

<sup>3</sup> Erinnert wird an Goethes Bemerkung zu Johann Heinrich Müller „Wären wir zwanzig Jahre jünger, so segelten wir noch nach Nordamerika.“ (10 Mai 1819) Immer noch informativ über Goethes eigentlich kompliziertes Verhältnis zu Amerika – auch wenn er meiner Meinung nach die Einstellung von Herzog Bernhard zu positiv charakterisiert – ist Ernst Beutler: *Von der Ilm zum Susquehanna: Goethe und Amerika in ihren Wechselbeziehungen*. In: *Essays um Goethe*. Bremen: Carl Schünemann, 1957, S. 580-629.

<sup>4</sup> Victor Lange: *Goethes Amerikabild. Wirklichkeit und Vision*. In: *Amerika in der deutschen Literatur. Neue Welt – Nordamerika – USA*. Hrsg. von Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch. Stuttgart: Reclam, 1975, S. 69. Immer noch nützlich und aufschlussreich ist Johannes Urzidil: *Das Freiheitsideal*. In: *Deutschlands literarisches Amerikabild*. Hrsg. von Alexander Ritter. Hildesheim/New York: Olms, 1975, S. 154-203.

<sup>5</sup> Waltraud Maierhofer hat die Ähnlichkeiten zwischen dem Reisebericht des Herzogs und Goethes Romankunst vor allem in der objektiven Erzählhaltung und dem Streben nach Empirie effektiv dargestellt. Siehe Waltraud Maierhofer: *Perspektivenwechsel. Zu ‚Wilhelm Meisters Wanderjahren‘ und dem amerikanischen Reisetagebuch Bernhards von Sachsen-Weimar-Eisenach*. In: *Zeitschrift für Germanistik* 5 (1995), S. 508-522.

Amerika-Beschreibenden in den 1830er oder 40er Jahren – von den zu beobachtenden Widersprüchen und Ungereimtheiten noch nicht enttäuscht ist. Man denke zum Beispiel an Lenau und Kürnberger, aber auch an Sealsfield, in deren Werken von Unzufriedenheit und Enttäuschung zu lesen ist.

Der ausgewogene Reisebericht des Herzogs ist verhältnismäßig zukunftsgläubig konzipiert. Seine hoffnungsvolle aber nicht naive Ansicht mag damit zusammenhängen, dass sich einerseits seine Kommentare – anders als die von Sealsfield – auf das Amerika vor der Präsidentschaft Andrew Jacksons beziehen und dass er andererseits das Land als Tourist gesehen und es nicht als Immigrant erlebt hat. Sein temporärer Aufenthalt sowie sein Umgang mit den gebildeten Bürgerschichten, die ihm Amerika gezeigt haben, dürfte seine günstige Auffassung von der jungen Republik auch beeinflusst haben.

Hinsichtlich dieses noch relativ unbekanntes Reiseberichtes stellt sich zunächst die Frage,<sup>6</sup> was für ein Amerikabild von dem 32-jährigen zweiten Sohn Karl Augusts (1792-1862) während seiner elfmonatigen Reise entworfen wird. Die Schiffsreise, die ihn nach der siebenunddreißigtägigen Überquerung des Atlantiks von Portsmouth (18. Juni 1825) nach Boston führte, der so genannten „Wiege der amerikanischen Freiheit“<sup>7</sup> (HB I, 76), bildet den Auftakt für den Besuch zahlreicher nordamerikanischer Großstädte sowie kleinerer Gemeinden. Unter anderen führte ihn seine Reise nach Albany, Niagara Falls, Montreal, Quebec, New York, Philadelphia, Baltimore, Washington, Charlottesville, Charleston, Pensacola, New Orleans, St. Louis, Louisville, Cincinnati und Pittsburgh, ehe er dann am 16. Juni 1826 von New York aus mit dem Schiff nach Liverpool zurückfuhr.

Der stellenweise humorvolle, chronologisch angelegte Reisebericht, der ursprünglich nur als privates Tagebuch geplant und für ein begrenztes Publikum bestimmt war, wurde im Jahre 1828 unter der Ägide des Historikers Heinrich Luden

---

<sup>6</sup> Siehe außer Maierhofer auch Marlis H. Mehra: *Prince Bernhard's Travel Diary: A German Aristocrat's View of American Customs and Social Institutions*. In: *The South Central Bulletin* 40 (1980), S. 156-59 und John T. Krumpelmann: *Duke Bernhard of Saxe-Weimar: An Emissary of Goethe to the American South*. In: *The South Central Bulletin* 30 (1970), S. 201-03.

<sup>7</sup> *Reise Seiner Hobeit des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika in den Jahren 1825 und 1826*, Hrsg. von Heinrich Luden. Weimar: Hoffmann, 1828, S. 76. Alle weiteren Zitate aus dem Reisebericht erfolgen im Textverlauf unter der Sigle HB plus Band- und Seitenangabe. Man darf auf eine neue Übersetzung des Reiseberichts ins Englische hinweisen: C. J. Jeronimus (Hrsg.) und William Jeronimus (Übers.): *Travels by His Highness Duke Bernhard of Saxe-Weimar-Eisenach through North America*. Lanham, MD: University Press of America, 2001.

und mit der Unterstützung Goethes veröffentlicht. Aufgrund dieser Genese und der Persönlichkeit des Autors unterscheidet sich Herzog Bernhards Reisebericht von den vielen Amerikaschriften seines Zeitalters. Im Gegensatz zu den Berichten Gottfried Dudens ist sein Text, für den ihm ein Ehrendoktor der Universität Dorpat verliehen wurde, kein Versuch, dem auswandernden deutschen Bürger dazu Ratschläge zu erteilen, wie und wo er sich in Amerika am besten niederlassen sollte. Der Herzog hat auch nicht explizit vor, Unwahrheiten oder Missverständnisse richtig zu stellen. Ferner liest man im Reisebericht so gut wie nichts von der krisenhaften, politischen Unterdrückung in Europa, die der umfangreichen Auswanderung des neunzehnten Jahrhunderts zu Grunde liegt.<sup>8</sup> Der Herzog ist auch nicht daran interessiert, die Lage der deutschen Immigranten zu bewerten, obwohl er öfters seinen Stolz auf die Leistungen seiner Landsleute ausdrückt.<sup>9</sup> Er fühlt sich wohl unter der deutschsprechenden Bevölkerung, vor allem in Nazareth und Bethlehem (Pennsylvanien) und überlegt vorübergehend, ob er sich nicht dort niederlassen sollte. (HB II, 246) Die Reise des Herzogs ist außerdem wegen des abenteuerlichen Charakters keine traditionelle Bildungsreise, wie etwa die *Grand Tour* oder auch eine Italienreise. Und man kann im Text auch keine Indizien dafür finden, dass der Herzog – selbst ein wissenschaftlicher, weniger ein politischer Aufklärer – reist, um die allgemeinen Ziele der Aufklärung zu verbreiten. Er denkt auch nicht an einzelne wissenschaftliche Erkundungen oder Unternehmungen z. B. an die von Cook und Humboldt oder an Wirtschaftsförderungsmaßnahmen, auch wenn er öfter ein Unterfangen aufgrund der möglichen ökonomischen Vorteile bewertet.<sup>10</sup> Anders als ein Unterhaltungsschriftsteller biedert sich Herzog Bernhard dem Publikum nicht an, um dem Werk zum Erfolg zu verhelfen. Freilich versteht er es, das Fremdartige zu erfassen und seinen Lesern mitzuteilen, dennoch beabsichtigt er nicht, eine Kultur gegen die andere wie ein Tacitus, Schnabel oder Voltaire auszuspielen. Es geht ihm, der einen eher kolonialen Habitus mit sich führt, vielmehr darum, der Neuen

---

<sup>8</sup> An einer Stelle aber berichtet der Herzog von seinem Trinkspruch auf einem Fest in Philadelphia, wo er auf die unglückliche Situation in Deutschland getrunken hat: „Pennsylvanien, der Zufluchtsort für unglückliche Deutsche!“ (HB I, 248)

<sup>9</sup> Mit Freude erlebt er, wie bei einer Feier in Philadelphia auf ihn und sein Weimar, „das Vaterland der Wissenschaften“ (HB I, 247), getrunken wird. Ähnlich beschreibt er das Verhalten einer deutschen Kompanie in South Carolina während des Unabhängigkeitskrieges (HB II, 11). Andererseits sind die Deutschen, die in Louisiana wohnen, „leider sogar den Irländern nach“ (HB II, 107).

<sup>10</sup> Krumpelmann bemerkt, dass der Herzog eigentlich nach Mexiko reisen sollte, um die dortigen Silberminen auszukundschaften. Er hält es auch für komisch, dass weder Herzog Bernhard noch Sealsfield von einander schreiben, obwohl sie beide zur gleichen Zeit (Januar 1826 bis März 1826) in New Orleans waren. Siehe Krumpelmann: *Duke Bernhard* (Anm. 6), S. 202.

Welt mit dem ihr möglichen Neuanfang das Potenzial zuzusprechen, auf ihre Art das Niveau der Alten Welt zu erreichen. Anders als die romantisch beeinflussten Reisenden und Auswanderer hebt der Herzog die Institutionen und Charaktereigenschaften hervor, die zu der zunehmenden Zivilisierung dieses wilden Landes beitragen könnten. Nicht eine verherrlichte Natur sondern eine strukturierte Zivilisation soll den kulturellen, politischen, wirtschaftlichen und moralischen Fortschritt der Vereinigten Staaten befördern.

Der Herzog reist schließlich nach Nordamerika, weil er das immer gewollt hatte, weil er es sich finanziell leisten kann, und vor allem, weil ihm der holländische König, in dessen Dienst er stand, die Reise genehmigt hat: „Das Wesentliche ist: Ich wollte die neue Welt sehen, das Land und die Menschen, das Leben und die Einrichtungen, die Sitten und die Bräuche.“ (HB I, 7-8) Karl Augusts tüchtigster Sohn, der Freimaurer war und der für seine mathematischen Fähigkeiten bekannt war, versteht seine Amerikareise außerdem als ein persönliches Unternehmen, vielleicht sogar als eine Form aristokratischer Verantwortlichkeit, sich über die politischen, militärischen, sozialen, wirtschaftlichen, natürlichen und ästhetischen Aspekte der Neuen Welt zu informieren.<sup>11</sup> Der enzyklopädische Umfang des Reiseberichts zeugt von dem Wunsch, die eigenen Kenntnisse zu erweitern, Kenntnisse, die ihm dann später als Gouverneur im niederländisch beherrschten Indien wohl zugute kamen.<sup>12</sup>

Der durch die nordamerikanische Landschaft reisende Herzog, der ab 1830 zu den ausländischen Mitgliedern der *American Philosophical Society* zählte, gilt als scharfer Beobachter seiner Umgebung, was schon von Goethe in dem bereits erwähnten Gedicht hervorgehoben wurde. Daher ist Erzählhaltung dieses erfahrenen Reisenden durch eine weitgehend empirische, prosaische Betrachtungsweise gekennzeichnet. Gelegentlich zitiert er Informationen aus Zeitschriften wie dem *Western Navigator*, aus den Schriften des Herzogs de la Rochefoucauld, der zehn Jahre vor ihm eine ähnliche Reise unternommen hatte, oder aus Jeffersons *Notes on the State of Virginia*. Manchmal skizziert er die Werkzeuge, die er vorfindet, z. B. den Tomahawk, ein Gewehr, oder er zeichnet einen Grundriss von Boston, Montreal oder von einem Fort, um seinen Lesern ein akkurates Bild zu vermitteln. Herzog

---

<sup>11</sup> Ehe der Herzog nach Europa zurückgekehrt ist, schreibt er, dass er sein „selbstgewähltes Pensum“ (HB II, 262) erfüllt hat. Vor seinem Tod im Jahre 1862 hatte er Hamburg, Petersburg, Odessa, die Krim, Konstantinopel, Smyrna, Malta, Sizilien und Neapel bereist.

<sup>12</sup> Siehe R. Stocklof: *Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach*. Bd. 1 Gotha: E. F. Thienemann, 1865, S. 236. Außerdem sprach der Herzog gelegentlich von einer „verfehlten Erziehung“, die er auf verschiedenste Weise zu korrigieren suchte.

Bernhard, dessen Aufklärungsdenken fest im Praktischen des Alltagsverhaltens verankert ist, zeigt möglichst objektiv die kulturellen Unterschiede auf und er meidet stereotypisierendes Denken und Beschreiben.<sup>13</sup> So gut es geht, will er, der die bestimmende auktoriale Instanz bleibt, das Authentische an dem Anderen verstehen und vermitteln, auch wenn er nicht bereit ist, dem Gesehenen immer zuzustimmen. Nur selten spürt der Leser den innersten Gefühlszustand des Herzogs, seien es Ärger, Herablassung, Frustration, Begeisterung oder auch Freude. Sein Erzählverfahren besteht darin, seinen Lesern über die geographische Lage, die Bevölkerungszahlen und -gruppen, die Kirchen, seine Mahlzeiten, die Unterkunft, seine Gespräche und die Sehenswürdigkeiten zu informieren, was bisweilen für den modernen Leser eine ermüdende Lektüre darstellt, die aber für seine Zeitgenossen wohl der Erwartung entsprochen hat.

## 1. Das Militär

Der 1792 geborene Herzog, der als zweiter Sohn von Karl August nicht als Regent in Frage kommt, war Zeit seines Lebens an militärischen Dingen interessiert. 1807 diente er als Hauptmann im sächsischen Garderegiment, nahm 1809 persönlich an der Schlacht bei Wagram teil, wurde 1812 Oberstleutnant und fungierte als solcher in Italien und Frankreich. 1814 war er an der Schlacht gegen die Franzosen in Holland und Flandern beteiligt. Im Dienst des niederländischen Königs war er stellvertretender Brigadekommandeur in den Schlachten von Quatre-Bras und Waterloo im Juni 1815. 1819 wurde er Provinzialkommandant von Ostflandern und wohnte anschließend in Gent. Und nach der Amerikareise wurde er zum Oberbefehlshaber der Kolonialarmee in niederländischem Indien ernannt. Angesichts dieses biographischen und beruflichen Hintergrundes verwundert es nicht, dass sich der Herzog für militärische Sachverhalte und insbesondere für Verteidigungsmaßnahmen in den USA interessiert. Er meint, es sei „von der größten Wichtigkeit“ (HB II, 58), dass die Vereinigten Staaten eine starke militärische Präsenz am Golf von Mexiko etablieren. Man müsse sich gegen die bedrohlichen südamerikanischen Republiken schützen. Außerdem findet er die Hauptstadt Washington gefährlich nah an der See gelegen (HB I, 262); und er fragt sich, ob sich die Amerikaner nicht täuschen, wenn sie meinen, im Inneren des Landes keine Forts zu benötigen, da man keine starken und feindlichen Nachbarn habe. (HB I, 186)

---

<sup>13</sup> Auch eine englische Rezension in dem *Monthly Review* aus dem Jahr 1828 (S. 95-104) hebt die „Impartiality“ oder Unparteilichkeit des Herzogs hervor.

Ferner begeistert er sich für die verschiedenen Schauplätze des Siebenjährigen Krieges, des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und des Britisch-Amerikanischen Krieges in den Jahren 1812-1815.<sup>14</sup> Seine historische Seh- und Denkweise dreht sich um militärische Erfolge und Misserfolge. Etliche Seiten braucht er in seinem Bericht für die Beschreibung der Kämpfe um New Orleans. Er lässt sich Bunker Hill und Breeds Hill zeigen, beschreibt den Kampf im Oktober 1812 in Queens-town sowie den Kampf auf dem Plains d'Abraham im Jahre 1759. Er bereut, dass er die Kriegsschauplätze Plattsburgh, Ticonderoga und Trenton nicht besichtigen könne. Dafür besucht er Freemans Farm und Bemis Heights, Schauplätze der Schlacht von Saratoga, die den Wendepunkt im Unabhängigkeitskrieg markiert, denn dort haben 1777 die revolutionären Truppen den Vormarsch des britischen Generals John Burgoyne vereitelt, unter dem der braunschweigische General Friedrich Adolf Riedesel diente. Am Grab des britischen Generals Simon Fraser, der in der Schlacht gefallen war, bricht der Herzog einen Kieferzweig vom Baum, um ihn dem Freiherrn von Riedesel, Landmarschall des Großherzogtums, zu präsentieren, da die Frau des Generals, die für den sterbenden Fraser sorgte, so packend über das Begräbnis geschrieben hatte. Nicht nur die Kriegsschauplätze, sondern auch die führenden Militärs erwecken das Interesse des Herzogs. Mehrmals bezeichnet er George Washington als „den größten Mann seines Zeitalters.“ (HB I, 272)

Sein Interesse am Militärischen ist allerdings nicht nur historisch orientiert. Ganz deutlich vertritt er seine klassenbewusste Hochachtung für die Ausbildung der Offiziere in der Militärakademie von West Point (gegründet 1802):

Es giebt kaum eine Armee in Europa, in welcher die Officier-Corps besser zusammen gesetzt wären, als in der kleinen Amerikanischen. Denn in den V. St. wird durchaus Niemand Officier, der nicht ein Mann von Erziehung ist. Die Officiere werden einzig und allein aus der Academie von *Westpoint* genommen. Kein Unterofficier avancirt weiter. Die meisten Unterofficiere, die während des letzten Krieges zu Officieren avancirt waren, sind nach und nach auf eine gute Manier aus der Armee entfernt worden. Eine solche Massregel ist in diesem Land unumgänglich nöthig, in welchem nur Leute aus dem untersten Volksclassen sich in der Armee als Soldaten engagiren; ohne den großen Zwischenraum zwischen den Officieren und den *rank and files* könnte durchaus keine Disciplin bestehen. Sobald man daher einen jungen Mann in der amerikanischen Officiers-Uniform sieht, so kann man mit Zuversicht annehmen, dass er in jedem Betrachte gemacht sei, seinen Platz in der besten Gesellschaft zu behaupten. (HB I, 275)

---

<sup>14</sup> Siehe <http://www.pirabel.de/herzog.htm>

Einer beigefügten dreiseitigen Skizze des damaligen Lehrplanes soll der Leser den Grund für die hervorragende Ausbildung entnehmen. Außerdem schätzt Herzog Bernhard die Stärke der US-Armee höher ein als die vieler europäischer Armeen (HB I, 275). Sein Interesse am Militärischen zeigt sich ebenso an den Besuchen der vielen Navy Yards in Boston, Brooklyn, Philadelphia, Washington und Norfolk, die er inspiziert, kommentiert, und bewertet. Auch über die Waffen informiert er seine Leser, z. B. über ein in New York mangelhaft hergestelltes Gewehr: „Bei einem Gewehr zu 5 Schüssen gingen die beiden ersten einzeln los, die letzten drei aber zugleich.“ (HB I, 204) An einer Stelle behauptet er, dass die öffentlichen Arsenale in Springfield, Massachusetts und Harpers Ferry (deren Gewehre aus deutschem Stahl sind) effizienter wären, wenn sie in privaten Händen wären.

## 2. Maschinen und Technologisierung

Aufgrund seiner Ausbildung und militärischen Karriere hat der Herzog eine vorwiegend praktische Lebenseinstellung. So interessiert er sich für die Maschinen und andere Technologien in der Neuen Welt und bemüht sich, deren nichtmilitärische Verwendungsmöglichkeiten zu beschreiben. Seine Einstellung ist eher deskriptiv, aber er kann auch den jeweiligen Gegenstand kommentieren. So schreibt er auf dem Schiff über die misslungenen Experimenten mit dem Bathometer, der die Tiefe des Ozeans messen soll. Er ist von „Fulton the First“, dem ersten Dampfkriegsschiff entworfen von Robert Fulton, und den vielen Dampfmaschinen begeistert, die er allerdings gelegentlich für unsicher hält. Er hat Gelegenheit auf dem neuen, größtenteils von Iren gebauten *Erie Kanal* zu fahren und das Schleusensystem genauer anzuschauen, wozu er anmerkt, dass das System nicht dem europäischen Standard entspreche. (HB I, 115) In der Nähe von Pittsburgh besichtigt er ein Eisenwerk und beschreibt, wie Nägel hergestellt werden. (HB II, 214-5) Er besucht bei West Point eine Gießerei, wo ihn ein von einem Wasserrad getriebenes Bohrwerk interessiert. In Lancaster erwirbt er eine Rifle, denn „Lancaster steht in dem Rufe, dass hier die besten Rifles – Kugelbüchsen – in den V. St. gemacht werden; ich kaufte eine für 11 Dollars, um sie als Curiosität mit mir nach Hause zu nehmen.“ (HB II, 227) Man kann die ‚Rifle‘ nicht nur als touristisches Kuriosum, sondern auch als Ausdruck der aufklärerischen Sammlermentalität verstehen, die zur Erweiterung des Wissens beitragen soll. Zudem besucht der Herzog das Wasserwerk in Philadelphia. Immer wieder kommentiert er: die Fabriken, die Eisenwerke, die Steinbrüche, Kohle- und Salzminen; die weniger effizienten „dressing-machines“ in Waltham (Massachusetts); die in England gebaute Dampfmahlmaschine in Baltimore; und die „cotton gins“ in Virginia. Anlässlich eines Besuches im *Patent Office*



in Washington (*HB I*, 266) schreibt er allerdings, dass von den dort zu sehenden Erfindungen „kein einziges soll besser sein, als die bekannte englischen Maschinen.“ (*HB I*, 266)

Diese Modernisierungen der Produktion – so sieht es der Herzog – tragen zweifellos dazu bei, die Wirtschaft des neuen Landes voranzutreiben. Er versteht, dass die fortschreitende Verwendung neuer Technologien eng mit der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes zusammenhängt. Er wundert sich aber ob der Modernisierungsprozess einem Individuum überlassen sollte oder aber ob eine staatliche Instanz wie in Europa eine leitende Rolle spielen sollte. Im Gegensatz zu manchen deutschen Amerikareisenden kann man ihm also kein Ignorieren der modernen Entwicklungen und den damit verbundenen Arbeitsanforderungen anlasten. Er hat aber in Hinblick auf die Arbeitenden, besonders bei denjenigen in den Fabriken, wenig Verständnis für die geleistete Arbeit. Obwohl dem Herzog an einem harmonischen Arbeitsverhältnis in der neuen agrarischen und industriellen Welt viel gelegen ist, scheint er die prekäre soziale Situation der Arbeiter nicht völlig einschätzen zu können. Brenner bemerkt meines Erachtens richtig: „Die seligierte und schon in institutionelle Strukturen gefasste Realität verliert vieles von dem Erschreckenden, das sie gewiss hätte, wenn der Reisende sich vorbehaltlos auf sie einließe.“<sup>15</sup> Im Grunde hinterfragt der Herzog die Ergebnisse der wachsenden Technologisierung der Staaten wie beispielsweise Armut, Krankheit und körperlich-seelische Gefährdung nicht. Schon 1819 war in New York eine hohe Arbeitslosigkeit und Verarmung zu beobachten, die der Herzog aber nur beiläufig kommentiert. Er scheint sich nicht über die mögliche soziale Destabilisierung einer industrialisierten Gesellschaft zu wundern. Auch hinsichtlich der Qualität der Arbeit hat er gelegentlich Bedenken. In einer Glasfabrik in Pittsburgh fällt ihm auf: „Dieses Krystall ist so hell und fast so schön als das englische. Die Procedures in einer solchen Fabrik sind bekannt; ich wunderte mich aber über die Schnelligkeit, mit welcher die verschiedenen Artikel gemacht wurden. Das Schleifen ist, wie man weiß, eine schwierige Arbeit, die geschickte Hände erfordert, und diese sind in diesem Lande noch selten und sehr theuer.“ (*HB II*, 202) Der Herzog weist hier auf zwei kontrastierende Umstände in der damaligen Wirtschaftsdiskussion hin: die Amerikaner rühmen sich der geldorientierten Effizienz der Arbeit; die Deutschen eher der traditionell orientierten „gemütlichen“ Qualität.

Seinem Reisebericht lassen sich auch keine übertriebenen Wohlstandsversprechen entnehmen. Herzog Bernhard beobachtet den technologisch beeinflussten

---

<sup>15</sup> Siehe Peter Brenner: *Reisen in die Neue Welt. Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer, 1991, S. 391.

Fortschritt, distanziert sich aber von einem falschen Wirtschaftsenthusiasmus, der unter manchen Immigranten herrschte. Wenn in der Amerikadiskussion im neunzehnten Jahrhundert von einem exzessiven Kommerzdenken und einer daraus resultierenden Seelen- bzw. Kulturlosigkeit die Rede ist, dann ist sich der Herzog dieser Entwicklung durchaus bewusst, spricht aber nur selten von den geistigen Nachteilen dieser Entwicklung.<sup>16</sup> Geld und Geist scheinen ihm keine notwendigen Gegenpole zu bilden, wenn er auch eine Vorliebe für eine europäische kulturfreundlichere, patriarchalische Wirtschaftsentwicklung zeigt.

### 3. Republikanismus

Es sind aber vor allem die Menschen, die von ihnen gewählte Sozialordnung sowie die Sitten und Gebräuche in diesem neuen Land, die den Herzog am meisten faszinieren. Als Prominenter, der in New York zu seinen Ehren eine Salutschalve erhält (HB I, 196) und in Boston irrtümlicherweise mit „God save the King“ besungen und geehrt wird, hat er Zugang zu den besten Familien und den wichtigsten Persönlichkeiten im Lande. Er besucht zwei ehemalige Präsidenten, und zwar sowohl den Gründungsvater John Adams als auch den Verfasser der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und Universitätsgründer Thomas Jefferson, deren beider Verdienste er würdigt. Mehrmals kommt er mit dem umstrittenen Präsidenten John Quincy Adams zusammen. Er lernt gleichfalls Dewitt Clinton, den Gouverneur von New York, Edward Everett, den Senator und Gouverneur von Massachusetts, sowie Aaron Burr kennen, der 1810 in Weimar zu Besuch war. Aber obwohl er diese Politiker und andere führende gebildete Bürger als Gentlemen sehr schätzt und auch manches an der republikanischen Regierungsform überraschend funktional

---

<sup>16</sup> Lenau war, laut Harry Liebersohn, nicht allein in seinem Glauben daran, dass der amerikanische Wohlstand auf Kosten der individuellen Seelenhaftigkeit oder nationale Kulturlosigkeit entsteht: Harry Liebersohn: *Aristocratic Encounters. European Travelers and North American Indians*. Cambridge: Cambridge UP, 1998. S. 133. Die Kulturerfahrungen von Herzog Bernhard in Amerika – Theater, Konzert, Oper, Gemälde – sind zwar gelegentlich unbefriedigend, aber das hat eher mit dem unterentwickelten Kunstsinn als mit einer Kommerzialisierung der Kultur zu tun. Herzog Bernhard scheint Jeffersons Erklärung von dem Kunstdefizit zu akzeptieren: „dass die geringe Aufmunterung, deren die Künste in diesem Lande sich erfreuen, an der gleichen Vertheilung des Vermögens zwischen die Kinder liegt, so dass bei den hiesigen zahlreichen Familien ein ansehnliches Vermögen niemals lange zusammenbleiben kann.“ (HB II, 230)

findet,<sup>17</sup> bekundet er gleichzeitig einen unerschütterlichen Glauben an die Hinlänglichkeit des europäischen politischen Systems. Er spricht an einer Stelle sein „Mitleid mit dem unglücklichen Louis XVI“ (HB II, 158) aus.

Inwiefern die politische Fortschrittsideologie im Sinne von einer republikanischen Ordnung wünschenswert ist, dazu äußert sich der Herzog klar, gleichzeitig aber eher zurückhaltend. Sicher wird er von dem Experiment Amerika sehr beeindruckt, und er hofft das Beste für das Land. Aber er ist kein de Tocqueville. Er bietet keine ausführliche und kritische Analyse der Auswirkungen der amerikanischen Demokratieauffassung auf die politischen Institutionen und auf das gesellschaftliche Leben.<sup>18</sup> Und es bleibt ihm an dieser Ordnung (oder gelegentlich Unordnung) zu vieles fremd, als dass sie ihm natürlich und erstrebenswert scheint. Oft ist seine Kritik spielerischer Art wie, wenn er beispielsweise schreibt, dass man wegen Fluchens im „Land der Freiheit“ (HB I, 227) eingesperrt werden könne; oder wenn er anmerkt, dass manche Straßen und Geschäfte in New York sonntags geschlossen blieben: „Das Land der Freiheit hat auch seine Ketten.“ (HB I, 199)<sup>19</sup> Er ist auch darüber verwundert, dass die holländische Familie Rensselaer, die gewisse finanzielle Sonderrechte vom Staat erhalten hat, noch beliebt ist. In diesem Zusammenhang spricht der Herzog von einem „Reste von Feudalwesen [...], obgleich alle Erinnerung an das Feudalwesen ganz gegen den Geist der hiesigen Regierung ist.“ (HB I, 114)<sup>20</sup>

---

<sup>17</sup> Wie bekannt, hat Duden seinen positiven Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas und einen mehrjährigen Aufenthalt am Missouri in den Jahren 1824 bis 1827 im Jahre 1829 veröffentlicht. In Philadelphia beobachtet der Herzog eine politische Wahl, wozu er anmerkt: „Nach diesen Zetteln [Wahlpropaganda] hätte man schließen mögen, die Stadt sei in großer Gefahr. Die Wahl ging aber zum Verwundern ruhig ab.“ (HB I, 217) Siehe auch Anm 8.

<sup>18</sup> Der Herzog gibt zu erkennen, dass er die Rechte des Bundes (Federal Rights) über die der individuellen Staaten stellt (States Rights), wie wenn er meint, dass die Bundesregierung einen Kanal oder Strassen durch einen Staat darf bauen lassen: „Verständige Menschen sehen ein, dass das Gouvernement die Macht haben müsse, solche Werke auszuführen; kurzfristige hingegen machten aus einem gewissen Staatenneide dem Government dieses Recht streitig.“ (HB I, 313)

<sup>19</sup> Der Süden, z. B. New Orleans, zeigt sich in dieser Hinsicht weniger pedantisch als der puritanische Norden. (HB II, 73)

<sup>20</sup> Eine ähnliche aristokratische Haltung erlebt der Herzog in Virginia: „Im Gespräche mit diesen Herren bemerkte ich mit Verwunderung den aristokratischen Geist, wegen dessen die Virginier bekannt sind. Ich erstaunte, diese Herren den Erbadel und die Majorate preisen zu hören.“ (HB I, 289)

Aber seine Bedenken gegenüber dem Republikanismus gehen tiefer. Er berichtet von vereinzelt Fällen scheinbar willkürlicher Gerechtigkeit und suggeriert, dass Amerika mit einem sehr individualistischen Freiheitskonzept den eigenen Idealen nicht gerecht werden kann. Er erzählt zum Beispiel von einem Richter Turner in New Orleans, der – obwohl selbst in einen Prozess verwickelt – das Urteil – für sich wohlgeernt! – aussprechen darf. (*HB II*, 101) Ungerechtigkeit oder sogar Anarchie scheinen in diesem Land möglich zu sein. Von dem Gouverneur Desha in Kentucky wird mitgeteilt, dass er ein Gericht mit seinen Sympathisanten völlig neu besetzt habe, weil dieser seinen Sohn, der einen Reisenden ermordet haben soll und von zwei verschiedenen Jurys für schuldig erkannt wurde, retten wollte. (*HB II*, 164) Und der Herzog notiert immer häufiger die Unzufriedenheit einiger Immigranten, darunter jener Franzose Monsieur Souliez, der Frankreich wegen seiner republikanischen und liberalen Einstellung verlassen hat und nun zusehen muss, wie sein Traum von einer selbstverwalteten Bevölkerung in der Neuen Welt zerstört wird. Der Herzog formuliert die Gesinnungsänderung folgendermaßen: Monsieur Souliez sei „von seinen schönen liberalen Träumen geheilt, seitdem er Republiken in der Nähe gesehen habe.“ (*HB II*, 82)

In einer unwissenden, primitiven Gleichheitsanmaßung erkennt der Herzog ein großes Problem für die neue Republik. Dazu weist er relativ häufig in seinem Reisebericht auf Menschen hin, die durch den Alkoholismus und auch Mangel an Bildung eine Bereitschaft zur Gewaltanwendung oder eine allgemeine Grobheit zeigen, nicht über die nötige Selbstbeherrschung und ein angemessenes soziales Empfinden verfügen, die beide seiner Meinung nach für die Aufrechterhaltung einer republikanischen Ordnung erforderlich sind. Deutlich will der Herzog die Angemessenheit sogar Notwendigkeit sozialer Unterschiede unterstreichen. Er bemerkt, dass Amerikaner eine Abneigung gegen eine Bereitschaft zum Dienen haben und berichtet dazu: „Alle Herrschaften klagen über die schlechte Bedienung und die Insolenz ihrer Domestiken, die sich so viel als ihre Herrschaft dünken.“ (*HB I*, 200) Und an einer anderen Textstelle schreibt der Herzog beunruhigt über eine anstößige Bemerkung von einem in Deutschland ausgebildeten Arzt: „Es war das erste Mal in den V. St., dass mir die Affectation von republikanischem Wesen auffallend wurde.“ (*HB II*, 238) Die scheinbare grundlegende Gleichheit kann seiner Meinung nach leicht in Arroganz oder Pöbelherrschaft umschlagen.

#### 4. Gemeinschaftliche Lebensformen

Es ist nicht Herzog Bernhards Anliegen, den Weg für zukünftige Einwanderer in die USA zu ebnen, aber er will seinen Lesern ein möglichst umfassendes Bild von

den unterschiedlichen amerikanischen Lebensarten vermitteln. Deswegen schreibt er ausführlich über gewisse Gemeinschaften, die er in den Vereinigten Staaten kennen lernt. Er referiert über New Harmony, eine „Harmonistengemeinde“, von dem Pietisten Johann Georg Rapp (1757-1847) gegründet, die 1825 von dem in Wales geborenen Sozialreformer Robert Owen für 150.000 Dollar übernommen worden ist. In seinem utopischen, humanistischen und deistisch orientierten Streben<sup>21</sup> nach „vollkommene[r] Gleichheit und Gemeinschaft der Güter“ (HB II, 135) wolle der kommerziell erfolgreiche Owen, so der etwas skeptische Herzog, die Welt verändern, das Böse entfernen, den Krieg vermeiden und Gleichheit unter den Menschen schaffen. Durch sein neues Erziehungssystem und die neuen Fortschritte in der Technologie solle sich diese Gemeinschaft (und jede beliebige andere) letztendlich völlig selbst versorgen können. Auffallend aber sind dem Herzog in Owens Gemeinde die „Landstreicher und Taugenichtse [...], die es sich auf gemeinschaftliche Unkosten gut schmecken ließen, die das wenige Geld, das sie etwa mitgebracht haben, im Wirthshause vertranken, die nicht arbeiten, aber viel zu sagen haben wollten.“ (HB II, 136). Wieder muss sich der Herzog darüber wundern, ob sich eine republikanische Regierungsform aufgrund solcher Verhältnisse auf die Dauer halten könne. Eine derart radikale demokratische Ordnung widerspricht der bevorzugten patriarchalischen, europäischen Ständegesellschaft. Den Herzog stört auch die Arbeitsteilung in dieser Gemeinde: Er versteht diese als eine Art Frondienst (HB I, 153), da, z. B. Herr Say, ein ausgezeichneter Gelehrter, den er in Philadelphia kennengelernt hatte, einen Garten anzulegen hat. (HB II, 142) Den Herzog (und auch die bessere Gesellschaft in Philadelphia) wundert auch, dass Owen den Naturalisten William McClure, einen Mann mit hohem Ansehen und gutem Ruf, in die Siedlung anziehen vermochte. Aber nicht nur der Herzog sondern auch einige Mitglieder der neuen Gemeinde sind mit der neuen Sozialordnung unzufrieden. Ein französischer Philosoph, der ursprünglich die Französische Revolution begrüßt hatte und sich nunmehr für die Befreiung der Sklaven einsetzt, zeigt sich enttäuscht von der Art republikanischer Gleichheit. Und ein junger deutscher Patriot namens Schmidt, der gezwungen wurde, aus dem preußischen Militärdienst auszuschcheiden, bekennt, dass er sich sein Leben in Owens Kolonie anders vorgestellt und deshalb angeboten

---

<sup>21</sup> Der Herzog führt die Owensche Gesellschaftsform auf die Shakers zurück: „Was ihre politischen Einrichtungen betrifft, so sind sie auf völlige Gemeinschaft der Güter, Verzichtleistung auf jeden individuellen Besitz und auf völlige Gleichheit gegründet. Man wird finden, dass Herr Owen die Gesetze vom *New-social-system* größtes Theiles von den Shakern entlehnt hat, nur mit dem Unterschied, dass diese durch das Band der Religion und durch die Hoffnung auf ein besseres Leben zusammengehalten werden, welches jenen gänzlich fehlt.“ (HB II, 178)

habe, in den Dienst des Herzogs zu treten. Aber nicht alle sind unzufrieden selbst wenn der Herzog gegen die Vorteile dieser kommunalen Lebensform Einspruch erhebt:

Später besuchte ich Herrn Neef, einen alten Mann, noch voll der Grundsätze der französischen Revolution, von dem System der Gleichheit eingenommen, ein Negrophile, der von Befreiung der Neger spricht, und sich laut für einen Atheisten bekennt. Dergleichen Leute sind doch eigentlich, und glücklicher Weise für die Menschheit sehr selten, und die Vorsehung hat es so weise eingerichtet, dass sie wenigen oder gar keinen Schaden anrichten können. (*HB II*, 146)

Auf die scheinbare Unnatürlichkeit eines solchen gemeinsamen Zusammenlebens deutend, faßt der Herzog die Situation so zusammen: „Trotz der Grundsätze der Gleichheit, die sie bekennen, stoßen sich doch Leute von Erziehung daran, dass sie mit verlaufenem Volk auf demselben Fuße leben und an derselben Tafel essen sollen.“ (*HB II*, 139)

Nördlich von Pittsburgh hat der Herzog Gelegenheit, den alten und hoch gelobten George Rapp, der 1824 nach dem Weggang von New Harmony die neue Gemeinde „Economy“ in Pennsylvanien gegründet hatte, persönlich kennenzulernen. Der Pietist Rapp leitet eine Gemeinschaft, deren Lebensordnung auf verbindlichen Vertragsabsprachen basiert. Die Kolonie erstrebt die „Gemeinschaft der Güter und Zusammenwirken aller Glieder der Gesellschaft zum allgemeinen Besten, in welchem der Wohlstand jedes Einzelnen gesichert ist.“ (*HB II*, 205) Rapps agrarisch-industrielles Kollektiv scheint wirtschaftlich gesehen ganz gut in den ersten zwei Jahren funktioniert zu haben. Nachdem der Herzog die geschäftlichen Unternehmen der Gemeinde inspiziert hat, kann er berichten: „Es ist zum Erstaunen, wieviel vereinte und zweckmäßig geleitete menschliche Kräfte in so kurzer Zeit auszurichten vermocht haben!“ (*HB II* 206) Sicher ist der Erfolg auf das Wissen, Können und den Fleiß der Mitglieder und des Führers (einschließlich des Sohnes von Rapp, des Geschäftsführers) zurückzuführen. Der Herzog, auf den der etwa siebzigjährige Rapp einen überraschend positiven Eindruck macht, fasst die soziale Lage zusammen: „Niemals habe ich eine so wahrhaft patriarchalische Verfassung gesehen als hier, und das, was die Menschen gewirkt haben, spricht am Besten für die Einrichtungen und für die unter ihnen herrschende Eintracht.“ (*HB II*, 204) Das positive Ergebnis, das offenbar soziale Sicherheit und Stabilität über rechtliche Freiheit stellt, mag aber auch damit zusammenhängen, dass die Gemeinschaft „nicht allein durch diese Hoffnung [...], sondern auch durch das Band der Religion“ (*HB II*, 205) zusammengehalten wird. Immer wieder lässt der Herzog sein Interesse an Re-

ligion erkennen.<sup>22</sup> Oft beklagt er den Mangel an religiösem Glauben in der Neuen Welt. Er kann aber auch die Toleranz der zwanzig aufgelisteten Sekten in Philadelphia loben: „Und alle diese Secten leben friedlich neben einander und mit einander.“ (HB I, 221) In „Economy“ begrüßt er die Religion als Unterstützung des effizienten, harmonischen, patriarchalischen Arbeitsverhältnisses in dieser neuen agrarischen und industriellen Welt.

## 5. Sklaverei

Der Sklaverei widmet Herzog Bernhard einen großen Teil seiner Aufmerksamkeit. Dass eine Gesellschaft aus Schichten bestehen soll, ist für ihn, der mit seinem nur einmal erwähnten Diener Böttcher reist, selbstverständlich. Aber seine Befürwortung eines mehr oder weniger feudal organisierten Sozialsystems lässt wenig Raum für die Institution der Sklaverei. Die Urteile der europäischen Amerikabesucher zum Thema Sklaverei im neunzehnten Jahrhundert sind bekanntlich sehr unterschiedlich. Vermittelt Sealsfield die Perspektive der Südstaaten, so meinen andere Reisende, entweder dass die Sklaven mit ihrer Lage eher zufrieden seien oder dass die Sklaverei aus rassistischen und wirtschaftlichen Gründen eine Selbstverständlichkeit. Man hält die Sklaverei für eine menschenverachtende Institution, die abgeschafft werden sollte. Infolge seiner Analyse mehrerer Reiseberichte, schreibt Peter Brenner verallgemeinernd: „Fast immer kommen sie [die Reisenden] zu dem Schluss, dass es den Sklaven nicht schlechter und oft besser gehe als europäischen Arbeitern, Dienstboten und Bauern.“<sup>23</sup> Die Einschätzung von Herzog Bernhard ist anfänglich eher von Zurückhaltung geprägt: „Es kommt mir nicht zu, mich über diesen Gegenstand zu äußern.“ (HB I, 254) Später aber konstatiert er unmissverständlich eine grundlegende Diskriminierung gegenüber „Neger[n]“ oder „Mohren“ (HB I, 301, 315): „Man hat indes hier zu Lande eine große Abneigung gegen diese Menschenrace, die fast wie die indischen Parias zu leben gezwungen sind.“ (HB I, 200) In New York, wo unlängst die Sklaverei abgeschafft worden war, konnte er mit Neugier und Freude miterleben, wie die ehemaligen Sklaven der „*Wilberforce Society*“, eine Unterstützungsorganisation für arme oder kranke Schwarze, ihre neugewonnene Freiheit feiern:

---

<sup>22</sup> In Baltimore referiert er über eine leidenschaftliche, allerdings fast unverständliche Predigt von einem irischen Priester zum Thema „Parallele zwischen einem republikanischen Staatsbürger und einem guten Katholiken.“ (HB I, 259)

<sup>23</sup> Siehe Brenner: *Reisen* (Anm. 15), S. 370ff.

Am 3. Oktober, Nachmittags, fand eine große Procession von mehreren hundert Negern statt. Zum Theil gut gekleidet, zogen sie, Musik an der Spitze und mit Fahnen, paarweise durch die Stadt. Ein Neger-Clubb, *Wilberforce society* genannt, feierte durch diese Procession, die mit einem Diner und einem Ball beschlossen wurde, den Jahrestag der Freisprechung der Schwarzen. (HB I, 209)

Je weiter er jedoch in Richtung des agrar-aristokratischen Südens fährt, desto größer wird sein Verdruss über die Behandlung der Sklaven: der Ruf der Bundesstaaten Virginia und Maryland erleide wegen deren positiver Einstellung zur Sklaverei Schaden.<sup>24</sup> (HB I, 288) Fürchterliche Wohnstätten sind die Regel: „In der Nähe dieses Bassins sah ich eine Schlucht: voll von bretternen Hütten, die von Negern bewohnt waren, und ein wahres Bild menschliches Elends darboten.“ (HB I, 301) Immer wieder berichtet der Herzog von den Maßnahmen, die Sklaven unter Kontrolle zu halten. In Charleston (South Carolina) erfährt er von einem Gesetz, nach dem Schwarze, die einmal nach dem Norden gereist sind, nicht mehr in die südliche Heimat zurückkehren dürfen, weil sie sich eventuell mit dem Freiheitsideal und ansteckenden Krankheiten kontaminiert hätten. In derselben Sudstadt beobachtet er eine Disziplinierungs-Tretmühle,

in welcher, zwei Treträder im Gange sind. Jedes beschäftigt 12 Gefangene, die eine Mühle zum Mahlen des Mais in Bewegung setzen, und dadurch zur Unterhaltung des Gefängnisses beitragen. An jedem Rade treten 6 auf einmal, während 6 auf einer dahinter stehenden Bank ausruhen. Jede halbe Minute tritt der links auf dem Rade Tretende ab, während die 5 anderen links nachrücken, um den ledigen Platz auszufüllen; zu gleicher Zeit tritt der rechts auf der Bank Sitzende ans Tretrad und beginnt seine Motion, während die übrigen auf der Bank Sitzenden gleichfalls nachrücken. Also gewährt selbst das 3 Minute lange Sitzen den Unglücklichen keine Ruhe. Das Zeichen zum Wechseln wird durch eine Schelle gegeben, die an dem Rade befestigt ist. Die Gefangenen müssen auf diese Art täglich 8 Stunden arbeiten. Die Ordnung wird durch ein Individuum erhalten, welches, mit einer ‚*combide*‘ bewaffnet, am Rade steht. Beide Geschlechter treten in bunter Reihe auf. (HB II, 8-9)

---

<sup>24</sup> „Da nämlich die Einfuhr von Negerclaven zur See durch eine Congressacte abgeschafft und als Seeräuberei erklärt worden ist, so ist im Innern Amerikas eine neue Handels-Art entstanden. Viele Eigenthümer von Claven in den Staaten Maryland und Virginien haben wahre – man verzeihe das hässliche Wort; ich weiß aber die hässliche Sache nicht besser zu bezeichnen! – sie haben wahre Clavenstutereien angelegt, aus welchen die Pflanzler von Louisiana, Mississippi und anderen südlichen Staaten ihren Bedarf an diesem Artikel [Sklaven, ETL] beziehen, der täglich im Werthe steigt.“ (HB II, 80)



Weiterhin sei es in Charleston den Schwarzen untersagt, sich nach neun Uhr abends in der Öffentlichkeit zu zeigen:

Charleston besoldet eine Compagnie Stadtsoldaten, welche während der Nacht mehrere Posten besetzt halten. Sie haben das Wachthaus neben Jones's Hotel; und ich war erstaunt, hier den Zapfenstreich und die Reveille schlagen zu hören. Diese Soldatesca wird aus Furcht vor den Negern unterhalten. Abends um 9 Uhr wird eine Glocke geläutet: Und nach diesem Geläute darf kein Neger ohne eine schriftliche Erlaubnis von seinem Herrn sich auf der Straße betreten lassen, oder er wird sogleich ins Gefängnis gebracht. (HB II, 5)

In New Orleans, wo sich der Herzog etwa drei Monate aufgehalten hat, muss er empört zusehen, wie eine Sklavin in der Gegenwart ihres Geliebten ausgepeitscht wird, weil sich ein französischer Gast über ihre mangelhafte Dienstleistung beschwert habe. (HB II, 104) Außerdem muss er feststellen, dass das Verhalten der Schwarzen und der Mulatten auf einem Ball eigentlich angemessener sei als das der Weißen. Er fühle sich darum wohler auf dem Ball der Nichtweißen. Zur Überheblichkeit der weißen Frauen gegenüber den Quadroons (Mulattinnen, die einen Großelternanteil afrikanischer Herkunft haben) schreibt der Herzog: „Die stärkste Sprache des hohen Adels in monarchischen Staaten der alten Welt über seine Nebenmenschen kann nicht stolzer, anmaßender und verachtender sein, als die Sprache ist, mit welcher man die Creolinnen in einem der vielgepriesenen freien Staaten der liberalen Union von den Quarteronnen reden hört.“ (HB II, 79)

Trotz unmenschlicher Behandlung der Sklaven<sup>25</sup> befürwortet Herzog Bernhard schließlich Maßnahmen in New Orleans und anderswo, die einen Aufstand der Schwarzen verhindern sollen: „Für die Sicherheit der hiesigen Einwohner würde es wichtig sein, eine Citadelle am Ufer des Stromes zu haben, damit im Fall einer Rebellion der Neger nicht allein für den ersten Augenblick die schwache Garnison, sondern auch die weißen Weiber und Kinder einen Zufluchtsort hätten, der ihnen jetzt gänzlich fehlt.“ (HB II, 91) Auf Grund seiner Skepsis gegenüber der theoretisch umfassenden Gleichheitsvorstellung in einem republikanisch verfassten Staat zeigt der Herzog einen nicht untypischen Rassismus. So lässt er wenig Begeisterung für das Experiment von Miss Wright erkennen, eine Engländerin, deren schönfärbende Schriften über Amerika ihm nicht besonders zusagen, wonach Miss Wright

---

<sup>25</sup> „In der *rue de Chartres*, in welcher wir wohnten, bestanden zwei Etablissements, die mich unendlich empörten: nämlich zwei Buden, in welchen man Neger verkaufte. Die unglücklichen Geschöpfe beiderlei Geschlechts standen oder saßen den ganzen Tag in oder vor diesen Buden, um sich zu zeigen und Käufer zu erwarten. Der Greuel ist grässlich, und die Rohheit und Gleichgültigkeit, welche die Gewohnheit in den weißen Menschen erzeugt hat, unglücklich.“ (HB II, 74)

für ihre Plantage in der Nähe von Memphis Sklaven gekauft haben soll, in der Absicht sie zu befreien. (*HB* I 88, II 115)

## 6. „Native Americans“

Peter Brenner zitiert die üblichen, negativen Charakteristika der Indianer, wie sie der Geschichtspräsident Friedrich von Raumer in seinem Reisebericht *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* 1845 dargestellt hat:

[Den Indianern] fehlt ein geordnetes Familienleben, sie neigen zur Unmäßigkeit, zügelloser Leidenschaft und Verschwendung; ihr gerühmter Hang zur Unabhängigkeit ist, wie bei wildern Tieren, nur Ausdruck ihrer Unbezähmbarkeit und Unfähigkeit, sich gesetzlichen Verhältnissen einzuordnen, sie erkennen die Vorteile des zivilisatorischen und merkantilen Fortschritts nicht und sind schließlich auch nicht bildungsfähig.<sup>26</sup>

Das weit verbreitete Bild des asozialen, integrationsunfähigen Indianers, der das Ungebildete und Unzivilisierte repräsentiert, hat viel zu der öffentlichen Akzeptanz der Vertreibung der verschiedenen Stämme beigetragen. Sealsfield bringt in seinem Indianerroman *Der Legitime und die Republikaner* (1833) Verständnis für diese Vertreibung auf, und Herzog Bernhard, der die sentimentale Legende von Pocahontas (*HB* I, 302) nacherzählen kann, nimmt die Umsiedlungsaktionen letztlich in Kauf, weil dadurch der noch unpräzise formulierte Fortschritt oder Zivilisierungsprozess (eine Art „Manifest Destiny“) gesichert werden kann. Die allgemeine Begeisterung für die Expansionspolitik und den agrarischen Republikanismus eines Andrew Jacksons teilt er aber keineswegs vollständig. Auch Raumers durchgehend negative Bewertung der Indianer teilt er nicht. Der Herzog bejaht weder die Bewunderung de Tocquevilles für die *Native Americans* noch stimmt er der Einschätzung des Prinzen Maximilian zu Wied-Neuwied (1782-1867) über den notwendigen, nur von weißen Amerikanern erzielten Fortschritt zu.<sup>27</sup> Auch lehnt er eine Gleich-

---

<sup>26</sup> Brenner: *Reisen* (Anm. 15), S. 215.

<sup>27</sup> Nach Wied-Neuwied: “What gigantic progress has been made in recent years in knowledge of the vast continent of North America! A large part of this land, which just a few years ago was covered with almost unbroken primeval forests and a weakly scattered population of wild savages, has been made over through a mass migration from the Old World into a rich, blossoming state of great significance, largely civilized, and as explored and developed as our old Europe. A most energetic commercial life and an unbound, unlimited industry have brought about these gigantic steps forward for civilization in the United States, a spectacle to leave the onlooker astonished! Extensive prospering cities, with every kind of wonderful

setzung der vertriebenen Indianer mit den umgestürzten Aristokraten, wie es Harry Liebersohn formuliert, wonach sowohl die Indianer als auch die europäischen Aristokraten Opfer jeweils einer expansionistischen Siedlungspolitik und eines revolutionären Aufstands des Bürgertums seien.

Im Gegensatz zeichnet Herzog Bernhard ein eher sachliches, differenziertes Bild seiner Erfahrungen und Begegnungen mit verschiedenen Indianer-Stämmen. In seiner Darstellung erscheinen die Indianer als Opfer der Habgier und Zwangsenteignungspolitik der Weißen. Die armseligen Oneïda, die sich zum Christentum bekennen mussten, hätten als Feldarbeiter zu tätig zu sein und tendierten zum Alkoholismus.<sup>28</sup> Betroffen erzählt der Herzog, der an einer Stelle Furcht vor herum-schleichenden Indianern zugibt, auch von dem Versuch des Bundesstaates Georgia, gegen die Politik der Bundesregierung, das Land der *Creek Nation* anzueignen. (HB II, 26) Diese Taktik, die territorialen Grenzen illegal zu erweitern, charakterisiert der Herzog als eine „abscheuliche Betrügerei“ (HB II, 26). Er scheint genau informiert zu sein, da er in der Lage ist, über Wahlergebnisse und Parteiprogramme informieren zu können, wonach der neue Governor Troup, ein Demokrat, schon 1825 die *Creek Nation* von ihrem Land vertrieben und dabei den Unwillen der Bundesregierung auf sich gezogen habe.<sup>29</sup> Ebenso wenig hat der Herzog Verständnis für den Bau einer neuen Straße in Columbus (Ohio), der die Beschädigung indianischer Gräber erfordert. (HB II, 184) Seine Darstellung ist einerseits zum größten Teil dem miserablen Leben der Indianer gewidmet. Andererseits zeigen sich die darge-

---

public institution, are quickly erected, and every year adds to the number of place names, so that maps are only useful for a short time. The immigrant population pushes forward in waves and only the sterility of the Northwest can set a limit to the current that overflows everything in its way.” (Zitiert in: Liebersohn: *Encounters*, (Anm. 16), S. 141)

<sup>28</sup> Dass der Herzog einen weit verbreiteten Alkoholismus in den USA feststellen kann (nicht nur unter den Indianern), wundert nicht, denn laut dem Historiker W. J. Rorabaugh wurde in der neuen Republik bis 1840 unwahrscheinlich viel getrunken, bis zu fünf Gallonen pro capita. Als Vergleich, ist der heutige Konsum etwa um 2.5 Gallonen. Siehe W. J. Rorabaugh: *The Alcoholic Republic: An American Tradition*. New York: Oxford University Press USA, 1979.

<sup>29</sup> In seiner Besprechung von Sealsfields *Der Legitime und die Republikaner* kann Wynfrid Kriegleder von einer „ethnische[n] Säuberung“ der Indianer in Georgia, die „eine assimilierte, sesshafte, Landwirtschaft betreibende Bevölkerung, die Schulen errichtet und eine Zeitung gegründet hatte“ schreiben. Wynfrid Kriegleder. *Von ‚Tokeab‘ (Philadelphia 1829) zum ‚Legitimen‘ (Zürich 1833) oder die unvollständige Metamorphose von einem amerikanischen zu einem europäischen Roman*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek. Wiener Studien und Texte, 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008, S. 59-79.

stellten Indianer als fügsame oder willfährige Teilnehmer in ihrem misslungenen Bestreben nach Selbstbestimmung:

Auf eine Gratification von *Whiskey*, die ich ihnen gab, führten 8 von ihnen den Kriegstanz aus. Sie hüpfen hinter einander in einem Kreise herum, bewegten sich rechts und links, sprangen gegen einander, hoben die Hände in die Höhe, liessen sie wieder fallen, und brüllten schrecklich zu diesem Allen. Einige Alte, die dabei standen, nahmen es übel, dass die Jungen vor uns Weißen auf solche Weise tanzten. Sie riefen ihnen zu, aufzuhören. (HB II, 27)

Der Herzog kann die Indianer aber auch als gewalttätige und tyrannische Menschen schildern; manche hielten Sklaven (auch wenn sie diese besser behandelten): „der Hauptchef der *Creeks*, *the big warrior* genannt, [besitzt] über 300 Neger.“ (HB II, 36) Im Grunde aber scheint Herzog Bernhard jedoch wenig Verständnis für die vagabundierende Existenz der Indianer zu haben.

## 7. Öffentliche Einrichtungen

Wie andere Amerikabesucher im neunzehnten Jahrhundert will auch Herzog Bernhard die öffentlichen Einrichtungen in der Neuen Welt kennenlernen. John Sears zufolge stellen diese einen deutlich amerikanischen Beitrag zur Verbesserung der Humanität dar.<sup>30</sup> Um die Qualität dieser Einrichtungen zu belegen, besucht der Herzog immer wieder Armenhäuser, Waisenhäuser, Schulen, Krankenhäuser, psychiatrische Anstalten und vor allem Gefängnisse. Oft zeigt er sich mit den sozialen Einrichtungen zufrieden. Die Arzneyschule in Baltimore findet er besonders modern ausgerüstet. (HB I, 254) In New York lobt er das *Civil Hospital* und besucht das von einem Quäker geleitete *Lunatic Asylum*. (HB I, 194) Er rühmt die Sauberkeit und Annehmlichkeiten der Krankenhäuser und Gefängnisse (HB I, 388) und berichtet zustimmend, dass sich das Stadtgefängnis in Boston rentiere. Das *House of Refuge for Juvenile Offenders* in New York, das er im vorangegangenen Jahr besucht hat und das damals 93 Insassen sowohl Jungen als auch Mädchen beherbergte, findet er „nachahmungswerth“ und „musterhaft“ (HB II, 256), da die jüngeren Missetäter „wieder auf den rechten Weg geführt, während sie in anderen Ländern in öffentlichen Gefängnissen mit alten Verbrechern eingesperrt und dadurch nur noch mehr verdorben werden.“ (HB II, 257) Herzog Bernhard notiert ganz explizit die staatli-

---

<sup>30</sup> „American versions [of the institutions] were often considered superior to those of Europe; and Americans took pride in showing them off to foreign visitors.“ In: John Sears: *Sacred Places. American Tourist Attractions in the Nineteenth Century*. NY: Oxford UP, 1989, S. 88.

che Verpflichtung, dass Haftanstalten zu der „moralischen Verbesserung“ der Gefangenen beizutragen haben. (HB I, 225) Das *solitary confinement* (Einzelhaft) aber, dem er die Todesstrafe vorzieht, erinnert ihn an die Spanische Inquisition.

Das amerikanische Bildungswesen war für die gebildeten Schichten in Europa gleichfalls von großem Interesse und der Herzog ist in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Er glaubt – trotz seiner grundsätzlich Skepsis gegen der republikanischen Regierungsform – wie viele seiner aufklärerisch gesonnenen Zeitgenossen, das neue Land könne nur gedeihen, wenn die Bevölkerung angemessen ausgebildet werde. Oft kann er einen solchen Erfolg bestätigen. Er lobt in Boston, zum Beispiel, die „moderne Pädagogik“ (HB I, 98), die Finanzierung der Schulen und freut sich „über das freundliche Wesen der Lehrer, als über das bescheidene, anständige, ungezwungene Benehmen der Schüler.“ (HB I, 98)<sup>31</sup> Optimistisch notiert er: „Es scheint mir unmöglich, dass junge Leute, die eine so liberale Erziehung bekommen, zu bösen oder heimtückischen Menschen heranwachsen können.“ (HB I, 98) Als er in einer New-Yorker Schule jedoch von den Schülern hört, dass Weimar am Rhein liege, tröstet er sich damit, dass der Lehrer die Verdienste der Deutschen zur Zeit der Reformation rühmt und insbesondere, die gegenwärtige deutsche Literatur und Wissenschaft. (HB I, 206)<sup>32</sup> In Northhampton (Massachusetts) besucht er die anspruchsvolle, aber letztendlich kurzlebige *Round Hill School*, die 1823 vom Goethe-Kritiker George Bancroft (der den verfolgten Burschenschaftler Karl Follen angestellt hat) und dem Geologen und Goethe-Freund Joseph Cogswell gegründet worden war. Die beiden hatten in Deutschland studiert und Cogswell besuchte Goethe 1817 und 1819. An der *Round Hill School*, die sich um Unterricht nach einem deutschen Lehrplan bemüht, lernt der Herzog Dr. Beck kennen, einen aus Heidelberg stammenden Lehrer und Stiefsohn des Weimarer Theologen Wilhelm De Wette. Er macht auch die Bekanntschaft des betagten Dr. Seegers, der zusammen mit Friedrich Schiller in Württemberg studiert hatte. Dr. Seegers, der nach dem Vater des Herzogs fragt, gilt dem Herzog als positives Beispiel für die erfolgreiche Integration

---

<sup>31</sup> Der Lehrerberuf ist, nach Meinung des Herzogs, mit einem jährlichen Gehalt von 2.500 Dollar gut dotiert. (HB I, 97) Schüler in Boston besuchen die Schule kostenlos, aber die in New York müssen eine monatliche Gebühr von 2-7 Dollar entrichten.

<sup>32</sup> Die Sorge des Herzogs für die Rezeption der deutschen Literatur kann auch seinem Kommentar über einen Herrn Rivinus, wohl Eduard Florens Rivinus, der in Philadelphia weilte und über die Vereinigten Staaten in seinem Journal *Atlantis* (1825 – 29) berichtet hat, entnommen werden: „Herr Rivinus interessierte mich sehr. Er schien mir ganz dazu geeignet, die Eigenthümlichkeiten der neuen Welt aufzufassen, um sie der alten mitzuthemen, und vielleicht mag er auch dazu beitragen, die deutsche Literatur zur Kenntnis der Amerikaner zu bringen.“ (HB I, 229)

der deutschen Immigranten. Der Herzog ist schließlich optimistisch hinsichtlich der Auswirkungen des Schulwesens auf die amerikanische Gesellschaft:

Die strengen Republikaner sind eifersüchtig auf das Etablissement großer Fabriken, weil sie fürchten, dass einzelne Staatsbürger durch ihr Vermögen einen großen Einfluss auf eine große Menge der niederen Volksklassen bekommen werden; ich möchte aber glauben, dass die Republik von dieser Seite Nichts zu befürchten habe, da dem Einfluss Einzelner die gute Erziehung der niederen Volksklassen das Gegengewicht halten dürfte. (HB I, 106)

Sein Kommentar erinnert an Sealsfields hohe Meinung des amerikanischen Bildungswesens, vor allem in den Grundschulen, die er in dem Reisebericht *Die Vereinigten Staaten von Nordamerika* (1827) besprochen hat.<sup>33</sup>

### Schlussbemerkung

Wenn nun aus dem langen, informativen und nicht widerspruchsfreien Reisebericht das Fazit zu ziehen ist, lässt sich sagen, dass der Herzog einiges an diesem, wie er schreibt, „so glücklich aufblühende[n] Land“ (HB II, 261) bejahen kann. Im Laufe seines nicht allzu langen Aufenthalts hat er vor allem gelernt, „die großen Fortschritte, die dieses junge Land in der Cultur macht, zu bewundern, und [man] bekommt ganz neue Ideen vom menschlichen Erschaffungs- und Unternehmungsgeist.“ (HB I, 119) In seinem Amerikaverständnis betrifft der amerikanische Fortschritt hauptsächlich wirtschaftliche und technologische Angelegenheiten auch wenn, seiner Erfahrung nach, der damit verbundene Mythos von ökonomischer Freiheit oft nicht realisierbar erscheint oder regional verteilt ist. Die Hoffnung bleibe aber, dass das Land, selbst wenn es eine völlig andere Regierungsform und Gesellschaftsform (oder „Cultur“) habe, sich auf seine Weise die universellen kulturellen Werte der alten Welt aneignen und in dieser Hinsicht die europäischen Ideale der Spätaufklärung nachholen könne. Herzog Bernhard lehnt eine „Amerika-Euphorie“ ab, meint aber, dass das junge Land sich wohl zivilisieren lasse. Der Zivilisierungsprozess und die Verwirklichung der amerikanischen Ideale würden vermut-

---

<sup>33</sup> Herzog Bernhard findet, wie Sealsfield, die Schulen im Süden etwas schlechter: „Je weiter ich aber nach Süden kam, um so mehr fand ich, dass die Einwohner dieser Staaten in Hinsicht ihrer Bildung gegen den Norden zurückstehen.“ (HB II, 17) Ähnlich meint auch Sealsfield: „Seinen exzellenten Grundschulen verdanke Neuengland den hohen Grad von Aufklärung und Bildung.“ Siehe Paul Michael Lützeler: *Karl Postls frühe Amerika- und Europa-Essayistik*. In: *Literatur und Erfahrungswandel 1789-1830*. Hrsg. von Rainer Schöwerling, Hartmut Steinecke und Günter Tiggesbäumker. München: Fink, 1996, S. 170.

lich als Resultat die höchsten angestrebten amerikanischen Tugenden haben, die der Herzog auf der Reise vorgefunden hat: die Amerikaner seien als Volk praktisch und pragmatisch, kompetent, bildungsfähig und bildungsorientiert, technologisch ehrgeizig, arbeitsam, idealistisch, fleißig, nüchtern und zurückhaltend. Gefährdet werden aber könnte diese „glückliche, aufblühende“ Zukunft durch die Umziehungsfreude oder Abenteuerlust der Amerikaner, durch eine missverstandene Gleichheit oder Standeslosigkeit, durch einen überzogenen Materialismus, durch Geldgier, Rohheit oder Gewaltbereitschaft, und Rassismus und Atheismus.<sup>34</sup> Unklar bleibt dem Herzog, wie die verschiedenen kulturellen Teilaspekte – Nord/Süd, Industrielle/Agrar, Stadt/Frontier, Weiße/Schwarze/Indianer – zusammengehalten werden sollten. Schließlich bleibt der Herzog hoffnungsvoll und zuversichtlich. Von einer Desillusionierung ist nur wenig zu spüren. Obwohl der Herzog von den auf der Reise gemachten Erfahrungen stark beeindruckt wird (er vergleicht diese Reise mit der Geburt seines Sohnes, *HB I*, 77), wird er anscheinend in seiner Lebenssicht und Lebensphilosophie nicht beeinflusst. Wie der Onkel in Goethes *Wanderjahren*, so zieht auch Herzog Bernhard das Leben im alten Europa vor, denn dieses biete ihm eine über Jahrhunderte gewachsene Geschichte sowie eine vollendete Kultur. Er verlässt ein Amerika, „das nur Neues und Nichts hat, als die lebensvolle Gegenwart und das Streben nach Verbesserungen für die Zukunft.“ (*HB II*, 308-9) Und tatsächlich liest man, sobald er wieder in England ist, von seinem Museumsbesuch und von den Kunstsammlungen im *Warwick Castle*. Den absoluten Neuanfang, den Goethe in und für Amerika so gelobt hatte, konnte oder wollte der Herzog schließlich nicht für sich realisieren.

---

<sup>34</sup> Unter den Lastern, die die Zukunft Amerikas nicht gefährden, aber den Herzog anekeln, ist das Tabakkauen, was auch für Dickens und Tocqueville unakzeptabel war.





## Between Assimilation and Ethnic Persistence The Bilingual Memoir of Carl Schurz

### The Myth of the Vanishing German

#### Preliminary note

In John Ford's final western *Cheyenne Autumn*, the character of Interior Secretary Carl Schurz comes to the rescue of a tribe of Cheyennes who in the fall of 1878 decide to return to their ancestral hunting grounds in the Yellow River region of the Dakotas and Wyoming. The movie depicts Schurz as a representative of „the people“ who stubbornly defies the cruel resettlement policy of the War Department, resulting in the deportation of several northwestern tribes to the Indian Territory in what is now the state of Oklahoma. What is interesting about this representation of the German-born statesman Carl Schurz is not merely that it departs significantly from historical reality (and from the novel by Mari Sandoz from which Ford drew his inspiration), but also that the Schurz character remains ethnically and racially unmarked throughout the movie.<sup>1</sup> During the climactic negotiation scene, while the US Army is about to exterminate the defiant Cheyennes, Schurz approaches their chiefs Little Wolf and Dull Knife – after having been assured by Cavalry Captain Thomas Archer that „[t]hey both speak English Sir“ – and asks them to „take a gamble“ despite all the promises that the „white man“ has made and broken in the past and to accept a treaty that will allow them to return home.

Schurz thus represents the good white who manages to fight off the „leeches and vultures“ in Washington who are trying to take over the Indian Bureau to clear

---

<sup>1</sup> All quotes in what follows are taken from: John Ford: *Cheyenne Autumn*. Warner Bros., 1964. The movie was loosely based on Mari Sandoz: *Cheyenne Autumn*. New York: McGraw-Hill, 1953. Although Schurz eventually sought to assimilate the Indians and to leave the tribes where they were, he initially supported the cruel resettlement policy of the Interior Department. See Hans L. Trefousse: *Carl Schurz: A Biography*. New York: Fordham University Press, 1998, S. 242-244.

the Indian lands for the „white“ settlers. After having assured the Cheyenne chiefs that he will tell „the people“ about what happened at Fort Robinson in Nebraska, where many of their tribe have died of attrition, Schurz presents them with „a new custom“ by offering them a pair of cigars when it appears they do not have any tobacco left to smoke the peace pipe. The Schurz persona in this way embodies the policy of educating rather than killing the Indian, a policy which in the movie is implemented by the Quaker schoolteacher Deborah Wright, who sublimates her love for Captain Archer in her desire to teach the orphan children of the Cheyennes how to read and write. Although the role of Schurz is played by the Romanian-born Jew Edward G. Robinson, who was often cast as a tough gangster, the Interior Secretary's foreign birth is nowhere highlighted. Instead, the movie presents Schurz as a Civil War hero who fought for the liberation of the „negro“ and who now applies the same idealism to uplift the Indian race. Significantly, when faced with the decision to finally make „that false move“ which will alienate him from the powerful elite in Washington, Schurz faces a portrait of his „old friend“ Lincoln, which confirms both his inherent Americanness and his devotion to the cause of the colored races.

While Carl Schurz appears unproblematically as a straight ‚American‘, Ford populates the US Army with a sampling of ‚ethnic‘ characters on the margins of the Anglo-American majority. There is, first of all, the Polish Sergeant Wichawski (played by Mike Mazurki) who resigns from his position and flees into alcoholism on account of the fact that he refuses to kill Indians „just because they're Indians“ in the way that Cossacks in the Old World kill Poles „just because they're Poles.“ As he reveals to Captain Archer: „I was proud to be an American soldier, but I ain't proud to be a Cossack.“ On the opposite end of the moral spectrum we find the Irish army doctor O'Carberry (Sean McClory), who approaches the army as a means to self-promotion and refuses to question its racist policies. While treating the wounded Cheyenne orphan girl adopted by Miss Wright, he expresses his regret at not being a better doctor, as if to imply that his position does not reflect his credentials. However, when the schoolteacher draws his attention to the precarious state of the captured Indians at Fort Robinson, he answers: „You're a Quaker and you're dedicated to self-sacrifice. Well, I'm dedicated to self-preservation.“

The most tragic ‚ethnic‘ persona, however, is Captain Oskar Wessels (Karl Malden), who represents the stereotype of the unbending Prussian idealist who in his blind submission to army leadership loses all sense of moral proportion. When the starving and hypothermic Cheyennes enter Fort Robinson, Wessels orders his soldiers to give these people shelter and food, exclaiming in a thick foreign accent: „This will make me a mayor.“ Later on he proudly shows off his library on Indian

life and culture, indicating that it was Fenimore Cooper who first awakened his interest in the subject, upon which Doctor O'Carberry dryly remarks that all those books „are written in German.“ To Miss Wright's question whether he is of the opinion that the Indians should be exterminated, Wessels responds: „Nein, no, of course not.“ When, however, the telegraph message arrives with the command that the Indians should be detained and sent back to the reservation in Oklahoma, Wessels mechanically complies. And when the Indians refuse to return South, he unthinkingly deprives them of the privileges he has granted them on the principle that „orders are orders.“

While the sobered up Wichawski re-enlists in the army to join Captain Archer in his mission to save the Cheyennes from annihilation, the intoxicated Wessels is discharged by a lower-ranked officer and locked into his barrack. After the outbreak of the Cheyennes, the demoted Prussian officers staggers single-mindedly out of the Fort, which is strewn with the bodies of slain Indians. In an apparent reversal of the traditional western plot, *Cheyenne Autumn* thus juxtaposes the ‚good' immigrant who wants to educate the Indians to the ‚bad' immigrant, who wants to destroy them. The assimilationist message is symbolized by the moment when the wounded Cheyenne girl who has been entrusted to the care of Miss Wright verbalizes her drawing of a train, thus indicating her desire to be uplifted by ‚white' society. Significantly, in an earlier scene the girl has similarly drawn and named a bison, which symbolizes the Cheyennes' threatened lifeworld. By drawing and naming a train the Cheyenne girl thus seems to acknowledge the superior strength of the industrial order which has driven her tribe from its ancestral hunting grounds and which literally obstructs the remaining Cheyennes' path when they want to return home.

But, even though Ford's western on the surface level appears to embrace an assimilationist stance, this position is denied on a more implicit level. This is apparent not just from the stereotypical portrayal of the Cheyenne tribe as „guided by the instinct of a wounded animal,“ but also through the casting of ‚new' ethnics in the roles of the Indians. Thus, Little Wolf and Dull Knife are played by Mexican-American actors Ricardo Montalban and Gilbert Roland (born Luis Antonio Damaso de Alonso), who received a Golden Globe for Best Supporting Actor. The second-generation Sicilian immigrant Sal Mineo was cast in the role of the impulsive Red Shirt, the only mixed-race character in the movie, son of Little Wolf and the nameless „Spanish woman“ (Dolores del Rio), who is significantly killed at the end by Dull Knife for coveting one of the latter's wives and thereby driving a wedge between the two chiefs. Red Shirt's death is thus emblematic for the unde-sirability or even impossibility of racial assimilation. In the end, John Ford's *Cheyenne Autumn*

confirms Michael Rogin's claim that race Americanizes the immigrant. While the movie complicates the traditional logic of the western by depicting good and bad characters on both sides of the racial divide between whites and Indians, this moral hierarchy is at the same time predicated on a reaffirmation of the color line.<sup>2</sup>

Does this explain why Carl Schurz, as the main spokesperson of the integrationist alternative to the Indian extermination policy – Oskar Wessels shares his cigars with his fellow officers, Schurz shares them with the Indians –, could apparently not be represented as an immigrant in the process of becoming ‚white‘? Why has Ford deracialized Schurz („They both speak English Sir“), while in his own lifetime the German-born statesman was sometimes denigratingly referred to by political opponents as a „godless Teuton“? Does Oskar Wessels become delusional because he reads Cooper in German? It is ironic that the Captain's not-quite-whiteness, or his unassimilable Germanness, which serves to justify his blind collaboration in the army's genocide of the Native Americans, would have made him a privileged reader of the Interior Secretary's memoir, which the latter wrote partly in German and partly in English. In what follows I will take a closer look at this remarkable autobiography which, as I want to argue, considerably complicates the dominant interpretation of Schurz as a model immigrant propagating rapid Americanization.

### Schurz's Autobiography

In the introduction to the first English edition of his autobiography, Schurz explains that his original intention had been to write about his life in English only to realize that he could „describe things that happened in Germany, among Germans, and under German conditions, with greater ease, freedom, and fullness of expression if I used the German language as a medium“ (*Reminiscences*, Vol. I. 4).<sup>3</sup> As a result, Schurz composed the first part of his life story, dealing with his youth in Germany up to the failed revolution of 1848 and his exile in Switzerland, France and England, in the German language. For the narration of the American part, starting in fall of 1852 when he crossed the ocean and settled down in the United States, he switched to English. By switching from German to English, it seems, Schurz's

---

<sup>2</sup> Michael Rogin: *Blackface, White Noise. Jewish Immigrants in the Hollywood Melting Pot*. Berkeley: University of California Press, 1996.

<sup>3</sup> Carl Schurz: *Reminiscences*. 3 Bde. New York: McClure, 1907-1908. In what follows, I will reference this book as R.

memoir literally enacts the transition from one culture to another, even while evincing that this transition has to remain at least partially incomplete. In this sense, Schurz's life story both embodies and contradicts the assimilationist ideology with which his public persona has been associated.

Although Schurz failed to complete his memoir before his death and never saw the book in print, it was never his intention to publish it in bilingual format. While still working on the manuscript, he asked a family friend, Eleonora Kinnicutt, to translate the German part into English for publication by McClure in New York (like many other immigrant narratives, it was first serialized in *McClure's Magazine*).<sup>4</sup> His daughter Agathe was in charge of the German edition, which was commissioned by Georg Reimer (now DeGruyter) in Berlin around the same time.<sup>5</sup> There can thus reasonably be said to be two ‚first‘ editions of the book, the German *Lebenserinnerungen* and the American *Reminiscences*. A comparison of these two ‚first‘ editions and the way they relate to Schurz's original handwritten manuscript (on deposit in the Library of Congress), along with additional textual variants in the form of later editions and abridgements, is highly revealing for the ways in which Schurz's life story has been received and recreated in two or even three distinct – counting the German-Americans as a separate but by no means homogeneous entity – imagined communities. Here I can only scratch the surface by drawing attention to the most telling differences between the original German and English texts.

The opening lines of the *Reminiscences* and *Lebenserinnerungen* already elicit rather conflicting trains of associations. Whereas „Ich bin in einer Burg geboren“ (L I. 1) merely suggests aristocratic descent, its English equivalent „I was born in a castle“ (R I. 5), although equivalent from a translator's viewpoint, introduces an additional tension between the hero's exceptional lineage and the widespread definition of America (expressed by, among others, Goethe, Ruskin, and Henry James) as ‚a country without castles.‘ This implicit conflict with the bootstrap scenario (the hero born in a log cabin, Franklin's ‚unlikely beginnings‘) compels the reader to look for a possible resolution, which is hinted at in the sentence that follows: „This,

---

<sup>4</sup> Abraham Cahan's *The Rise of David Levinsky*, for instance, first appeared in *McClure's Magazine* as a series of sketches on the Jewish East Side of New York in 1913. Trefousse documents that Schurz collaborated closely with Ida Tarbell, who then worked as editor for the McClure Company (Trefousse: *Carl Schurz* (Anm. 1), S. 292). The involvement of editors and translators in the Schurz memoir (especially the role of his daughter Agathe) still remains to be explored in detail.

<sup>5</sup> Carl Schurz: *Lebenserinnerungen*. 3 Bde. Berlin: Georg Reimer, 1906-1912. I will refer to this edition as *L*.

however, does not mean that I am of aristocratic ancestry.“ Reading on we learn that Schurz’s maternal grandfather was a tenant-farmer who occupied part of the moated castle in Liblar (now Erftstadt), near Cologne. Carl’s father, far from being a nobleman, was in fact a „true peasant boy“ (R I. 5) who lived with his in-laws out of financial necessity. In his capacity of the village schoolteacher, he founded a glee club where he met his wife, Carl’s mother: „[...] and so it happened that I, their firstborn, came into the world on March 2, 1829, in a castle.“ (R I. 7).

Although the „Burg“ in which Schurz was born dates from the seventeenth century and can therefore more adequately be described as a „Schloß,“ Schurz must have understood and probably consciously exploited the fascination engendered in the American context for what in Henry Wadsworth Longfellow’s poem „Flowers“ is called „One who dwelleth by the castled Rhine.“<sup>6</sup> A poem that Richard Watson Gilder read at a memorial service in honor of Schurz in Carnegie Hall captures this fascination even more succinctly and reconciles it with the American civic mythology of upward mobility, where it says: „From knightly youth/Servant and champion of truth.“<sup>7</sup> Schurz’s life story can thus be read as an allegory of German-American acculturation. Once it had become apparent that the ‘new Germanies’ in the West would not be able to resist the homogenizing pull of American culture, attempts were made to present that culture as a synthesis of Anglo-Saxon experience and German idealism or, even better, as the realization of German idealism in a new, more hospitable context where Old World constraints did not apply. Analogously, Schurz’s life story is structured by the desire to translate his youthful idealism into real political leadership, but without betraying the initial motivating cause, namely his youthful desire for freedom and a representative republican government.

This translation process is most evident in Schurz’s acquisition of the English language, or at least the way he makes sense of his language learning trajectory in his memoir. We can observe a development from early infatuation with the English language and literature, over a period of disenchantment, to the mature accep-

---

<sup>6</sup> The McClure edition displays considerable variation in terms of the translation strategies used to convey the German „Burg.“ Whereas the opening line renders the word as „castle,“ further on it is specified as being a „seignorial castle“ (R I. 7). On the next page, the original „die Burg“ is simply retained, along with „Burghalfen“ for tenant-farmer (R I. 8). Later still, the pleonastic „the Burg“ is preferred (R I. 16). Such inconsistencies, if we may call them that, are indicative of the tension between the desire for (self-)exoticization and the contrary need to keep the text intelligible in view of the expectational horizons of the English-language reader.

<sup>7</sup> New York Committee of the Carl Schurz Memorial: *Addresses in Memory of Carl Schurz, Carnegie Hall, New York, November 21, 1906*. New York: Irving Press, 1906.

tance of its communicative potential. As a high school student in Cologne, Schurz was a lover of knight drama's, a propensity stimulated by an uncle who occasionally took him to the theater and one of his teachers in the gymnasium who introduced him to Schlegel and Tieck's translations of Shakespeare's plays. At the university in Bonn Schurz was taught the rules of rhetoric by his mentor and later friend Gottfried Kinkel, who used passages from Shakespeare's drama's as models. Later, in his function as journalist and editor of the *Bonner Zeitung*, a newspaper of the local Democratic Society, Schurz occasionally wrote pieces about the stage, but his frequent visits to the theater were at least in part motivated by the desire to catch a glimpse of a local beauty in the audience, of whom he had heard „that she was reading Shakespeare in the English original, which gave me a high idea of her men-tal gifts and acquirements“ (R I. 160).

As soon as he actually entered into contact with it, however, Schurz's early love of English was transformed into strong dislike. After Kinkel's heroic rescue from Spandau and the resultant flight to England, Schurz is confronted with his ignorance of the language, with an active vocabulary that supposedly consisted of but two useful words: „sherry“ and „beefsteak“ (R I. 333). While attending a couple of Shakespeare plays in London, Schurz experienced an almost allergic reaction to the actors' words on the stage: „the impure vowels and the many sibilants, the hissing consonants, in fact, the whole cadence of the English language, fell upon my ear so unmusically, so gratingly, that I thought it a language that I would never be able to learn“ (R I. 337). Given his later career as a notable orator and man of letters in the United States, this strikes us as a discrepancy, which Schurz himself apparently cannot make sense of in his memoir. As he indicates, he could have considerably extended his diplomatic network in London, had it not been for the uncomfortable fact that „my musical ear still rebelled against the sound of the English language“ (R I. 367). Schurz's apparent inability to conquer his revulsion against the English language stands in sharp contrast to the ease with which he mastered French during his short stay in Paris before his removal to London. His language learning method was simply to read through the newspapers with the help of a dictionary, a method he would successfully apply to the study of English in the United States.

Consider the close parallelism between the following passages, the first relating to Schurz's temporary residence in Paris in the spring of 1850, the second to his arrival in Philadelphia about two years later.

Now I began at once with a pocket dictionary in hand to read newspapers, including the advertisements, and then to avail myself of every opportunity to put the words and phrases I had thus learned to use in conversation with the concierge of my house or the waiter at the restaurant or with anybody who

would listen to me. After a few days I found that I could get along measurably well as to the everyday requirements of life. (R I. 260)

My first task was to learn English in the shortest possible time. I have, of late years, frequently had to answer inquiries addressed to me by educators and others concerning the methods by which I acquired such knowledge of the language and such facility in using it as I possess. That method was very simple. I did not use an English grammar. I do not think I ever had one in my library. I resolutely began to read – first my daily newspaper, which happened to be the *Philadelphia Ledger*. Regularly every day I worked through editorial articles, the news letters and des-patches, and even as many of the advertisements as my time would allow. (R II. 9)

What is striking in both these quotes is the heavy reliance on newspaper writing as a source of information and learning, in contrast to the traditional grammar school approach, thus confirming Benedict Anderson's well-known claims about the role of print media in the creation of „imagined communities.“<sup>8</sup> Perhaps not so much unlike twentieth-century Hollywood productions socializing and nationalizing immigrants, periodical publications during what in Metternich's famous phrase constituted the „springtime“ of nations served to create and recreate national identities. Of course, Schurz's life was to play itself out not in France but in the United States, and the narrative momentum of his autobiography to a large degree depends on the eventual displacement of his adoptive language of identification from French to English.

In a revealing scene, Schurz describes how, after the news of Louis Napoleon's successful *coup d'état* had shattered the exiles' dreams of a long-lasting revolutionary movement on the European continent, he pondered his uncertain future on a bench in London's Hyde Park.

The fatherland was closed to me. England was a foreign country, and would always remain so. Where, then? 'To America,' I said to myself. 'The ideals of which I have dreamed and for which I have fought I shall find there, if not fully realized, but hopefully struggling for full realization.' (R I. 401)

The very moment when Schurz decides to go to America, he notices a little man sitting on the other side of the bench, whom he recognizes as the French socialist leader Louis Blanc. The contrast between the two men is revealing. Whereas Blanc stays behind despondently, exclaiming „c'est fini, n'est-ce pas? C'est fini!“, Schurz goes on to inform his family of his departure plan, convinced of the „unreality“ of

---

<sup>8</sup> Benedict Anderson: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London/New York: Verso, 1991.



his fellow-exiles' plans to turn the reactionary tide. (R I. 402) The encounter with Blanc marks not only the shattering of Schurz's dream of a revolutionary resurgence in Europe, but also his disillusionment with France as the avatar of that revolutionary impulse. Blanc's exclamation „c'est fini, n'est-ce pas? C'est fini!“ (rendered in French in both the McClure and the Reimer editions) therefore underscores Schurz's disaffiliation from the French language as the medium through which his ideals of citizenship and democratic government are projected.<sup>9</sup>

Shortly after his arrival in America, Schurz goes through another peripeteia which seems to mirror the *Aha Erlebnis* in Hyde Park. The first encounter with New York has been interesting but also frighteningly strange, the world of Broadway theaters unintelligible „because I did not understand English“ (R II. 7). To escape from the hustle and bustle of the city, he momentarily seeks refuge in Union Square, then still a „little park“ on the outskirts of town, where he sits brooding about his uncertain prospects in the United States:

Would my experiences here realize the ideal I had conceived, or would they des-troy it? I had to struggle hard against these gloomy musings, and finally I roused myself to the thought that in order to get into sympathy with the busy life I saw around me, I must become active in it, become of it – and that the sooner the better. (R II. 9)

It is at this point in the narrative that Schurz finally manages to synchronize his lofty aspirations about self-government with the rather crude realities of American democratic institutions. To become „of it“ Schurz resolves to learn English as quickly as possible and he realizes that his aversion from its „unmusical“ sounds has dissipated. In the American context, Schurz's language learning acquires an additional meaning as it impinges on the American myth of the self-taught man. To be sure, this mythology was equally prevalent in Victorian Britain, but it was only in the States, apparently, that Schurz could use it to his advantage. Interestingly, once his level was advanced enough to read beyond the newspaper columns, Schurz took on novels. Rather than opting for „American“ authors, however, he read Goldsmith, Scott, Dickens, and Thackeray, as well as historical and legal writings by Macaulay and Blackstone. Finally, as the ultimate proof of his proficiency in the language, he turned to Shakespeare's plays, „the enormous vocabulary of which presented more difficulties than all the rest“ (R II. 10).

---

<sup>9</sup> I owe this insight to a fruitful discussion with Wolfgang Hochbruck, who generously invited me to give a lecture on the linguistic dimension of Schurz's memoir at the Carl Schurz Haus in Freiburg on February 2, 2009.

It is important to distinguish between Schurz's retrospective sense-making in his autobiography (or, in certain respects, myth-making) and the concrete historical circumstances of his changing attitudes toward English, which relate to the predicament of the German refugees in the United States, and to immigrants in general.<sup>10</sup> Equally significant as the language learning theme in the autobiography, therefore, are the actual divergences between the two 'first' editions of the work (as well as later editions based on them), and how they relate to Schurz's handwritten manuscript. Our aim in contrasting these versions should not be to show which of the editions is more 'correct,' given that Schurz authorized both, but rather to make sense of precisely such corrective mechanisms and the underlying translation strategies (including deletions and non-translations) used in specific national, trans-, or subnational contexts to align Schurz's life story with established ideological narratives. Here, I cannot do more than scratch the surface by illustrating that there are indeed significant divergences between the monolingual German and American memoirs, and that these divergences are not merely due to editorial sloppiness or textual economy but rather reveal implicit 'directives' in terms of point of view and intended audience.<sup>11</sup>

In the German edition, the Union Park scene is followed by an extensive passage in which Schurz addresses prospective immigrants. The omission of this paragraph from the McClure edition was no doubt motivated by the assumption that Schurz's advice to prospective immigrants would not carry much information value for the 'American' reader – thus revealing another, more problematic assumption, namely that immigrants do not read English books, which thus squarely con-tra-

---

<sup>10</sup> Initially at least, German-American historiography was more on the side of the sense- or myth-making. Upon the outbreak of the Second World War, for instance, Theodore Schreiber ascribed Schurz's initial reluctance to learn English to his „great oral sensitivity,“ as attested by the fact that „he was not only a lover of classical music, but played such himself on the piano“ (S. 516-517). See Schreiber: *Carl Schurz as a Student of Modern Foreign Languages*. In: *The Modern Language Journal* 23 (1939), H. 7, S. 515-521. These musical metaphors connected to German-American identity conceptions are discussed in some-what greater detail in Boyden: *Singing 'Hail Columbia' in German and English: Carl Schurz's Sequential Bilingualism*. Forthcoming in: *American Studies/Amerikastudien* 55 (2010). See, also, the lemma „1869: Carl Schurz is sworn in as the first German-born Senator of the United States, representing Missouri.“ In: *The New Literary History of America*. Hrsg. von Werner Sollors und Greil Marcus. Cambridge, MA: Harvard University Press, 2009, S. 344-348.

<sup>11</sup> For an attempt at a typology of variations between the McClure and Reimer editions, see Michael Boyden: *A New Perspective on Carl Schurz's Autobiography*.“ In: *Yearbook of German-American Studies* 42 (2007). Topeka, KS: University of Kansas: *The Society for German-American Studies*, 2008, S. 9-16.

dicts Schurz's own views on language and acculturation. But the deletion also has some significance on the level of the narrative itself. As Schurz argues, every new arrival in the United States inevitably has to go through „eine Periode enttäuschter Erwartung,“ a period of disillusionment when initial expectations are reset after the first contacts with the new homeland, whether for better or for worse (*L II*. 7). Precisely because everybody labors under such false preconceptions in the face of unknown circumstances, Schurz in his advice to potential immigrants claims that those who want to emigrate should, if they have the means, first travel to the U.S. to see for themselves before they make their final decision. This passage thus reinforces the thematic interplay between idealism and realism which structures the memoir.

But the Reimer edition in similar fashion displays gaps, which are in their turn indicative of the expectational horizon of the 'German' reader at the time. Agathe Schurz carefully deleted references to the financial crisis of 1857, a fugitive slave case which Schurz was involved in during his residence in Wisconsin, several of his meetings with American persons of note, such as John Greenleaf Whittier, the poet and anti-slavery activist whom Schurz met during a trip to Boston, as well as a long and incredible passage in which he attempts to cross the frozen Mississippi on foot during his Western campaign of 1859. Most interesting is that the Reimer edition fails to mention Schurz's encounter with the Pennsylvania Germans during his early years in Philadelphia. In a sort of *mise-en-abyme*, Schurz expresses his admiration for the fact that these people could live peacefully in the United States and exercise the same political rights as „native“ Americans, even while preserving their own language and customs, which appeared to him both familiar and somehow different, and which he saw an indication of „the elasticity and the harmonizing power of democratic government“. (*R II*. 18)

### Conclusion

Insofar as it presents us with the traditional rise of a ‚great man‘ in American history, Schurz's autobiography belongs to a specific genre of nineteenth century stories of self-fashioning. In other words, the book constitutes a typical conversion narrative from 'foreigner' to 'American', while in many later immigrant or ethnic autobiographies the opposite movement tends to prevail, i.e. away from incorporation and towards ethnic or racial self-awareness. Schurz's Americanization was so effective, it seems, that in 1917 the U.S. Navy had no qualms about renaming a German cruiser captured near Hawaii as the *U.S.S. Carl Schurz* and using it as a patrol boat on the Atlantic coast during the war. By the middle of the twentieth century, Hollywood could safely portray the German-American politician as an ‚old

friend' of Abraham Lincoln devoid of any ethnic characteristics – the characters in *Cheyenne Autumn* quite consistently pronounce his last name as „Shirtz“ – but sufficiently left-of-center to enforce a resolution between the territorial interests of Native American tribes and those of the land-hungry Anglo majority.

But, as I hope to have shown, there is also the 'other' Schurz who does not entirely correspond to the received image of Hollywood melodrama. Even while, in his own time, he received strong criticism from various corners for his „stubbornly assimilationist views,“ it should be stressed that Schurz at times emphatically urged for the retention of the German language and German culture in America.<sup>12</sup> His autobiography, written in German and in English, exemplifies his double allegiance to his old and new fatherland, even while evincing the contradictions involved in mediating the often conflicting expectations of distinct audiences. The turn to 'transnational' historical research may offer a good framework for re-examining Schurz's relation to the German-Americans, on whose electoral support he depended but whose local interests he had to transcend to fulfill his grander ambitions. By reconstructing the bilingual format of his memoir, and focusing on the tacit interventions of editors and publishers on both sides of the Atlantic, we can bring out this push and pull dynamic, which should allow us to look beyond the stereotype of Schurz the revolutionary hero and model immigrant. Moreover, renewed interest in Schurz's *Lebenserinnerungen–Reminiscences* may impact broader debates regarding the role of language and translation in the creation of identities across national divides.

---

<sup>12</sup> Clara M. Lovett: *Carl Schurz, 1829-1906. A Biographical Essay and a Selective List of Reading Materials in English*. Washington DC: Library of Congress, 1983, S. 3.

## Literarisierte Erfahrungen der Fremde

Betrachtung der Sichtweisen Georg Forsters,  
Charles Sealsfields und Ilija Trojanows

Ein Essay mit dem Titel *Der Fremde als Lehrmeister*, der kürzlich (im August 2008) in *Le monde diplomatique* erschienen ist, beginnt folgendermaßen:

Es gibt verschiedene Formen von Migration, die selten erwähnt werden, wenn es um Migration geht. Die Auswanderung von Deutschen etwa, nach Australien, in die USA und seit kurzem verstärkt in die Schweiz [...]; die verstärkte Rückkehr von Auswanderern in ihr ursprüngliches Herkunftsland oder die enorme Migration zwischen den Ländern des Südens.<sup>1</sup>

Dieses Zitat bezieht sich auf die Situation unserer Gegenwart. Der Essay als solcher nimmt jedoch die Vergangenheit mit in den Blick, so dass der zugespitzte Argumentationsgang zum lehrmeisterlich begabten Fremden mit Sätzen wie diesen endet:

[...] wir können – und das beweist die Geschichte, wenn sie überhaupt etwas beweist – ohne fließende Formen, unstete Identitäten und unscharfe Definitionen nicht leben. Auch wenn der öffentliche Diskurs nach einer kategorischen Klärung von Merkmalen der Zugehörigkeit verlangt [...]. Wer etwa, völlig ahistorisch, behauptete, der Islam habe in Europa nichts verloren, oder wer, völlig unsinnig, „Kinder statt Inder“ deklamiert [...], der lebt in einem historischen Vakuum. Der hat das Geheimnis der Kulturbegegnung, die gewaltige positive und kreative Energie, die aus der Migration erwächst, nicht begriffen. Dass nämlich, ob wir wollen oder nicht, die Auseinandersetzung mit der Fremde, mit den Anderen vor allem nach innen, ins Eigene dringt.<sup>2</sup>

Diese Sätze, welche die positiven Effekte der Migration betonen, stammen von einem renommierten, im deutschsprachigen Kulturbetrieb der Gegenwart präsenten Schriftsteller. Er trat etwa als Kommentator auf den letzten Klagenfurter Literatur-

---

<sup>1</sup> *Le monde diplomatique*, August 2008, S. 4.

<sup>2</sup> Ebd., S. 5.

tagen (Juni 2008) prominent in Erscheinung bzw. begegnet regelmäßig den Zeitungslesern, beispielsweise als Kolumnenschreiber der *taž*,

Es handelt sich um Ilija Trojanow, der – 1965 in Bulgarien (Sofia) geboren – als Sechsjähriger nach Deutschland kam, wo seine Familie politisches Asyl erhielt. 1972, ein Jahr später, zog die Familie weiter nach Kenia, wo Ilija Trojanow eine englische Schule besuchte. Studiert hat er in München (Ethnologie und Jura). 1999 zog er nach Bombay, 2003 nach Kapstadt. Zur Zeit lebt er in Wien. Dass Trojanow Deutsch – und nicht zum Beispiel Englisch oder Bulgarisch – als Literatursprache gewählt hat, erscheint eher zufällig angesichts seiner bewegten Biographie. Dass sein literarisches ebenso wie sein essayistisches Schreiben wiederholt um das Thema „Migration“ kreist, macht hingegen den Eindruck von Folgerichtigkeit.

Aus Trojanows Feder stammt einer der Publikumserfolge des Sommers 2007. Damals erschien die Taschenbuchausgabe seines Romans *Der Weltensammler* und liegt seither in jeder Buchhandlung gut sichtbar auf den Büchertischen, markiert mit dem Aufkleber „Bestseller“. Die gebundene Ausgabe erschien 2006. *Der Weltensammler* dreht sich um einen um eine Generation jüngeren Zeitgenossen Sealsfields. Der Roman nähert sich seinem Protagonisten als historisch verbürgter Person in einer mehrperspektivisch strukturierten fiktionalen Narration an: Er handelt von einem Engländer namens Richard Francis Burton. Die Erzählung ist in der Blütezeit des Kolonialismus verortet, die Erzählhaltung aber ist postkolonial.

Im Eichborn Verlag hat Trojanow nur ein Jahr nach Erscheinen des Romans, zeitgleich mit dessen Taschenbuchausgabe also, ein ästhetisch sehr schön gestaltetes Buch zu Burton vorgelegt, in dem Passagen aus Reisebeschreibungen und ethnographische Betrachtungen Burtons farblich erkennbar markiert eingelegt sind in die eigenen Reise- und Suchbewegungen Trojanows, die ihn auf den Spuren Burtons durch Indien, Arabien, Afrika und Amerika führten. Dieses Buch trägt den Titel *Nomade auf vier Kontinenten* und gehört in das Genre faktischen Erzählens. Eine Kuriosität bei diesem Buch ist Trojanows Handhabung von Anmerkungen. Es gibt darin Fußnoten von Trojanow zu Textteilen Burtons und zu seinen eigenen Textpassagen, außerdem Fußnoten Burtons zu seinen von Trojanow wörtlich übernommenen Textauszügen. Dies alles ist, abgesehen von der farblichen Kennzeichnung, wessen Feder was entstammt, nicht ungewöhnlich. Interessanterweise aber lässt Trojanow seinen eigenen Text durch hierzu passende Anmerkungen Burtons auch kommentieren, die er aus dessen Texten als Fußnoten zu seinem eigenen Text setzt. Dies alles bricht die Perspektive der historischen und zeitgenössischen Reisebeschreibung und ethnologischen Betrachtungen in mehrfacher Bespiegelung des Gestern und Heute durch in der Gegenwart und in der Vergangenheit verfasste Schriften.

Betrachtet man Faktenlage und Lebenslauf, so entdeckt man, bei allen Unterschieden, auch einige interessante Parallelen zwischen Postl/Sealsfield (1793-1864) und Sir Richard Francis Burton (1821-1890). Beide waren sie mit ethnographischem Blick und von ihren Eindrücken inspirierter Schreibfeder in fernen Weltgegenden unterwegs zu einer Zeit, als entlegene Erdteile und fremde Kulturen nur äußerst beschwerlich und überaus zeitaufwändig zu erreichen waren; zu einer Zeit und in einer Welt, als ihre fernen Reiseziele noch nicht übers Fernsehen, Tageszeitungen und Internet sozusagen jedem frei Haus mitten ins heimische Wohnzimmer geliefert wurden. Beide waren sie Getriebene, den zu engen heimischen Verhältnissen im Europa des 19. Jahrhunderts Entwichene, die sich in ihrem Leben in der Ferne Fremdsprachen aneigneten und Masken zulegten. Beide verloren sie im Laufe ihres bewegten Lebens das, was man „Identität“ nennt, und der Nachwelt überliefert sind sie uns beide als Gestalten, die wir heute – postmodern – als „hybride“ Charaktere zu bezeichnen pflegen. In der Beschäftigung mit Burton kristallisiert sich ebenso wenig wie in der Auseinandersetzung mit Sealsfield Eindeutiges und Homogenes heraus, denn die hinterlassenen Schriften beider Autoren suggerieren Widersprüchliches und Heterogenes. Biographen vermuten in beiden Fällen Spionagetätigkeit, zeichnen sie als Kinder ihrer Zeit und zugleich als Geister, die unserem Blick auf die Welt in manchem doch wiederum überraschend nah sind.

Es gibt ein Sealsfield mit Burton und Trojanow verbindendes Lebensthema: das des Schreibens im Zustand der Migration. Schreiben aus der Sicht eines Migranten bringt verstärkt Beobachtungen des Eigenen und des Fremden hervor, Beobachtungen gemacht in einer Art Selbstvergewisserung für den Schreibenden selbst, aber auch als Mitteilung an und zur Reflexion durch die potentiellen Leser.

Sealsfields Narrationen vergleichbar, werden bei Trojanows literarischem Kreisen um die historische Gestalt Sir Richard Francis Burton Inhalte mehrfach und von verschiedenen Erzählsubjekten je anders konturiert dargestellt. Dies erzeugt an manchen Stellen eine ironische Brechung. Welche der Erzählstimmen die Wahrheit über die geschilderten Ereignisse und handelnden Personen sagt und ob es überhaupt eine Wahrheit gibt, die sich beim mehrmaligen Lesen der Texte und genauen Betrachtung der darin entworfenen Bilder der Fremde erschließt, erweist sich bei der Lektüre von Trojanows literarisch-ethnographischen Erkundungen auf den Spuren des „Weltensammlers“ Sir Richard Francis Burton als ebenso fraglich wie bei der Lektüre von Sealsfields Literarisierungen seiner eigenen Eindrücke von sozialen Verhältnissen außerhalb Europas. Erkennbar wird aufgrund der Vielstimmigkeit, welche sich aus der Vervielfachung der Erzählautoritäten ergibt, vielmehr, dass es eine Sache der Perspektive und kulturellen Prägung ist, was der jeweilige Erzähler für (moralisch) richtig und falsch, für (weltanschaulich) vertretbar und unver-

tretenbar, für seltsam und normal hält und dass sich im Kontakt mit dem Fremden Wertmaßstäbe und Wahrnehmungsmuster auch ändern können.

Seine letzte Publikation, *Süden und Norden* (1842/43), hat Sealsfield selbst als das „poetischste“ seiner Werke bezeichnet.<sup>3</sup> Es ist m. E. sein interessantester Text. In seinem Selbstverständnis als ethnographischer Autor versucht er darin, dem europäischen Lesepublikum Besonderheiten des von der Kolonialmacht Spanien katholisch geprägten Mexiko zu erläutern und die Effekte von Katholizismus und Autokratie auf Gesellschaft und Kultur der einheimischen Indios anschaulich zu machen. Anschaulich aber wird in dieser Narration auch eine gegenüber seinen früheren Romanen verstärkt skeptische Sicht auf das inzwischen von dem Republikaner Quincey Adams regierte Amerika. Das Geschehensfeld des Romans ist in den historisch belegten bürgerkriegsähnlichen Wirren Mexikos nach dessen Unabhängigkeit von Spanien (1821) angesiedelt; die fiktionale Erzählung aber mündet in das Verschwinden eines amerikanischen Kriegsschiffes, dessen Untergang, was die Faktenlage angeht, historisch 1829 verbürgt ist.

In der Forschung zirkuliert – allerdings ohne Beweise – die Annahme, dass Sealsfield Mexiko 1828/29 besucht hat.<sup>4</sup> 1832 ist Sealsfield – dies ist verbürgt – in die Schweiz übersiedelt, wo er in den folgenden Jahren konsequent seine Profilierung zum „transatlantischen Autor [...] zwischen den Welten“ betrieb.<sup>5</sup> Angesichts der komplizierten, multiplen Identität des Karl Postl/Charles Sealsfield ist es m. E. nicht verkehrt, ihn als „Austrian Jacksonian“ zu bezeichnen, d. h. als einen Autor, der in seinen deutschsprachigen Romanen eine demokratisch geprägte inneramerikanische Ansicht der beschriebenen Welt entwarf.<sup>6</sup>

---

<sup>3</sup> Brief vom 7. September 1850; vgl. Günter Schnitzler: *Einleitung*. In: *Charles Sealsfield: Süden und Norden. Zwei Nächte in Tzapotecan. (Jahrbuch der Charles-Sealsfield-Gesellschaft, 17)* München: Langen Müller, 2005, S. 5-30, hier S. 11.

<sup>4</sup> Ebd., S. 6.

<sup>5</sup> Vgl. Primus-Heinz Kucher: *Austria as it is – Österreich wie es ist: „... vielleicht das zornvollste Buch gegen die Zustände in Österreich.“* [Nachwort] In: *Charles Sealsfield – Karl Postl. Österreich wie es ist oder: Skizzen von Fürstenhöfen des Kontinents. Von einem Augenzeugen. London 1828. Leseausgabe.* Hrsg., bearb., übers. und mit einem Nachwort von Primus-Heinz Kucher. Wien [u. a.]: Böhlau, 1997, S. 152-162, hier S. 157.

<sup>6</sup> Vgl. ausführlich hierzu Jeffrey L. Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America.* (*University of North Carolina Studies in the Germanic Languages and Literatures*, 121) Chapel Hill and London: The University of North Carolina Press, 1998, S. 23-36.



Das Vorwort des Mexiko-Romans ist mit dem Jahr 1842 datiert.<sup>7</sup> Das Mexiko-Bild, das Sealsfields Roman *Süden und Norden* zeichnet, ist daher beeinflusst durch die verstrichene Zeit zwischen den vor über einem Jahrzehnt gesammelten Eindrücken in Amerikas Südstaaten und deren stark zeitverzögerter literarischer Bearbeitung auf der Grundlage zeitgenössischer historischer Quellen<sup>8</sup> sowie von zwischenzeitlichen politischen Veränderungen diesseits und jenseits des Atlantiks. Das Ergebnis der Narration in Sealsfields Mexiko-Roman vermittelt denn auch alles andere als ein konsistentes, harmonisch-rundes Gesamtbild, sondern eine von mehreren Erzählinstanzen widersprüchlich gezeichnete und von abgründigen Figuren verschiedener Kulturen bevölkerte Welt, die allesamt von den Bedingungen der Zerrissenheit bestimmt werden.

Sealsfield thematisiert im Vorwort des Romans sowohl dessen Fragmentarizität als auch dessen Perspektivismus:

Was die Darstellung selbst betrifft, so ist diese skizziert, fragmentarisch, wie es eine Darstellung erster Eindrücke bedingt. Nicht tief gehend, berührt sie – nicht ohne triftige Gründe – nur oberflächlich, gleichsam im Durchfluge gesellschaftliches Leben und sittliche Zustände, die, sollen sie gründlich geschildert werden, eine längere Beobachtung erfordern. Und der Charakter des einfachsten Völkchens ist für uns häufig um so schwerer zu enthätseln, als wir dessen Zustände in der Regel durch das optisch täuschende Glas unserer mitgebrachten Vorurtheile zu beschauen, diesen das Geschaute an- und unterzuordnen pflegen. (SN I, XI f.)

Man höre, gleichsam zum Kontrast, einen anderen, im Vergleich mit Sealsfield knapp zwei Generationen älteren Weltreisenden – Georg Forster –, der über den Einfluss von Subjektivität und kultureller Herkunft auf die Darstellung von fremdartigen Sachverhalten im Vorwort zu seiner Reisebeschreibung *Reise um die Welt* (engl. 1777, dt. 1778-80) mit dem für die Aufklärung typischen Optimismus schreibt:

Außerdem haben selten zween Reisende einerley Gegenstand auf gleiche Weise gesehen, sondern jeder gab, nach Maßgabe seiner Empfindung und Denkungsart, eine besondere Nachricht davon. Man mußte also erst mit dem Be-

---

<sup>7</sup> Charles Sealsfield: *Süden und Norden*. Bd. 1. (*Sämtliche Werke*, hrsg. von Karl J. R. Arndt, Bd. 18). Hildesheim/New York: Olms, 1978, S. XII. Alle weiteren Zitate aus dem Roman erfolgen im Textverlauf unter der Sigle SN plus Band- und Seitenangabe. SN I steht für den hier verzeichneten ersten Band von *Süden und Norden*, SN II für dessen zweiten Band. (*Sämtliche Werke*, hrsg. von Karl J. R. Arndt, Bd. 19). Hildesheim/New York: Olms, 1978.

<sup>8</sup> Hierzu Charles Sealsfield an David Bailie Warden vom 3. Juli 1834. In: *Sealsfield-Briefe. Supplemente der Sämtlichen Werke*. Hrsg. von Alexander Ritter. Bd. 29. Hildesheim: Olms, 2010, S. 56\*f..

obachter bekannt seyn, ehe man von seinen Bemerkungen Gebrauch machen konnte. Ein Reisender, der nach meinem Begriff alle Erwartungen erfüllen wollte, müßte Rechtschaffenheit genug haben, einzelne Gegenstände richtig und in ihrem wahren Lichte zu beobachten, aber auch Scharfsinn genug, dieselben zu verbinden, allgemeine Forderungen daraus zu ziehen, um dadurch sich und seinen Lesern den Weg zu neuen Entdeckungen und künftigen Untersuchungen zu bahnen.

Mit solchen Begriffen gieng ich zur letzten Reise um die Welt zu Schiffe, und sammlete, so viel es Zeit, Umstände und Kräfte gestatten wollten, den Stoff zu gegenwärtigem Werke. Ich habe mich immer bemühet, die Ideen zu verbinden, welche durch verschiedne Vorfälle veranlaßt wurden. [...] Zuweilen folgte ich dem Herzen und ließ meine Empfindungen reden; denn da ich von menschlichen Schwachheiten nicht frey bin, so mußten meine Leser doch wissen, wie das Glas gefärbt ist, durch welches ich gesehen habe. Alle Völker der Erde haben gleiche Ansprüche auf meinen guten Willen. So zu denken war ich immer gewohnt. Zugleich war ich mir bewusst, daß ich verschiedene Rechte mit jedem einzelnen Menschen gemein habe; und also sind meine Bemerkungen mit beständiger Rücksicht aufs allgemeine Beste gemacht worden, und mein Lob und mein Tadel sind unabhängig von National-Vorurtheilen, wie sie auch Namen haben mögen.<sup>9</sup>

Von der Zuversicht, dass es dem vernünftigen und um Erkenntnis bemühten Menschen möglich sei, Ganzheitlichkeit und Wahrheit zu entdecken, wie er sich in Forsters Vorwort zu seinem Reisebericht ausdrückt, ist Sealsfields Hinweis auf das Fragmentarische und Skizzenhafte seiner Darstellung weit entfernt. Und auch der Ich-Verlust und die heillose Zerrissenheit, die bei allen Hauptfiguren in Sealsfields Roman *Süden und Norden* im Laufe der Narration sichtbar werden – auf den Punkt gebracht in Sätzen wie folgenden von Cockley: „Weiß nicht mehr, wo ich bin, wer ich bin, was ich bin. Bin bereits halb wahnsinnig, fürchte ich.“ (*SN* II, 74) – führt eine mögliche Erfahrung Reisender deutlich vor: dass sie in der Fremde ihrer Identität verlustig gehen können.

Eine solche Erfahrung kann man – und das wird im Reden über Migration auch gegenwärtig häufig getan – negativ, als Abhandenkommen ohne Zugewinn deuten. Sealsfields Bilder der mexikanischen Fremde zeichnen den Umstand, dass die Auseinandersetzung mit der Fremde vor allem nach innen, ins Eigene dringt, als verstörende Irritation. Dies weist auf Sichtweisen des 20. Jahrhunderts voraus, die auch unserer Gegenwart nicht unbekannt sind. Zugleich ist uns Heutigen aber die

---

<sup>9</sup> Georg Forster: *Reise um die Welt*. 1. Teil. In: *Georg Forsters Werke*, bearb. von Gerhard Steiner, Bd. 2. Berlin: Akademie Verlag, 1965, S. 13f.

Brüchigkeit von Identität im Kulturkontakt nicht zwingend ein Negativposten, sondern kann auch als Bereicherung verstanden werden.

In der Fremde in die Lehre gehen zu können, bedingt eine Optik auf fremde Gesellschaften und Kulturen, wie sie in Forsters Bezugnahme auf die Deklaration allgemeiner Menschenrechte anklingt. Unter einer solchen aufklärerischen Perspektive wird neben der Figur des Fremden als zu Belehrendem auch die Figur des Fremden als Lehrmeister sichtbar. Dies ist eine Sichtweise auf das Fremde, wie sie auch Trojanows postkolonialer Perspektive eignet, mit der er den historisch verbürgten Protagonisten seines Romans *Der Weltensammler* begibt. Dass auch der Wahlamerikaner habsburgischer Herkunft dem Kontakt mit dem Fremden nicht nur Irritation, sondern auch Inspiration abgewinnen konnte, lassen Sealsfields mit durchaus pädagogischer Intention für die Augen seiner zeitgenössischen deutschen Leser wiederholt entworfenen transatlantischen Reisebilder ebenfalls erkennen. Weltanschauung als das Subjekt mit sich selbst entfremdende Erfahrung aber kommt nur bei Sealsfield und Trojanow in den Blick.



## Authentizität, Identität, Exotik

### Charles Sealsfield und der jugendliterarische Abenteuerroman

Wer sich in die Sealsfieldforschung einzulesen versucht, ist zunächst einmal verblüfft über ihren Umfang und ihre lange Geschichte. Lexikonartikel über Sealsfield erschienen schon zu Lebzeiten, also bevor seine biographische Identität geklärt war, im *Brockhaus* (1854), in *Herders Conversations-Lexikon* (1857) und in *Pierer's Universal-Lexikon* (1862). Seit dem Erscheinen der Monographie von Albert Bernhardt Faust im Jahr 1897 ist Sealsfields Leben und Werk Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, die sich zunächst auf den deutschsprachigen Raum konzentriert. Letzteres gilt nicht uneingeschränkt, denn es sind bereits in den Jahren 1909 und 1910 erste amerikanische und französische Forschungsbeiträge nachgewiesen<sup>1</sup>, die allerdings von Germanisten verfasst worden sind. Obgleich bereits Albert Bernhardt Faust Sealsfield als einen „Dichter beider Hemisphären“ bezeichnet hat, erfuhr der englischsprachige Teil seines Werkes zunächst nur wenig wissenschaftliche Aufmerksamkeit. Eine deutliche Tendenz nicht nur zur Internationalisierung sondern auch zum Austausch amerikanistischer und germanistischer Perspektiven setzte in den späten 1980er Jahren ein. Mit ihren Vorschlägen zur Situierung des Sealsfieldschen Werkes im Kontext der amerikanischen Literatur- und Kulturgeschichte reagierten Jerry Schuchalter und Walter Grünzweig<sup>2</sup> auf eine vorausgehend konzipierte Zuordnung zum deutschsprachigen Biedermeier<sup>3</sup>. Beide Kontextualisierungsvorschläge –

---

<sup>1</sup> Paul Bordier: *Sealsfield, ses idées, ses sources d'après le 'Kajütenbuch'*. In: *Revue Germanique* 5 (1909), S. 273-300, 369-421; Otto Heller: *Some sources of Sealsfield*, in: *Modern Philology* 7 (1910), S. 587-592. Zur frühen Sealsfield-Forschung vgl.: Otto Heller/Theodore H. Leon: *Charles Sealsfield. Bibliography of His Writing Together with a Classified and Annotated Catalogue of Literature Relating to His Work and His Life*. Saint Louis: Washington University, 1939.

<sup>2</sup> Jerry Schuchalter: *Frontier and Utopia in the Fiction of Charles Sealsfield*. Bern: Lang, 1986; Walter Grünzweig: *Das demokratische Kanaa: Charles Sealsfield's Amerika im Kontext amerikanischer Literatur und Ideologie*. München: Fink, 1987.

<sup>3</sup> Vgl.: Hubert Fritz: *Die Erzählweise in den Romanen Charles Sealsfields und Jeremias Gottbells. Zur Rhetoriktradition im Biedermeier*. Frankfurt [u. a.]: Lang, 1976; Franz Schüppen: *Charles Sealsfield:*

derjenige der Amerikanistik und derjenige der Biedermeierforschung – bezeugen auch noch in anderer Hinsicht einen Paradigmenwechsel im wissenschaftlichen Diskurs über Charles Sealsfield.

Nachdem die frühe Sealsfieldforschung vorrangig damit beschäftigt war, die Schleier zu lüften, mit denen der „große Unbekannte“<sup>4</sup>, sich umgeben hatte, verlagerte sich das Interesse nun von der Person des Autors auf die Funktion seiner Texte in ihren literarisch-kulturellen Kontexten. Mit dem Beginn der komparatistischen Ära der Sealsfieldforschung scheint auch die Phase der positivistischen Rekonstruktion der Lebensgeschichte vorläufig beendet. Und damit nicht genug: Obgleich theoretisch nicht ausdrücklich intendiert läuft die Pluralität der Kontextualisierungsvorschläge faktisch auf eine Dekonstruktion der Einheit von Autor und Werk hinaus.

Daran anknüpfend wird in diesem Beitrag eine weitere eingeständenermaßen partikuläre Lesart verfolgt: Es geht um Charles Sealsfield, den Abenteuerliteraten. Sealsfield im Kontext der abenteuerlichen Amerika-Romane des 19. Jahrhunderts zu lesen, liegt nahe – sofern es eines Beweises für die Plausibilität dieser Lesart bedarf, hat ihn Jeffrey Sammons mit seinem fulminanten Vergleich der einschlägigen Werke von Sealsfield, Gerstäcker und May erbracht<sup>5</sup>. Ungeachtet der unterschiedlichen Entstehungszeit, des unterschiedlichen kulturellen Status und der textuellen Unterschiede ist den Amerika-Romanen von Friedrich Gerstäcker und Karl May gemeinsam, dass sie sich auch im 20. Jahrhundert einer ungebrochenen Popularität erfreuten und bis heute in zahlreichen Buchausgaben und Verfilmungen präsent sind. Sealsfields Werke dagegen fanden zwar beim zeitgenössischen deutschsprachigen Lesepublikum eine durchaus interessierte Aufnahme, gerieten jedoch bereits nach wenigen Jahrzehnten in Vergessenheit.

Sammons Erklärung dieser unterschiedlichen Rezeptionsverläufe setzt an den imagologischen Aspekten in Sealsfields Werk an. Im Unterschied zu Gerstäcker und

---

*Karl Postl; ein österreichischer Erzähler der Biedermeierzeit im Spannungsfeld von Alter und Neuer Welt.* Frankfurt [u. a.]: Lang, 1981.

<sup>4</sup> Vgl.: Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Wien, München: Manutius Presse 1952. Neu hrsg. von Günter Schnitzler (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke. Supplementreihe. Materialien und Dokumente*. Hrsg. von Alexander Ritter. Bd. 1) Hildesheim, Zürich, New York: Olms Presse, 1993.

<sup>5</sup> Jeffrey L. Sammons: *Ideology, mimesis, fantasy. Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and other German novelists of America.* ( *University of North Carolina studies in the Germanic languages and literatures*; 121) Chapel Hill/London: Univ. of North Carolina Press, 1998.

erst recht zu Karl May habe Sealsfield in übertriebener Loyalität zu seinem Einwanderungsland die Disposition seiner Leser in Europa aus den Augen verloren:

Many, if not almost all of the German (as opposed to German American) writers about America have been regarded as never having quite left home and have often been criticized for a parochial inability to penetrate the variety and nuances of American life; this is true even, perhaps especially of the exiles of the 1930s. Sealsfield's case is the opposite, he became so deeply involved in an important but circumscribed area of American Society and politics that, while he was able to represent it with unusual ideological fidelity, he could not find, and perhaps did not even seek, efficacious political and ideological resonance in his readership.<sup>6</sup>

Auf Sammons Argumentation aufbauend lässt sich Sealsfields Publizitätsbruch zunächst schlüssig erklären: Zumindest von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an waren Sealsfields zivilisationsunkritische Amerikaimpressionen im deutschsprachigen Raum wenig gefragt, das Publikum bevorzugte romantisch verklärte Indianerdarstellungen, die den eigenen Wünschen und Befindlichkeiten eine Projektionsfläche boten. Bereits Coopers Lederstumpf-Romane kamen solchen Leserinteressen weiter entgegen als die einschlägigen Texte Sealsfields obgleich der Verfasser ein Amerikaner war, der in englischer Sprache schrieb<sup>7</sup>. Während Cooper auf diese Weise zu einem der Gründerväter des deutschsprachigen Indianerromans wurde, verlor Sealsfield aufgrund seines mit Beginn der Restaurationsepoche zunehmend unpopulär werdenden Bestrebens, ihnen das Selbstbild des weißen Amerika möglichst authentisch zu vermitteln, die Gunst seiner deutschsprachigen Leser.

Diese Darstellung sieht allerdings von einem wesentlichen Punkt ab: Auch Cooper und Gerstäcker verloren im Verlauf des 19. Jahrhunderts ihr ursprüngliches Lesepublikum, ihre Werke überdauerten vorzugsweise in Form gekürzter Jugendbuchausgaben. Während der Abenteuer- und Reiseroman allmählich seine anerkannte Position in der allgemeinen Literatur verlor, bildete sich – nicht zuletzt unter dem Einfluss der genannten Autoren – innerhalb der Jugendliteratur eine eigene Gattungsvariante heraus, die das Erscheinungsbild dieser Literatur bis in die 1960er Jahre in hohem Maße prägte. Sealsfield im Lektüreangebot für junge Leser weitaus weniger nachhaltig verankert als etwa Cooper und Gerstäcker, sein Werk ist also

---

<sup>6</sup> Ebd., S. 36.

<sup>7</sup> Vgl.: Till Hiddemann: „Winnetou“ und „Der letzte der Mohikaner“. *Das Indianerbild bei James Fenimore Cooper und Karl May*. Sonderhefte der Karl-May-Gesellschaft 108 (1996) und: Hartmut Lutz: „Indianer“ und „Native Americans“. *Zur sozial- und literarhistorischen Vermittlung eines Stereotyps*. Hildesheim: Olms, 1985 [Habil. Osnabrück, 1983].

auch darum dem Vergessen anheim gefallen, weil es sich nur in geringem Umfang als Jugendliteratur-kompatibel erwies.

Von der Prämisse ausgehend, dass die im Anschluss an Sammons gegebene imagologisch-ideologiekritische Erklärung von Sealsfields Publizitätseinbruch in der Mitte des 19. Jahrhunderts zwar schlüssig aber bei weitem nicht hinreichend ist kreisen die nachfolgend angestellten Überlegungen um die Veränderungen der literarischen Öffentlichkeit, die zum Verschwinden der Abenteuerliteratur aus der allgemeinen Literatur führten und um die Frage nach den Gründen für die vergleichsweise verhaltene jugendliterarische Rezeption.

### Absinkendes Kulturgut

Die Metapher vom „abgesunkenen Kulturgut“ geht auf den durch seine NS-Sympathien eigentlich diskreditierten Germanisten und Volkskundler Hans Naumann zurück. Der Begriff diente Naumann zur Begründung seiner Theorie der (deutschen) Volkskunde<sup>8</sup>, die sich eben mit den aus der Hochkultur abgesunkenen, kollektivierten Gütern beschäftige, während die Germanistik für die erstere zuständig sei. Darüber hinaus war er Teil einer archaisierenden Ideologie, die letzten Endes auf die Hypostasierung einer im „Volkstum“ begründeten Einheit von hoher und niederer, kollektiver und individueller Kultur hinausläuft.

Auch in der (älteren) Kinder- und Jugendliteraturforschung taucht der Begriff gelegentlich auf, wobei sich diejenigen, die ihn gebrauchen, üblicherweise von einer dem Begriff zugeschriebenen pejorativen Note abgrenzen<sup>9</sup>.

Davon unbeeindruckt entwickelte Hans-Heino Ewers im Rekurs auf Aleida Assmann und die strukturalistischen Folkloretheorien Jakobsons und Bogatyrevs sein Beschreibungsmodell der „schriftlichen Folklore“ als einem große Bereiche der Kinder- und Jugendliteratur bestimmenden Traditionsverwendungstypus<sup>10</sup>.

---

<sup>8</sup> Hans Naumann: *Grundzüge der deutschen Volkskunde*. Leipzig: Quelle & Meyer, 1922.

<sup>9</sup> Vgl.: Alfred C. Baumgärtner/Christoph Launer: *Abenteuerliteratur*. In: *Taschenbuch der Kinder- und Jugendliteratur*. Hrsg. von Günter Lange. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren, 2000, S. 427.

<sup>10</sup> Vgl.: Hans-Heino Ewers: *Literatur für Kinder und Jugendliche. Eine Einführung in grundlegende Aspekte des Handlungs- und Symbolsystems Kinder- und Jugendliteratur*. München: Fink, 2000, S. 135ff.



Für die jugendliterarische Rezeption der klassischen Abenteuerromane des 18. und 19. Jahrhunderts bieten sich derartige Beschreibungsmodelle an. Denn schließlich erfahren die Texte infolge ihres Übergangs von der Allgemeinen Literatur in die Jugendliteratur Veränderungen, die dem Zersingen der Volkslieder vergleichbar sind. Die Jugendbuchbearbeitungen dokumentieren die immanenten Regeln eines literarischen Teilsystems, in dem die Kategorien Autor und Werk nurmehr von untergeordneter Bedeutung sind.

Der – problematische und ideologisch befrachtete – Begriff des abgesunkenen Kulturgutes verweist aber nicht nur auf die unterschiedlichen Überlieferungsformen zweier literarisch-kultureller Teilbereiche, sondern auch auf den Wechsel bestimmter kultureller Artefakte aus dem einen Bereich in den anderen. Interessant an der jugendliterarischen Rezeption der Abenteuerliteratur im 19. Jahrhundert ist nämlich zweierlei: Die Herausbildung einer jugendliterarischen Gattungsvariante des Abenteuerromans und die Veränderungen in der „Erwachsenen-“Literatur, die zum weitgehenden Verschwinden des Abenteuerromans führten. Schließlich markiert die Rede vom „Absinken“ des Abenteuerromans in die Jugendliteratur einen Statusverlust, der nach dem Eindruck der Verfasserin ein ganz wesentlicher Aspekt des Vorgangs ist. Schon allein darum wäre es nicht sinnvoll, auf den Begriff umstandslos zu verzichten.

### Traditionelles und modernes Erzählen

Das große Interesse der literarischen Öffentlichkeiten Europas im frühen 19. Jahrhundert an Coopers Lederstrumpfromanen ist bekannt. Die viel zitierten Äußerungen von Goethe, Balzac und dem todkranken Schubert, die beweisen, dass Cooper nicht nur populär, sondern auch unter Künstlern und Literaten hoch geschätzt war sind wohl weithin bekannt. Auch Sealsfield erfreute sich ja bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums.

Selbstverständlich spielen die Faszination durch den Stoff und die auf Amerika projizierten politischen Hoffnungen hierbei eine nicht zu unterschätzende Rolle und ebenso selbstverständlich stehen der Publizitätseinbruch Sealsfields und das Nachlassen des allgemeinen Interesses an der Welt der Squatter, Trapper und republikanischen Pioniere im Zusammenhang mit den politischen Entwicklungen nach 1848.

Diese Erklärung ist allerdings ist allerdings nicht hinreichend. So weist Alexander Ritter auf die Inkompatibilität des von Sealsfield verkörperten Autorschafts-

modells mit der literarischen Kultur im Europa der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hin:

Sealsfields Art der Publizitätssuche und sein Publizitätsverlust als Schriftsteller während der vor- und nachrevolutionären Zeit von 1848 ist lehrbuchartige Tatsache dafür, wie ein spätaufklärerisch bestimmtes Literatenselbstverständnis und sich die verändernde literarische Öffentlichkeit einander ausschließen.<sup>11</sup>

In diesem Zusammenhang bietet sich ein Rekurs auf den in der Sealsfield-Forschung zwar bekannten, aber bisher noch kaum diskutierten Essay von Walter Benjamin *Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows* an:

Es ist, als wenn ein Vermögen, das uns unveräußerlich schien, das Gesicherte unter dem Sicherem, von uns genommen würde. Nämlich das Vermögen, Erfahrungen auszutauschen.

Eine Ursache, dieser Erscheinung liegt auf der Hand: die Erfahrung ist im Kurse gefallen.<sup>12</sup>

Für Walter Benjamin repräsentiert Sealsfield wie auch Gerstäcker, den er in dem Essay gleichfalls erwähnt, nicht den Typus des modernen vom „Kursverlust“ der Erfahrung und von existenzieller Einsamkeit und Ratlosigkeit geprägten Romaniers, sondern denjenigen des archaischen Erzählers. Dessen Tun vergleicht Benjamin am Schluss des Essays mit dem eines Handwerkers, der „den Rohstoff der Erfahrungen – fremder und eigener – auf eine solide, nützliche und einmalige Art“<sup>13</sup> verarbeitet.

Das folgende Zitat aus einer Rezension des Romans *Der Legitime und die Republikaner* von 1834 ist insofern typisch für die zeitgenössische Wahrnehmung Sealsfields im deutschsprachigen Raum, als es die auf soliden Kenntnissen der amerikanischen Verhältnisse gründende Authentizität des Textes ins Licht rückt:

Mag es nun wahr sein, oder die Herren Verleger es bloß affectiren, daß dieser Roman aus einer amerikanischen Feder englisch geflossen und von einer deutsche Hand aus der Handschrift übersetzt worden sei; so viel ist gewiß, er muß von jemand geschrieben sein, der Nordamerika, der die Sprache und die Idio-

---

<sup>11</sup> Alexander Ritter: *Charles Sealsfield als Autor der Verleger Cotta (Stuttgart) und Murray (London). Zu Publizitätsanspruch wie Wirkungsrealität in der Vormärzzeit und dem Publizitätsverlust nach 1848*. In: Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke* Bd. 31, *Supplementreihe* Bd. 7. Hildesheim: Olms, 2002, S. 141.

<sup>12</sup> Walter Benjamin: *Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows*. In: Ders.: *Gesammelte Schriften* Bd. II, 2, Frankfurt: Suhrkamp, 1977 [EA 1936], S. 439.

<sup>13</sup> Ebd., S. 464.

tismen derselben, der den sittlichen und politischen Gehalt der neuen Welt recht gründlich kennt.<sup>14</sup>

Der Schleier über des Verfassers Identität beeinträchtigte seine Glaubwürdigkeit nicht im Mindesten. Der Name Sealsfield verbürgte erfahrungsgesättigte und Sinn vermittelnde Erzählliteratur, deren aus heutiger Sicht doch recht auffällige formale Merkmale (z. B. die Perspektivierung, die Technik der Rahmenerzählungen und das Spiel mit Sprachvarietäten) den zeitgenössischen Rezensenten in aller Regel kaum der Rede wert schien<sup>15</sup>.

Dieses von Sealsfield verkörperte Modell eines seine Fiktionalität gleichsam herunterspielenden, mit dem Anspruch der Wissensvermittlung behafteten Erzählens wird zunehmend zum Anachronismus. Walter Benjamin verweist auf die Konkurrenz durch das (im 19. Jahrhundert prosperierende) Pressewesen und illustriert seine Darstellungen vom Triumph der journalistischen „Information“ über die literarische Erzählung mit einem Zitat des Begründers des *Figaro* Villemessant. Der *Figaro* wurde im Jahr 1854 gegründet. Etwa um diese Zeit setzt das „Absinken“ des Abenteuerromans in die Jugendliteratur ein und sank – um im Bilde zu bleiben – auch der Stern von Charles Sealsfield.

Die folgenden Ausführungen von Hans-Heino Ewers beziehen sich nicht auf das „Absinken“ der Abenteuerliteratur sondern allgemeiner auf dasjenige des Erzählens im Sinne Walter Benjamins, sie lassen sich jedoch auf den hier in Rede stehenden Vorgang übertragen. Ewers bezeichnet die Kinder- und Jugendliteratur als eine

Sonderkultur, in der auf vielfältige Weise Vergangenes aufbewahrt ist und in deren Rahmen auch dem Erzählen, dieser Jahrhunderte alten Kunst der Menschheit, ein uneingeschränktes Fortleben gewährt wird. [...] das Erzählen, das zu einem früheren Zeitpunkt von allgemeiner Geltung war, erscheint jetzt nur noch in einem eingeschränkten Bereich als zeitgemäß, wird nur noch in einer bestimmten Funktion toleriert. [...] Die Redeform wird aus dem Zentrum an den Rand des kulturellen Systems verlegt.<sup>16</sup>

---

<sup>14</sup> In: *Blätter für literarische Unterhaltung* [Leipzig] Nr. 66, 7. März 1834, S.270.

<sup>15</sup> Vgl. Primus-Heinz Kucher: *Die Rezeption des Werkes von Charles Sealsfield/Karl Postl in Europa. Forschungsstand, Thesen und neue Materialien*. In: *Charles Sealsfield: Sämtliche Werke* Bd. 31, *Supplementreihe* Bd. 7. Hildesheim: Olms, 2002, S. 13ff.

<sup>16</sup> Hans-Heino Ewers: *Erzählkunst und Kinderliteratur. Walter Benjamins Theorie des Erzählens*. In: *Walter Benjamin und die Kinderliteratur. Aspekte der Kinderliteratur in den zwanziger Jahren*. Hrsg. von Klaus Doderer. Weinheim/München: Juventa, 1988, S. 203.

Die Verdrängung des referentiellen Erzählens aus der allgemeinen Literatur in die Kinder- und Jugendliteratur wird hier als Prozess einer funktionalen Ausdifferenzierung im literarischen System geschildert. Es liegt nahe, auch andere Erscheinungsformen des literarisch-kulturellen Wandels im 19. Jahrhundert mit den Begriffen der Systemtheorie darzustellen. Für das Schicksal des Abenteuerromans erscheint etwa die Abwertung der populären Unterhaltungsliteratur und ihre Ausgliederung aus dem feuilletonrelevanten Teil der literarischen Öffentlichkeit wie auch die Etablierung eines von der Weimarer Klassik geprägten Kanons deutscher Nationalliteratur kaum weniger bedeutsam als die Marginalisierung des Erzählens.

So erscheint das 19. Jahrhundert als eine Periode der Umstrukturierung literarischer Öffentlichkeiten infolge der Abspaltung unterschiedlicher Teilfunktionen. Zugleich erfährt das Subsystem Kinder- und Jugendliteratur in diesem Zeitraum eine quantitative Ausbreitung und qualitative Ausdifferenzierung, die es als Reservoir der abgespaltenen Teilfunktionen populäre Unterhaltung und Wissensvermittlung gleichermaßen geeignet erscheinen lässt.

### Jugendliteratur als Auffangbecken

Im 20. Jahrhundert sind die klassischen Abenteuerromane des 18. und 19. Jahrhunderts vorzugsweise in (unvollständigen) Jugendbuchausgaben verfügbar. Auf diese Weise „überlebt“ ein Teil der Abenteuerliteratur die Modernisierungsprozesse im 19. Jahrhundert.

Schon vor der Herausbildung eines kinder- und jugendliterarischen Handlungssystems waren zeitgenössische Abenteuerromane, Reiseerzählungen und –berichte eine beliebte Jugendlektüre. Davon zeugt unter anderem die in der Kinder- und Jugendliteraturforschung vielfach zitierte Aufzählung der Lesestoffe aus der Kindheit Goethes in *Dichtung und Wahrheit* (EA 1811). Goethe erwähnt dort unter anderem zwei zeitgenössische Abenteuerromane: *Robinson Crusoe* (1719, dt. 1720) von Daniel Defoe und *Die Insel Felsenburg* (4 Bde., EA 1731–1743) von Johann Gottfried Schnabel sowie den Reisebericht des britischen Admirals und Weltumseglers Baron George Anson (*Reise um die Erde*, dt. 1763). Es ist also kein Zufall, dass das wohl bedeutendste Werk der spezifischen Jugendliteratur des 18. Jahrhunderts – *Robinson der Jüngere* (EA 17879/80) von Joachim Heinrich Campe – eine Adaption eines dieser bei den Adressaten so beliebten Abenteuerromane ist.

Allerdings war die Popularität der Vorlage nur einer der Gründe, die Campe zu seiner jugendliterarischen Bearbeitung des Roman von Defoe bewogen haben. Mindestens ebenso wichtig war der dem auf die Inselepisode reduzierten Robinson-

stoff bereits von Rousseau zugeschriebene Bildungswert. Campe wie Rousseau galt die Insel als pädagogische Provinz, die zur exemplarischen Inszenierung der sittlich-moralischen Reifung des Protagonisten prädestiniert schien. Neben der moralischen Unterweisung bezweckte Campe mit seiner Bearbeitung jedoch auch die sachliche Belehrung seiner Leser, indem er seinen Robinson mit zahlreichen technischen, geographischen und naturkundlichen Problemstellungen konfrontierte, die in den Lehrgesprächen auf der Ebene der Rahmenhandlung des Romans ausgiebig erörtert wurden.

Dem Züricher Psychoanalytiker und Ethnologen Mario Erdheim zufolge ist die Adoleszenz eine soziale Institution, die in modernen Gesellschaften den kulturellen Wandel vorantreibt und einer ihrer bedeutsamsten Erfahrungsinhalte ist die Begegnung mit dem Fremden<sup>17</sup>. In den Konzepten des Heranwachsens, wie sie in modernen Gesellschaften Gültigkeit besitzen, spielt also die Begegnung mit dem kulturell Fremden eine zentrale Rolle.

Die Herausbildung eines kinder- und jugendliterarischen Symbol- und Handlungssystems fällt in Deutschland in die Zeit der Aufklärung und steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Entstehung und Etablierung solcher modernen Konzepte des Heranwachsens. Daher gehört die Darstellung fremder Kulturen schon vom 18. Jahrhundert an zu den favorisierten Themen der deutschsprachigen Jugendliteratur (i. e. S., also nicht der Kinderliteratur). Der mit Abstand bedeutendste Gattungskontext für diese Thematik ist derjenige der Abenteuerliteratur.

Der Prozess der Eingemeindung dieser Gattung in die Jugendliteratur setzt mit Joachim Heinrich Campes Robinson-Bearbeitung ein. Im 19. Jahrhundert erreicht er im Zusammenhang mit dem Statusverlust der klassischen Abenteuerliteratur innerhalb der allgemeinen Literatur eine wachsende Dynamik. Die Abenteuerromane der Jugendbuchautoren sind stets mit gattungsreformerischen und pädagogischen Ansprüchen verbunden und mit der Behauptung, es würde hier ein realitätsgerechtes, nicht von exotischen Phantasien beherrschtes Bild der fernen Länder geboten. Mit diesem charakteristischen Changieren zwischen Unterhaltungsangebot und Bildungsanspruch gehört die Abenteuerliteratur mit ihren Subgenres Reise – und Expeditionsroman bis zum Formen- und Funktionswandel der 1970er Jahre zum Kernbereich der intentionalen Jugendliteratur.

---

<sup>17</sup> Vgl.: Mario Erdheim: *Adoleszentenkrise und institutionelle Systeme. Kulturtheoretische Überlegungen.* In: *Jugend und Kulturwandel. (Ethnopsychanalyse, 5)* Hrsg. von Roland Apsel. Frankfurt: Brandes & Apsel, 1998, S. 9-31.

Im 19. Jahrhundert allerdings bewegt sich das Pendel zunächst etwas weg vom Bildungsanspruch der Aufklärung in Richtung „Unterhaltungsangebot“ um dann, im Zusammenhang mit der Aburteilung Karl Mays im frühen 20. Jahrhundert wieder in die Gegenrichtung auszuschlagen. Ersteres gilt vorzugsweise für die sogenannten „exotischen“, in überseeischen Handlungsräumen angesiedelten Abenteuerromane, von denen hier ausschließlich die Rede ist – ein quantitativ wohl überwiegender Teil der jugendliterarischen Abenteuerliteratur kreiste um Themen der nationalen Geschichte und war in ideologischer Hinsicht ausgesprochen tendenziös.

### Das Beispiel Indianerroman

Als „exotische Abenteuerromane“ gelten unter anderem Seefahrts- und Piratenromane, Kolonialromane und abenteuerlich aufbereitete Expeditionserzählungen. Das Beispiel Indianerroman ist mit Blick auf die Übernahmen aus der allgemeinen Literatur besonders interessant. Auch Charles Sealsfield reüssierte in der Jugendliteratur vorzugsweise als Verfasser des Indianerromans *Tokeah oder die weiße Rose*<sup>18</sup>.

Der Indianerroman gehört zum Kernbestand der klassischen europäischen Abenteuerliteratur des 19. Jahrhunderts. Die das Genre bestimmenden Motive, Handlungsmuster, Figurenkonstellationen und Images waren im Wesentlichen bereits in Coopers Lederstrumpf-Erzählungen vorgeprägt, die von 1826 an in deutscher Übersetzung erschienen sind. Indianerromane in der Nachfolge von Cooper sind breit angelegte Erzählwerke, oft ganze Romanzyklen, deren weitverzweigte Handlung sich in einem weithin feststehenden Erzählkosmos entfaltet. Schauplätze sind von der Zivilisation kaum berührte Refugien der Wildnis Nordamerikas und Kanadas, für Cooper ist das die Ostküste, für seine literarischen Nachfolger aus dem deutschsprachigen Raum der Wilde Westen. Genrespezifisch ist zudem die Aufteilung positiv und negativ gefärbter exotischer Stereotype in entsprechend dargestellte Indianerstämme und Häuptlingsfiguren<sup>19</sup> und der Typus des weißen Helden nach dem Muster des Trappers Natty Bumpoo. Eingeschrieben ist dem India-

---

<sup>18</sup> Fast alle ermittelten Jugendbuchausgaben von Sealsfields Roman *Der Legitime und die Republikaner* (EA 1833) erschienen unter diesem Titel (im Rückgriff auf den Titel der 1829 erschienenen englischsprachigen Fassung *Tokeah or The White Rose*).

<sup>19</sup> Wiederum nach dem Vorbild von Cooper, der den grausam-animalischen Mingos und Huronen mit dem verschlagenen Häuptling Magua die edlen Delawaren mit Uncas und Chingachgook gegenüberstellt.

nerroman dieser Prägung überdies das Pathos des Abgesangs auf ein dem Untergang geweihtes Volk und der Anspruch auf realistische, sachgerechte Darstellung.

Das Genre entstand in der adressatenunspezifischen Literatur des frühen 19. Jahrhunderts. Auch Charles Sealsfields Roman *Der Legitime und die Republikaner*. (EA 1833) fällt in diese Periode. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschwindet das Genre allmählich aus dem feuilletonrelevanten Teil der literarischen Öffentlichkeit. Neue Indianergeschichten entstehen vielmehr in der Kolportageromanfabrik Gustave Aimards (d. i. Olivier Gloux, 1818-1883)<sup>20</sup> und innerhalb der spezifischen Jugendliteratur<sup>21</sup>. Frederic Armand Strubberg (Ps.: Armand, 1806-1889) und Balduin Möllhausen (1825-1905), die sich mit ihren literarisch vergleichsweise ambitionierten Indianerromanen für Erwachsene in den Jahren ab 1858 an eine veränderte literarische Öffentlichkeit wandten, gerieten ebenso in Vergessenheit, wie Charles Sealsfield, während Friedrich Gerstäckers Werken zunächst noch die Aufmerksamkeit der literarischen Geschmacksträger und dann dieselbe der Jugendbuchverleger zuteil wurde. In den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts war der Übergang des Genres in die Jugendliteratur weithin abgeschlossen. Dann erst beginnt der Siegeszug Karl Mays, der als illegitimer Erbe der klassischen Abenteuerliteratur und Verführer der Jugend die heftigsten Gegenreaktionen auslöst. Obgleich zum überwiegenden Teil ohne altersspezifische Addressierung erschienen, waren die Indianerromane Karl Mays nicht nur als Jugendlektüre überaus populär, sie übten mittelbar auch einen gewaltigen Einfluss auf die Indianerromane innerhalb der spezifischen Jugendliteratur des 20. Jahrhunderts aus, denn Karl May bildete das Feindbild, von dem die Jugendschriftsteller sich mit ihren Ansprüchen auf authentisch-realistische Darstellung abgrenzten.<sup>22</sup>

### Sealsfield in Jugendbuchausgaben

Die erste Jugendbuchausgabe eines Romans von Sealsfield erschien 1877 (*Tokeah oder die weiße Rose*) die Rezeption begann aber schon 1841 in einem für die geschil-

---

<sup>20</sup> Aimards Publikationsliste umfasst 119 Titel, z. T. mit Mitautoren, darunter auch Plagiate amerikanischer *dime novels*, von denen 36 ins Deutsche übersetzt wurden. Vgl. Website *Abenteuerliteratur* (ABLIT): [www.ablit.de/aimard/aimard.htm](http://www.ablit.de/aimard/aimard.htm), Stand: 2/2009.

<sup>21</sup> Z. B.: Thomas Mayne Reid (1818-1883), Rudolf Scipio (1837-1901), Sophie Wörishöffer (1838-1890) und Friedrich Joachim Pajeken (1855-1920).

<sup>22</sup> Vgl. Gina Weinkauff: *Ent-Fernungen. Fremdwahrnehmung und Kulturtransfer in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur seit 1945*. München: iudicium 2006, S. 169-232.

dernten Integrationsprozesse charakteristischen Rahmen. Gemeint ist die von Theodor Dielitz herausgegebene Reihe *Land- und Seebilder*<sup>23</sup>. Die Zielsetzung dieser für junge Leser bestimmten Reihe drückt sich in der Genrebezeichnung aus. Mit Land-, See-, Reise- oder *Lebensbildern* waren Erzählungen gemeint, die ihren Lesern auf unterhaltsame Weise Einblick in fremdartige, außerhalb des alltäglichen Erfahrungsbereichs der Adressaten angesiedelte Lebensverhältnisse oder Naturphänomene gewähren. Nicht ohne Grund führen auch einige der Originalwerke Sealsfields diese Bezeichnung im Titel.<sup>24</sup> Dielitz kompilierte Motive aus diversen Abenteuerromanen für Erwachsene, im Vorwort zum zweiten Band wird Sealsfield ausdrücklich als Quelle benannt.<sup>25</sup>

Die selbständigen Jugendbuchausgaben gehen vorzugsweise<sup>26</sup> auf den Roman *Der Legitime und die Republikaner* zurück (3 Bde. EA 1833). Ermittelt wurden 17 Jugendbuchausgaben zwischen 1877 und 1989, die mit drei Ausnahmen unter dem Titel *Tokeah oder die weiße Rose* erschienen sind. Trotz der frühen Verarbeitung durch Theodor Dielitz wurde Sealsfield keineswegs im 19. Jahrhundert als Jugendschriftsteller kanonisiert<sup>27</sup> und der bei weitem überwiegende Teil der ermittelten Ausgaben stammt aus den Jahren seit 1945.

*Tokeah or the white Rose* (2 Bde. 1829) ist mit größter Wahrscheinlichkeit das Romandebüt Charles Sealsfields.<sup>28</sup> Die Rezeption der amerikanischen Fassung des Romans, sein intertextueller Horizont, sein Stellenwert im Kontext der zeitgenössischen politischen Diskurse und die Metamorphosen in der 1833 erschienen deutschsprachigen Bearbeitung des Romans wurden in der Sealsfieldforschung breit und

---

<sup>23</sup> 15 Bände, Verlag Winckelmann & Söhne, 1841-1862.

<sup>24</sup> *Lebensbilder aus beiden Hemisphären* (1835-37), *Neue Land- und Seebilder oder Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften* (1839/40), *Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre* (1843).

<sup>25</sup> Vgl.: Klaus Ulrich Pech: *Literatur zur Vermittlung von Wissen und Weltkenntnis*. In: *Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. Von 1800-1850*. Hrsg. von Otto Brunken, Bettina Hurrelmann und Klaus-Ulrich Pech. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1998, Sp. 497-516.

<sup>26</sup> Darüber hinaus erschienen zwischen 1916 und 1965 sieben Jugendbuchausgaben der Erzählung *Nathan der Squatter-Regulator oder der erste Amerikaner in Texas* (Bd. 6 der *Lebensbilder aus beiden Hemisphären*, EA 1837) und zwischen 1947 und 1973 vier Jugendbuchausgaben der Novelle *Die Prärie am Jacinto* aus dem Roman *Das Cajütenbuch oder nationale Charakteristiken* (2 Bde., 1841).

<sup>27</sup> Bis 1900 waren lediglich drei Jugendbuchausgaben *Tokeah oder die weiße Rose* erschienen.

<sup>28</sup> Franz Schüppen schreibt Sealsfield in seiner Dissertation von 1981 die Autorschaft an der bereits 1825 erschienenen Erzählung zu *The Indian of the Fall's Valley or The foundling maid* zu, wogegen Walter Grünzweig in seiner Dissertation von 1987 Bedenken anmeldet (Anm. 2, 3).



vielfach kontrovers diskutiert<sup>29</sup>, im Folgenden werden daher lediglich die für Beurteilung der jugendliterarischen Rezeption des Romans besonders bedeutsamen Aspekte herangezogen.

Sealsfield gab der insbesondere im zweiten und dritten Teil veränderten deutschen Fassung seines Romans einen neuen Titel, der nur in einer einzigen<sup>30</sup> der fünfzehn Jugendbuchausgaben übernommen wurde: *Der Legitime und die Republikaner*. Die Handlung setzt um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ein und endet mit der Schlacht von New Orleans (Januar 1815), in der die britischen Truppen vernichtend geschlagen wurden und der Ruhm des Generalmajors und späteren Präsidenten der USA Andrew Jackson einen ersten Höhepunkt erreichte. Jackson, der in beiden Fassungen des Romans zwar auftritt, aber nicht namentlich genannt wird, ist der heimliche Held der deutschen Version. Gegen Ende des dritten Teils kommt es zu einer Begegnung Jacksons mit dem Häuptling Tokeah, in deren Verlauf Jackson die Vertreibung der Indianer rechtfertigt:

Das Schicksal der rothen Männer [...] ist hart in vieler Hinsicht, aber es ist nicht unvermeidlich; die Barbarei muß im Kampfe mit der Aufklärung immer weichen, so wie die Nacht dem Tage weicht; aber ihr habt die Mittel in der Hand, an diese Aufklärung Euch anzuschließen, und in unser bürgerliches Leben einzutreten. Wollt ihr dieses jedoch nicht, und zieht ihr vor, statt geachteter Bürger wilde Legitime zu seyn, so müsst ihr mit dem Schicksale nicht hadern, das Euch wie Spielwerkzeuge wegwirft, nachdem Ihr Eure nächtliche Bahn durchlaufen seyd.<sup>31</sup>

Dem die Begegnung Jacksons und Tokeah beinhaltenden Kapitel geht eine Szene voraus, in welcher der verräterische Pirat Laffitte (auch eine historische Figur), seinem ehemaligen Verbündeten Tokeah mit den Worten Ehre widerfahren lässt, er sei ein „König“, ein „Legitimer mit so edlem Blute als je in den Adern Eines geflossen“<sup>32</sup>.

---

<sup>29</sup> Vgl. den aktuellen Beitrag: Wynfrid Kriegleder: *Von Tokeah (Philadelphia 1829) zum Legitimen (Zürich 1833) oder die unvollständige Metamorphose von einem amerikanischen zu einem europäischen Roman*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek. Wiener Studien und Texte; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008, S. 59-79.

<sup>30</sup> *Der Legitime und die Republikaner. Eine Geschichte aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege*. Hrsg. mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von Klaus Walther. Rudolstadt: Greifenverlag, 1989.

<sup>31</sup> Charles Sealsfield: *Der Legitime und die Republikaner*. Drei Teile in zwei Bänden (*Sämtliche Werke*, hrsg. von Karl J. R. Arndt, Bde. 6 u. 7). Hildesheim/New York: Olms, 1973, S. 281.

<sup>32</sup> Ebd., S. 270.

Durch den Vergleich mit dem allein auf die Genealogie gegründeten Legitimitätsdenken der alten Welt sollen die Ansprüche der Ureinwohner Amerikas diskreditiert werden. Auf der einen Seite steht der bezeichnenderweise mit den ehemaligen Kolonialherren und einem skrupellosen Kriminellen verbündete Legitime Tokeah (eine auf unterschiedliche historische Personen referierende erfundene Figur) auf der anderen Seite die Republikaner. Aus diesem Grund liegt es nicht fern, Sealsfields Bearbeitungsstrategie im Sinn einer Apologie der Indianerpolitik des Präsidenten Jackson zu interpretieren, konkret der umstrittenen Vertreibung der sog. fünf zivilisierten Nationen aus ihren östlich des Mississippi gelegenen Gebieten (*Indian Removal Act*, 1830).

Dennoch wurde der Roman in der zeitgenössischen deutschsprachigen Öffentlichkeit unisono im Sinne einer dem Typus des „Edlen Wilden“ entsprechenden romantischen Verklärung der Indianer interpretiert. Der Text ermöglicht eine solche Lesart infolge seiner geradezu panoramatisch breiten Anlage und einer narrativen Struktur, die zwar anders als die späteren Roman- und Novellenzyklen, keinen Wechsel der Erzählinstanz vorsieht, aber durch die Unterschiedlichkeit der Schauplätze Milieus und Perspektiven und das passagenweise szenische Erzählen durchaus unterschiedliche Wertungsstandpunkte des Lesers zulässt.

Kern des weithin unverändert aus der englischsprachigen Fassung übernommenen ersten Teils ist die *captivity story* der weißen Rose, verbunden mit zahlreichen ethnographisch ambitionierten Darstellungen aus dem Alltag im Wigwam der Muskogee-Indianer und mit Identifikationsangeboten an die Adresse der LeserInnen. Die Sealsfieldforschung ermittelte eine Reihe von literarischen Vorlagen für den Handlungsstrang um die Figur der weißen Rose, die die Vermutung eines auf Frauen abzielenden textimmanenten Adressatenentwurfs zumindest der englischen Version stützen. Dazu kommt, dass Sealsfield offenbar versucht hat, den Verleger Cotta für den Roman zu interessieren, indem er seine Protagonistin mit der Figur der Corinne aus Madame de Staëls Roman *Corinne ou l'Italie* (EA 1807) verglich<sup>33</sup>.

Dass junge Mädchen im 19. Jahrhundert nicht nur als Leserinnen von Abenteuerromanen zu Buche schlugen, sondern zum Teil auch in textimmanenten Adressatenentwürfen und sogar in expliziten Adressatenangaben berücksichtigt wurden, ist eine von der neueren Forschung zweifelsfrei erwiesene historische Tatsache<sup>34</sup>. Die Wahl des Titels *Tokeah oder die weiße Rose* anstelle von *Der Legitime und die*

---

<sup>33</sup> Vgl. Schüppen: Charles Sealsfield (1981; Anm. 3), S. 31.

<sup>34</sup> Gabriele von Glasenapp: *Spurensuche. Historische (Geschichtserzählende) Mädchenliteratur des 19. Jahrhunderts in gendersensibler Perspektive*. In: *Lesezeichen*. Mitteilungen des Lesezentrums der

*Republikaner* ausschließlich als Indiz für eine Orientierung auf weibliche Zielgruppen zu deuten, wäre wohl überzogen, denn der Titel des deutschsprachigen Originalwerkes dürfte den Verlegern auch unabhängig von geschlechtsspezifischen Erwägungen als für ein Jugendbuch wenig verkaufsfördernd erschienen sein. Es gibt allerdings gerade in den *Tokeab*-Jugendbuchausgaben<sup>35</sup> auch noch andere paratextuelle Signale, die offenkundig auf Leserinnen ausgerichtet sind. Zum Beispiel zeigt das von Albin Richter gestaltete Titelbild der Ausgabe von 1895 keine Kampf-, sondern eine Familienszene (die Übergabe der kleinen weißen Rose an ihre weißen Pflegeeltern).

In sämtlichen Jugendbuchausgaben wird der drei Teile umfassende Roman um die Hälfte bis zwei Drittel gekürzt, in den von mir autopsierten Büchern war die Dreiteilung nicht mehr zu erkennen. Zudem fehlten sowohl die Motti, die den einzelnen Kapiteln im Original voranstehen, als auch der zur Mystifikation des Verfassers beitragende fingierte Brief am Beginn des ersten Teils. Amerikanismen und zum Zeitpunkt des Erscheinens der Ausgaben ungebräuchliche Wendungen wurden in unterschiedlichem Umfang getilgt.

Als Grundlage eines exemplarischen Textvergleiches unterschiedlicher Jugendbuchbearbeitungen eignet sich der für die politische *message* des Romans *Der Legitime und die Republikaner* überaus bedeutsame Dialog zwischen dem jungen britischen Marineoffizier Jacob Hodges und dem ersten Ziehvater der weißen Rose Copeland im Anschluss an die Freilassung des Briten aus dem Gefängnis<sup>36</sup>.

Zunächst zum Handlungskontext im Originalwerk: Der junge Engländer hat das Pech immer wieder zwischen die Fronten und in wechselnde Gefangenschaften zu geraten und das Glück bei den Indianern in die zarten Hände der weißen Rose und der Häuptlingstochter Canondah zu fallen, die ihn gesund pflegen und ihm schließlich zur Flucht verhelfen. In der englischen Version wird die hier angelegte Love Story zu Ende erzählt, in der deutschen Fassung bleibt die weiße Rose ungefreit. Copeland ist sozusagen der ideelle Stellvertreter des Generals Jackson auf der Ebene der erdachten Figuren. Die ausgewählte Szene ereignet sich als der Engländer, gerade von dem Verdacht der Spionage freigesprochen und in die Obhut der republikanischen Honoratiorenschaft gelangt ist, am Rande eines Balls.

---

Pädagogischen Hochschule Heidelberg 14 (2003), S. 35-59.

<sup>35</sup> *Tokeab oder die weisse Rose*. Für die reifere Jugend bearbeitet von Hermann Ludwig. Stuttgart: Metzler, 1877; Dass.: Nach C. S. für die Jugend bearbeitet von Gustav Höcker. Stuttgart/Berlin/Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 1893; Dass.: Nach C. S. für die Jugend bearbeitet von Paul Moritz. Stuttgart: K. Thienemann, 1895.

<sup>36</sup> *Der Legitime und die Republikaner* (Anm. 31), S. 247-254.

Copeland wird dem Briten als ein Mann von großen Verdiensten angekündigt, dem zu begegnen eine Ehre ist. Der Leser weiß jedoch, dass die beiden bereits miteinander bekannt sind. Nun wird der Briten von Copeland mit derber Herzlichkeit in die amerikanische Gemeinschaft hineinkomplimentiert. Zunächst stellt der Major ganz allgemein die Vorteile des Lebens in einer Republik dar, um schließlich zu einer Schilderung der Schlacht von New Orleans überzugehen, die die amerikanischen Republikaner wenn man ihm glauben darf aus dem gleichen Grund so glorios für sich entschieden haben wie einst die französischen Revolutionsarmeen die Kanonade von Valmy.

Darauf folgt die radikaldemokratische Beispielgeschichte von der rechtmäßigen Bestrafung des siegreichen Generals, unterlegt mit einem kräftigen Schuss Südstaatler-Rassismus: „Das ist eine Warnung für unsere zeitweiligen Machthaber, die ihnen vom Volke anvertraute Gewalt nicht zu missbrauchen, und Bürger nicht zu behandeln, als wenn sie Neger wären.“<sup>37</sup> Nach einem schalkhaften Einwurf des Briten klingt die Belehrung mit einer dritten Beispielgeschichte aus, in der Copeland selbst die Hauptrolle spielt. Dabei geht es um bürgerliche Tugenden wie Fleiß und Geschäftssinn und die segensreiche Wirkung großzügiger Investitionen. Wenn man die Passage gründlich liest kann man ihr überdies noch einen religiösen Hintersinn abgewinnen, verbunden mit Hinweisen auf des Verfassers katholische Erziehung.

Paul Moritz, der Bearbeiter der Ausgabe von 1895<sup>38</sup> strich die im Original 1153 Wörter umfassende Stelle auf ganze 182 Wörter zusammen. Auf diese Weise hat er im Einklang mit seiner generellen Bearbeitungstendenz alles Politische aus der Szene eliminiert. Was bleibt ist eine knappe Exposition und Copelands Ausspruch: »Nicht wahr, Herzensjunge! [...] hier läßt sich's leben; und du wirst es erst recht inne werden, wenn du uns näher kennen lernst.«, der in der Originalausgabe lediglich als Einleitungsfloskel der republikanischen Suade fungiert.

Immerhin 257 Wörter blieben in der Version von 1949<sup>39</sup> erhalten. Der Bearbeiter Hans Franke wollte allerdings im Gegensatz zu Paul Moritz durchaus zur politischen Bildung der Leser beitragen. Im Nachwort der Ausgabe bekennt er sich zu den Zielen der Re-Education. Entsprechend dieser Zielsetzung wird Copelands

---

<sup>37</sup> Ebd., S. 251.

<sup>38</sup> Anm. 35., S. 140.

<sup>39</sup> *Tokeah und die weiße Rose. Eine spannende Geschichte von Indianern, Seeräubern, Hinterwäldlern, und Bürgersoldaten.* [Von] Charles Sealsfield [d. i. Karl Anton] Postl. Bearb. und mit einem Nachwort versehen von Hans Franke. Heidelberg: Kemper, [1949].

Monolog auf das demokratische Bekenntnis – ohne die Beispielgeschichten, ohne Kriegsbericht und ohne Rassismus.

1963<sup>40</sup> die Fassung ist als Übersetzung „Aus dem Amerikanischen ins Deutsche von Rudolf Herrmann“ ausgewiesen – galten die flapsig-blutrünstigen Schilderungen der Schlacht von New Orleans offenbar als unproblematisch, man findet sie samt der Exempelgeschichte um General Jacksons Bestrafung, sprachlich modernisiert und immerhin ohne den rassistischen Ausspruch Copelands. Insgesamt umfasst die Szene hier 637 Wörter.

Die DDR-Bearbeitung von Karl Heinz Berger, die übrigens ursprünglich nicht als Jugendbuch erschienen ist, sondern in einer Ausgabe des Verlages des Ministeriums für Nationale Verteidigung (1957) erfuhr in Ost und West zahlreiche Ausgaben und Auflagen<sup>41</sup>. Es ist wohl die erfolgreichste Sealsfieldbearbeitung nach 1945. Die Vergleichsstelle enthält in 456 Wörter das radikaldemokratische Bekenntnis Copelands mit der Bestrafung des Generals. Die rassistische Äußerung wurde eliminiert und die Schlachtenschilderung auf eine knappe Andeutung reduziert: „Hab ich dir nicht gesagt, daß wir euch ledern werden? Sei froh, daß du nicht dabei warst. Hättest du die Unseren gesehen. Nein, mir wurde das Blut in den Adern kalt.“<sup>42</sup>

Die Kürzungen sind hier generell vergleichsweise geschickt vorgenommen, es entstehen – anders als bei den beiden zuvor besprochenen Ausgaben – keine logischen Brüche im Zieltext. Der relativ große Erfolg dieser Ausgabe in Ost und West jedoch ist wohl nicht nur ihren stilistischen Qualitäten geschuldet, sondern auch der von Karl Heinz Berger vorgenommenen Modernisierung des politischen Gehalts. Wäre die Bearbeitung nicht 1957 im Militärverlag der DDR erschienen, würde man sie als „politisch korrekt“ bezeichnen.

Obleich sich die für den Vergleich gewählte Passage als durchaus signifikant erwiesen hat, wäre eine umfassende, sämtliche Ausgaben einbeziehende Analyse der Kürzungs- und Bearbeitungsstrategien wünschenswert. Generell ist das in diesem

---

<sup>40</sup> *Tokeah oder die weiße Rose*. Aus dem Amerikanischen ins Deutsche übertragen (sic!) von Rudolf Herrmann. Stuttgart: Spectrum, 1963 (248 S.) 2. Auflage 1968.

<sup>41</sup> *Tokeah oder Die weiße Rose*. Berlin: Neues Leben, 1968 (359 S.) (*Spannend erzählt*; 79) Bearbeitet, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Karl Heinz Berger. Mit Illustrationen von Gerhard Grossmann. 6. Aufl. 1989 [EA: Berlin: Verl. d. Ministeriums f. Nationale Verteidigung, 1957]; weitere Ausgaben dieser Bearbeitung: Berlin: Buchclub 65, 1968, 6. Auflage 1989; Lizenzausgaben: Würzburg: Arena, 1971; Freiburg: Herder, 1978.

<sup>42</sup> Ebd., S. 303 (Auslassungszeichen aus der zitierten Ausgabe entnommen).

Beitrag behandelte Textkorpus noch keinesfalls in befriedigendem Umfang erschlossen. So steht eine sorgfältige Rekonstruktion der kompilatorischen Praxis von Theodor Dielitz ebenso aus wie eine Auswertung jugendliterarischer Periodika des 19. Jahrhunderts mit Blick auf weitere Kompilate und unselbständige Veröffentlichungen. Vielversprechend erschiene im Übrigen auch ein Vergleich der Rezeptionsgeschichte Sealsfields mit derjenigen anderer vergessener Abenteuerliteraten des 19. Jahrhunderts wie Armand und Möllhausen. Aufgrund der zahlreichen Desiderata ist das folgende Resumée als vorläufig zu betrachten.

Soweit bekannt war die jugendliterarische Sealsfield-Rezeption äußerst selektiv – sowohl hinsichtlich der Auswahl der Werke als auch hinsichtlich der Bearbeitungsstrategien. Die Bearbeiter konzentrierten sich auf Texte mit jugendlichen Identifikationsfiguren, ihre mehr oder weniger radikalen Kürzungen verfolgten offenbar das Ziel einerseits den abenteuerlichen plot und andererseits die Adoleszenzthematik hervortreten zu lassen.

Seit Joachim Heinrich Campe bilden der Anspruch der Authentizität und das Ziel der Vermittlung einer kulturellen Identität in den programmatischen Konzepten, die die jugendliterarische Adaption des Abenteuerromans bestimmten, zwei Seiten einer Medaille. Das Konzept der „Lebensbilder“ und des „höheren Volksromans“ Sealsfieldscher Prägung war den programmatischen Vorstellungen, die die Jugendliteratur im 19. und auch noch im größten Teil des 20. Jahrhunderts prägten, sehr verwandt. In den einschlägigen Debatten um den etwaigen Bildungswert der Abenteuerliteratur wurde Sealsfield darum nie anders als lobend erwähnt.

Dennoch enthielten offensichtlich nur wenige seiner Werke Ansatzpunkte für eine jugendliterarische Rezeption, die ein auch nur annähernd an die Dimensionen des Erfolgs von Cooper und Gerstäcker heranreichendes literarisches Überleben gesichert hätte. Lederstumpf, Winnetou und Robinson repräsentieren Mythen des Heranwachsens. Nicht zuletzt aufgrund der exotischen Elemente eignen sich Figuren und erzählte Welt als Projektionsflächen der Leserimagination, es ist durchaus möglich, über die in den Romanen zweifelsfrei enthaltene kulturelle Information hinweg lesen. Sealsfields Werke boten zwar reichlich Authentizität beanspruchende kulturelle Information aber offenbar zuwenig Exotik, Spannung und Identifikationsmöglichkeiten, um als Jugendlektüre populär werden zu können.

*Ja, die Wirklichkeit ist oft grausamer [...] als die schreckenvollste Phantasie*

Amerika und der deutsche Geheimnisroman

Vorbemerkung

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entstand eine neue Romanform, publiziert im Feuilleton in Fortsetzungen. Die unterhaltsamen Texte verbinden Schauer- und Kolportageroman, nutzen trivialromantische Themen und Motive, beanspruchen Bildung und sozialreformerischen Absichten. Der Begründer dieser Romanform war Eugène Sue, dessen *Les Mystères de Paris* (1842-43) schnell den Durchbruch fand. Auch in Deutschland gab es ein reges Interesse an Sues Roman, das in heftigen Streitereien um Übersetzungs- und Urheberrechte ausartete.<sup>1</sup> Der Geheimnisroman wurde Mode, was dazu führte, dass viele Autoren ihr Glück versuchten, auch entsprechende Bestseller zu schreiben.

Der Geheimnisroman breitete sich schnell in Europa und Nordamerika aus, so dass er ein transatlantisches Phänomen wurde. Nahezu jede Großstadt hat ihren eigenen Geheimnisroman. Mitunter gab es mehr als einen Geheimnisroman über eine Stadt. So existieren z. B. zwei Werke mit dem Titel *Die Geheimnisse von Berlin*, sogar vier Romane mit dem Titel *The Mysteries of London*, einen in englischer Sprache, einen in französischer Sprache und zwei in deutscher Sprache. Gewöhnlicherweise trug der Geheimnisroman den Standardtitel *The Mysteries of New York*, aber auch andere Geheimnisromane variierten den Titel, z. B. Gustav Lenings *Die Nachtseiten von New York und deren Verbrechervelt*. Es gab sogar Geheimnisromane, die sich mit einem ganzen Land beschäftigten, z. B. Frédéric La Croixs *Die Mysterien von Russland* (1845). Sues Erfolgsroman wurde sogar ein zweites Mal repliziert von seinem

---

<sup>1</sup> Norbert Bachleitner: *Der englische und französische Sozialroman des 19. Jahrhunderts und seine Rezeption in Deutschland*. Amsterdam: Rodopi, 1993, S. 91.

Landsmann Eugène François Vidocq, dessen *Les Vrais Mystères de Paris* (1844), der angeblich noch tiefer als seinen Vorgänger in die *Demi-monde* von Paris eindrang.

Ausgehend von Sues großem Erfolg genoss der Geheimnisroman eine Beliebtheit, die über mehrere Jahrzehnte dauerte, obwohl sich seine Blütezeit eigentlich auf die Zeit zwischen 1842-1860 erstreckte. Trotzdem wurde mehrere Geheimnisromane bis in die achtziger und neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts veröffentlicht, u. a. der oben erwähnte *Die Nachtseiten von New York und deren Verbrecherwelt*, der 1881 veröffentlicht wurde.

Als Vorläufer des Geheimnisromans denkt man vielleicht an Charles Sealsfields *Morton, oder die grosse Tour* (1835). Lars-Peter Linke ordnet Sealsfields Roman dem Geheimbundroman zu, dessen Prototyp Friederich Schillers *Der Geisterseher* (1787) normalerweise zugesprochen wird.<sup>2</sup> Natürlich kann man viele Motive des Geheimbundromans in *Morton* finden, aber der Schauplatz und vor allem der Blickwinkel haben sich verschoben. Nun ist es in erster Linie die Großstadt – London oder Philadelphia – mit allen ihren Schattenseiten, die ins Visier genommen wird.

Der Geheimnisroman wird normalerweise der Trivilliteratur zugewiesen, aber in Wirklichkeit war er eine anspruchsvollere Romanform, die immer wieder seriöse Schriftsteller heranzog, wie z. B. George Lippard (1822–1854), der der Begründer des „muckraking“ Romans in Amerika war.<sup>3</sup> Lippard ist ein Paradebeispiel für einen Schriftsteller, der den Geheimnisroman als Mittel in seiner politischen und moralischen Auseinandersetzung mit dem Traumbild Amerikas einsetzte. Sein Hauptwerk – *Quaker City, or the Monks of Monk Hall* (1844) mit dem Untertitel *A Romance of Philadelphia Life, Mystery, and Crime* – weist auf die wichtigsten Motiven des Geheimnisromans hin: *life* (Leben), *mystery* (Geheimnis), and *crime* (Verbrechen). Es ist wichtig hinzuzufügen, dass ein renommierter Zeitgenosse wie Friedrich Gerstäcker Lippards Roman ins Deutsch übersetzte mit dem Titel *Die Quakerstadt und ihre Geheimnisse* (1846). Übrigens verrät Gerstäcker seine Vertrautheit mit den literarischen Mitteln des Geheimnisromans, vor allem in seinem Roman *Die Flusspiraten des Mississippi* (1848).<sup>4</sup>

---

2 Lars-Peter Linke: *Reise, Abenteuer und Geheimnis. Zu den Romanen Charles Sealsfields*. Bielefeld: Aisthesis, 1999, S. 141.

3 Ich weise in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Emil Zola der Verfasser eines Geheimnisromans ist. Im Jahre 1868 veröffentlichte er *Les Mystères de Marseille*.

4 Jerry Schuchalter: *Narratives of America and the Frontier in Nineteenth-Century German Literature*. New York: Lang, 2000, S. 27-34.



Der Geheimnisroman fand auch eine große Resonanz unter den Einwanderungsgruppen in Amerika, vor allem unter den Deutschen, die sich den Geheimnisroman zu Eigen gemacht haben. Die drei Romane, die hier besprochen werden, Heinrich Börnsteins *Die Geheimnisse von St. Louis* (1851), Ludwig Freiherr von Reizensteins *Die Geheimnisse von New-Orleans* (1853-1855), und letztlich Emil von Klauprechts *Cincinnati, oder Geheimnisse des Westens* (1854-55) waren alle eine Art Bestseller in der damaligen Zeit. Aber die drei oben erwähnten Autoren dachten nicht nur an den Unterhaltungswert ihrer Werke. Vor allem strebt Reizenstein (1826-1885) ehrgeizigere Ziele an. In seinem Vorwort zum New-Orleans-Roman spielt er auf Sues Erfolgsroman *Les Mystères de Paris* an, und behauptet, dass alle nachfolgenden Romane „Plagiate“ sind.<sup>5</sup> Auch in Hinblick auf den deutschen Geheimnisroman ist Reizenstein grundsätzlich abweisend. Nach Reizenstein verdankt Heinrich Börnsteins oben erwähnter Roman seinem Erfolg, weil er angeblich den Kampf in Nordamerika zwischen den Deutschen und den Jesuiten an das Tageslicht bringt (MNL, 17). Emil Klauprechts Roman tut er als unoriginell ab.<sup>6</sup> Angeblich soll sich dieser Roman zu sehr an die Romane *Die Geheimnisse von Berlin und New York* erinnern (MNL, 17).

Offensichtlich verfolgt Reizenstein eine geschickte Erzählstrategie, die seinen Roman von denjenigen seiner Vorgänger abhebt und gleichzeitig den Anspruch erhebt, dass sein Roman einen höheren literarischen Wert besitzt. Dies begründet Reizenstein mit der Tatsache, dass sein Werk einer historischen Begebenheit zugrunde liegt, die in einem verschollenen Manuskript aus dem letzten Jahrhundert zu finden sei. Dies ist ein alt hergebrachtes Stilmerkmal, dessen viele Autoren sich seit der Romantik bedienten, um gleichzeitig das Mysterium und die Faktizität ihrer Erzählungen zu fördern.

Mit ähnlichen Fragen beschäftigt sich Emil Klauprecht (1815-1896) auch in seinem Vorwort. Seinen Kritikern zuvorkommend gibt Klauprecht zu, dass der herkömmliche Geheimnisroman seine Blütezeit schon erlebt hat. Nur wie Reizenstein, möchte Klauprecht auch neue Weichen stellen. Seine Argumentation ist sorgfältig zusammengefasst. Erstens behauptet Klauprecht, dass die Geheimnisse, die im Ge-

---

5 Ludwig Freiherr von Reizenstein: *Die Geheimnisse von New-Orleans*. Hrsg von Steven Rowan. Shreveport, Louisiana: Editions Tinamarre, 2004, S. 17. Alle nachfolgenden Zitate sind dieser Ausgabe entnommen (Sigle: MNL + Seitenzahl).

6 Bewusst oder unbewusst verwechselt Reizenstein Klauprecht mit dem Schriftsteller Friedrich Hassaureck, den er irrtümlich unter dem Namen H. Hassaureck erwähnt und als Verfasser von *Geheimnisse von Cincinnati* nennt (MNL, S. 17). Hassaureck hat einen Geheimnisroman mit dem Titel *Hierarchie und Aristokratie* (1857) veröffentlicht.

heimnisroman enthüllt werden sollten, längst keine Geheimnisse mehr seien. Die sind alle in den zahllosen Tagespressen schon publiziert worden.<sup>7</sup> Dennoch hat Klauprecht ein ehrgeizigeres Vorhaben als einfach einen gewöhnlichen Geheimnisroman zu verfassen, nämlich er möchte der deutschen Literatur in der Heimat neue Anregungen verleihen:

Der Zweck ihrer Zusammenstellung in novellistischer Form war, den deutschen Schriftsteller auf ein reiches transatlantisches Material aufmerksam zu machen, dessen Minen unbearbeitet liegen, obgleich der Strom, der ihre Gestade bespült, ein vaterländischer, die deutsche Einwanderung, ist (C, II).

Kurz gesagt, beabsichtigt Klauprecht etwas Grundlegendes, denn er möchte, dass die deutsche Literatur ihren Blickpunkt verlagert. Die deutsche Literatur nach Klauprecht soll sich nicht mehr auf den deutschen Wald und die Kleinstädtereie beschränken. Anstatt muss ihr Sujet beide Seiten des Atlantiks umfassen. Offensichtlich ist das ein Plädoyer für die Literatur an der Peripherie, die sich genauso ergiebig zum literarischen Schaffen zeigt wie die Literatur in der Heimat. Die Literatur soll nicht nur eine gewisse Gesinnung haben nach Klauprecht, sie muss neue Bahnen brechen, die für die deutsche Literatur- und Wissenschaft im Allgemeinen vom Nutzen sein können. Die deutsche Amerikaliteratur, bemerkt Klauprecht, ist von Cooper und Sealsfield stark geprägt, deren Topoi allgemein bekannt sind. Klauprecht will nun die Amerikaliteratur in eine neue Richtung lenken:

Selten oder nie vertauschen sie ihr Blanket im Blockhause oder Wigwam mit dem bequemen Lager des städtischen Hotels. Mangelte den amerikanischen Städten doch jene immergrüne Heimath der Phantasie, die Ruinwelt einer romantischen Vorzeit, die Schätze der Chronisten und Sagen, die alten erzählenden Mütterchen der Rockenstuben (C, II f.).

Klauprechts Klage ähnelt der des Washington Irvings. Wie Irving bereut Klauprecht den Mangel an historischen Bezügen in Amerika. Aber im Gegensatz zu Irving möchte Klauprecht das Leben, wie es leibt und lebt, hervorheben, was in Einklang mit dem neuen Zeitungswesen stand: „Welchen Reiz konnten sie diesen Reihen von Krämerbuden, von Speck- u. Mehl-Magazinen, wo der schachernde Yankee athemlos nach dem allmächtigen Dollar und der europäische Proletarier schweißtriefend um eine neue Heimath rang, dem europäischen Leser abgewinnen?“ (C, III). Trotz der bekannten Stereotypen, spricht Klauprecht sogar von einer neuen „Anschauungsweise,“ die die Alten ersetzen sollte, die „dem Kaleidoscope

---

7 Emil Klauprecht: *Cincinnati, oder Geheimnisse des Westens*. Cincinnati: C. F. Schmidt, 1854. S. III. Alle nachfolgenden Zitate sind dieser Ausgabe entnommen (Sigle: C + Seitenzahl).

gleich, stets neue und seltsame Erscheinungen aufwerfende Leben der Städte des Westens, bietet dem Forscher eine Fülle interessanter Elemente“ (C, III).

Der Geheimnisroman weist vier Modalitäten auf: Unterhaltung, Bildung im Sinne von Vermittlung von Wissen und Information, Reportage im Sinne von Aufdeckung von Neuigkeiten und schließlich Weltverständnis, wobei sämtliche Aspekte mehrere Facetten enthalten. Die Aufschlüsselung des Geheimnisromans liefert wichtige Einsichten zur Entwicklung des Romans im 19. Jahrhundert sowie zur jeweiligen Gesellschaft.

## 1. Unterhaltung

Der deutsche Geheimnisroman verstand sein Hauptanliegen darin, seine Leser zu amüsieren. Dies bewerkstelligt er auf verschiedene Weise. Erstens: Alle drei Romane sind von einer melodramatischen Handlungsweise geformt mit zwei Arten von Akteuren, die um die Herrschaft ringen. Sowohl die männlichen als auch die weiblichen Gestalten spiegeln dieses Prinzip wider, jedoch mit einem wichtigen Unterschied. Die weiblichen Figuren sind oft nach Hautfarbe und Erotik zu unterscheiden. Die dunkleren Hautfarben signalisieren körperliche Gelüste und sexuelles Vergnügen außerhalb der christlichen Ehe, während die helleren Hautfarben für die Liebe und andere Empfindungen stehen. Innerhalb dieses dualistischen Schemas gibt es auf den ersten Blick kaum Schattierungen. Helden und Bösewichte handeln nach einem festgesetzten Muster von Gut und Böse. Der Leser kann bequem zwischen ethischen Kategorien wählen, zwischen Gut und Böse. Da die Erzählwelt sich an melodramatischen Grundsätzen orientiert, sind sowohl die Effekte als auch die Affekte weitgehend voraussehbar. Helden und Bösewichte benehmen sich nach entsprechenden Grundmustern und der Leser weiß, wie er zu reagieren hat. Hinzu kommt das garantierte Happyend, was den Erwartungen der Leser entspricht.

Die melodramatische Handlungsweise wird in der Regel von Stereotypen getragen, vor allem von ethnischen Stereotypen. Die Deutschen, Franzosen, Yankees, schwarzen Sklaven u. a. werden nach überlieferten Schemata wiedergegeben. Es gibt auch interessantere Stereotype zu finden, wie z. B. den traurigen Mulatto oder die schöne Kreolin, wie es bei Klauprecht zu finden sind. Den Text auf solche Weise zu strukturieren, schafft eine enge Verbindung zwischen Autor und Leser. Der Leser durchkämmt eine Welt, die er gut kennt, in der er kaum Zeit hat zu reflektieren. Kurz gesagt, auf den ersten Blick schafft der Geheimnisroman keine Dissonanzen. Der Leser fühlt sich in einer Erzählung zu Hause, weil die bestehende Ordnung scheinbar wirklichkeitstreu reproduziert wird.

Der Unterhaltungswert des Textes wird durch Exotik gesteigert. Obwohl der Geheimnisroman damit umfangreiche Kenntnisse voraussetzt, die zumeist kaum vorhanden sind, wird dem Leser eine Fülle von fremden Menschen, Pflanzen, Landschaften, Tierarten präsentiert, die seine Phantasie stimuliert, ohne sein Weltbild grundsätzlich zu verändern. Der Leser wird angeregt, ohne dabei neue Einsichten zu gewinnen. Diese Form von spannendem Panorama ermöglicht es dem Leser in eine ihm fremde Welt einzudringen, mit der er trotzdem schon irgendwie vertraut ist.

In Zusammenhang mit der Exotik steht die Sinnlichkeit. Für den Leser im 19. Jahrhundert bietet der Geheimnisroman eine Fülle von verbotener Erotik. Die Frau wird nicht nur in einer üppigen lasziven Gestalt dargestellt, sondern sie braucht wider der gängigen Moral nicht ihr Begehren zu verheimlichen. Ferner gehört mindestens eine Frauengestalt zu einer exotischen ‚Rasse‘, die offiziell tabuisiert wird. Sexuelle Handlungen zwischen Mitgliedern verschiedener Ethnizitäten, die die Vertrautheit des Textes durchbricht, gehören zu den Reizen dieser Romanvariante. Promiskuität und sexuelle Ausbeutung wird natürlich im Rahmen des melodramatischen Grundmusters dargestellt, um den Leser jenen Freiraum zu gewähren, in dem er seine Fantasie entfalten kann, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben.

Da der Geheimnisroman jede Woche dem Leser etwas Neues anbieten muss, gibt es eine Fülle von verschiedenen Erzähltypen, die meistens dem Leser schon vertraut sind, z. B. die Goldgräbererzählung oder die so genannte *captivity tale*. Der Erzähler gleicht im Geheimnisroman, häufig einem Jongleur, der dem Leser nicht nur Abenteuer- und Schauergeschichten anbietet, sondern auch eine komödiantische Variante, denn der Leser sollte nicht nur durch Spannung gefesselt werden, sondern auch durch Humor. Anlehnend an James Fenimore Cooper enthält der deutsche Geheimnisroman einen Erzählstrang, der von einem komischen Helden ausgeht, was oft in der deutschen Unterhaltungsliteratur zu finden sei, vertreten vor allem von Sealsfield, Gerstäcker und Karl May.

## 2. Bildung

Interessanterweise verfolgt der Geheimnisroman ganz andere Ziele als nur Unterhaltung. Hier geht es schließlich auch darum, den Bildungsstand des Publikums zu erhöhen. Wie die Zeitung und die Illustrierte ist der Geheimnisroman mit einem Bildungsauftrag ausgestattet. Im Zusammenhang mit Industrialisierung und Nationalismus im 19. Jahrhundert sollte die bürgerliche mit einem soliden Grund- und Allgemeinwissen versorgt werden. Alle drei Romane, die hier angesprochen werden,

nutzen auf verschiedene Weise den Bildungsauftrag. So enthalten sie geschichtliche Anspielungen und historisch orientierte Handlungsstränge.

Das Interesse an historischen Begebenheiten wird mit einem genauso starken Interesse an naturkundlichen Sachverhalten verbunden. Der deutsche Geheimnisroman schildert unermüdlich die Vielfalt an Pflanzen- und Tierarten in der Neuen Welt. Begeistert beschreibt er die Flüsse und Gebirge Nordamerikas sowie die Eigentümlichkeiten der Landschaft und der Topographie. Das gehört natürlich zu deren exotischen Staffage. Aber darüber hinaus werden auch Textquellen mit Anhang und Anmerkungen angeboten. Der Geheimnisroman, wie der Roman überhaupt im 19. Jahrhundert, begreift sich als Bildungsinstrument, mit dem die gängigen wissenschaftlichen Diskurse aufgenommen und vereinfacht reproduziert werden. Dadurch wird dieses Wissen den Lesern zugänglich gemacht, dadurch gleichzeitig dieser Romantypus die Demokratisierung von Wissen und Bildung fördert.

Wir müssen wieder an Sealsfields Vorwort zu *Morton oder die grosse Tour* denken. In dem Text entwickelt Sealsfield eine dreifache Beziehung zwischen Autor, Werk und Leser. Der Autor ist der Pädagoge, der das Werk als „Bildungshebel“ benutzt, um die Bildung der Leserschaft zu vertiefen, damit mündige Bürger in einer demokratischen Republik aktiv am politischen Leben teilnehmen können. Der deutsche Geheimnisroman verfolgt ähnliche Ziele. Wie bei Sealsfield erzeugt der Geheimnisroman auch so genannte „Lebensbilder“, nicht nur um Wissen oder Information zu vermitteln, sondern um den Wirklichkeitssinn des Lesers zu schärfen. Daher erklärt sich die Neigung zur Systematisierung und Typologisierung. In den drei angesprochenen Romanen folgen bereits die Kapitelüberschriften diesem Prinzip. Zum Beispiel in *Die deutsch-amerikanischen Waldbverwandtschaften* (1839-1840) betitelt Sealsfield ein Kapitel „Der Caucus“, um ein Bild von den politischen Verhältnissen in den Vereinigten Staaten zu entwerfen. Das Bild jedoch ist kein Einzelbild, sondern ein Bild, das Allgemeingültigkeit besitzt. Dem Leser soll gezeigt werden, dass es hier von dem wahren Wesen der politischen Kultur in den Vereinigten Staaten handelt. Im deutschen Geheimnisroman gibt es ähnliche Beispiele. Emil Klauprecht z. B. überschreibt ein Kapitel „Die Familie Steigerwald“, um ein typisches Bild von einer deutschen Familie in Amerika zu entwerfen. Eine scheinbar mimetische Absicht wird in ein ideologisches System umgewandelt. In Reizensteins Roman wird ein Kapitel mit dem Titel „Die Negerfamilie“ überschrieben, um das traurige Los der emanzipierten Afro-Amerikaner zu schildern.

Häufig wird der Leser im Geheimnisroman mit Anredeformen wie „der gebildete Leser“ oder „der geneigte Leser“ oder „der geehrte Leser“ direkt angesprochen. Es gibt einen nahezu ständigen Dialog zwischen dem Erzähler und dem Leser, in dem ersterer versucht, die Bedürfnisse und Wünsche der Leser nach Bildung

und Unterhaltung zufriedenzustellen. Der Autor wünscht sich nicht einen Leser der Boulevard-Presse, sondern einen Leser mit Bildungsneigungen. Das lässt sich dadurch an den zahlreichen literarischen Anspielungen ablesen. Besonders bei Reizenstein und Klauprecht findet man nicht nur Bezüge zur deutschen Klassik, sondern auch zur antiken und anderen Literaturen. Es erfordert eigentlich ein enzyklopädisches Wissen, um Reizenstein und Klauprecht zu lesen. Es ist offensichtlich, dass der Geheimnisroman ein Ausdruck der Literarisierung des Lebens im 19. Jahrhundert ist. Eine zunehmende Anzahl von Menschen lesen Bücher und Zeitungen, und in der bürgerlichen Gesellschaft herrscht zunehmend die Vorstellung, dass Bildung für ein erfülltes Leben unentbehrlich ist.

### 3. Reportage

Der Erzähler des Geheimnisromans möchte nicht nur unterhalten und bilden, sondern im Leser das Gefühl erwecken, dass er ein Grenzgänger ist. In Zusammenhang mit seinem Bildungsauftrag beabsichtigt der Erzähler „dem gebildeten Leser“ eine Vorführung in Räumen, in denen der bürgerliche Leser sich wohl nicht zu betreten traut oder wovon er völlig ahnunglos ist.<sup>8</sup> Das ist eine Vorschau auf den Realismus und Naturalismus des späteren 19. Jahrhunderts. Hier verfolgt der Erzähler verschiedene Absichten. Erstens will der Geheimnisroman den Blick des gebildeten Lesers umformen und erweitern, in dem er genusslich die *Demimonde* präsentiert. der Leser soll mit einem Umfeld vertraut gemacht werden, das jenseits des bürgerlichen Morals liegt, sei es ein Armenviertel oder Verbrecherunterschlupf oder irgendeine Randgruppe.

Zweitens intendiert der Geheimnisroman soziale Übeln zu entlarven, um die Gesellschaft vermutlich zu reformieren. Zum Beispiel, Emil Klauprecht widmet ein ganzes Kapitel dem Gefängnisssystem in Cincinnati, in dem er schreibt: „Wie viele Tausende leben nicht seit langen, langen Jahren in der guten schönen Stadt Cincinnati, welche von den Zuständen des ‚Jail von Hamilton County‘ nichts Weiteres wissen als vielleicht die monatlichen, von den Zeitungen veröffentlichten Berichte der Großgeschworenen darüber bringen“ (C, 107). Der Geheimnisroman gehört

---

8 Sara James schreibt über den Geheimnisroman, insbesondere die Romane von Sué und Reynolds, und stellt fest, dass beide Autoren beabsichtigen, den Leser „on a journey of discovery“ zu senden, „in which the voice of the narrator serves as guide“. In: *Eugene Sué, G. M. W. Reynolds, and the Representation of the City as „Mystery“*. In: *Babylon or the New Jerusalem.. Perceptions of the City in Literature*. Hrsg. von Valeria Tinkler-Villani. Amsterdam: Rodopi, 2005, S. 252.

der Zeitung an, aber bei Klauprecht ist er auch Konkurrent, vielleicht auch Widersacher davon. Der Geheimnisroman geht häufig radikaler vor als die Tagespresse, in dem er gesellschaftliche Fiktionen wegfeigt, um näher an der Realität zu gelangen. Hier geht es nicht nur um Aufklärung, sondern auch um Abrechnung. Es ist offensichtlich, dass der deutsche Geheimnisroman wohl einen Groll gegen die großen Utopiansprüche der Neuen Welt, genauer gesagt, die Wertsysteme der angloamerikanischen Mehrheit hegt:

Wie viele Tausende lauschen in den Hörsälen gelehrten Vorträgen über die Humanität und Gesittung der Union, über die Perfectabilität ihrer Gefängnisse, Besserungs- u. Wohltätigkeits-Anstalten; in salbungsvollen Worten hören sie dieselben als leuchtende Muster den Nationen Europa's gepriesen und keine Ahnung beschleicht dabei ihr Herz, daß ihr Cincinnati eine wahre Schandsäule der Kultur und Humanität in seinem County-Gefängnisse besitzt. (C, 1, 107)

Drittens der Geheimnisroman jedoch möchte nicht nur bloßstellen und reformieren, sondern auch die Sündhaftigkeit dieser Welt an das Tageslicht bringen. Daher gehört in fast jedem Geheimnisroman eine Tour durch die Bordellen und Spielcasinos in der jeweiligen Stadt. Der Erzähler in Übereinstimmung mit den Erwartungen seiner Leserschaft nennt ein Spielcasino eine „Spielhölle“, aber trotz der Dämonisierung wird diese „Spielhölle“ mit einer Metaphorik der verbotenen Früchten geschildert, die den Leser fesseln sollte, um ihn denn schließlich auf den richtigen Weg der Tugendhaftigkeit zu bringen. Da der Leser im Geheimnisroman eine Art Voyeur ist, muss er immer Zugang zu Räumen haben, die normalerweise verschlossen sind. Daher wenn Klauprecht schreibt: „Wer jedoch dieses Bild des Verfalls, welche das Gebäude von außen bot, auch in seinem Innern erwartete, musste sich wunderbar enttäuscht sehen“ (C, 117). Bei Reizenstein, Börnstein und Klauprecht gibt es mehrere Subkulturen, mehrere menschlichen Wertsysteme, die sich hinter oder jenseits der proklamierten Normen verstecken. Die menschliche Kultur ist eine Tarnung, aus schönen Worten und Bildern bestehend, die etwas zu verheimlichen hat. Alles entpuppt sich schnell als Trugschluss. Was anfangs schön und herrlich erscheint, erweist sich schnell als schlecht und hässlich. Andererseits was kleinlich und unbedeutend vorkommt, enthält eine erschreckende Monumentalität.

Das ist wohl auch der Grund weshalb der Geheimnisroman sich obsessiv mit Klöstern und Kirchen befasst. Denn Kloster und Kirchen sind im Geheimnisroman die Verkörperung des schönen Scheins.<sup>9</sup> Genauso ist es mit der amerikanischen De-

---

<sup>9</sup> Der Geheimnisroman verdankt seine antikatholische Einstellung hauptsächlich dem Roman von Eugène Sue *Le juif errant* (1846).

mokratie. Alles was behauptet eine gewisse Güte zu besitzen wird im Geheimnisroman automatisch suspekt. Danach wird der katholischer Priester oder Stadtvertreter unvermeidlich im Geheimnisroman der Bösewicht. Je größer der Anspruch ist, desto grundlegend schlechter ist das innere Wesen.

Der Geheimnisroman untersucht nicht nur dunkle Räume oder Institutionen, sondern auch Diskursen. Die Sprache der Neuen Welt wird unter die Lupe genommen. Ihre Lieblingsphrasen und Selbstdarstellungen werden gnadenlos persifliert. Heiligtümer wie „Volkssouverenität“ und „Demokratie“ werden entblößt als wahrer Unsinn. Im Geheimnisroman wird das Motiv „Humbug“ häufig verwendet, um die Ansprüche der Neuen Welt zu charakterisieren. Während die Kirchenvertreter nach melodramatischen Grundmuster als reine Bösewichte dargestellt werden, sind Politiker und Staatsbeamte eher mit komischen Mitteln zu schildern. Das suggeriert, dass der deutsche Geheimnisroman sich die amerikanische Staatsform nicht für voll nimmt. Der Erzähler amüsiert sich zusammen mit dem Leser, in dem er mit Hilfe einer satirischen oder manchmal karikierten Erzählweise, die Grandiosität Amerikas an den Pranger stellt.

Insofern leitet der deutsche Geheimnisroman einen Entzauberungsprozess ein, der das amerikanische Selbstbild neu definiert. Abgewiesen werden die jungen Mythen und Metaphern der Neuen Welt. An ihrer Stelle wird eine neue Erzählweise geschaffen, die andere Utopieansprüche verbirgt. Es sind vielleicht in allen drei erwähnten Romanen die Träume und Wünsche der fehlgeschlagenen Revolution von 1848, die das Raster von Werten und Normen im Geheimnisroman prägen. Bei dem amerikanischen Geheimnisroman ist es der Mythos der tugendhaften Republik von 1776/1787, der die Maßstäbe für eine menschenwürdige Gesellschaft setzt. Bei dem deutschen Geheimnisroman dagegen ist es eine Welt, die nicht geschaffen werden könnte, die im Keim erstickt ist. Daher lassen sich die Wut und Enttäuschung erklären, die den Geheimnisroman durchziehen. Der Trieb alles zu ergründen, alles zu beleuchten lässt sich aus dem einfachen Grund ableiten, dass die Welt der Bestehenden entleert und verfault ist. Alles muss entlarvt werden, um die längst ersehnte Revolution endlich zu verwirklichen.

#### 4. Weltverständnis

Der deutsche Geheimnisroman, wie alle Kulturprodukte, erzeugt ein Modell von der Welt, wie sie zu sein scheint und wie sie sein sollte. Insofern werden Bilder und Erzählungen vermittelt, deren Zweck ist, das menschliche Dasein begreiflich zu machen. Wie amerikanische Autoren im 19. Jahrhundert ein entsprechendes Narra-



tiv, das der Wildnis oder den Indianern oder der Sklaverei eine bestimmte Bedeutung zumisst, haben die Deutsch-Amerikaner ihre eigene Kosmologie auch konstruiert, um ihr Dasein in Amerika zu deuten und zu legitimieren. In Zusammenhang mit der melodramatischen Erzählstruktur, vermittelt der deutsche Geheimnisroman ein Weltbild, in dem es einen unerbittlichen Kampf zwischen zwei unversöhnlichen Größen besteht. Im deutschen Geheimnisroman handelt es sich um die unerbittliche Feindschaft und das Ringen um die Macht. Auf der einen Seite steht die katholische Kirche, die sich, zusammen mit ihren Handlangern, den Jesuiten, als Urheber aller menschlichen Laster entpuppt. Vor allem ist die Kirche im Geheimnisroman noch rätselhafter und undurchsichtiger, einfach weil ihre Verbindungen über dem ganzen Erdball erstrecken. Die katholische Kirche ist eine internationale Machtgebilde, die für jeden Nationalstaat eine Gefahr darstellt. Insofern nimmt der Geheimnisroman vorweg, was in der nachfolgenden Generation im neugeschaffenen Bismarckschen Reich stattfinden wird, nämlich den bald auszubrechenden Machtkampf zwischen Preußen-Deutschland und der katholischen Kirche, den so genannten „Kulturkampf“.

Im deutschen Geheimnisroman aber geht es um die große Verschwörung gegen Amerika. Nur interessanterweise ist Amerika nicht völlig schuldlos. Durch seine eigenen Unzulänglichkeiten und Laster ist Amerika mitverantwortlich für den Erfolg der Jesuiten. Die Amerikaner im Geheimnisroman kämpfen nicht um die Rettung ihres Landes vor den Jesuiten. Das wird vorwiegend den Deutsch-Amerikanern überlassen, die als braver Gegner der Jesuiten auftreten. Interessanterweise heben alle drei Autoren, die mit der fehlgeschlagenen Revolution von 1848 sympathisierten, die Biedermeier-Familie als Gegenpol der internationalen Verschwörung hervor. Man darf fragen, ob dies ein Zugeständnis an ihre Leserschaft sei oder ob tatsächlich Bilder und Normen aus der Restaurationszeit die Mentalität dieser Autoren immer noch prägten. Auf jeden Fall tauchen wieder alte, herkömmliche Bilder und Topoi auf, die für die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts charakteristisch waren. Bei Reizenstein begegnen wir dem Prinzen von Württemberg, dem Verkörperung deutschen Geistes und Edelmut, der auf Grund seiner wissenschaftlichen Orientierung das Geheimnisvolle beleuchtet. Bei Klauprecht und Börnstein haben wir es mit mustergültigen deutschen Familien zu tun. Die Steigerwald-Familie gilt anfangs als moralischer Kompass, an dem alle Werte im Roman gemessen werden. Im Gegensatz zu allen anderen Figuren im Roman bilden einige Mitglieder der Steigerwald-Familie eine höhere Art von Menschentypus, der über die profane und geheimnisvolle Welt Amerikas herausragt. Im Börnsteins Roman ist der Gipfel des Biedermeier-Ideals in der Darstellung des Apple-Farms sogar erreicht, wo die Fa-

milie Böttcher ihre Tugendhaftigkeit zur Schau stellen kann, trotz der bevorstehenden Gefahren, die sie unmittelbar bedrohen.<sup>10</sup>

Der deutsche Geheimnisroman schafft einen Raster von Identitätseigenschaften, die für die Konstruktion einer deutschen Identität in Amerika unentbehrlich sind. Kurz gesagt, in allen drei Romanen können die deutschen Leser auf unterschiedliche Weise ihre Identität in Amerika finden und festigen.<sup>11</sup> Besonders in Klauprechts Roman gibt es immer wieder Vergleiche zwischen Deutschen und Amerikanern zugunsten der Deutschen. Nach dem althergebrachten Muster besitzen die Deutschen wahrlich Bildung, Tiefe, Innerlichkeit, Edelmut im Gegensatz zu ihren amerikanischen Gegenspielern, die vom Geld und Habgier besessen sind. Insofern folgt der deutsche Geheimnisroman dem Prinzip der Gegenüberstellung, wo hauptsächlich deutsche und amerikanische Eigenschaften verglichen und bewertet werden. Ein Wir-Sie-Schema entsteht, wenn alles außerhalb der eigenen Volksgruppe marginalisiert wird. Kurz gesagt, der deutsche Geheimnisroman schafft eine deutsche Identität auf Kosten einer einfachen Polarisierung zwischen zwei ungleichen Ethnien.

Dennoch ist der Hauptakzent des deutschen Geheimnisromans nicht die Apotheose der deutschen Kultur in Amerika, denn er ist zu sehr von der *fixe idée* besessen, dass die Welt von geheimen Mächten heimgesucht wird. Die eine Macht des weltweiten Katholizismus ist unheimlich genug; dennoch die zweite Macht ist weitaus gefährlicher, die der Plutokratie. Der Mammon ist überall spürbar sowohl bei den politischen Parteien, als auch in den Geheimlogen oder kriminellen Banden, die die Politik und die Stadt regieren, zumal er leicht Werkzeuge findet, die bereit sind, seinen Willen auszuführen, vor allem die Massen, die nicht nur für den Zerfall der Demokratie mitverantwortlich sind, sondern auch für alle Werte, die eine Gesellschaft menschenwürdig macht. Beide dieser Botschaften suggerieren, dass der Geheimnisroman eine überzeugende Fabel der Moderne sei, d. h. eine negative Moderne, in der die Demokratie und der Fortschritt ständig von den Kräften der Gewalt und der Gesetzlosigkeit unterminiert werden kann.

---

10 Friederich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution*. Bd. 1. Stuttgart: Metzler, 1977-1980, S. 57.

11 Annette Bühler-Dietrich: *German-American Identity in the Novels of Heinrich Bornstein and Otto Ruppis*. In: *Seminar. A Journal of Germanic Studies* 42 (2006), Nr. 3., S. 213.

## Schlussbetrachtung

Zusammenfassend lassen sich folgende Aussagen über den Geheimnisroman machen. Erstens, der Geheimnisroman ist ein Großstadtroman. Als der Geheimnisroman zuerst in den vierziger Jahren des 19. Jahrhundert erschien, war der Verstädterungsprozess so weit fortgeschritten, dass die Stadt nun eine neue Größe in der menschlichen Gesellschaft bildete. Tausende von Menschen strömten in die Städte ein, um ein neues Leben zu gründen. Insbesondere in Nordamerika wuchsen die Städte plötzlich aus dem Nichts mit dem Resultat, dass die Menschen sich in einer neuen Lebenswelt befanden. Die drei Städte, die die oben erwähnten Romane darstellen, Cincinnati, St. Louis, und New Orleans, hatten tatsächlich zu diesem Zeitpunkt eine kurze Geschichte. Trotzdem wurden sie bedeutende Wirtschaftszentren ihrer jeweiligen Regionen. Die rasche Konzentration von Macht und Reichtum kennzeichnete den Wahrnehmungshorizont dieser Epoche.

Um die neue Zeit zu deuten war die Aufgabe der Literatur. Es ist nicht verwunderlich, dass die Stadt erst als Geheimnis dargestellt wurde. Die Stadt war ihren Bewohnern anfangs unheimlich. Neue Strassen, neue Wohnvierteln, neue Transportmittel, neue Kommunikationsmittel waren plötzlich entstanden. Vor allem gehörten neue Menschen aus verschiedenen Teilen der Welt zum Straßenbild. Dazu kam, dass alles ständig in Bewegung schien. Die alten Sitten und Bräuche wurden relativiert, sogar bedroht. Der Geheimnisroman betrachtet als seine Aufgabe, die neuen Urbanisierungsprozesse literarisch zu verarbeiten. Daher gleicht der Erzähler des Geheimnisromans einem Fremdenführer, der die neuen Ankömmlinge eine Einführung in die Geschichte, Geographie, Topographie sowie die weniger bekannten Seiten des Stadtlebens.

Daher besitzt der deutsche Geheimnisroman eine einzigartige Stellung in der deutschen Literatur. Zu diesem Zeitpunkt interessiert sich der deutsche Roman nicht für die Stadt und ihre Kultur. Der Schauplatz des Romans im Vormärz liegt entweder im heimatlichen Dorf, wie bei Berthold Auerbachs großem Erfolg *Die Schwarzwälder Dorfgeschichten* (1843-1854) oder bei Adalbert Stifter im Nachmärz in einer ländlichen Idylle. Einen eigentlichen Stadtroman gab es viel später etwa bei der Entstehung des Naturalismus am Ende des 19. Jahrhunderts.<sup>12</sup>

Zweitens, der deutsche Geheimnisroman ist ein Mischroman. Es lässt sich deutlich feststellen, dass der deutsche Geheimnisroman Motive und Schauplätze

---

12 Herman Glaser: *Wege der deutschen Literatur. Eine geschichtliche Darstellung*. Berlin: Ullstein, 1974, S. 386.

vom Schauerroman übernimmt. Steve Rowan, z. B. meint „Das Buch von Reizenstein steht eher in der Tradition der romantischen Gruselromane, etwa eines E. T. A. Hoffmann und seiner *Elixiere des Teufels* (1815-1816).<sup>13</sup> Dennoch sind manche Geheimnisromane anderen Wegen nachgegangen. Inspiriert von Sue wurde der Geheimnisroman eine neue spannende Variante des Sozialromans.<sup>14</sup> Denn der Geheimnisroman nimmt als sein grosses Sujet die Gesellschaft und alle dazugehörenden Bevölkerungsgruppen und Institutionen. Ferner, der deutsche Geheimnisroman will nicht nur eine Bestandsaufnahme der amerikanischen Gesellschaft machen, sondern auch soziale Misstände beleuchten. Kurz gesagt, er will die Gesellschaft reformieren und neu gestalten.

Der deutsche Geheimnisroman suchte auch andere literarischen Vorbilder aus, wie etwas bei Heinrich Börnsteins oben erwähnten Erfolgroman. Börnsteins Roman weist eine gewisse Vielfältigkeit auf, trotz seiner melodramatischen Grundkomposition. Um seine Leser ständig anzuregen übernimmt er die Erzählstränge des „antikatholischen Romans“, des Westens, ja vor allem die des Familienromans. Patricia Herminghouse schreibt:

But despite the obvious borrowings of motives and characters from Sue, Börnstein, like other authors of the genre, does not merely transfer the Paris plot to an American setting. He tells instead the story of an upright immigrant family whose attempts to become established in farming in the Missouri valley are repeatedly frustrated by two evil forces: a heartless American land speculator with ties to a ruthless underworld gang of killers and counterfeiter, known as the Ravens, and the ubiquitous Jesuits, who stop at nothing, even alliances with the criminal element, in their quest for power and wealth.<sup>15</sup>

Drittens, der deutsche Geheimnisroman ist nicht einfach mit dem Kolportageroman gleichzusetzen. Obwohl der deutsche Geheimnisroman sich an festgefügte Formeln und Motiven hält, zeigt er trotzdem eine fast unbequeme Radikalität in bezug auf die Darstellung kultureller Normen und politischer Grundsätze. Bei Ludwig Reizensteins Roman *Die Geheimnissen von New-Orleans* geht es um die Infragestellung

---

13 Rowan: *Einleitung* (Anm. 5), S. 11.

14 Einige Kritiker tadeln Sué, dass er soziale Fragen durch einen aristokratischen Helden lösen lässt, der eigentlich eine bürgerliche Ideologie verkörpert. Siehe Edward R. Tannenbaum: *The Beginnings of Bleeding-Heart Liberalism. Eugene Sue's 'Les Mysteres de Paris'*. In: *Comparative Studies in Society and History* 3 (1981), Nr. 3, S. 491-507.

15 Patricia Herminghouse: *Radicalism and the 'Great Cause'. The German-American Serial Novel in the Antebellum Era. America and the Germans. An Assessment of a Three-Hundred Year History*. Hrsg. von Frank Trommler und Joseph McVeigh: Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 1985, S. 314.

von politischen sowie sexuellen Normen und Verboten, die für die damalige Zeit unantastbar schien. Nur der radikalste Abolitionist könnte Reizensteins Fabel von Hiram dem Freimauer und Magier, der den amerikanischen Süden eine apokalyptische Strafe erteilen will als Vergeltung für die Erzsünde der Sklaverei, gutheissen. Auch wenn es im Verschwörungsmuster des Geheimnisromans hineinpasst, dass eine tödliche Krankheit von unheimlichen Mächten eine Stadt heimsuchen wird, so hat kein Geheimnisroman eine Katastrophe solchen Ausmasses heraufbeschwört, besonders angeblich als gerechte Strafe für ein nationales Übel. Die Leser der *New Orleans Stadt-Zeitung*, wo Reizensteins Roman erschien, lebten offenbar in einem ganz anderen ideologischen Raum als ihre amerikanischen Mitbürgern, wahrscheinlich wurden sie durch ihre fremde Sprache und Kultur von dem Missmut ihrer Umwelt geschont. Denn sonst hätte Reizenstein das Schicksal anderer Abweichler im alten Süden teilen müssen, nämlich Vertreibung und möglicherweise Tod.

Reizensteins Roman enthält nicht nur eine apokalyptische Grundzug, sondern auch eine utopische Vorstellung, nämlich die Schaffung eines neuen Geschlechts in Amerika. In der Amerika-Literatur ist das kein neues Motiv, nur wenn das neue Geschlecht aus der Verbindung zwischen einem Deutschen und einer sogenannten Farbigen besteht, kann man leicht sehen, dass Reizensteins Roman mächtig provozieren will. Man kann nur Reizensteins Roman mit Charles Sealsfields Romane *Die Farbigen* (1836) und *Das Pflanzlerleben 1* (1836) vergleichen, um festzustellen, wie die Rassenmischung-Problematik (*miscegenation*) in der deutschen Amerika-Literatur behandelt wurde.<sup>16</sup>

Aber der deutsche Geheimnisroman enthält nicht nur eine auffällige Radikalität im bezug auf seine Motiven und Handlungsmuster, sondern auch eine gewisse Ambivalenz, d. h. Komplexität, was seine Protagonisten anbelangt. Das zeigt sich deutlich in Emil Klauprechts Roman, wenn man die Hauptgestalt unter die Lupe nimmt. George Washington Filson dem Namen nach verkörpert das Amerikanertum scheinbar. Er ist auch der Enkel des Pioniers und Schriftstellers John Filson, der daran beteiligt war, den Westen zu erschliessen, vor allem das Ohio-Tal und Kentucky. Filson unterzieht sich des klassischen amerikanischen Initiationsrituals, in dem er im Mexikanischen-Krieg von 1845 kämpft. Es stellt sich heraus, dass sein mysteriöser Gönner nicht weniger als Thomas Hart Benton ist, der berühmter Senator und Befürworter von *manifest destiny*. Insofern glauben wir es mit einem vorbildlichen Amerikaner zu tun. Der Roman aber lässt bestimmte Ungereimtheiten aufkommen. Filson kämpft auch im ersten Schlesweg-Holsteinischen Krieg von

---

<sup>16</sup> Über die Rassenmischungsproblematik bei Sealsfield siehe Jerry Schuchalter: *Frontier and Utopia in the Fiction of Charles Sealsfield*. New York: Lang, 1986, S. 188-213.

1848-51 auf Seiten der Deutschen für, wie es im Roman steht, die deutsche Freiheit gegen die Dänen und wird als grosse Held gefeiert. Er wird auch im Gegensatz zu den anderen amerikanischen Gestalten im Roman als gebildet, musisch, als jemand, der seinen Edelmut beweist, dargestellt. Kurz gesagt, ist Filson ein Amerikaner, der zum Deutschtum übergetreten ist, oder ein neuer Typus von Amerikaner, der eine Symbiose beider Kulturen verkörpert? Der Roman scheint diese Frage offen zu lassen, denn Filson heiratet Johanna Steigerwald, die im Roman als reines, edles, deutsches Mädchen portraitiert wird, eine stereotypische Gestalt, die im deutschen Roman der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts überall zu finden ist.

Letztens, der deutsche Geheimnisroman fungiert als belehrende Fabel für seine Leser in Amerika. Alle drei Romane warnen vor den vielen Gefahren, deren ein Deutscher in Amerika ausgesetzt ist, denn der Deutsche kann seine Kultur, seinen Geist, seine Moral als Folge der Einwanderung verlieren. Emil Klauprechts Roman liefert nochmal einen guten Beleg dafür. Bei Klauprecht sind die Deutschen, die assimiliert sind, schlechtere Menschen als diejenigen Deutschen, die ihrem Deutschtum treu bleiben, vermutlich auf Grund des korrumpierenden Einflusses von der in Amerika florierenden Profitgier und Kunst-Feindlichkeit. Klauprecht zeigt auch, dass die deutsche Tugend allein nicht ausreicht, um in Amerika zurecht-zukommen. Am Ende steht eine mögliche Niederlage. Die wichtige Botschaft, die vom deutschen Geheimnisroman vermittelt wird, ist, dass die viel bejubelte deutsche-amerikanische Symbiose ein risikohaftes Unterfangen sei.

## *Dies ist das rechte Land der Goldgruben*

### Das Amerikabild in der skandinavischen Literatur um 1850

Die Hinweise auf Amerika vor der Unabhängigkeitserklärung von 1776 sind in der skandinavischen Literatur äußerst spärlich und beziehen sich meist auf beide Teile des Kontinents (Nord- und Südamerika).<sup>1</sup> Bereits im 17. Jahrhundert wird Amerika von dem dänischen Barockdichter Thomas Kingo (1634-1703) in einem Gedicht *Samtale med Rygtet* (1697, *Gespräch mit dem Gerücht*). Darin weist er auf Columbus hin: „[...] geboren in Genua. [Er] segelte im Jahre 1492 auf das Meer mit drei Schiffen, fand die neue Welt, wie diese meistens genannt wird, d. h. eine große Anzahl von bisher unbekanntem Ländern und kehrte mit vielen Reichtümern zurück.“<sup>2</sup> Diese Textstelle ist wahrscheinlich die erste Erwähnung von Amerika in der skandinavischen Literatur.

Bei dem dänischen Frühromantiker Johannes Ewald (1743-81) finden wir in seinen Prosafragmenten *De Fremmede* (1772, *Die Fremden*) den ersten Hinweis auf die Westindischen Inseln – seit 1755 dänische Kolonie – und auf die Goldminen auf St. Croix. In seiner Ode an *Indføds-Retten* (1778, *Die Einbürgerung*) zeigt sich Ewald fern von den Goldminen Südamerikas fasziniert und drückt zugleich seine Abscheu gegenüber der Habgier der westlichen Zivilisation aus. Diese Einstellung ist eindeutig ein Echo des Gedankenguts Jean-Jacques Rousseaus und kommt in mehreren Texten der Zeit zum Ausdruck.

Doch erst mit Knud Lyne Rahbek (1760-1830) begegnet uns ein dänischer Autor, der die Vereinigten Staaten als Schauplatz eines ganzen dichterischen Textes

---

<sup>1</sup> *The Image of America in Scandinavia. (Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft, 28)*. Hrsg. von Poul Houe und Sven H. Rossel. Amsterdam/Atlanta: Editions Rodopi, 1994.

<sup>2</sup> Siehe für den dänischen Stoff Sven H. Rossel: *The Image of the United States in Danish Literature: A Survey with Scandinavian Perspectives*. In Houe/Rossel (Hrsg.): *Image* (Anm. 1), S. 1-23; Steffen Elmer Jørgensen: *Ideal or Counterimage? Aspects of the American Cultural Impact on Denmark 1776 to 1995*. Ebd., S. 38-82.

verwendet. In seiner so genannten „Heroide“ *Hanna til Vilhelm* (1781, *Hanna an Vilhelm*) mit dem Untertitel „Während des Nordamerikanischen Krieges geschrieben“ lässt Rahbek, ohne nähere Begründung, den tapferen dänischen Helden Vilhelm unter dem englischen Admiral George Rodney gegen die Franzosen kämpfen. Doch das Hauptthema sind nicht die Kampfhandlungen, sondern Hannas eindringliche Bitte an Vilhelm, ihr treu zu bleiben, wie z. B. – und dies ist natürlich in völliger Übereinstimmung mit den moralisierenden Tendenzen der Zeit – folgende tugendhafte Warnung an Vilhelm: „Doch gib acht, mein Freund, auf die indianischen Mädchen.“

In Schweden hingegen findet man ein weitaus größeres Interesse für die britischen Kolonien in Nordamerika, sogar vor dem 18. Jahrhundert.<sup>3</sup> Die Hauptursache dafür war die Gründung der schwedischen Kolonie „New Sweden“ an der Mündung des Delaware River im Jahr 1638. Diese Kolonie konnte nur einige Jahre existieren, doch einige Schweden siedelten sich dort an und hielten die Verbindung mit ihrem Vaterland aufrecht, nicht zuletzt durch ihre Zugehörigkeit zur schwedischen Staatskirche. Schwedische Pastoren schickten Berichte über die Neue Welt nach Hause, in denen immer wieder auf die pädagogischen Gedanken Benjamin Franklins eingegangen wird.

Eine weitere Ursache für das frühe schwedische Interesse an Amerika war die Reise eines Schülers des Botanikers Carl von Linné, Pehr Kalm (1716-79), nach Nordamerika im Jahr 1747. Kalm hielt sich hier vier Jahre auf und unternahm nicht nur wissenschaftliche Studien der Flora und Fauna, sondern beschäftigte sich auch mit sozialen, politischen und kulturellen Themen. Das Resultat war das dreibändige Werk *En Resa till Norra America* (1753-1761; *Eine Reise nach Nordamerika*), das ein Hauptwerk des Studiums der britischen Kolonien wurde (Übersetzungen: dt. 1754, frz. 1768, engl. 1770/71, holl. 1772).

Auch nach der Unabhängigkeitserklärung ist das öffentliche Interesse an Amerika in Skandinavien eher gering. So werden in Dänemark zwischen 1776 und 1830 lediglich zehn Bücher über die Vereinigten Staaten publiziert. In Schweden jedoch wurde die amerikanische Unabhängigkeit nur wenige Monate nach dem 4. Juli 1776 vom schwedischen König Gustav III. in einem Brief folgendermaßen begrüßt:

Es ist ein Ereignis, das genauso interessant zu verfolgen ist wie die Gründung einer Nation, und wenn ich nicht der wäre, der ich bin, würde ich nach Amerika reisen, um alle Nuancen der Gründung der neuen Republik aus der Nähe beobachten zu können. [...] Vielleicht erleben wir hier das Jahrhundert Ame-

---

<sup>3</sup> Siehe für den schwedischen Stoff Birgitta Steene: *The Swedish Image of America*. In: Houe/Rossel (Hrsg.): *Image* (Anm. 1), S. 145-191.



rikas. [...] Wie dem auch sei, ich kann es nicht lassen, den Mut [der Amerikaner] zu bewundern und ihrer Kühnheit zu applaudieren.<sup>4</sup>

Für König Gustav wie für viele Schweden der damaligen Zeit hatte sich Amerika am Ende des 18. Jahrhunderts als die praktische Folge einer philosophischen und politischen Idee von Liberalismus und Demokratie etabliert und wurde als ein politisches Labor gesehen, in welchem diese Vorstellung dabei war, sich zu verwirklichen. Gustav selbst änderte übrigens später seine Meinung über die amerikanische Revolution und betrachtete die ersten 13 Staaten als illegale Rebellen.

Doch eine Reihe von schwedischen Dichtern und Philosophen feierte weiterhin die neue Nation mit großer rhetorischer Begeisterung als das neue Hellas oder Rom. Bengt Lidner (1757-93), der selbst erwogen hatte, in die Vereinigten Staaten zu emigrieren, schrieb in einem Gedicht mit dem Titel *Året 1783 (Das Jahr 1783)* diese Huldigung:

Möge der Sklave sein Lied mit leicht erworbener Schmeichelei vermischen.  
Mein Gott ist die Freiheit. Mit diesem Geist der Freiheit  
Begrüße ich Euch, o Volk, die ihr Leben gebracht hat!  
Ist in Europa mehr als der bloße Name übriggeblieben?

Anschließend folgt ein Vergleich mit Rom: „seine Stärke ist die Einheit, sein König ist die Freiheit“. Lidner beendet seine äußerst *abstrakte* Lobpreisung auf Amerika mit einer *pragmatischen* Vision der Zukunft der jungen Nation als Landwirtschaftsland und Vorratskammer für die ganze Welt.

Lidners Vergleich zwischen der Antike und Amerika ist natürlich Ausdruck einer Hochschätzung der Neuen Welt als ein Höhepunkt der modernen Humanität und Zivilisation und dominiert bis in das 19. Jahrhundert hinein das Amerikabild in Skandinavien und wohl auch in ganz Europa. Als der Dichter und Geistliche Esaias Tegnér (1782-1846) im Jahre 1817 die Festrede anlässlich des 300. Jahrestages der Reformation hielt, wies er auch auf Amerika hin, natürlich mit einer klassischen Bezugnahme:

Wäre es wahr, wie viele es behaupten, dass der Tag sich im alten Europa verdunkelt, so erhebt er sich wieder weit draußen im Westen, hinter dem Meer, wo die Sonne untergeht, als eine glücklichere Welt. Europa hat bereits viele seiner besten Hoffnungen dorthin geschickt, die Menschheit wird ihre Haus-

---

<sup>4</sup> *Lettres de Gustave III à la comtesse de Boufflers et de la comtesse au roi de 1771 à 1791*. Zitiert nach Harald Elovson: *Amerika i svensk litteratur 1750-1820*. Lund: Gleerup, 1930, S. 82-83.

götter dorthin retten, so wie Aeneas einst seine aus dem untergehenden Ilium rettete.<sup>5</sup>

Und tatsächlich. Bereits 1783 war ein Handelsabkommen zwischen Schweden und den Vereinigten Staaten abgeschlossen worden. Dies stimulierte Ingenieure und Geschäftsleute, Amerika zu besuchen, und ihre Reiseberichte wurden zu einem Subgenre der schwedischen *belles lettres*. In den 1840er Jahren begannen nun die schwedischen Zeitungen Reiseberichte zu veröffentlichen. Eine Reihe von amerikanischen Persönlichkeiten wurden auf ein Piedestal gehoben, vor allem George Washington und Benjamin Franklin sowie der Bischof Johan Olof Wallin (1779-1839), der schon 1837, anlässlich eines offiziellen amerikanischen Flottenbesuchs in Schweden, das Land gepriesen hatte. Er titulierte später in einem Gedicht (ohne Titel) George Washington als „königlicher Präsident“:

In der Friedensversammlung nun saß  
der weise Mann  
mit gleichem Mut in seiner Toga.  
So wie der Tapfere stand bei Trenton, Yorktown und Saratoga.<sup>6</sup>

Doch als die Autorin und Feministin Fredrika Bremer (1801-65) sich Ende 1848 auf ihre zweijährige Amerikareise begab und eine ähnliche positive Auffassung von den Vereinigten Staaten vertrat, stand sie im deutlichen Gegensatz zur schwedischen Intelligenzia der Zeit, die nun von einer negativen Auffassung der Neuen Welt beherrscht war, wo die Menschen ihr Leben ausschließlich im Hinblick aufs Geld organisieren und wo der früher herrschende Idealismus von purem Materialismus abgelöst worden war. Diese Auffassung war besonders in den akademischen Kreisen an der Universität Uppsala verbreitet.

Bereits in den frühen 1840er Jahren hatte Bremer erklärt, dass sie lieber Alexis de Tocquevilles Buch *De la Démocratie en Amérique* (1835-40) lesen wollte als selbst Bücher zu schreiben. Nichtsdestotrotz tat sie beides, und ihre Schriften enthalten zahlreiche Hinweise auf die Vereinigten Staaten, die sie als wegweisend hinsichtlich sozialer Programme, Menschenrechte und der militante Frauenbewegung einschätzt. Bremers Reisebriefe nach Hause wurden später von ihr redigiert und in drei Bänden als *Hemmen i den Nya verlden; en dagbok i bref* (1853/54; *Die Heime in der Neuen Welt; ein Tagebuch in Briefen*) veröffentlicht (engl.: *The Homes of the New World; Impressions of America*, 1854).

---

<sup>5</sup> Esaias Tegnér: *Samlade skrifter*, 2. Stockholm: Svenska Bokförlaget, 1911, S. 18-19.

<sup>6</sup> Johan Olof Wallin: *Samlade Vitterbetsarbeten*, 2. Stockholm: I[sak] M[arcus], 1863, S. 159.

Fredrika Bremer wurde vor allem von ihrer eigenen wagemutigen Natur getrieben. So besuchte sie Gefängnisse in Philadelphia, interessierte sich im Süden für die Sklaven, die in den Baumwollfeldern arbeiteten. Sie schaffte es sogar, bis zu den Zuckerplantagen auf Cuba vorzudringen. Sie beobachtete mit größter Präzision ohne zu verschönern und äußerte immer wieder ihr Mitleid mit den Sklaven und überhaupt mit der Armut, ohne jedoch im politischen Sinne gegen die Verhältnisse zu protestieren. Das kulturelle Zentrum war für Bremer weder New York noch Philadelphia sondern Boston, für sie „das neue Athen“. Sie sah diese Stadt als die Heimat des so genannten Transzendenzialistenkreises, mit dessen Philosophie sie in einem solchen Grad sympathisierte, dass es ihr höchster Wunsch vor der Abreise gewesen war, den Dichter und Philosophen Ralph Waldo Emerson dort zu treffen. Die Begegnung scheint jedoch eine Enttäuschung für sie gewesen zu sein, zum einen wegen Emersons kühler Persönlichkeit und zum andern wegen seines Desinteresses an Fragen der jungen Frauenbewegung, für die sich Bremer so leidenschaftlich engagierte.

Bremer kam mit großen Erwartungen nach Amerika. In einem Brief schrieb sie nach Hause: „Sie wissen es: Ich kam nicht nach Amerika, um neue Dinge zu sehen, sondern vielmehr um neue Hoffnung zu schöpfen. [...] Wonach ich suchte, war *der neue Mensch* und seine Welt, ein neues Menschengeschlecht und seine Auffassung von seiner Zukunft auf der neuen Erde.“<sup>7</sup> Sie suchte nach einem Paradies und fand eine Lebensform voller Energie und Dynamik, obwohl diese nicht, wie sie auch kritisierte, ohne Hektik und Oberflächlichkeit war.

Bremers amerikanische Gastgeber sollen von ihrem Amerikabericht enttäuscht gewesen sein. Doch es besteht kein Zweifel, dass sie dazu beitrug, wieder ein positiveres Amerikabild sowohl in Schweden als auch in Europa – sie war eine der populärsten Autoren ihrer Zeit – vermittelte. Und der Einfluss ihres Reiseberichts kann sogar in der folgenden Periode der skandinavischen Literaturgeschichte festgestellt werden, und zwar während des Naturalismus der 1870er und 1880er Jahre. So nimmt man den Einfluss von Bremer wahr, wenn z. B. Henrik Ibsen (1828-1906) in seinem Stück *Samfundets Støtter* (1877; *Stützen der Gesellschaft*) im 4. Akt Martha Bernick zu der jungen Dina Dorf, die dabei ist nach Amerika zu reisen, sagen lässt: „Nun gehst du dem Glück entgegen, mein hübsches Kind; übers Meer! O, wie oft habe ich mich nicht aus meinem Schulzimmer dorthin gesehnt! Dort muss es wunderbar sein; einen größeren Himmel, die Wolken ziehen höher als hier, eine freiere Luft weht über den Kopf der Menschen.“

---

<sup>7</sup> Fredrika Bremer: *Hemmen i den Nya världen*, 2. Stockholm: Norstedt, 1853-1854, S. 425.

Es wäre sinnlos, von einem Amerikabild in der norwegischen Literatur oder Gesellschaft *vor* 1814 zu sprechen, als Norwegen seine nationale Selbständigkeit von Dänemark und somit seine eigene Verfassung erhielt.<sup>8</sup> Diese neue norwegische Verfassung wurde jedoch von den beiden früher entworfenen amerikanischen Staatsdokumenten aus dem Jahre 1776 stark beeinflusst: von der *Colonies Declaration of Independence* (Unabhängigkeitserklärung der Kolonien) von Thomas Jefferson und der eigentlichen *Declaration of Independence* (Unabhängigkeitserklärung). Gerade Jeffersons Auffassung vom freien und unabhängigen Kleinbauern als Rückgrat und Basis der neuen Demokratie wurde ein Vorbild für die Norweger, und gemeinsam haben *beide* Verfassungen auch ihre geistige Verankerung in der puritanisch-lutherischen Ethik.

In diesem Kontext soll auch darauf hingewiesen werden, dass in den 100 Jahren von 1825 bis 1925 mehrere hunderttausend Norweger in die Vereinigten Staaten emigrierten, wo die meisten von ihnen sich gerade als *Bauern* in dem so genannten American Midwest niederließen. Die Briefe, die diese Auswanderer nach Hause schickten, waren meistens positiv in ihrer Darstellung und stärkten somit das Idealbild des Jeffersonschen Bauern. Nicht nur lockten diese Briefe weitere Norweger, nach Amerika auszuwandern, sondern sie vermittelten auch Informationen über das Alltagsleben draußen in der Prärie.

Die Briefe übten einen solch positiven Einfluss auf das Amerikabild aus, dass der führende romantische Dichter Henrik Wergeland (1806-45) in den 1820er und 30er Jahren der Auffassung war, dass die neue norwegische Verfassung von 1814 in der Nachahmung des amerikanischen Vorbilds nicht weit genug gegangen sei. Für Wergeland, wie für die schwedischen Dichter, waren George Washington und Benjamin Franklin die Freiheitshelden und Vorbilder jeder politischen Handlung, eine Auffassung, die von seinen norwegischen Zeitgenossen geteilt wurde. Diese Haltung erhielt neue Rückenstärkung durch die Julirevolution in Frankreich 1830. Und als die norwegischen Studenten 1831 Geld einsammelten, um den Polen im Freiheitskampf gegen die russische Unterdrückung zu helfen, wurde die Geldsumme an den französischen Revolutionsführer Marquis de Lafayette weitergeleitet, dem „Freund der Freiheit in beiden Welten“.

Als jedoch in den 1830er Jahren die Emigration explosionsartig zunahm, begann Wergeland vor den Vereinigten Staaten zu warnen, ganz einfach deswegen, weil sie zu viele junge arbeitstüchtige Menschen von Norwegen weglockte. In seiner

---

<sup>8</sup> Siehe für den norwegischen Stoff Øyvind T. Gulliksen: *Tunnel of Love: American Influences on Norwegian Culture*. In: Houe/Rossel (Hrsg.): *Image* (Anm. 1), S. 101-127.

Zeitschrift *For Arbeiderklassen* (1839-44; *Für die Arbeiterklasse*) erwähnte Wergeland als eine weit verbreitete Auffassung, dass die „egoistischen Yankees [...] ein Dollarstück dort tragen, wo andere Menschen ihr Herz haben“. Und sein letztes Werk *Fjeldstuen* (1845; *Der Berghof*) ist ein Schauspiel, in dem sich Wergeland offen gegen die Emigration ausspricht: die Agenten, die von einem norwegischen Dorf zum nächsten gingen, um Auswanderer zu werben, erzählen *nicht* die Wahrheit über das so genannte gelobte Land!

Der jüngere Dichter Bjørnstjerne Bjørnson (1832-1910) war noch mehr über einige Aspekte des „American way of life“ verärgert. Die Zeitung, die er 1856-58 herausgibt, *Illustreret Folkeblad* (*Das Illustrierte Volksblatt*) enthält fast ausschließlich negative Berichterstattungen aus den Vereinigten Staaten, diesem „fiebrnden“ Ort, wo „alles und jedermann vom Dampf entweder zur Hölle oder zum Himmel weggefegt wird“. Mit Entsetzen sah Bjørnson, wie der Materialismus in Norwegen durch den Prozess der Industrialisierung immer mehr Fuß fasste, und die Hauptstadt Christiania (später Oslo) dabei war, „eine amerikanische Pionierstadt im Willden Westen“ zu werden.

Doch in den 1860er Jahren sah Bjørnson im steigenden Maße Amerika positiv, als ein Land der großen liberalen und republikanischen Traditionen. Nun begriff man zunehmend die Industrialisierung als Zeichen des Fortschritts und als Ausdruck der amerikanischen Dynamik und Energie. Und als Bjørnson 1880 selbst die Vereinigten Staaten besuchte und sich dort acht Monate aufhielt, gesteht er in seinen Reisebriefen seinen Lesern, dass seine großen Erwartungen von Amerika keinesfalls enttäuscht worden seien.<sup>9</sup> Er hätte dort ein blühendes intellektuelles Leben vorgefunden, eine wahre Demokratie, in der die Frauen Wahlrecht hätten, wo es wenig Diskriminierung gebe und allgemeiner Wohlstand herrsche, – eine positive Einstellung, die Bjørnson mit den anderen Naturalisten der norwegischen Literatur wie z. B. Henrik Ibsen teilte.

Die dänischen Romantiker des frühen 19. Jahrhunderts orientierten sich alle nach dem Süden, nach Deutschland und Italien und nicht nach Westen. Eine wesentliche Ursache dieses fehlenden Interesses an Amerika ist zweifelsohne auch die immer noch sehr geringe Emigration von Dänemark in die Vereinigten Staaten. Um 1830 allerdings beginnt die Massenemigration, die in den 1850er Jahren, nicht zuletzt wegen der Goldfunde in Kalifornien und der Mormonenmission, massiv ansteigt, um schließlich in den 1880er Jahren ihren Höhepunkt zu erreichen.

---

<sup>9</sup>. *Land of the Free: Bjørnstjerne Bjørnson's America letters 1880-1881*. Hrsg. von Einar und Eva Haugen. Northfield, MN: The Norwegian-American Historical Association, 1978.

Ein typischer Ausdruck für die erste Reaktion auf das Goldfieber ist das Gedicht von Christian Winther (1796-1876) *Flugten til Amerika* (*Die Flucht nach Amerika*) von 1835, in dem Amerika als Schlaraffenland geschildert wird, wo Rosinen und Mandeln auf den Bäumen wachsen, wo Schwarzbrot aus Schokolade gebacken wird und wo es Limonade regnet. Dieses Eldorado-Bild wird von Hans Christian Andersen (1805-75) in seinem Trinklied *Brodre meget langt herfra* (1836; *Brüder weit entfernt von hier*) in Richtung Gold und Geld präzisiert: nicht nur sprudeln die Quellen von Champagner, sondern die Strände sind aus Gold, Silber und Gold wachsen auf den Feldern und auf den Wiesen blüht das Geld.

So verheißend ist diese Beschreibung, dass das Lied mit einigen Änderungen in wenigen Jahren eines der populärsten Emigrantentlieder wurde und als propagandistischer Gassenhauer in ganz Skandinavien verbreitet war und bis in unsere Zeit in der mündlichen schwedisch-amerikanischen Volkstradition in Minnesota überlebt hat.

Etwas komplizierter ist das Amerikabild bei einem anderen maßgebenden Romantiker, Bernhard Severin Ingemann (1789-1862). In seinem Roman von 1852, *Landsbybørnene* (*Die Dorfkinder*), übernehmen zwei Mormonenmissionare, die ein dänisches Mädchen zu entführen versuchen, die traditionelle Rolle des Schurken. Die beginnende Emigration nach Kalifornien in den Jahren um 1830, „darunter auch einige Häftlinge“, und auch die Suche nach Gold in diesem Staat, den er anfänglich als das Eldorado-Land wie bei Andersen und Winther schildert, wird erwähnt: „Dies ist das rechte Land der Goldgruben – und dann – dann sind wir alle innerhalb von drei Jahren Millionäre.“ Doch später im gleichen Roman wird diese positive Auffassung durch scharfe Kritik ersetzt. Auf die Behauptung: „Damit ich ein echter, natürlicher Mensch werden kann, muss ich in das Land der Freiheit reisen, wo es nur auf einen selbst ankommt“, reagiert eine der Hauptgestalten des Romans folgendermaßen:

Sind es die Urbewohner in ihren Wäldern, die du besuchen möchtest? Sie sind wohl bald ausgerottet von den edlen Siegern. Soweit ich die amerikanischen Zustände kenne, wirst du dort große Geschäftstüchtigkeit und eine bedeutende politische Entwicklung finden, aber kaum ein höheres geistiges Leben und einen tieferen Sinn für Kunst als in der alten Wiege der Kultur und Geschichte, die du nun dabei bist, in deiner Desillusion zu verlassen.

Dem prächtigen Traum von Kalifornien als ein Paradies auf Erden wird nun durch eine Beschreibung von San Francisco, die Stadt der Kriminalität, eine Wirklichkeit gegenübergestellt, deren Bewohnern Habgier und Goldsucht in die Gesichter geschrieben steht.

Es ist genau der Zusammenstoß zwischen Traum und Wirklichkeit in der Vorstellung von Amerika während der 1830er Jahre und den folgenden Jahrzehnten, der sich auch in den vielen Emigrantenedern, die als Flugblätter gedruckt und verkauft wurden, widerspiegelt. Sowohl das Goldfieber als auch die Mormonenmission wurden zu besonders populären Motiven, in Texttiteln sich niederschlagend: z. B. *Et Brev fra en Guldgraver i Californien til sine Venner i Kjøbenhavn* (Ein Brief von einem Goldgräber in Kalifornien an seine Freunde in Kopenhagen) oder *Den sidste nye Vise om de to Kjøbenhavnske Mursvende, der solgte deres Koner for 2000 Kroner til en Mormonpræst som rejste til Utab med dem* (Das letzte neue Lied über zwei Kopenhagener Maurergesellen, die ihre Ehefrauen für 2000 Kronen an einen Mormonenpriester verkauften, der mit ihnen nach Utab reiste).

Mit seinem Hintergrund in der dänischen Biedermeieridylle von lutheranischer Färbung greift Ingemann nicht nur die Mormonenmission, sondern auch den amerikanischen Materialismus an. Sein Freund und Dichterkollege Carsten Hauch (1790-1872) sieht dagegen in seinem Roman *Robert Fulton* (1853) den Erfolg des amerikanischen Erfinders des Dampfschiffes gerade als ein positives Beispiel für den hartnäckigen amerikanischen Pioniergeist, womit er auf das Amerikabild der 1870er und 1880er Jahre hinweist.

Auch Hans Christian Andersens Amerikabild war ambivalent. Der Märchendichter hatte ausgezeichnete Kontakte zu den Vereinigten Staaten. Bereits in den 1840er Jahren gehörte sein Roman *Kun en Spillemand* (1837; *Nur ein Geiger*) zu den populärsten Romanen beim amerikanischen Publikum. Andersen korrespondierte mit dem Dichter Henry W. Longfellow und mit einer Reihe von anderen amerikanischen Persönlichkeiten, die vergeblich versuchten, ihn zu einer Amerikareise zu überreden. Zehn seiner späteren Märchen erschienen übrigens in amerikanischen Zeitschriften, bevor sie in Dänemark veröffentlicht wurden.

Andersen war imstande, wie im bereits erwähnten Beispiel des Trinkliedes *Brodre meget langt herfra* über das *mythische* Amerika zu schreiben. Aber er kannte auch das *wirkliche* Amerika. In seinem Märchen *Det nye Aarhundredes Musa* (1861; *Die Muse des neuen Jahrhunderts*) versuchte er zu erraten, wo die Muse sich niederlassen möchte. Würde ihr Ziel „[...] Kalifornien sein, jenes Märchenland, wo der Redwood-Baum seine Krone als König der Welt-Wälder erhebt?“ Oder würde es der ganze Kontinent sein: „[...] die Entdeckung von Columbus; jenes Land der Freiheit, dessen Ureinwohner gejagt wurden wie wilde Tiere, wo die Afrikaner zu unterjochten Tieren wurden.“ In dem Märchen *Ærens Torneveie* (1863; *Der dornige Pfad der Ehre*) finden wir den Erfinder des Dampfschiffes Robert Fulton wieder, der durch diese Erfindung „die Stunden in Minuten zwischen den Ländern der Welt verwandelt“. Und in der Science-Fiction-Geschichte *Om Aartusinder* (1852; *In Jahrtausenden*) schildert Andersen eine Gruppe von jungen unternehmungslustigen Amerikanern, die

über den Atlantik auf Flügeln des Dampfes fliegen, um ganz Europa in nur acht Tagen zu besuchen!

Diese beiden Elemente Schnelligkeit und Neugierde wurden – falls die Absicht positiv war – zu den wesentlichen Charakterzügen späterer Portraits der Amerikaner in der skandinavischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Waren sie dagegen *negativ* gemeint, versteckten sich hinter den Worten „Schnelligkeit“ und „Neugierde“ Begriffe wie Oberflächlichkeit und unerwünschte Einmischung.

Abschließend soll nur noch erwähnt werden, dass bei den Vertretern des Realismus und Naturalismus der 1870er und 80er Jahre Werte und Begriffe, die von den Romantikern abgewiesen wurden, wie z. B. materielle Gewinne und Technologiebegeisterung durchaus positiv bewertet werden. Die Vereinigten Staaten werden nun ausschließlich als das Land der Freiheit und der unbegrenzten Möglichkeiten bewundert. Neue Gestalten treten in der Literatur auf: der Emigrant, der potentielle Emigrant oder der zurückgekehrte Emigrant.

In einem Gedicht des schwedischen Lyrikers Gustaf Fröding (1860-1911) in der Sammlung *Gitarr och dragharmonika* (1891; *Gitarre und Ziehharmonika*) mit dem Titel *Farväll (Lebewohl)* wird der *erfolgreiche* Emigrant humorvoll portraitiert. In einem Brief an seine in Schweden verbliebene frühere und nun treulose Geliebte schildert der ausgewanderte Schneidergeselle Johansson – der sich nun als sozialer Aufsteiger Mr. Johansson nennt – wie sie in Amerika hätte leben können, wäre sie bloß mit ihm ausgewandert:

Du hättest mit Hut und Handschuhen spazieren können  
unter vornehmen Amerikanerinnen  
und von Gänsebraten und Spareribs leben können.  
Doch lebewohl, lebewohl.

Mitunter kehrt dieser schwedisch-amerikanische Emigrant auch *zurück* – denn nur der *Erfolgreiche* kehrt zurück – und wird generell in der schwedischen Literatur und Folklore bis in die 1940er Jahre als Mr. Swanson tituliert (früher einfach Svensson): Kaugummi kauend, mit goldener Uhrkette, in einem Cadillac sitzend.

Diese Darstellung ist sicherlich teilweise ironisch, zeigt aber die Spannweite im skandinavischen Amerikabild zwischen Positivem und Negativem, eine Spannweite, die weit in das 20. Jahrhundert das Amerikabild prägt. Doch nun bezieht sich die positive Haltung vor allem auf die technologischen Fortschritte der Vereinigten Staaten, auf die Faszination, die von schnellen Autos, hohen Wolkenkratzern und Dry Martinis ausgeht. Die negative Haltung, die Angriffe auf eben diese Phänomene, finden sich einerseits im konservativ-nationalen Lager, teils im sozialistisch-kommunistischen Lager, und dort natürlich mit einer deutlich politischen Absicht



verknüpft. Die Ambivalenz, die bereits um 1800 unter den skandinavischen Romantikern festzustellen war, ist somit geblieben – bis zum heutigen Tag.



... ein enthusiastischer Verehrer seiner Schriften.  
Zu Karl Maria Kertbenys Sealsfield-Recherchen

Vier Briefe aus der Korrespondenz mit den  
Verlagen Metzler (Stuttgart) und Schultheß (Zürich) von 1879

I. Vorbemerkung

Die briefliche Anfragen, die Karl Maria Kertbeny (Budapest) im Zusammenhang mit seinen Recherchen zur eigenen Sealsfieldforschung an den Verlag Orell, Füßli & Cie. (Zürich), an Leopold Werlitz<sup>1</sup> von der Metzler'schen Buchhandlung (Stuttgart) und an den Verleger Friedrich Schultheß (Zürich) im Jahre 1879 richtet, sind – wie die Antworten aus den Verlagen – in doppelter Hinsicht aufschlussreich.<sup>2</sup> Die Informationen erläutern den frühen Diskurs der Sealsfieldphilologie und Kertbenys individuelle Bemühungen, einen Forschungsgang zu initiieren, der wissenschaftlichen Kriterien folgt und die Öffentlichkeit sachgerecht informiert.

Die Korrespondenz umfasst mindestens acht Schreiben aus der Zeit September bis Oktober 1879. Von diesen werden vier bislang unpublizierte Texte im Fol-

---

<sup>1</sup> Für biographische Zusammenhänge: Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Mit einem Nachwort von Günter Schnitzler. Hildesheim [u. a.]: Olms Presse, 1993. (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Bd. 25. *Supplementreihe. Materialien und Dokumente*. Bd. 1). [Reprint der Ausgabe: Wien/München, 1952] [Sigle: *Biographie*]; Ders.: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke*. Hrsg. von Alexander Ritter. (Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Bd. 29. *Supplementreihe. Materialien und Dokumente*. Bd. 5). Hildesheim: Olms, 2010. [Aktualisierter Reprint der Ausgabe: Wien [1955]] [Sigle: *Briefe*]

<sup>2</sup> Zu Sealsfields Verlagsbeziehungen grundsätzlich: Alexander Ritter: *Charles Sealsfields Geschäftsbeziehungen zu den Verlagen Brockhaus (Leipzig), Julius Baedeker (Elberfeld), Orell, Füßli & Cie. und Friedrich Schultheß (Zürich). Inhaltliche Buchmarktferne, verlagsgeschäftliche Absprachefehler und limitierte Buchzirkulation*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (*SealsfieldBibliothek*; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Praesens, 2008, S. 81-126.

genden vorgestellt.<sup>3</sup> Sowohl Kertbenys Anfrage bei Orell, Füssli & Cie. als auch die mögliche Antwort sind noch unbekannt. Der Briefwechsel mit der Metzler'schen Buchhandlung umfasst wahrscheinlich insgesamt vier Schreiben: die erste Anfrage Kertbenys vermutlich vom September 1879 (Bislang unbekannt), die Antwort aus Stuttgart eventuell im Oktober, die vorliegende Reaktion Kertbenys vom 12. Oktober 1879, verbunden mit zusätzlichen Erkundigungen, wobei anzunehmen ist, dass es daraufhin eine weitere Antwort aus Stuttgart gegeben hat. Der Briefwechsel mit Friedrich Schultheß besteht wahrscheinlich lediglich aus den beiden hier nachgedruckten Schreiben: Kertbenys Anfrage vom 12. Oktober 1879 und Schultheß' Antwort vom 16. Oktober 1879. Um diese Briefe angemessen verstehen zu können, bedarf es zuvor einiger Hinweise zum Korrespondenzkontext.

Der intellektuelle Publizist Karl Maria Kertbeny (1824-1882) ist ein erfolgreicher Journalist, Reiseschriftsteller, Übersetzer, Bibliograph und autodidaktischer Literaturwissenschaftler, ausgewiesen durch eine große Zahl von international erschienenen Publikationen.<sup>4</sup> Der Kontakt zwischen Kertbeny und Charles Sealsfield in Solothurn (Schweiz) beginnt im Juni 1860. Der Besucher gewinnt Einblick in die Schreibwerkstatt des Autors, auch wenn dieser seit dem Jahre 1843 nichts mehr publiziert, aber doch weiterhin an Texten gearbeitet hat. Auf der Grundlage solcher privaten Beziehung und der damit verbundenen Kenntnisse veröffentlicht Kertbeny mehrere vor allem biographisch orientierte Arbeiten über ihn.<sup>5</sup> Im Jahre seiner Anfragen 1879 ist Kertbeny 55 Jahre alt und schwer erkrankt.

---

<sup>3</sup> Die Dokumente hat freundlicherweise Walter Grünzweig für die Publikation zur Verfügung gestellt (Kertbeny Nachlass: Oct. Germ, Ungarische Nationalbibliothek Budapest). Der Abdruck erfolgt auf Grund der an Grünzweig gegebenen Genehmigung der Budapester Nationalbibliothek. Heinrich Tuitje (Göttingen) danke ich für die professionelle Transkription.

<sup>4</sup> Judit Takács: *The double life of Kertbeny*. In: *Past and Present of Radical Sexual Politics. Working Papers*. Hrsg. von Gert Hekma. Amsterdam: Mosse Foundation, 2004, S. 26-40; Walter Grünzweig: *Charles Sealsfield, Karl Maria Kertbeny und der frühe europäische Homosexualitätsdiskurs*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 145-161. – Vgl. die zahlreichen Texte Kertbenys zu Sealsfield, die Eduard Castle in die *Quellenschriften* aufgenommen hat: Eduard Castle: *Das Geheimnis des Großen Unbekannten. Charles Sealsfield (Karl Postl). Die Quellenschriften*. Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Bd. 26. *Supplementreihe. Materialien und Dokumente*. Bd. 2. Hildesheim [u. a.]: Olms Presse, 1995. [Reprint mit einem Vorwort von Wynfrid Kriegleder: Wien, 1942]

<sup>5</sup> Castle: *Quellenschriften* (Anm. 4).

Das persönliche Verhältnis zu Sealsfield, seine Veröffentlichungen über ihn und die Anregung aus der Redaktion des *Magazins für die Literatur des Auslandes*,<sup>6</sup> für das er seit 30 Jahren nach eigener Aussage Beiträge liefert, führt zu dem Projekt einer ersten Sealsfield-Monographie. Als er die hier dokumentierten Recherchen durchführt, sind davon bereits Teile niedergeschrieben. Zu einem Abschluss der Arbeit aber kommt es offenbar nicht.<sup>7</sup>

In diesem Kontext müssen die Anfragen bei den Verlegern gesehen werden. Es sind seine Einschätzung von Sealsfields als bedeutsamem Schriftsteller, die persönliche Sealsfieldkenntnis und sämtliche unzulänglichen Informationen in den gängigen Nachlagewerken sowie die – nach seiner Ansicht – eher wissenschaftlich dilettantischen Bemühungen von Victor Hamburger<sup>8</sup>, Alfred Hartmann<sup>9</sup>, Friedrich Hemmann<sup>10</sup> und Leo Smolle<sup>11</sup>, welche ihn zu seinen Erkundigungen motivieren.

Geht man von dieser Annahme aus, dann sind drei Fragen zu beantworten. Welcher Beschaffenheit sind die Dokumente? Wer sind die Beteiligten und um welche Gegenstände geht es? Welchen Erkenntniswert haben sie für die Sealsfieldforschung?

---

<sup>6</sup> *Magazin für die Literatur des Auslandes*. Hrsg. von der *Allgemeinen Preussischen Staatszeitung*. Gründer und Chefredakteur Joseph Lehmann. Berlin: Dümmler, 1832-1878 / Leipzig: Friedrich, 1879-1880.

<sup>7</sup> Eine publizistische Folge seiner Recherchen ist u. a. die folgende Artikelserie: *Die Rätsel in Charles Sealsfields Leben*. In: *Deutsche Zeitung* vom 6., 7., 12., 13., 15., 16. Oktober 1880, Nr. 3147-48, 3153-57.

<sup>8</sup> Victor Hamburger: *Sealsfield-Postl. Bisber unveröffentlichte Briefe und Mitteilungen zu seiner Biographie*. Wien: Rosner, 1879.

<sup>9</sup> [Alfred Hartmann]: *Aesthetische Rückblicke*. In: *Der Bund* vom 30. Dezember 1858. Nr. 360; Ders.: *Der deutsch-amerikanische Romantiker*. In: *Die Gartenlaube* (1864). Nr. 4. S. 53-55; Ders.: *Sealsfield*. In: *Morgenblatt für gebildete Stände* vom 16. September 1864. Nr. 38. S. 908-910; ders.: [Charles Sealsfield]. in: *Allgemeine Zeitung*. Beilage vom 11. April 1866. Nr. 101, S. 1655f.

<sup>10</sup> Fr[iedrich] Hemmann: *Etwas über Charles Sealsfield*. In: *Gegenwart* 14 (1878). Nr. 36, S. 149151.; Ders.: *Erinnerungen an Charles Sealsfield*. In: *Nord und Süd* 10 (September 1879). S. 312-338; Ders.: *Sealsfield-Postl*. In: *Nord und Süd* 50 (1889). S. 337-352.

<sup>11</sup> Leo Smolle: *Zur Erinnerung an Charles Sealsfield*. In: *Deutsche Zeitung* vom 29. Mai 1874. Nr. 863; Ders.: *Charles Sealsfield. Ein biographisch-literarisches Charakterbild*. Wien: Hölder, 1875.

II. Leopold Werlitz' Brief (Metzler'sche Buchhandlung) an  
Karl Maria Kertbeny  
vom [?] Oktober [?] 1879

Bei dem ersten Schreiben der Dokumentation handelt es sich um die Reaktion der Metzler'schen Buchhandlung auf die Anfrage Kertbenys. Dem Brief fehlen die Standardinformationen zum Urheber, Adressaten und zur Datierung. Diese lassen sich aber aus dem Text selbst, aus Kertbenys Antwort vom 12. Oktober 1879 und dessen Schreiben an Friedrich Schultheß vom 12. Oktober 1879 rekonstruieren.

Verfasser ist Leopold Werlitz, seit dem Tod des Vorbesitzers Heinrich Erhard 1873 Miteigentümer des Verlages.<sup>12</sup> Es ist davon auszugehen, dass Kertbeny sich im September 1879 nach Stuttgart gewandt hat. In diesem oder im Folgemonat ist wohl auch die Antwort erfolgt. Werlitz verfasst eine kenntnisreiche und ausführliche Stellungnahme, sachlich im Tonfall, informativ in den Mitteilungen. Die sechseinhalb Seiten sind mit Bleistift beschrieben, teilweise schwer lesbar und mit etlichen Korrekturen wie Streichungen versehen. Ob es sich lediglich um einen Entwurf handelt, kann nicht eingeschätzt werden.

Schließt man von den Antworten auf Kertbenys Fragen, dann richten sich seine Anfragen auf die folgenden Sachverhalte: das persönliche Verhältnis zwischen Sealsfield und Erhard, die Korrespondenzunterlagen, die Auflagenpolitik und Vertragsgeschichte, die komplizierten Geschäftsbedingungen im Zusammenhang mit dem Roman *Das Cajütenbuch oder Nationale Charakteristiken*, die unpublizierten Manuskripte des Romans *Osten und Westen* und der *Kleinen Lebensbilder*.

Vieles von dem, was Werlitz mitteilt, ist der Forschung bekannt, manches neu oder zumindest aufschlussreich akzentuiert. Das gilt beispielsweise auch für die Einschätzung der persönlichen wie geschäftlichen Beziehung zwischen Verleger und Autor. Interessant sind drei Aspekte. Der eine bezieht sich auf Sealsfields Kontaktaufnahme mit Erhard. Dabei bestätigt sich erneut sein Selbstverständnis als freier Schriftsteller und über die Publikationsszene bestens informierter und pragmatisch vorgehender Unternehmer; denn er ist ganz offensichtlich mit seiner Betreuung durch die Schweizer Verlage Orell, Füßli & Cie sowie Friedrich Schultheß un-

---

<sup>12</sup> Charles Sealsfields Gesprächspartner in der Metzler'schen Buchhandlung ist der gebildete Besitzer Heinrich Erhard (1796-1873), der das Unternehmen von 1815 bis zu seinem Tode führt und es zu einem der führenden deutschen Verlage macht. Seine Nachfolger sind die Schwiegersöhne Leopold Werlitz und Adolf Bonz, die ab 1843 bzw. 1851 zu Teilhabern werden und mit dem Tod Erhards das Geschäft gemeinsam übernehmen.

zufrieden, weil beide am Rande des deutschen Literaturmarktes angesiedelt sind und im verlegerischen Gesamtbetrieb nur mittelmäßige Bedeutung haben. Darum wird er, wahrscheinlich während seines Aufenthaltes in dem Dorf Tägerweilen (Tägerwilen; Kanton Thurgau, Schweiz) im Sommer 1841,<sup>13</sup> von des Verlegers Erhard Anwesenheit erfahren und den Kontakt gesucht haben, um einen traditionsreichen Verlag zu gewinnen (gegr. 1682), dem in der Tat in der deutschen Verlagslandschaft erhebliche Bedeutung zukommt.<sup>14</sup> Es ist zutreffend, wenn Werlitz schreibt, zwischen beiden habe es keine grundsätzlichen Konflikte gegeben, auch wenn Sealsfield nicht immer mit Erhards Verlegerverhalten ihm gegenüber zufrieden ist, letztlich aber seit dem Beginn der Zusammenarbeit dessen Rat immer geschätzt hat. Eine wichtige Nachricht für die aktuelle Korrespondenzrecherche ist der Hinweis, dass es 1789 nur ganz wenige Briefe im Besitz des Verlages gegeben habe, die meisten der sicherlich umfangreichen Korrespondenzunterlagen in Privathand gelangt seien. Weil das Metzlersche Verlagshaus in der Nacht vom 7./8. Oktober 1943 durch einen Bombenangriff völlig zerstört worden ist und damit auch die gesamten Archivalien verbrannt sind, können von dieser Seite keine neuen Unterlagen zur Geschäftsbeziehung Sealsfield/Metzler erwartet werden. Die Korrespondenzsuche hat sich im Hinblick auf Metzler an die Öffentlichkeit zu wenden, um den Besitz von Briefen in Privathand aufzuspüren.

Die mitgeteilten Daten zu Verträgen, Auflagenhöhe und Verkaufszahlen ergänzen die Kenntnisse der Forschung. Dabei wird erneut deutlich, dass Sealsfields Texte nicht zu den besonders erfolgreichen Publikationen des Verlages zählen, dem Autor aber teilweise Honorare in erheblicher Höhe gezahlt worden sind, die eine zusätzliche Begründung für die bemerkenswerte Größenordnung seines Privatvermögens liefern, welches er zusätzlich durch Aktienspekulationen kumuliert hat. Mit dem Verweis auf die Differenz von vereinbarter Auflagenhöhe und tatsächlichem Verkauf unterstreicht Werlitz wiederholt geäußerte Annahmen der Forschung, dass Sealsfield nämlich dazu neigt, mit den vereinbarten Auflagenhöhen zu renommieren und sich zum besonders erfolgreichen Autor zu stilisieren, die Forschung dem teilweise unkritisch folgt und dabei den Unterschied von Verlagsprojektion und tat-

---

<sup>13</sup> Sealsfield hält sich im August und September 1841, dann wieder von Mai bis Oktober 1842 Tägerweilen auf. Hier könnte er Kontakt zur Familie Egloff aufgenommen haben.

<sup>14</sup> Neben der weithin bekannten Sammlung griechischer und lateinischer Klassiker zählen zu den Hausautoren Gotthold Ephraim Lessing, Miguel de Cervantes (dt. Übers.), William Shakespeare (übers. von J. H. Voss und Söhnen), Johann Heinrich Voss, Christian Friedrich Daniel Schubart, Friedrich Schiller, Josef Viktor von Scheffel, Joseph Görres, Wilhelm Hauff, Edward Bulwer-Lytton (dt. Übers.). – Reinhard Wittmann: *Ein Verlag und seine Geschichte, 300 Jahre J. B. Metzler Stuttgart*. Stuttgart: Metzler, 1982.

sächlichen Verkaufszahlen vernachlässigt. Hilfreich sind die Erläuterungen der tatsächlich komplexen Publikationsgeschichte seines erfolgreichsten Romans *Das Cajütenbuch oder nationale Charakteristiken*, mit denen einige Umstände zu Erst- und Folgeauflagen, Restbeständen und Kostenrechnungen in den Geschäftsbeziehungen zwischen Friedrich Schultheß (Zürich), Julius Bädeker (Essen/Elberfeld) und der Metzler'schen Buchhandlung (Stuttgart) geklärt werden.

Hinsichtlich der weiteren Schreibaktivitäten nach der Publikation von *Süden und Norden* (1842/43) bestätigt Werlitz, was Kertbeny in seinem Antwortschreiben vom 12. Oktober noch einmal unterstreicht. Sealsfield habe ihm tatsächlich ein Manuskript mit dem Titel *Osten und Westen* vorgezeigt, so dass man annehmen kann, auch von den erwähnten *Kleinen Lebensbildern* habe eine Ausarbeitung existiert. Es scheint aber so zu sein, dass der Autor zum einen von beiden Texten inhaltlich nicht unbedingt überzeugt gewesen ist, wenn er Erhard mitteilt, er müsse vor einer Fertigstellung unbedingt die USA bereisen, was er dann auch in der Zeit von 1853 bis 1858 unternimmt. Dieser mehrjährige Aufenthalt des Sechzigjährigen dient – so ist wohl zu vermuten – der Verifizierung und Aktualisierung seiner Informationen in dem neuen Roman.<sup>15</sup> Zum ändern scheint sein Zögern gegenüber dem Verlag auch dadurch zu begründet zu sein, dass er – denkt man an Kertbenys Schilderung des Manuskriptzustandes von *Osten und Westen* – nicht mehr über die zureichende Gestaltungskraft verfügt hat, eine druckfertige Unterlage für die Publikation einzureichen.

### III. Kertbenys Brief an die Metzler'sche Buchhandlung (Stuttgart) vom 12. Oktober 1879

Bei dem zweiten Schreiben handelt es sich um den Antwortbrief von Kertbeny, datiert vom 12. Oktober 1879, gerichtet an den nicht namentlich genannten Leopold Werlitz von der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart.<sup>16</sup> Er reagiert damit auf dessen Brief vom selben Monat. Dieser besteht aus zwei eng beschriebenen Seiten. Kertbeny verwendet Briefpapier, das im Kopf links seinen aufgedruckten Nachnamen trägt. Anschrift des Absenders und Datum sind am oberen Rand vermerkt.

---

<sup>15</sup> Vgl. hierzu: Castle: *Biographie* (Anm. 1), S. 574-577.

<sup>16</sup> Der Name des Adressaten lässt sich über Kertbenys Schreiben an Friedrich Schultheß erschließen.



Kertbeny geht systematisch vor. Er organisiert den Text in sechs Gedanken-schritte. Im Auftakt spricht er Werlitz seinen Dank für die Auskünfte aus und unterstreicht in pathetischer Weise dessen Reaktion als wichtigen Dienst für die „Literaturgeschichte“. Verbunden damit kann er aber eine kritische Anmerkung zur Säumigkeit nicht verschweigen, mit der man auf sein Anliegen reagiert habe.

Aufschlussreich ist nun, dass sich Victor Hamburger vor Kertbeny gleichfalls an Metzler gewandt und von dort 15 Sealsfieldbriefe erhalten hat, allerdings – und das moniert Kertbeny – ohne sich der für die Korrespondenzauswertung erforderlichen biographischen und publikationsgeschichtlichen Begleitumstände vergewissert zu haben. Darüber spürbar verärgert, qualifiziert er diesen als „oberflächliche[n] Kompilator [...] ohne Verständnis“ ab und signalisiert damit, wie er sich, als seriöser Wissenschaftler, in Konkurrenz zu seinen Mitstreitern versteht, die sich um das geistige Erbe Sealsfields und dessen öffentliche Verwertung zur selben Zeit bemühen.

Mit Blick auf die Mitteilungen in dem Antwortbrief von Werlitz spricht Kertbeny von „kostbaren Mittheilungen“, auf Grund derer sich für ihn weitere Einzelfragen ergäben, besonders vor dem Hintergrund der fehlerhaften Informationen in den gängigen Lexika und Bibliographien.

Sein zentraler Frageteil besteht aus sechs durchnummerierten Komplexen. Der erste bezieht sich auf die unklaren bibliographischen Aussagen zum Verlag der Erstveröffentlichung des Romans *Morton oder die große Tour* in den Nachschlagewerken von Kaiser und Wurzbach.<sup>17</sup> Kertbeny erfragt die Daten bei Metzler, weil man in Stuttgart 1844 die zweite Auflage unter diesem endgültigen Titel druckt, auch die dritte im Rahmen der *Gesammelten Werke* 1846. Folglich müsse man bei Metzler über die erste Auflage bei Orell, Füßli & Cie. in Zürich 1835 unter dem vorläufigen Titel *Die große Tour* informiert sein.<sup>18</sup>

---

<sup>17</sup> [Charles Sealsfield]: *Die große Tour*. 2 Bde. *Lebensbilder aus beiden Hemisphären*, 1.2) Zürich: Orell, Füßli & Cie, 1835.

<sup>18</sup> Die Fakten dazu lassen sich aus der vertraglichen Absprache mit Julius Bädeker (Elberfeld) über eine Verwertungszeit für das *Kajütenbuch* bis Ende 1851 entnehmen. Verlagsvertrag zwischen Julius Bädeker (Elberfeld) und der J. B. Metzler'schen Buchhandlung (Stuttgart) vom 19./27. September 1845 über die Aufnahme des *Kajütenbuchs* als Band 14 und 15 in die *Gesammelten Werke* von Charles Sealsfield bei der Metzler'schen Buchhandlung. In: *Briefe* (Anm. 1), S. 194-198; Heinrich Erhard an Sealsfield vom 24./28. September 1845. In: Ebd., S. 199-209; vgl. auch die Briefe: Ebd., S. 188f., 193-206, 209, 216.

Der zweite Fragekomplex befasst sich mit den für Kertbeny und die Nachschlagewerkautoren verwirrenden Angaben zu Werkgeschichte von Sealsfields *Caajütenbuch oder Nationale Charakteristiken*. Unklar bleiben ihm trotz der Auskünfte von Werlitz die verlagsrechtlichen Zuständigkeiten, die Erscheinungschronologie und Honorarabrechnung. Aus der Verbindung seiner Kenntnisse mit den Informationen von Werlitz schließt Kertbeny auf die folgende Publikationsgeschichte. Der Roman erscheint, obwohl es mit Bädeker einen Vertrag gibt, 1841 – verwunderlich ist die vermutlich von Kertbeny angemerkte Infragestellung dieses Erscheinungsjahres – zuerst bei Metzler, dann in zweiter Auflage 1844 im Rahmen der Gesamtausgabe, und erst 1869 gehen die Rechte von Bädeker an Metzler über, d. h. bis dahin sei wohl der Verkaufserlös an Bädeker weitergeleitet worden. Faktisch wird es wohl so gewesen sein, dass Schultheß den Roman zuerst veröffentlicht, Bädeker den Satz für eine Titelaufgabe übernimmt (1841), diese dann mit entsprechenden Vereinbarungen an Metzler weiterreicht, der zusätzlich die Restbestände von Schultheß ankauft.

Irritierend ist weiterhin in diesem Zusammenhang, dass Kertbenys Abschrift eines Briefes von Sealsfield an Bädeker vom 29. September 1842 kürzlich bekannt geworden ist, in dem ersterer Bädekera Ansinnen vom 25. August 1842 ablehnt, seinen Roman ins Programm aufzunehmen und mit dieser Information die komplexen Geschäftsverbindungen zwischen Sealsfield, Bädeker und Heinrich Erhard (Metzler) weiter verkompliziert:<sup>19</sup>

Die Verleger

Bädeker, Julius, in Iserlohn. Er führte 1841-43 mit das Geschäft in Essen,<sup>[20]</sup> gründete 1843 die Firma Bädeker in Elberfeld, u 1846 als Filiale auch noch die in Iserlohn, wo er nun seit 1852 allein domiziliert ist. Um sich einen Verlag zu begründen, schrieb er 25 Aug. 1842 an Sealsfield, für dessen Romane er sehr begeistert war. Er erhielt folgende, in der Handschrift schwer leserliche Antwort:

Euer Wohlgeboren! Indem ich vorerst die Ehre der Autorschaft des Werks Der Legitime und die Republikaner, Lebensbilder etc. abzulehnen habe, gestehe ich recht gerne, dasz ich der bevollmächtigte Herausgeber bin, und dasz mich Dero Anerkennung vom 25. Aug. sehr gefreut hat. Auch würde es mir lieb gewesen seyn, Ihren ehrenhaften Wunsch, die berührten Werke in Verlag

---

<sup>19</sup> Anm. 3.

<sup>20</sup> Julius Bädeker (1814-1880), nach dem Studium von Geschichte und Philosophie an der Universität Halle in der Buchhandlung seines Onkels G. D. Bädeker (Essen) tätig, führt das Geschäft nach dessen Tod 1841 für zwei Jahre und gründet 1843 eine Verlagsbuchhandlung in Elberfeld und Iserlohn (Ritter: *Geschäftsbeziehungen* (Anm. 2)).

## Zu Karl Maria Kertbenys Sealsfield-Recherchen

zu übernehmen, früher gekannt zu haben. Es hätte sich dann gewiss manches thun lassen. So wie die Sachen jedoch stehen, sehe ich mich leider bemüssigt, Ihnen auf Ihr Gehrtes v. 25 Aug. zu erwiedern, daß ich im Namen, und mit vollständiger Beistimmung des Herrn Verfassers – mit Herrn Heinrich Erhard, Besitzer der Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart, contrahirt habe, und dasz eine Herausgabe sämmtlicher Werke um so weniger [Kertbenys Auslassung], als dieses Werk, und zwar das bedeutendste in II Auflage in gedachter Buchhandlung jetzt erscheint – denn sobald die andern vergriffen seyn werden – dann nachfolgen sollen. Doch hat sich auf der andern Seite der Verfasser nicht für [Kertbenys Auslassung] an besagtes Haus gebunden – und so wird es allerdings möglich, dasz derselbe eines oder das andre seiner Werke Euer Wohlgeboren überlassen dürfte. Sollte dieser Fall eintreten würde es mich sehr freuen, als Vermittler [(sowohl), Streichung Kertbenys Euer Wohlgeboren sowohl als dem Verfasser dienen zu können.

Noch habe ich zu bemerken, dasz Ihr ebenso werthes, als für den Verfasser schmeichelhaftes Schreiben erst vor einigen Tagen – nachdem ich von einer etwas grossen Sommer Tour zurückgekehrt bin – zukam – ich es also erst jetzt beantworten konnte.

Genehmigen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung mit der ich bin Euer Wohlgeboren ergebenster

Sealsfield

Zürich den 29 Sept 1842

(Mit Poststempel: Schafhausen 1 Okt.)

Auch nach dem Vorliegen der Informationen aus dem Metzler-Verlag sind die offensichtlichen Widersprüche von damaligem und heutigem Informationsstand auffällig. Warum es diese Divergenzen im offenbar verlagsrechtlich schwierigen Fall des *Cajütenbuchs* gibt, kann nur vermutet werden. Entweder hält Werlitz genaue Angaben aus geschäftlichen Gründen zurück, verfügt selbst nur über einen lückenhaften Informationsstand oder antwortet, ohne selbst genau in den Geschäftsunterlagen nachgeschaut zu haben.

Kertbenys dritte Frage nach Verlag und Erscheinungsdatum von *Süden und Norden* wird der Verleger in dem Sinne beantwortet haben, dass der Roman zuerst als dreibändige Separatedition bei Metzler 1842-43 und gleichzeitig als Bd. 16-18 innerhalb der *Gesammelten Werke* (1842-46) erschienen sei, nicht jedoch im Rahmen der Taschenbuchausgabe (1845-46).

Die unter Ziffer vier zusammengestellten Erkundigungen zu den in der Tat unübersichtlichen Erscheinungsjahren der Romane haben ihre Ursache in der verlegerischen Entscheidung, Sealsfields Werk in einer möglichst ökonomischen und werbewirksamen Organisation dem Buchhandel anzubieten. Hauptüberlegung ist dabei vermutlich die mehrfache Nutzung des kostspieligen Satzes. Das führt zu der

Offerte von Einzelditionen (*Cajütenbuch, Süden und Norden*), zur Reihenverwertung (*Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre*) sowie zur Verwendung innerhalb von Gesamtedition (*Gesammelte Werke*, 18 Bde.) und preiswerter Auswahledition (*Gesammelte Werke*, 15 Bde./Taschenbuchausgabe).

Interessant sind Kertbenys Hinweise auf den im Manuskript fertig gestellten Roman *Ost und West*, für den Erhard jedoch keinen Markt sieht, den Druck ablehnt und den Autor auf spätere Zeiten vertröstet.<sup>21</sup> Das wiederum steht im Widerspruch zu der Aussage von Werlitz, man habe Sealsfield mehrfach vergeblich aufgefordert, sein Manuskript für den Druck einzureichen. Sowohl dieses Manuskript als auch die weiterhin erwähnten Skripten *Kleine Lebensbilder* und *Erinnerungen an Arenenberg* sind wohl mit der Haushaltsauflösung in Solothurn vernichtet worden.

#### IV. Kertbenys Brief an den Verleger Friedrich Schultheß (Zürich) vom 12. Oktober 1879

Auch das zweite Schreiben, diesmal an den anderen wichtigen Verleger Sealsfields, Friedrich Schultheß (Zürich), am selben Tag verfasst wie die Anfrage bei Metzler, gehört mit seinem Anliegen gleichfalls in diesen Zusammenhang der literarhistorischen Recherche für die in Arbeit befindliche Monographie.<sup>22</sup>

Das Dokument besteht aus zwei Bögen, eng beschrieben, wie das erste ausgeführt in schwer lesbarer Schrift, bedingt durch fortschreitende Erblindung. Um sein Ansinnen an den Verleger mit diesem ersten Schreiben möglichst seriös und somit überzeugend erscheinen zu lassen, hebt er seine fachliche Autorität durch zwei Bedingungen hervor. Er wählt für den ersten Bogen Briefpapier, das jeweils am linken und recht Rand mit 17 bibliographischen Hinweisen eng bedruckt ist, die über Teile seiner – wie es in einer dazugehörigen Notiz heißt – insgesamt „182 deutschen Publikationen“ informieren. Diese privatwissenschaftliche Begründung, die sein seriöses Ansinnen autorisieren soll, betont er zusätzlich durch mehrfache Wiederholung des ausschließlich literarhistorischen Anspruchs. Diesen sichert er durch einen Rückverweis auf staatliches Interesse zusätzlich ab, indem er seiner Unterschrift hinzufügt, dass er sich quasi „Im Auftrag des k. ung. Ministeriums für

---

<sup>21</sup> Anm. 15.

<sup>22</sup> Heinz Albers-Schönberg, Charlotte Homburger und Hans Reise: *Die Geschichte des Verlages Schultheß. Die ersten 120 Jahre*. Zürich: Schultheß Polygraphischer Verlag, 1991; Ritter: *Geschäftsbeziehungen* (Anm. 2).

Kultur u Unterricht“ und als Redakteur „der 4 Bde. , *Muy. nat. u. intern. Bibliografie*“ an den Adressaten wende.

Der Adressat ist Friedrich Schultheß-Meyer (1832-1904), Sohn von Friedrich Schultheß-von Grebel (1804-1869), Sealsfields früherem Geschäftspartner. Der jetzige Firmeninhaber übernimmt mit dem Tode seines Vaters die Leitung des Verlages, die er von 1869 bis 1899 innehat. Kertbenys Anfrage vom 12. Oktober beantwortet er umgehend am 16. Oktober. Dass er die gestellten Fragen auf der Rückseite von Kertbeny erstem Briefbogen in überaus wortkarger Manier beantwortet, in einem Schlusssatz auf die unzulängliche Frankierung und die damit für ihn entstandenen Kosten hinweist, signalisiert, wie lästig ihm die Nachricht aus Budapest ist.

Kertbeny organisiert seinen Gedankengang in sieben, taktisch geschickt angelegten Schritten, um von seinem ernsthaften Ansinnen zu überzeugen und die Bereitschaft des Adressaten zu fördern, ihm detailliert Auskunft zu geben.

Bevor er die eigentlichen Anliegen vorträgt, skizziert er in fünf Präliminarien die Voraussetzungen dazu. Um sich vorzustellen und mit seinem Anliegen beim Verleger Glaubwürdigkeit zu erreichen, setzt er mit einem Hinweis auf seine spezifische Fachkompetenz ein, indem er die genauen bibliographischen Daten seiner letzten Publikation über Sealsfield von 1864 nennt und damit demjenigen, der die weiteren Beiträge zu Sealsfield kennt, suggeriert, er vertrete den aktuellen Stand der Auseinandersetzung mit dem Schriftsteller. Damit dieser Anspruch überzeugend wirkt, skizziert er die bisherige Forschungslage und bewertet sie als unzulänglich.

Weil das nach seiner Ansicht so ist und er so indirekt mitteilt, dass das geändert werden müsse, informiert Kertbeny über seine bereits begonnene Arbeit an der Sealsfield-Monographie.<sup>23</sup> Dieser Hinweis auf sein Projekt dient ihm als sachgerechte Begründung sowohl für seine Kritik an den bisherigen Publikationen zu Sealsfield als auch an den unzulänglich aufklärenden Nachschlagewerken, aber auch dafür, seine eigenen Kenntnislücken im Dienste zuverlässiger Forschung füllen zu müssen.<sup>24</sup> Damit dieses möglich sei, so heißt es, habe er bereits an Metzler geschrieben und sei mit Auskünften über Sealsfield großzügig versorgt worden. Metzlers Entgegenkommen wiederum nutzt er in diesem Schreiben an den Schultheß-Verlag

---

<sup>23</sup> Anm. 5.

<sup>24</sup> Die von Kertbeny angesprochene und in Teilen fertiggestellte Monografie ist vermutlich auf Grund seiner gesundheitlichen Beeinträchtigungen nicht fertiggestellt und somit auch nicht publiziert worden. Es kann also davon ausgegangen werden, dass Manuskriptteile und Materialsammlung sich möglicherweise noch im Kertbeny-Nachlass befinden.

als Überzeugungshilfe dafür, auch aus Zürich genaue Informationen über die Zusammenarbeit zwischen dem Schriftsteller und seinem Verleger zu erhalten.

Seine Anliegen stellt er in fünf Fragekomplexen zusammen, damit die Verlegeraussage möglichst faktengerecht und dem eigenen Sachinteresse dienlich ausfällt. Mit der Beantwortung von Kertbenys Schreiben richtet sich Schultheß konsequent nach dem Fragenkatalog. Seine Antworten fallen wortkarg, daher in der Sache ungenau aus, und signalisieren dem Fragesteller, dass sie auf wenig Interesse stoßen. Die folgenden Erläuterungen verbinden beide Aussagen.

In Korrektur der unzuverlässigen bibliographischen Erfassung von Sealsfields Romanen aus dem Verlagsprogramm des Schultheß-Verlages vergewissert sich Kertbeny in einem ersten publikationsgeschichtlich orientierten Schritt, welche der Texte tatsächlich verlegt worden und noch erhältlich seien. Bemerkenswert sind zwei Hinweise. Der eine bezieht sich auf das *Cajütenbuch*, das in „Essen“ – einer der Stammsitze der Verlegerfamilie Bädeker – an Metzler übergeben worden sein soll, wobei der Urheber der Transaktion, denkbar sind Bädeker und Schultheß, und die Art des Gegenstandes, Restposten oder Verlagsrechte, unklar bleiben. Der andere Hinweis informiert darüber, dass noch Ende der 1870er Jahre Romane von Sealsfield im Angebot des Zürcher Verlages seien, nämlich „4 Bde. Neue Land- und Seebilder“. Schultheß geht weder auf die Transaktion in Essen noch auf die Lagerhaltung von Sealsfields Texten weiter ein und teilt lediglich mit, dass sein Verlag „wahrscheinlich 1841“ alles im Zusammenhang mit dem *Cajütenbuch* (Restposten/Verlagsrecht) an Metzler verkauft habe.

Mit seiner zweiten Frage spricht Kertbeny einen wichtigen Sachverhalt an, nämlich den Verlegerwechsel von Orell, Füßli & Cie. zum Schultheß-Verlag, dessen Ursachen auch heute noch nicht geklärt sind und nur als Folge der unterschiedlichen Geschäftsbedingungen angenommen werden konnten. Schultheß gibt sich ebenfalls nicht informiert, vermutet aber, ausschlaggebend seien die zunehmend enge Freundschaft zwischen Sealsfield und seinem Vater sowie der offenbar bekannte ‚schwierige‘ geschäftliche Umgang mit dem Konkurrenten. Es sind aber wohl doch die vergleichsweise vorteilhafteren Geschäftsbedingungen bei Schultheß, auf die bereits in der Forschung hingewiesen worden ist: größere Auflagenmenge (durchschnittlich 1108 Exemplare/Schultheß, – 762 Exemplare/Orell, Füßli & Cie.), ein höheres Bogenhonorar, verbesserte Zahlungsbedingungen und grundsätzlich zugebilligte Büchereinsicht.<sup>25</sup>

---

<sup>25</sup> Ritter: *Geschäftsbeziehungen* (Anm. 2), S. 98-117.

Mit seiner dritten Frage thematisiert Kertbeny jene biographisch zentrale Frage, wann und wie Postl mit seinem Pseudonym Sealsfield in Geschäften – bei Orell und Schultheß noch anonym publizierend – beim Verleger und auch in der weiteren Öffentlichkeit von Zürich umgegangen sei oder aber ob er aus Gründen des Selbstschutzes gesellschaftliche Distanz gewahrt habe. Schultheß' Antwort bestätigt Sealsfields soziale Aufgeschlossenheit innerhalb der Zürcher gehobenen Gesellschaft, damit aber auch gleichzeitig seine umtriebige und geschäftstüchtige Art, in jeder neuen Umgebung möglichst rasch den Kontakt zu einflussreichen Bürgern aufzunehmen, um informiert zu sein, sich durch Beziehungen geschäftliche Vorteile zu verschaffen, unter den Honoratioren sich als erfolgreich schriftstellernder Amerikaner interessant zu machen und seiner bekannten Eitelkeit zu genügen.

Die beiden letzten Erkundigungen betreffen vor allem verlagsgeschichtliche Zusammenhänge, Verlagsverträge, Auflagenmengen, Honorarsummen und die dazugehörige Korrespondenz. Auch hierauf reagiert Schultheß kurz angebunden und ausweichend. Pauschal negiert er, das es noch schriftliche Unterlagen gebe, und vermutet, alle Absprachen etc. habe man mündlich geregelt. Das aber trifft nicht zu. Es ist in der Tat keine Korrespondenz überliefert, aber es existieren Verlagsverträge und Eintragung im vorhandenen Hauptbuch des Verlages.<sup>26</sup> Man kann hinsichtlich Schultheß' dilatorischen Reagierens und unzutreffender Auskunft nur vermuten, dass er auf Geschäftsinterna nicht eingehen will, wohl aber auch die Mühe scheut, in alten Geschäftsunterlagen nachzuschauen.

## V. Zusammenfassung

Der Erkenntnisgewinn ist nicht überwältigend relevant für die Sealsfield-Forschung. Auf einige aufschlussreiche Sachverhalte kann jedoch hingewiesen werden:

Kertbeny gehört zu denjenigen philologisch geschulten Persönlichkeiten, die Sealsfield noch erlebt haben. Seine Begegnungen mit dem Autor folgen neben dem privaten einem wissenschaftlichen Interesse. Entsprechend sachorientiert fallen seine Gespräche mit dem Schriftsteller aus. Daher vermittelt die hier vorlegte Korrespondenz mit Sealsfields wichtigen Geschäftspartnern Einsicht in das Engagement Kertbenys, in seine fachkundlichen Recherchen und in seine Arbeitsweise.

- Aufschlussreich ist sein Hinweis auf die Vorbereitungen einer Monographie zu Sealsfields Leben und Werk. Es kann davon ausgegangen werden, dass er

---

<sup>26</sup> Ebd.

mit dieser Publikation angestrebt hat, biographische Ungereimtheiten nach dem Wissensstand seiner Zeit zu klären, bibliographische Informationen zu korrigieren und zu komplettieren, den Stand der aktuellen Sealsfield-Forschung kritisch vorzustellen und über die Werk- und Wirkungsgeschichte zu informieren. Das Auffinden des fragmentarisch gebliebenen Manuskriptes wäre u. U. eine Bereicherung für den Sealsfielddiskurs der Zeit.

- Die Briefe erweitern die Kenntnis von der komplexen Werkgeschichte des Romans *Cajütenbuch*.
- Das gilt ebenfalls für einige Aspekte zum Verhältnis von Sealsfield zu den beiden Zürcher Verlagen sowie seine gezielte Kontaktaufnahme mit der Metzler'schen Buchhandlung, um den publizistischen Verbreitungsradius seiner Werke zu erweitern.
- Im Hinblick auf Sealsfields Verhalten während seines Aufenthaltes in Zürich bestätigen die Schreiben sein taktisch gesteuertes Aufsuchen der lokalen Öffentlichkeit.

## Dokumentation

KARL MARIA KERTBENY (BUDAPEST) AN [?]  
(ORELL, FÜSSLI & CIE., ZÜRICH) VOM [?] SEPTEMBER[?] 1879

(bislang nicht bekannt)

[?] (ORELL, FÜSSLI & CIE., ZÜRICH) AN  
KARL MARIA KERTBENY (BUDAPEST) VOM [?] 1879

(bislang nicht bekannt)

KARL MARIA KERTBENY (BUDAPEST) AN  
LEOPOLD WERLITZ (METZLER'SCHE BUCHHANDLUNG, STUTTGART)  
VOM [?] SEPTEMBER 1879

(bislang nicht bekannt)



LEOPOLD WERLITZ (METZLER'SCHE BUCHHANDLUNG, STUTTGART)  
AN KARL MARIA KERTBENY (BUDAPEST)  
VOM [?] OKTOBER 1879

[Textvorlage ohne Anrede, Datierung und Unterschrift]<sup>27</sup>

Mein Schwiegervater Heinr. Erhard<sup>[28]</sup> lernte [Sealsfield] gelegentlich einer Reise im Sommer 1841 in der Schweiz kennen,<sup>[29]</sup> wo Sealsfield äußerte, daß sich Zürich nicht als Verlagsort für seine Schriften eigne und er beabsichtige solche in Stuttgart in neuer Auflage erscheinen zu lassen. Damit wurde der Übergang von seinen Schriften in den Metzler'schen Verlag angebahnt.<sup>[30]</sup>

Außer den von Hamburger veröffentlichten Briefen, besitzen wir noch etwa drei bis vier weitere, die aus den Jahren 1843 bis 1845 datieren und nur den Verlagsvertrag berühren,<sup>[31]</sup> die übrigen scheinen auf unerklärliche Weise in die Hände von Autographensammlern gelangt zu sein.<sup>[32]</sup>

Wer Lowes war, ist Metzler unbekannt.<sup>[33]</sup> Die von mir beabsichtigte Beigabe von Sealsfields Portrait zu seinen Schriften,<sup>[34]</sup> unterblieb auf seinen Wunsch.

---

<sup>27</sup> Auf Grund des offenbar mit Bleistift verfassten Briefes, der zahlreichen Korrekturen und schwierigen Lesbarkeit kann vermutet werden, dass es sich um einen Entwurf handelt, der für den Versand abgeschrieben worden ist. Dagegen spricht allerdings die Herkunft der Textvorlage aus dem Nachlass von Kertbeny.

<sup>28</sup> Verfasser ist der Verlagsbuchhändler und – zusammen mit seinem Schwager Adolf Bonz – Verlagsbesitzer (seit 1873) Leopold Werlitz (1815-1900), Schwiegersohn des vormaligen Eigners der Metzler'schen Buchhandlung Heinrich Erhard.

<sup>29</sup> Vermutlich sind sich Sealsfield und Erhard in Tägerwilen im ersten Halbjahr 1841 begegnet, denn bereits am 10. August reklamiert Sealsfield gegenüber Erhard, dass die Post ihm ein am 7. August nicht korrekt deklariertes Paket an die Metzler'sche Buchhandlung wieder zurückgesandt habe<sup>34</sup>.

<sup>30</sup> Der Wechsel vom Schultheß-Verlag zur Metzler'schen Buchhandlung zeigt, wie aufmerksam Sealsfield von der Peripherie des deutschsprachigen Raumes den Literaturmarkt in Mitteleuropa beobachtet und sich zutreffenderweise von dem renommierten Stuttgarter Unternehmen eine größere Verbreitung seiner Schriften verspricht.

<sup>31</sup> Castle dokumentiert aus dem hier genannten Zeitraum für das Jahr 1843 keine Dokumente, für die Zeit 1844/45 mehrere Verträge und Schreiben. (Castle: *Briefe* (Anm. 1), S. 183-209).

<sup>32</sup> Dieser Hinweis informiert über eine umfangreiche Korrespondenz und ihren Verbleib. Für die Forschung empfiehlt es sich daher, über öffentliche Aufrufe nach diesen Autographen zu suchen.

<sup>33</sup> Franz Melchior Theodor Loës (geb. 1811), Buchhändler aus Erfurt, wohnt in Schaffhausen vom 7. Juli 1840 bis 1847 (Wohnung: Vordergasse, Paradiesvogel; Sporenngäsch, Habicht),

Die Gedichte von Carl Morel sind nicht im Metzler'schen Verlag erschienen u. sind meines Wissens auch niemals gedruckt worden.<sup>[35]</sup> H. Erhard hat Sealsfield einmal in Schaffhausen besucht. Das Todesjahr von H. Erhard ist 1873.

Sealsfield und Erhard haben sich niemals überworfen. Die Correspondenz zwischen beiden wurde wohl nur unterbrochen, weil keine näheren Anknüpfungspunkte zur Fortsetzung vorlagen.

Der Grund, weshalb seit 32 Jahren keine neue Auflage erschien, ist einfach der, daß weder die Octavausgabe<sup>[36]</sup> noch die Taschenausgabe<sup>[37]</sup> vergriffen wurde. Jahre lang ruhte der Absatz an Exemplaren fast ganz, erst seit den letzten drei Jahren ist wieder Besserung [2] damit eingetreten und wenn diese anhält, werden die jetzt noch vorrätigen 200 Exemplare der Taschenausgabe vielleicht innerhalb 3 Jahren verkauft werden. Von der Taschenausgabe besitzen wir noch etwa 20 Exemplare.

Am 14 Juli 1844 liegt ein Verlags=Vertrag mit der Metzler'schen Buchhandlung vor, in welchem über ein neues Werk unter dem Titel „Osten u Westen“ in drei Bänden Verein-

---

Associé der Brodmannschen Buchhandlung und Init=Redacteur des Tagblattes (Hinweis im Schutzverwandtenregister) (Auskunft. Stadtarchiv Schaffhausen, Register Schutzverwandte C II 07.05.04.01/02, Eintrag Nr. 1066. Sealsfield an Erhard vom August 1847. In: Castle: *Briefe* (Anm. 1), S. 216. Sealsfield bezeichnet in diesem Schreiben den nicht näher vorgestellten „Loves“ als „Vaurien“ (frz., Canaille, Bandit). Dieses Urteil muss im Kontext der politisch und geschäftlich komplizierten lokalen wie regionalen Ereignisse gesehen werden, die sich im Zusammenhang mit dem Wirken des bedeutenden Lithographen und Begründers der „Brodtmann'schen Buch- und Kunsthandlung“ Carl Joseph Brodtmann ereignen. Im Mittelpunkt stehen die Buchhandlung, der von Loës zur Bürgerrechtsannahme gedrängte Brodtmann, die komplexe Zeitungsszene und das von Brodtmann und Loës herausgegebene *Tagblatt für Schaffhausen* (1840-1847), politische Intrigen, Verschuldung der Brodtmann'schen Buchhandlung, die ab 1841 Franz Loës und Johann Conrad Laffon weiterführen und von 1846 an in den Besitz von Christian Friedrich Stötzner übergeht. Literatur: Max Ruh: Brodtmann, Carl Joseph (1787-1862). In: *Schaffhauser Beiträge zur Geschichte*. Hrsg. vom Historischen Verein Schaffhausen. Bd. 81. Schaffhausen: Historischer Verein Schaffhausen, 2007, S. 71-80.

<sup>34</sup> Gemeint ist die einzige Photographie von Sealsfield aus dem Jahre 1864 (Castle: *Biographie* (Anm. 1)).

<sup>35</sup> Karl Morel: *Gedichte*. St. Gallen: J. Tschudi, 1852. Sealsfield hat sich mit einem Schreiben vom 4. Dezember 1847 gegenüber Erhard für den Druck der Gedichte eingesetzt. (Castle: *Briefe* (Anm. 1), S. 222f.)

<sup>36</sup> Charles Sealsfield: *Gesammelte Werke*. Th. 1-18. Stuttgart: Metzler'sche Buchhandlung, 1842-46. (Oktavausgabe)

<sup>37</sup> Charles Sealsfield: *Gesammelte Werke*. Th. 1-15. Stuttgart: Metzler'sche Buchhandlung, 1845-46. (Taschenausgabe)

barungen getroffen sind.<sup>[38]</sup> In diesem Vertrag ist zugleich gesagt „Sollte die Vollendung dieses Werkes (Osten u. Westen) aus unvorhergesehenen Hindernissen sich verzögern, so überläßt der Verfasser der Buchhandlung und diese übernimmt ein anderes Werk: „Kleine Lebensbilder in drei Bänden enthaltend.“<sup>[39]</sup>

Sealsfield theilte damals mündlich mit, daß er vor der Herausgabe von „Osten u Westen“ noch nach Amerika reisen müsse.<sup>[40]</sup> Er lieferte aber auch nach seiner Rückkehr aus Amerika kein Manuskript, obwohl er mehrfach daran erinnert wurde. Vielleicht gab dies theilweise Veranlassung zur Unterbrechung des Briefwechsels mit Erhard. Das Manuskript mußte übrigens nach Äußerungen von ihm schon beim Abschluß des Vertrages nahezu fertig gewesen sein u. wenn unter seinem Nachlaß nichts davon vorgefunden wurde, so muß er es vor seinem Tode vernichtet haben, wie überhaupt seinen schriftlichen Nachlaß. Über Herkunft u. Leben des großen [3] reichbegabten Mannes mag sicher aufgekläret sein, über sein Thun u. Treiben in Amerika herrscht aber beinahe noch gänzlich Dunkel u wird es wohl auch so bleiben.<sup>[41]</sup>

Der erste Vertrag wurde Stuttgart 3 Sept. und Tegernweiler den 7 Septemb 1841 abgeschlossen<sup>[42]</sup> und zwar über die Lebensbilder I Band, enthaltend neue Auflagen der bei Orell, Füßli erschienenen zwei Bände Transatlantische Reiseskizzen Lebensbilder II Band, enthaltend neue Auflage des ebendasselbst erschienenen dritten Bandes der Lebensbilder aus

---

<sup>38</sup> Werlitz nennt für den Vertragsabschluss das Datum: 14. Juli 1844. Das bei Castle abgedruckte Dokument (*Briefe*, (Anm. 1), S. 186-188) trägt das Datum: 10. Juli 1844 und ist offenkundig textidentisch mit dem von Werlitz angegebenen.

<sup>39</sup> Castle: *Briefe*, S. 187, Absatz e).

<sup>40</sup> Die nächste Reise Sealsfields nach Amerika erfolgt 1853 und dauert bis 1858. Der Anlass dafür ist sein Interesse am aktuellen Stand der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung in den Staaten, die Überprüfung dieser Verhältnisse im Hinblick auf die Aktualität seines neuen Buches, die Inaugenscheinnahme der wirtschaftlichen Entwicklung im Zusammenhang mit seinem Besitz amerikanischer Aktien und vor allem die Erlangung der amerikanischen Staatsbürgerschaft samt Pass, was eine fünfjährige Anwesenheit im Land voraussetzt. – Alexander Ritter: *Grenzübertritt und Schattentausch: Der österreichische Priester Carl Postl und seine vage staatsbürgerliche Identität als amerikanischer Literat Charles Sealsfield. Eine Dokumentation*. In: *Freiburger Universitätsblätter* 38 (1999), H. 143, S. 39-71. Wieder in: *Sealsfield-Studien 2. (Schriftenreihe der Charles Sealsfield-Gesellschaft; 12)* Hrsg. von Alexander Ritter. München: Charles Sealsfield-Gesellschaft, 2000. S. 81-122.

<sup>41</sup> Vgl. Castle: *Biographie* (Anm. 1); Alexander Ritter: *Fluchtpunkt Kittanning, Pennsylvania (USA) oder: Die inszenierte ‚Geburt‘ des Amerikaners Carl Moritz Zeifels alias Charles Sealsfield. Eine Dokumentation*. In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika. (SealsfieldBibliothek; 5)* Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Edition Praesens, 2007. S. 207-285.

<sup>42</sup> Castle: *Briefe* (Anm. 1), S. 168-170.

beiden Hemisphären Lebensbilder III=V, enthaltend neue Auflage der bei Schultheß erschienenen 4=6 der Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Die Reste der früheren Auflagen übernahm Metzler von den beiden Verlagen Orell Füssli u Schultheß. Am 20 November 1841 wurde der Verlagsvertrag über Süden u Norden abgeschlossen.<sup>[43]</sup>

Am 14 Juli 1844 wurde ein Verlagsvertrag über die zweite Auflage der Schriften: Der Legitime 3 Bände – Virey 3 Bände – Lebensbilder aus beiden Hemisphären I u II Band abgeschlossen und von Sealsfield in Brugg (Schweiz) unterzeichnet.<sup>[44]</sup> Zugleich wurde in diesem Vertrag vereinbart, daß diese sowie die früher an Metzler überangenen Lebensbilder in zwei Ausgaben erscheinen u zwar einer Octavausgabe und einer billigen Taschenausgabe, beide unter dem Generaltitel „Gesammelte Werke. Der Cajütenbuchausgabe hatte Sealsfield [4] schon vor seiner Bekanntschaft mit Erhard Herrn *Bädeker* in Essen als Verlag zugesagt,<sup>[45]</sup> jedoch erschien das Werk gar nicht unter der letzteren Firma, sondern allein unter der Metzler'schen, nachdem mit ihm (Bädeker) darüber eine Vereinbarung getroffen war. Am 17 Juli 1869 wurde auch das Cajütenbuch vertragsgemäß Verlageigenthum der Metzler'schen Buchhandlung.

[In dem oben erwähnten Vertrag vom 14 Juli 1844 wurde ferner vereinbart, daß neben der Ausgabe im Octavformat auch eine billige Taschenausgabe erscheinen solle, welche dann auch in dem Zeitraum von 1845 bis 1847 erschienen ist.]<sup>[46]</sup>

Sealsfield erhielt für die in 1000 Exemplaren gedruckte Octavausgabe, so wie früher die 8,000 Exemplare zu druckende billige Taschenausgabe zusammen 25,000 Gulden Sg und für „Süden und Norden“ extra 38 Sg 30 Kr pro Druckbogen bei einer Auflage von 1500 Exemplaren.<sup>[47]</sup> Von der Taschenausgabe wurden übrigens nur 4,000 gedruckt, indem

---

<sup>43</sup> Baden, Kanton Aargau, den 14. November und Stuttgart, den 20. November 1841. In: Castle: *Briefe* (Anm. 1), S. 171-173.

<sup>44</sup> Stuttgart, den 10. Juli 1844 und Brugg, den 14. Juli 1844. – Sealsfield hält sich nachweislich im Sommer 1844, 1845 und 1863 zur Wasserkur in Brugg auf, wahrscheinlich auf Schloss Brestenberg (erb. 1625), wie er am 16. August 1845 an Melchior Esslinger nach Zürich schreibt. (Castle: *Briefe* (Anm. 1), S. 192). Die barocke Anlage südlich von Seengen (Kanton Aargau) liegt am Hallwilersee. Ab 1844, nunmehr im Besitz des Arztes Adolf Erismann, entsteht eine Wasserkuranstalt mit einem Saalbau für Aufenthaltsräume und Bäder.

<sup>45</sup> Verlagsvertrag zwischen Sealsfield und Bädeker: Elberfeld, den 13. August 1844 und Brugg, den 18. August 1844. In: Castle: *Briefe* (Anm. 1), S. 188f.

<sup>46</sup> Im Brief vom Verfasser gestrichen.

<sup>47</sup> Gulden Sg [Silbergulden]: Nach der Reichsmünzordnung von 1559 blieb der Gulden auch nach 1809 bis 1876 in Süddeutschland und Österreich in Gebrauch; Kr: Kreuzer. – Verlagsvertrag zu *Süden und Norden* zwischen Sealsfield und der Metzler'schen Buchhandlung: Baden, den 14. November 1941 und Stuttgart, den 20. November 1841. In: Castle: *Briefe* (Anm. 1),

sich die Metzler'sche Buchhandlung vorbehielt die weiteren 4,000 erst nach Bedarf zu drucken. Die gedruckten 4,000 Exemplare sind jedoch bis jetzt noch nicht verkauft, sondern es sind davon, wie schon oben bemerkt, noch circa 200 Exemp vorhanden. Süden und Norden ist in diese Taschenausgabe in 15 Theilen nicht mit aufgenommen worden. In [5] der Octavausgabe der gesammelten Werke bildet dieses Werk den 16-18 Band, ist aber seit 3 Jahren vergriffen. Eine neue Auflage zu drucken war nicht rathsam, da zum Verkauf der in nur 1500 Exemplaren gedruckten ersten Auflage mehr als 30[?] Jahre notwendig waren.

Wie aus Obigem hervorgeht sind beiden Ausgaben (Octav- u. Taschenformat) mit Ausnahme von Band 16-18 der Octavausgabe, Süden und Norden enthaltend, noch zu haben u. können von jeder Buchhandlung, die Octavausgabe um 17 Mark die Taschenausgabe um 13 Mark, bezogen werden. [6]

1) Die erste Auflage von Morton ist in keinem Catalog aufgeführt; wahrscheinlich ist die erste Auflage gar nicht in deutscher, sondern nur in Englischer Sprache (London oder New=York) erschienen. Es ist dies fast mit Sicherheit anzunehmen. Vielleicht fand die erste Veröffentlichung auch in einem Journal statt.<sup>[48]</sup>

2) Sealsfield hatte die zweyte Auflage vom Cajütenbuch (wie schon mitgetheilt) Herrn Bädeker im Jahre 1841 zugesagt,<sup>[49]</sup> dieselbe erschien aber erst im Jahre 1846 und zwar nur unter der Firma Metzler.<sup>[50]</sup> Die erste Auflage ist im Jahre 1841 bei Schultheß, Zürich erschienen, also im gleichen Jahre, wo Sealsfield mit Bädeker über eine künftige zweite Auflage gesprochen.<sup>[51]</sup> Das Werk fand damals so günstige Aufnahme, daß eine zweyte Auflage in baldiger Aussicht stand. Metzler übernahm denn auch im Jahre 1845/46 den Druck und den Vertrieb dieser zweyten Auflage und zahlte später an Bädeker den sich bei dem Notenrechnen herausstellenden Gewinn.<sup>[52]</sup> Im Jahre ging das Verlagsrecht mit den Vorräthen in Metzler's Eigenthum über.

---

S. 171f.

<sup>48</sup> [Anon.]: *Die große Tour*. [usw.] Bd. 1.2. Zürich: Orell, Füßli & Cie., 1835; *Morton, oder die große Tour*. [usw.] Th. 1.2. 2. durchges. Auflage Stuttgart: Metzler'sche Buchhandlung, 1844; dass., 3. durchges. Auflage, ebd. 1846.

<sup>49</sup> Die erste Auflage des *Cajütenbuchs* erscheint 1841 bei Schultheß in Zürich, gleichzeitig als Titelaufgabe (Bestandsrest von Orell, Füßli & Cie.) bei Bädeker in Elberfeld [1841] und Metzler in Stuttgart [1841].

<sup>50</sup> Die zweite und dritte Auflage publiziert die Metzler'sche Buchhandlung 1846(?).

<sup>51</sup> Anm. 49.

<sup>52</sup> Vermutlich hat Metzler den Satz oder Restbestände von Bädeker übernommen, um den Aufwand eines Neusatzes einzusparen.

3) Süden und Norden 3 Bände erschienen in den Jahren 1842/43 bei Metzler als ganz neues Werk.<sup>[53]</sup> Erst im Jahre 1846 wurden die von der Auflage noch nicht verkauften Exemplare der Octav-Ausgabe der gesammelten Werke als XVI bis XVIII. Band angereicht. Es blieben auf dem Spezialtitel die Jahreszahlen 1842/43, während der Generaltitel die Jahreszahlen 1842/43, während der Generaltitel (Band XVI=XVIII) die Jahreszahl 1846 erhielt. Wurzbachs Angabe des Verlagsortes mit Zürich ist also falsch. [7]

4) Die Lebensbilder erschienen 1843 als zweite Auflage in einer besonderen Ausgabe, wo an eine Gesamtausgabe der Schriften Sealsfields noch nicht gedacht wurde; erst nachdem Metzler auch das Verlagsrecht für eine zweyte Auflage erworben hatte, konnte jene projectirt werden. Die gesammelten Werke begannen dann mit dem 1844 gedruckten Legitimen, Virey u. Morton, welche Band I-VIII einnahmen, hierauf wurden die Lebensbilder, welche schon 1843 in größerer Auflage gedruckt und von welcher noch im Jahre 1844 etwa 800 Exemp unverkauft waren, als Band IX=XIII aufgenommen. – Was die hier in Punkt 4 erwähnte Behauptung Wurzbachs betrifft, so ist diese durch den oben geführten Aufschluß in Punkt 2 bezüglich des Cajütenbuches widerlegt.

5) Christophorus Bärenhäuter wurde auf Verlangen Sealsfields nicht neu aufgelegt. Die „Neuen Land- u. Seebilder“ sind noch jetzt Verlag von Schultheß und im Buchhandel zu haben. Dieselben umfassen 4 Bände und sind 1840 erschienen.

6) „Osten und Westen“ sowie die Kleinen Lebensbilder müssen bei Abschluß des Verlagsvertrages, wenn auch vielleicht nicht ganz, so doch jedenfalls nahezu fertig gewesen sein, wie er dies denn auch nicht allein mündlich, sondern auch schriftlich gegen [Erhard: gestrichen] Metzler geäußert hat. Sealsfield's letzte Reise nach Amerika stand übrigens im Zusammenhang mit der Herausgabe dieser beiden Werke.<sup>[54]</sup>

---

<sup>53</sup> Anm 47.

<sup>54</sup> Sealsfield hält sich von 1853 bis 1858 in den Staaten auf. Hauptanliegen ist es, amerikanischer Staatsbürger zu werden und einen amerikanischen Pass zu erhalten. (Anm. 40)

KARL MARIA KERBENY (BUDAPEST) AN LEOPOLD WERLITZ  
(METZLERSCHE BUCHHANDLUNG STUTTGART) VOM 12. OKTOBER  
1879

Budapest. Ofner Bruckbad. Am 12 Okt 1879. Sonntag Morgens

Kertbeny

Hochgeehrtester Herr!

Ich wüßte nicht, was mir soviel Freude gemacht hätte, als die Güte, daß Sie, und zwar so reichlich, meine Anfrage wegen Sealsfield beantworteten; u ich hoffe, auch die Literaturgeschichte wird Ihnen diese Zuvorkommenheit danken.

Jedoch, ich war bereits kleinmüthig geworden, u ersuchte daher den neuen Redakteur des „Magazins f. Lit. d. Auslandes“ D<sup>r</sup> Ed[uard] Engel in Berlin,<sup>[55]</sup> sich mit der Bitte an Sie zu wenden, meinen Anfragebrief vom Sept. einer gef. Antwort zu würdigen.<sup>[56]</sup> Nun ist diese Sache, Gottlob, sehr hübsch u dankenswerth erledigt.

Nun staune ich aber um so mehr, daß sich nicht schon Hamburger diese Daten von Ihnen erbat, ohne welchen Kommentar S.s 15 Briefe unverständliches Makulatur sind! Es scheint aber, Hamburger ist ein junger, sehr oberflächlicher Kompilator, ohne Verständniß für die historischen Seiten einer Frage u ohne jene Gewissenhaftigkeit, die nur alte Schriftsteller freilich auch pedantisch macht.

Genug, Hamburger erhielt von Ihnen selbst – ob nun per Korrespondenz oder persönlich – die 15 Briefe, publizierte sie also legitim.<sup>[57]</sup>

Was nun Ihre so kostbaren Mittheilungen, hochgeehrtester Herr betrifft, so ermuthigen mich dieselben, nur noch einige wenige Supplementfragen hinzuzufügen.

Wer nicht selber schon historischen Studien oblag, der hat keine Ahnung davon, wie sehr unzuverlässig u sich widersprechend alle diese deutschen Lexiken sind.

---

<sup>55</sup> Anm. 6. – Eduard Engel (1851-1938), Studium der Indogermanistik und Philologie (Berlin 1870-73), Dr. phil. (Rostock 1874), Sprach- und Literaturwissenschaftler, Literatur- und Sprachkritiker, zahlreiche Publikationen, u. a. Verfasser einer erfolgreichen Geschichte der deutschen Literatur (1906; 38 Auflagen), Herausgeber des *Magazins für die Literatur des Auslandes* (1879-1884).

<sup>56</sup> Schreiben bislang unbekannt.

<sup>57</sup> Anm. 8.

Ich habe Brockhaus,<sup>[58]</sup> Mayer,<sup>[59]</sup> Wurzbach,<sup>[60]</sup> u Kaisers Bücherverzeichniß 1833-48<sup>[61]</sup> vor mir liegen, u bei einfachsten Detailfragen lassen sie mich alle in Stich, oder widersprechen sich lächerlich.

Z. B. bei dem sonst so exakten Kaiser finden sich bibliografisch gar nicht nachgewiesen die ersten Ausgaben von

1) 2 Bde. Morton (Wurzbach sagt: Zürich, 1838; nennt aber den Verleger nicht, ob Orell oder Schultheß?)[<sup>62</sup>]

2) Cajüttenbuch. 2 Bde (Wurzbach sagt: Zürich 1841, Schultheß. Setzt dem aber hinzu: Elberfeld, Bädeker.

Also W. hatte was läuten, aber nicht schlagen gehört. – Nun begreife ich aber auch Ihre Erklärung, hochgeehrtester Herr, nicht. Sie schreiben: „S. hatte das Werk schon vor Bekanntschaft mit Erhard, Bädeker in Essen zugesagt. Es erschien aber (1841?) gar nicht unter B. Firma, sondern gleich ursprünglich unter der Metzlers, in Vereinbarung mit B.“

Also muß schon die Erste Ausgabe 1841 erschien in Stuttgart, bei Metzler, also selbstständig, lange vor der Gesamtausgabe in Oktav, welche 1844 ja schon – also Bd 14=15 – in weiter Auflage das Cajütenbuch brachte? Das verstehe ich nicht.<sup>[63]</sup> Wer zahlte das Honorar für 1<sup>te</sup> Ausgabe? Bädeker oder Metzler? Und trug die erste Ausgabe Firma: Stuttgart, Metzler? Aber diese erste Ausgabe findet sich ja in keiner Bibliografie vor, immer erst die zweite von 1844.

---

<sup>58</sup> Vermutlich: *Das Kleinere Brockhausche Conversations-Lexikon für den Handgebrauch*. 2., völlig umgearb. Aufl. in 4 Bdn. Leipzig: Brockhaus, 1861-64.

<sup>59</sup> Vermutl.: *Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens*. 3., gänzlich umgearb. Aufl. Leipzig: Bibliographisches Institut, 1874-84.

<sup>60</sup> Constantin von Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreichs*. 60 Bde. Wien: Universitäts-Buchdruckerey L. C. Zamarski, 1856-91.

<sup>61</sup> *Christian Gottlob Kayser's vollständiges Bücher-Lexikon enthaltend alle von 1750 bis Ende 1876 in Deutschland und den angrenzenden Ländern gedruckten Bücher*. Leipzig: Weigel, 1877.

<sup>62</sup> Anm. 48.

<sup>63</sup> Chronologie der Werkgeschichte: [Charles Sealsfield]: *Das Cajütenbuch oder nationale Charakteristiken* – 1. Ausgabe: 2 Bde. Zürich: Schultheß, 1841; zur selben Zeit: 2 Bde. Titelaufgabe Elberfeld: Bädeker, 1841; 2. durchges. Auflage 2 Bde. Stuttgart: Metzler'sche Buchhandlung, 1846; zur selben Zeit dass. Bd. 14-15 der *Gesammelten Werke* Stuttgart: Metzler'sche Buchhandlung, 1846; 3. durchges. Auflage Bd. 14-15 der *Gesammelten Werke* (Tb.).



## Zu Karl Maria Kertbenys Sealsfield-Recherchen

Dagegen begreife ich geschäftlich wohl, daß Sie erst 1869 das Verlagsrecht von Bädeker ganz an sich brachten; also scheint es, Sie haben bis dahin noch immer den Verkauf von Bd 14-15 von Bädeker abgerechnet.<sup>[64]</sup>

h in Ihrem Verlage erschienen. Nun möchte ich gerne wissen ob vor (1842-43) oder nach der Oktav=Gesamtausgabe.<sup>[65]</sup>

4) Laut Ihrer mir gütigst eingesandten Versandungsfaktur erschien von der Oktav=Gesamtausgabe

Bd 1-8 (Legit., Virey, Morton) erst 1844. Dagegen

Bd 9-13 (Lebensbilder 5 Bde) schon 1843. Wurde also Bd 9-13 früher ausgegeben als 1-8?

Bd 14-15 (Cajütenbuch) ist von Ihnen jahreszahllos angezeigt. Sie sagen aber ausdrücklich: zweite durchgesehene Ausgabe, also etwa 1844?? Wurzbach erwähnt dieser zweiten Ausgabe gar nicht, sondern blos erste: Zürich! 1841 (Elberfeld! Bädeker.

Diese falschen Angaben alle richtig herzustellen, ist meine Aschenbrödl=Arbeit: Hirsekörner aus Asche heraussuchen!

Unter meinen bibl. Notizen finde ich denn noch folgende Werke S.'s

5) Transatlantische Reiseskizzen, und Christophorus Bärenhäuter. 2 Bde. Zürich 1834. Orell. 27 Also – nach Ihrer Fattural<sup>[66]</sup> war I Bd: Bärenhäuter, der seither nie wieder gedruckt worden; in Bd II Howard Brautfahrt, nunmehr Bd 9 Ihrer Oktavgesamtausgabe. Hatte S. selber diese Weglassung verursacht?

Neu Land u Seebilder, 4 Bde, sind also auch noch heute Schultheßverlag? u noch zu haben?

6) Also 3 Bde „Kleine Lebensbilder“<sup>[67]</sup> als Ersatz für Ost u West hatte S. auch schon 1844 im Mspte. fertig? Wohin dieses wohl kam?

Am meisten freut es mich, daß Sie bestätigen, S. habe „Ost u West“ schon 1844 fertig gehabt.<sup>[68]</sup> Pastor Hemmann erklärt nun in Heft 30 von Lindau's Norden u Süden,<sup>[69]</sup>

---

<sup>64</sup> Die Abrechnungsverhältnisse sind ungeklärt.

<sup>65</sup> [Charles Sealsfield]: *Süden und Norden*. Stuttgart: Metzler'sche Buchhandlung, 1842/43.

<sup>66</sup> Faktura: Warenrechnung, Lieferschein.

<sup>67</sup> Anm. 15.

<sup>68</sup> Ebd.

<sup>69</sup> Anm. 10. – *Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift*. Hrsg. von Paul Lindau. Berlin: Heymann,

das Ganze sei eine Fantasie von mir, überhaupt das Vorhandensein von Mspt, die er später verbrannt soll haben. Nun S. zeigte mir das Mspt von Ost u West – hunderte ungleicher Papierfetzen, 4<sup>t</sup> u ganze Bogen, höchst unschriftstellerisch in ein Bündel rund zusammenge-  
rollt, und mit Bindfaden umschlungen; u d. Mspt seiner Erinnerungen an Arenenberg 1832  
zeigte er mir nicht blos, er schrieb mir sogar noch einen langen Brief darüber, Januar 1863,  
nach Paris nach.<sup>70</sup> (Siehe: Kertbeny, Erinnerungen Ch. S. Brüssel & Cöln 1864, A. Ahn, 8,  
102 S.)

Doch genug für heute, um Ihre Güte nicht gar zu sehr zu mißbrauchen. Vielleicht  
beehren Sie mich noch durch Beantwortung dieser wenigen nachträglichen bibl. Fragen.

Jedenfalls innigsten Dank für Ihre bisherige Güte, u zu jeglichem Gegendienste be-  
reit, zeige ich hochachtend u höchst verbunden als Ihr

hochachtend erg.

KMKertbeny

(leider schon halbblind!)

KARL MARIA KERTBENY AN FRIEDRICH SCHULTHESS (SCHULTHESS  
VERLAG ZÜRICH) VOM 12. OKTOBER 1879

= Frq.<sup>[71]</sup> =

Budai Rudasfürdő.  
1879

Budapest, 12 Okt. Vormitags

Ofner Bruckbad.<sup>[72]</sup>

Herrn Friedrich Schultheß. Verlagsbuchhändler

---

1877-1930. – Paul Lindau (1839-1919), erfolgreicher Dramatiker, Romancier, Journalist und  
Theaterleiter, Studium der Philosophie und Literaturgeschichte (Halle, Leipzig, Berlin 1857-  
59), Dr. phil., Leitet die *Düsseldorfer Zeitung* (1864-65) und *Elberfelder Zeitung* (1866-69), das  
*Neue Blatt* (Leipzig) und den *Bazar* (Berlin, beide 1870), gründet in Berlin die Wochenzeitung  
*Die Gegenwart* (1871-81) und die renommierte Monatsschrift *Nord und Süd* (1878-1904).

<sup>70</sup> Sealsfield an Kertbeny vom 27. Januar 1863. In: Castle: *Briefe* (Anm. 1), S. 334-336.

<sup>71</sup> Abk.: Frankiert, d. h.; Porto bezahlt.

<sup>72</sup> Die hier fett wiedergegebenen Wörter sind Teil der gedruckten Texte auf dem Briefpapier.

in Zürich.

Hochgeehrter Herr !

Schon 1864 erschienen von mir die „Erinnerungen Ch. Sealsfield“ (Brüssel u Leipzig. Ahn u Lesimple in Köln.) kl. 8<sup>o</sup> 110 S. – <sup>[73]</sup>

Es war dies Heft – abgesehen von A. Hartmann Artikeln<sup>[74]</sup> – damals und noch ein weiteres Dezennium hindurch die einzige Charakteristik nach persönlichem Umgange, auch Briefe Sealsfield's enthaltend. Aber als ich diese Souveniere in Brüssel niederschrieb, wußte ich noch nichts von der Identität mit dem verschollenen Kreuzherrn. Ueberhaupt hatte ich mich dem Geheimnißvollen mehr als enthusiastischer Verehrer seiner Schriften genahet, als um sein persönlichen Geheimniße zu errathen. Dies merkte er von vorneherein, – daher sein freundliches und vertrauensvolles Entgegenkommen, u seine wiederholten Einladungen.

Seit den letzten Jahren schrieben aber D<sup>r</sup> Smolle 1875<sup>[75]</sup>, Viktor Hamburger,<sup>[76]</sup> sowie Pastor Hemmann 1878-79 über Sealsfield;<sup>[77]</sup> – doch nur der Letztere aus persönlichen Erinnerungen. Die beiden Externen hatten mehr Karl Postl im Auge, über den sie interessante Daten erhoben hatten; u nur Hamburger giebt dann auch noch Dokumente über Sealsfield, aber auch weniger literaturhistorische, als blos seine Verlagskorrespondenz, die ohne Kommentar gar nicht verstehbar ist.

Nun ersucht mich aber die Redaktion des „Magazins für Literatur des Auslands“<sup>[78]</sup> – dessen Mitarbeiter ich seit 30 Jahren bin – ihr, mit Benützung obiger Quellen, eine möglichst abgerundete Monografie über Sealsfield zu schreiben, von der auch schon die ersten drei Artikel fertig sind.

Jedoch, gerade bei der literaturhistorischen Periode, – 1832-46 – lassen mich alle lexikalischen Quellen – Brockhaus, Mayer, Würzbach<sup>[79]</sup> – u sogar die bibliografischen – Kaiser –

---

<sup>73</sup> Karl Maria Kertbeny: *Silhouetten und Reliquien*. 2 Bde. Wien/Prag: Kober & Markgraf, 1861-63. Darin: *Besuche bei Charles Sealsfield*. Bd. 2, S. 110ff.; Rezension in derjenigen Zeitschrift, an der Kertbeny mitarbeitet: *Magazin für die Literatur des Auslandes* (1864), S. 430ff., (1865), S. 27ff.

<sup>74</sup> Anm. 9.

<sup>75</sup> Anm. 11.

<sup>76</sup> Anm. 8.

<sup>77</sup> Anm. 10.

<sup>78</sup> Anm. 6.

<sup>79</sup> Anm. 28.

entweder ganz im Stich, oder erweisen sich als ärgerlichst widerspruchsvollst u falsch, besonders in den bibliogr. Daten.<sup>1</sup>

[2] So entschloß ich mich denn an Sealsfields 3 Verleger – die Herren Metzler, Orell, Füßli u Comp.<sup>[80]</sup> – sowie hiermit auch an Sie, hochgeehrtester Herr, direkt zu schreiben.

Von Herrn L. Werlitz, jezt Besitzer der Metzler'schen Buchh. in Stuttgart – dem Schwiegersohne des weiland Hr. Erhard, erhielt ich bereits mit seltener Güte und Zuvorkommenheit all meine Anfragen erschöpfend beantwortet.<sup>[81]</sup>

Nun erlaube ich mir auch an Sie mich – im literahistorischen Interesse – mit folgenden Fragen zu wenden, die sich sehr leicht u kurz beantworten lassen.

- 1) Ich glaube, in Ihrem Verlage erschienen in Erster Auflage folgende Werke Sealsfields: 1836-3f. Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Bd. 4-6 (Pflanzerleben, Nathan. – Bd 1-3 bei Orell?) 1838 Morton. 2 Bde. (Findet sich in Kaisers Bücherey gar nicht vor!)

Noch heute Ihr Verlag sind die 4 Bde. Neue Land= u Seebilder; oder deutsch=amerikanische Wahlverwandtschaften. 1839-40

D<sup>r</sup> Würzbach aber vindizirt<sup>[82]</sup> Ihrem Verlage auch noch:

Cajütenbuch. 2 Bde 1841 (der ja Bücher in Essen an Metzler übergab)

Süd u Nord. 2 Bde 1842-43, der gleich ursprünglich bei Metzler erschien.

- 2) Warum ging Sealsfield überhaupt von Orells Verlag ab, da er mit Orell – laut seinen Briefen – ja noch 1847 auf freundschaftlichem Fuße stand?
- 3) Kannten Sie ursprünglich schon seit 1833 her S. als Verfasser jener anonymen Romane bei Orell, oder stellte er sich 1836 Ihnen als S. u jener Werke Verfasser vor? War er damals selbst in Zürich, sich offen S. auch bürgerlich nennend,

---

<sup>80</sup> Das Schreiben an Orell, Füßli & Cie. ist bislang unbekannt, wenn Kertbeny überhaupt von dort eine Antwort erhalten hat. Dies ist nicht ausgeschlossen, da man sich unter Umständen an den schwierigen und geschäftlich wenig erfreulichen Umgang mit diesem Autor erinnert. Weil Kertbeny beide Adressaten in Stuttgart und Zürich hintereinander erwähnt, kann davon ausgegangen werden, dass auch beide Anfragen zum selben Zeitpunkt abgesandt worden sind. Bis zum 12. Oktober 1879 ist offensichtlich noch keine Antwort bei Kertbeny eingegangen.

<sup>81</sup> Vgl. den ersten Briefftext innerhalb dieser Dokumentation.

<sup>82</sup> Etwas für sich oder einen andern in Anspruch nehmen, die Herausgabe einer Sache verlangen.

oder correspondirte er bloß aus Tägweiler, von woher er seit 1832-44 seine Briefe datirte.

- 4) Welche Daten tragen die verschiedenen einzelnen Verlagsverträge mit Ihnen, wie groß waren die Auflagen der einzelnen Werke u die Honorare dafür? Da diese Fragen alle bereits der Geschichte angehören und mehr kein Geschäftsgeheimniß sind, so sind sie keine indiscretion, u Herr Werlitz seinerseits beantwortete alle Metzlers Verlag betreffende offen.
- 5) Waren Sie Herr Friedrich Schulthess, auch persönlich befreundet mit S.'s? Haben Sie noch Briefe von ihm?<sup>[83]</sup> Ich bin kein Autografenjäger – obgleich gerade ich tausendfältigen Anlaß dazu gehabt hätte bei eigner vielseitigster u merkwürdigster Korrespondenz doch wenigstens Sammler zu werden. – Doch mich interessirt bloß der Inhalt von Briefen; u bei an sich oder betreff der Sache interessanten Briefen erbitte ich bloß eine Copie der markantesten Stellen – die ja heute auch schon der deutschen, der Weltliteratur angehören – u verpflichte mich für etwaige Copierkosten.

Seit 1870 von Schläge gelähmt, seit 1875 wieder in der Heimath, die Quellen meiner Vaterstadt<sup>[84]</sup> gegen schweres Nierenleiden – u mit großem Palliativerfolg<sup>[85]</sup> – gebrauchend – aber seit ein paar Monaten wieder schmerzlichsten Augenleiden verfallen, bitte ich, dies Gekitzel einem alten Kranken zu verzeihen, mich zu allen etwaigen Gegendiensten gern zur Disposition stellend.

Hochachtend ergeb

KMKertbeny

Im Auftrag des k. ung. Ministeriums für Cultur u Unterricht

Redaktion der 4 Bde. „Muy. nat. u. intern. Bibliografie“<sup>[86]</sup>

Budapest. Ofener Bruckbad.i

---

<sup>83</sup> Ritter: *Geschäftsbeziehungen* (Anm. 2). Nach einer aktuellen Auskunft des Verlages sind die Korrespondenzunterlagen vernichtet worden, abgesehen von einem Hauptbuch, das aber unauffindbar ist.

<sup>84</sup> Budapest.

<sup>85</sup> Palliativ, Palliativum: die Krankheit nicht heilende, aber lindernde Anwendung.

<sup>86</sup> *Ungarns deutsche Bibliographie 1801-1860. Verzeichniß der in Ungarn und Ungarn betreffend im Auslande erschienenen deutschen Drucke*. Im Auftrage des K. ung. Ministeriums für Cultur und Unterricht hrsg. v. Carl M. Kertbeny. Fortgesetzt und mit einer wissenschaftlichen Uebersicht versehen von Géza Petrik. Budapest: Königl. ung. Universitäts-Buchdruckerei, 1801-1860, 1880-1886.

Alexander Ritter

FRIEDRICH SCHULTHESS AN KARLS MARIA KERTBENY (BUDAPEST)  
VOM 14. OKTOBER 1879

[Zürich, 16. Oktober 1879]

Sehr geehrter Herr,

Gestatten Sie mir, Ihre Anfragen gleich hier & parallel denselben, so gut es mir möglich ist – mein sel. Vater lebt seit Herbst 1869 nicht mehr – zu beantworten.

Ich selbst bin seit anno 1855 im Geschäfte und erinnere mich nur, ganz kurz 1-2 mal Sealsfield. der meinen Vater. mit dem er auf freundschaftlichem Fuße stand, in Zürich besuchte, gesehen zu haben.

In meines Vaters Verlage erschienen

zu 1) Lebensbilder aus beiden Hemisphären IV Thl. oder Pflanzlerleben (= Transatlant. Reiseskizzen 4. Thl) 1836

Neue Land u Seebilder = Die deutsch=amerik. Wahlverwandtschaften 4 Theile 1839-1840

Das Cajütenbuch oder nationale Charakteristiken. 2 Theile 1841

wurden sämtlich, wahrscheinlich 1841, an den Metzler V. in Stuttgart verkauft,

zu 2) wahrscheinlich, da Sealsfield sich mehr mit meinem Vater befreundete, vielleicht auch weil mit der Firma Orell Füßli Co. stets schwierig zu verstehen war und ist,

zu 3) S. war mehrere Jahre in Zürich, und ließ sich, wiewohl er sonst ziemlich zurückhaltend und still lebte, in dem Kreis einiger angesehener Züricher Bürger aufnehmen, wo er bei seiner Weltkenntniß und Unterhaltungsgabe ein gern gesehener Gast war, den man aber, da er ziemlich empfindlich und auch leicht gereizt war, mit einer gewissen Vorsicht behandeln mußte.

Mein Vater lernte ihn in dieser Gesellschaft kennen und gewann hier sein Zutrauen.

Er nannte und schrieb sich stets Sealsfield.

Briefe sind keine mehr von ihm vorhanden,

Zu Karl Maria Kertbenys Sealsfield-Recherchen

zu 4) ebenso wenig Verlags=Verträge und irgend welche Correspondenzen über das Verhältniß zwischen Autor und Verleger. Die Unterhandlungen wurden, wie ich vermuthete mündlich gepflogen.<sup>187)</sup>

zu 5) schon oben beantwortet.

Ich bedauere, Ihnen nicht mit mehrerem dienen zu können.

Indem ich Ihnen eine baldige Linderung Ihrer Uebel wünsche verbleibe ich

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

F. Schulthess

Zürich 14. Oct. 1879

= Briefe nach der Schweyz kosten höheres Porto; ich hatte 25 [?] Unkosten.

LEOPOLD WERLITZ (METZLER'SCHE BUCHHANDLUNG, STUTTGART) AN  
KARL MARIA KERTBENY (BUDAPEST)  
VOM [?]1879

(bislang nicht bekannt)

---

<sup>87</sup> Ritter: *Geschäftsbeziehungen* (Anm. 2).





## ... der transatlantische Unbekannte (Seatsfield)

### Seatsfield bei Karl Gutzkow

Nachdem der einstweilige Jungdeutsche Karl Gutzkow nach den 1970er Jahren etwas ins Abseits geraten ist, hat in der letzten Zeit in England und Deutschland ein umfassendes, internationales Forschungsprojekt begonnen. Die Werke Gutzkows sollen digitalisiert werden und teilweise auch in Druck erscheinen. Informationen und Materialien sollen angeboten werden, einschließlich von Stellenkommentare.<sup>1</sup>

Im Zusammenhang mit einem Gutzkow-Symposium im September 2010 an der Universität Exeter lese ich intensiv in seinen Schriften. Zu den frühen Texten gehört die Essaysammlung *Oeffentliche Charaktere. Erster Theil* (1835), die eine Reihe von Charakterisierungen und Kontextualisierungen prominenter Persönlichkeiten der Zeit enthält. Dort lesen wir unter der Überschrift „Rothschild“: „Mir liegt ein amerikanischer Roman vor Augen, in welchem die Fiktion eines Bundes von zehn der reichsten Erdengötter, die Krieg und Frieden schließen und die Welt nach Gutdünken regieren, auf höchst anziehende Weise durchgeführt wird.“<sup>2</sup> Der Seatsfield-Kenner wird an dieser Stelle auf *Morton oder die große Tour*, ebenfalls 1835 unter dem Titel *Lebensbilder aus beiden Hemisphären* erschienen, tippen, und zwar zurecht, denn es folgt gleich ein längeres Zitat aus der Belehrung des Geldaristokraten Mister Lomond in Seatsfields Roman:

---

<sup>1</sup> Für den aktuellen Stand der Arbeit s. [www.gutzkow.de](http://www.gutzkow.de)

<sup>2</sup> Karl Gutzkow: *Oeffentliche Charaktere. Erster Theil*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1835; Faksimiledruck Frankfurt am Main: Athenäum, 1973, S. 294. Die Aufsätze sind ursprünglich 1834-1835 in der Beilage zur Augsburger *Allgemeinen Zeitung* erschienen. Sie sind 1845 und 1875 erweitert worden, aber kein zweiter Teil ist erschienen. Vgl.: Wolfgang Rasch: *Bibliographie Karl Gutzkow (1829-1880)*. Bd. 1. Bielefeld: Aisthesis, 1998, S. 79. Aufgenommen wurde die Abteilung „Rothschild“ in: Karl Ferdinand Gutzkow: *Schriften*. Hrsg. von Adrian Hummel. Frankfurt am Main: Zweitausendeins, 1998, Bd. 1, S. 47-67. Der Stellenkommentar im dritten Band *Materialien* beschränkt sich auf das Nächstliegende und macht keinen Versuch, das Zitat zu identifizieren.

Zehn sind wir – sagt Einer von ihnen – und über die ganze Welt zerstreut, und doch täglich, ja stündlich beisammen; durch keine Bande, und doch wieder durch die innigsten Bande verschlungen, die des gemeinschaftlichen Interesse's, das der Welt eine neue Gestaltung geben soll, früher oder später geben soll, wird, muß. In London sind wir fünf. Alle Wochen versammeln wir uns, vergleichen Noten und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse. Die Mysterien der Finanzen aller Reiche und ihrer Existenz liegen klar vor unsern Augen. Kein Reich, keine Familie, kein Stand ist unserm anatomischen Messer entgangen. Wir halten die Bindungsfäden unserer Existenz, jedes Standes, jeder Familie, von der allerhöchsten bis zur niedrigsten in unserer Hand. In unserem Soll stehen Milliarden, stehen Staaten und Familien, Könige und Kaiser; es sind Noten wie die im Buch des ewigen Richters. Der öffentliche Kredit und das häusliche Wohl, das Glück aller Reiche der civilisirten, d. h. der schuldenden Welt, des Handels und Wandels hängen von unserm Wink und Willen ab. Was ist die geheime Polizei des Kontinents gegen die, welche wir bezahlen! Das tanzende und in seinen Fesseln knirschende Frankreich, und das phlegmatisch-mondsüchtige Deutschland, und das trägbigotte Spanien und das elende an den Knochen seines dreitausendjährigen Ruhmes nagende Italien müssen sich beugen und fügen, und alle Länder der Erde müssen folgen, denn unsere Mineurs sind thätig.<sup>3</sup>

Das Zitat ist mehr oder weniger wörtlich übernommen worden. Es fehlt allerdings ein längerer Satzteil nach „welche wir bezahlen“: „wie die Herren der Welt; denn das werden wir seyn, früher oder später; früher oder später werden wir die Stelle dieser Aristokraten ganz und gar einnehmen, wir die nächsten an den Thronen seyn, Mister Morton! und nicht weniger fest sollen deßhalb diese Throne stehen. [...]“ Abgesehen von der Interpunktion gibt es folgende Abweichungen: „sprach der Mann mit erhabener Stimme“ statt „sagt Einer von ihnen“; „Interesse“ statt „Interesse's“; „der Existenz jedes Staates“ statt „unserer Existenz, jedes Standes“; „die Wohlfahrt der drei Königreiche und aller Reiche der civilisirten“ statt „das Glück aller Reichen der civilisirten“; „hängen“ statt „hängen“; „Winke“ statt „Wink“; „des ganzen Continentes“ statt „des Kontinents“; „gegen die unserige, die wir bezahlen“ statt „gegen die, welche wir bezahlen“; „elendigliche“ statt „elende.“<sup>4</sup>

In der englischsprachigen Vorstudie zu diesem Teil von *Morton*, „My Little Grey Landlord“, die 1831 im *Englishman's Magazine* erschienen ist, finden sich einige Sätze, die mit der endgültigen Fassung der exzerpierten Stelle ungefähr identisch

<sup>3</sup> Gutzkow: *Oeffentliche Charaktere* (Anm. 2), S. 294-296.

<sup>4</sup> Die Erstausgabe von 1835 war mir nicht zugänglich. Verglichen wurde die dritte Auflage von: Charles Sealsfield: *Morton oder die große Tour*. Hrsg. von Guy Hollyday (*Sämtliche Werke*, Bd. 10). Hildesheim/New York: Olms, 1975, 2. Teil, S. 114-116. Da die Abweichungen im Variantenapparat nicht verzeichnet sind, nehme ich an, sie sind Eigenwilligkeiten Gutzkows.

sind.<sup>5</sup> Es ist wohl ausgeschlossen, dass Gutzkow diese anonyme Veröffentlichung gekannt haben kann. Es ist aber längst erwiesen, dass er Sealsfields Roman gelesen hat, da er ihn in dem Journal *Phönix* rezensiert hat. Dort redet er in seiner respektlosen Weise vom „Cooper’sche[m] Theergeruch“, „mephistophelischen Humanitäts-heroen“ und „Tendenzen“. Wie zahlreiche Leser macht er sich Gedanken über die Identität des Autors, indem er vermutet, er sei ein nach Amerika ausgewanderten Schweizer.<sup>6</sup> Vier Jahre später ist er besser, aber nicht vollständig informiert. In einer Übersicht über die zeitgenössische Literatur schreibt er: „Im Roman ist es auffallend, dass man zwar Walter Scott, Cooper, George Sand und Balzac nachgeahmt hat, aber nicht Bulwer. Es scheint uns doch die Welterfahrung und die Menschen-Kenntnis des Engländers abzugehen, höchstens könnte sich der transatlantische Unbekannte (Seatsfield) mit ihm vergleichen.“<sup>7</sup> Gutzkow hat den Druckfehler „Seatsfield“ aus einem Bericht der Berliner *Literarischer Zeitung* vom 21. Dezember 1836 übernommen.<sup>8</sup> Anfang der fünfziger Jahre gibt es eine Anspielung in seinem Roman *Die Ritter vom Geiste*. Als der Heimkehrer Ackermann behauptet, die Amerikaner hätten ihren Geiz aus Europa übernommen, fragt seine als Knabe verkleidete Tochter: „Wie bei Morton? Nicht wahr?“<sup>9</sup>

Ob Sealsfield von Gutzkows guter Meinung über ihn gewusst hat, ist bei dem derzeitigen Stand der Forschung nicht bekannt. Jedenfalls hat ersterer sie nicht erwidert. Er taucht Gutzkow in die allgemeine Säure seiner späten Literaturkritik ein. Insbesondere hat er *Die Ritter vom Geiste* verrissen, allerdings mit zehnjähriger Ver-

---

<sup>5</sup> *Die Geschichten des Charles Sealsfield. Zeitschriftenveröffentlichungen und Vorlagen.* (SealsfieldBibliothek; 7) Hrsg. von Wynfrid Kriegleder und Gustav-Adolf Pogatschnigg. Wien: Praesens Verlag, 2010, S. 104.

<sup>6</sup> *Phönix*, Literaturblatt Nr. 18, 7. Mai 1835, S. 432. Das Journal war mir nicht zugänglich. Zusammengefasst wird die Rezension von Heinrich Hubert Houben in: *Zeitschriften des Jungen Deutschlands*, 2. Teil. Berlin: Behr, 1909, Neudruck Hildesheim/New York: Olms, 1970, Spalte 156.

<sup>7</sup> Karl Gutzkow: *Vergangenheit und Gegenwart. 1830-1838*. In: *Jahrbuch der Literatur* 1 (1839), S. 1-110, hier S. 103. Es ist schwer zu glauben, dass Gutzkow Sealsfield so genau gekannt und von dessen guter Meinung über Bulwers *Pelham* gewusst hat. Wenn das nicht der Fall ist, so muss man Gutzkow hier besondere Scharfsicht attestieren. Vgl. dazu Jeffrey L. Sammons: *Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America*. Chapel Hill und London: University of North Carolina Press, 1998, S. 84-85.

<sup>8</sup> Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl)*. Wien/München: Manutius Presse, 1952, Reprint: Charles Sealsfield: *Sämtliche Werke*. Bd. 25. *Supplementreihe. Materialien und Dokumente*. Bd. 1. Hrsg. von Günter Schnitzler. Hildesheim/Zürich/New York: Olms, 1993, S. 411-412.

<sup>9</sup> Karl Ferdinand Gutzkow. *Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern*. Hrsg. von Thomas Neumann. Frankfurt am Main: Zweitausendeins, 1998, S. 387.

spätung. Er schreibt: Für die neun Bände wären drei zureichend; „nichts vom Dichter, vom Genius“, „Man sieht es Gutzkow an, dass er unter Weibern u Literaten lebt, nicht in der Welt“; „Kurz, das Buch oder die 9 Bücher haben bei viel Geist ebensoviel oder noch mehr Unsinn“.<sup>10</sup> Vierzehn Tage später stellt Sealsfield Gutzkow als Beispiel für die allgemeine Misere der deutschen Literatur dar: „Gutzkow ist einer der hohlsten Schriftsteller die ich kenne – an dem nichts als die Hohlheit wahr ist – dabei was echt deutsch ist, ein Glänzen mit Wissenschaft, das diese das Steckenpferd der Wissenschaft reitenden Deutschen vollkommen bezaubert.“<sup>11</sup> Allerdings ist der kritische Stil von der notorisch giftigen Feder Gutzkows nicht sehr verschieden.

Zwar ist das Zitat in Gutzkows *Oeffentlichen Charakteren* ein winziger Zusatz zur Rezeptionsgeschichte. Aber es ist vielleicht nicht ganz ohne Bedeutung. Gutzkows Interesse an Amerika war flüchtig und unstet. Wie bei seinem Diskurs im allgemeinen sind seine Beobachtungen zu Amerika widersprüchlich und inkonsequent. Mal lobt er Demokratie und Freiheit, mal mokiert er sich über Geldgier, Kulturlosigkeit und impertinente Frauen. Ein wichtiger Nachweis für seine Amerikakritik ist der Aufsatz „Die neue Welt“, in dem Gutzkow vorgibt, ihn aus Bulwer-Lytton übersetzt zu haben. Da ist wieder die Rede davon, dass „alle Amerikaner Commis eines einzigen großen Banquierhauses“ seien“. Die bürgerliche Freiheit wird zwar anerkannt, könne aber kein Beispiel für Europa werden. Er rügt die Sklaverei. Amerika habe weder Kunst noch Philosophie. Und wieder einmal heißt es dort, „es hat nur eine Literatur, die aus ein paar nach Schiffstheer riechenden Romanen besteht“.<sup>12</sup>

Tatsächlich ist ein Interesse für amerikanische Literatur bei Gutzkow kaum vorhanden. Das ist wohl nicht der Grund, warum er sich bei seinem enormen Arbeitspensum mit Sealsfields Roman beschäftigte. Es muss der Roman selber gewesen sein, der ihn angezogen hat. Sealsfield ist ihm zu der Zeit ein ernstzunehmender Autor, der unter den zeitgenössischen Romanschriftstellern hervorragt. Das ist doch ein Zeugnis für seinen Bekanntheitsgrad in dieser Phase seiner Laufbahn.

---

<sup>10</sup> Charles Sealsfield an Elise Meyer vom 2. Februar 1860. In: Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke.* (Wien: Werner, 1955), S. 314-315.

<sup>11</sup> Sealsfield an Elise Meyer vom 16. Februar 1860. Ebd. S. 315.

<sup>12</sup> *Die Zeitgenossen. Ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere.* Aus dem Englischen des E. L. Bulwer. Stuttgart: Verlag der Classiker, 1837, Bd. 1, S. 133, 136, 143, 149-151. Zitiert aus der ungedruckten Vorlage zu *Gutzkows Werke und Briefe. Kommentierte digitale Gesamtausgabe.* Hrsg. von Martina Lauster. gutzkow.de.

## Nachruf auf Professor Dr. Kenji Hara

Sein Arbeitsleben galt der unermüdlichen Forschung und Lehre. Kenji Hara wurde am 8. März 1951 in Sendai in der Präfektur Miyagi, Japan, geboren. Er war Absolvent der ehemaligen Kaiserlichen Universität Tohoku. Als Stipendiat des DAAD verbrachte er zwei Jahre in Deutschland und studierte während dieser Zeit an den Universitäten Bonn und Saarbrücken. Nach eigenen Aussagen prägten ihn diese Jahre wie keine andere Zeit seines Lebens. Neben seinen literaturwissenschaftlichen Forschungen schrieb er in dieser Zeit auf Deutsch eigene literarische Texte, die unter dem Titel *Braut des Windes* – der Titel ist als eine Anspielung auf Oskar Kokoschkas Gemälde „Windsbraut“ zu verstehen – in Düsseldorf bei dem Verlag Edition XIM Virgines 2009 (240 Seiten) erschienen sind.

Er nahm lebhaft Anteil am europäischen Geistesleben und erfuhr, was es bedeutet, ganz auf sich gestellt ein Leben in einem anderen Kulturkreis zu führen. Weltläufigkeit, Empathie für die Situation von Menschen, die aus einem anderen Land nach Japan gekommen sind, Hilfsbereitschaft und ein ausgeprägter Freundschaftssinn bei gleichzeitiger Zurückhaltendheit und feinsinniger Intellektualität, – mit diesen Merkmalen lässt sich Kenji Haras auratische Persönlichkeit, die in vielerlei Hinsicht eine Ausnahmeerscheinung darstellt, vielleicht am treffendsten charakterisieren.

In Japan lehrte Kenji Hara an der Universität von Tsukuba und an der Universität Tohoku, an welcher er 1987 eine Stelle als Associate Professor erhielt und 1995 Ordinarius für Neuere Deutsche Literatur wurde. Als Gastprofessor lehrte er mehrfach an den ehemaligen Kaiserlichen Universitäten von Kyushu und Hokkaido.

Die Spezialgebiete seiner Forschung und Lehre waren auf die Literatur der Goethezeit, die Literatur und Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts mit dem Schwerpunkt der Jacob-Burckhardt-Forschung sowie die österreichische Literatur gerichtet. Ein wichtiges Themengebiet bildete hier die Literatur von Charles Sealsfield, und Kenji Hara lässt sich als der einzige unter den japanischen Germanisten nennen, dessen Forschungsgebiet sich auch auf diesen Schriftsteller erstreckt.

Im Frühjahr 2007 wurde er von der Gesellschaft für die Erforschung der Literatur Österreichs in Japan mit dem großen Preis für das beste Buch ausgezeichnet. Diesen Preis konnte er aber aus gesundheitlichen Gründen nicht persönlich entgegennehmen.

Kenji Hara war einer der Großen unter den Germanisten Japans. Geistiger Reichtum, eine umfassende geisteswissenschaftliche Bildung, Redlichkeit, Genauigkeit der Recherche und ein außerordentliches Sprachgefühl zeichnen seine literaturwissenschaftlichen Arbeiten aus.

Zugleich unterhielt er viele freundschaftliche Beziehungen zu namhaften Persönlichkeiten an Universitäten in Deutschland, Österreich und der Schweiz und ermöglichte durch seine vielfältigen Bemühungen zahlreichen Wissenschaftlern bzw. Wissenschaftlerinnen und Studierenden Forschungsaufenthalte und schriftlichen geistigen Austausch. Darüber hinaus liebte er Musik und spielte selbst Violine. Er gehörte viele Jahre lang einem Griechisch-Lesekreis an sowie mehreren literarischen Arbeitskreisen, die an der Universität Tohoku ins Leben gerufen worden waren. 1984 heiratete er. Das Ehepaar bekam einen Sohn und eine Tochter, beide vielfältig begabt.

Seine sich über zwei Jahre erstreckende Krankheit ertrug er heroisch. Noch das ganze Sommersemester 2008 führte er seine Lehrveranstaltungen durch, und oftmals begleitete ihn nun seine Ehefrau zur Universität und nach Hause zurück oder ins Universitätskrankenhaus, das er stundenweise verlassen durfte, um seine Seminare und Vorlesungen geben zu können. Professor Kenji Hara starb am 28. September 2008. Seine Grabstätte befindet sich in Sendai im Tempelgarten des Rinnoji-Tempels. – Neben einer großen Anzahl wissenschaftlicher Veröffentlichungen in japanischer Sprache hier eine Auswahl seiner auf Deutsch erschienenen Arbeiten:

*Die Stimme und der Schatten. Zu Goethes „Iphigenie auf Tauris“.* In: *Goethe-Jahrbuch*, Tokio: Verlag Dogakusha, 1998, S. 21-33.

*Melusine oder „die dritte Person“: Zur Erzählweise Goethes am Beispiel von „Die Leiden des jungen Werthers“ im Vergleich mit seinen späten Erzähltexten.* In: *Goethe-Jahrbuch*. Tokio: Dogakusha, 2004, S. 1-18.

*Herrin der schwarzen Scharen. Mach, Husserl, Weininger, Freud und der frühe Musil.* – In: *Musil-Forum* 21/22 (1995/96). Berlin/New York: de Gruyter, 1999, S. 45-74.

*Robert Musil und Goethe.* In: *Goethe-Jahrbuch*. Tokio: Dogakusha, 1993, S. 139-152.

*Die essayistische Konzeption der „Cultur der Renaissance in Italien“.* *Deutungen aus dem Vergleich der Marginalien mit der Inhaltsübersicht.* In: *Unerschöpflichkeit der Quellen. Burckhardt neu ediert – Burckhardt neu entdeckt. (Beiträge zu Jacob Burckhardt; 7)* Hrsg.

von Urs Breitenstein [et. al.]. Basel: Schwabe/München: C. H. Beck, 2007 S. 75-85.

*Eine „amerikanische“ nationale Literatur. Zu Charles Sealsfields Roman „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre“.* In: *The Annual Reports of Graduate School of Arts and Letters*. Sendai: Tohoku University. Sendai: Sanko Insatsu, 1997, S. 204-216.

*Zwei Paradiese. Sinngebung und Sinnverschiebung in Charles Sealsfields Roman „Das Cajütenbuch“ im Vergleich mit einigen ausgewählten Texten von Stifter und Nestroy.* In: *Sealsfield-Studien 1. (Schriftenreihe der Charles Sealsfield-Gesellschaft; 11)* Hrsg. von Alexander Ritter. München: Charles Sealsfield-Gesellschaft, 1998, S. 97-124.

*Name des Vaters. Eine Analyse der Machtverhältnisse in Charles Sealsfields Roman „Süden und Norden“.* In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere. (SealsfieldBibliothek; 6)* Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008, S. 205-225.

Diese und weitere Texte sind inzwischen in dem folgenden Sammelband (250 Seiten) erschienen: Kenji Hara: *Offenheit und Ambivalenz. Dichterische Modellierung von Geschichte und Politik bei Goethe, Sealsfield, Musil und Burckhardt*. Bern: Peter Lang, 2010. (Reihe: *Deutsch-ostasiatische Studien zur interkulturellen Literaturwissenschaft. Hrsg. von Walter Gebhard und Naoji Kimura*; 8)

Dr. Brigitte Annemarie Schmitz, Universität Tohoku, Sendai, Japan





## Sealsfield-Bibliographie 2008-2011

### Bibliographien

Alexander Ritter: *Sealsfield-Bibliographie 2007-2008*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere.*(*SealsfieldBibliothek*; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 313-316.

### Texteditionen

Charles Sealsfield: *Die Erzählung des Obersten Morse*. [Tonkassette]. Sprecher: Heinz Kilian. Murrhard: Schumm, o. J.

*Die Geschichten des Charles Sealsfield. Zeitschriftenveröffentlichungen und Vorlagen.* (*SealsfieldBibliothek*; 7) Hrsg. von Wynfrid Kriegleder und Gustav-Adolf Pogatschnigg. Wien: Praesens, 2009.

Charles Sealsfield: *Seufzer aus Österreich und seinen Provinzen*. Ann Arbor (MI): University of Michigan Library, 2009.

Charles Sealsfield: *Die Prärie am Jacinto*. Ann Arbor (MI): University of Michigan Library, 2009.

### Forschungsliteratur

#### Biographie

Walter Grünzweig: *Charles Sealsfield, Karl Maria Kertbeny und der frühe europäische Homosexualitätsdiskurs*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere.*(*SealsfieldBibliothek*; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 145-161.

Wynfrid Kriegleder: *Charles Sealsfield schreibt aus Schaffhausen an Ida Baronin Reinsberg-Düringsfeld in Konstanz oder: Warum trotz Eduard Castle eine neue Sealsfield-Briefedition notwendig ist*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Re-*

- fugium und internationale Literatenkarriere.*(SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 181-197.
- Alexander Ritter: *Charles Sealsfields Geschäftsbeziehungen zu den Verlagen Brockhaus (Leipzig), Julius Baedeker (Elberfeld), Orell, Füßli & Cie. und Friedrich Schultheß (Zürich). Inhaltliche Buchmarktferne, verlagsgeschäftliche Absprachefehler und limitierte Buchzirkulation.* In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere.*(SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 81-126.
- Alexander Ritter: *Fluchtpunkt Kittanning, Pennsylvania (USA) oder: Die inszenierte ‚Geburt‘ des Amerikaners Carl Moritz Zeiffels alias Charles Sealsfield. Eine Dokumentation.* In: *Charles Sealsfield. Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika.* (SealsfieldBibliothek; 5) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2007. S. 207-285.
- Jeffrey L. Sammons: *Ein bislang unbekannter Brief Charles Sealsfields vom 26. September 1860 (Solothurn/Schweiz) an Karl Maria Kertbeny.* In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere.*(SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 199-204.
- Alf Schneditz: *der postillon von siegelfeld oder am bahnhof von solothurn.* für peter bichsel am 22. september 2006. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere.*(SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 251-257.
- Wynfrid Kriegleder: *Charles Sealsfiel (auch Charles Sidons, eigtl. Carl Anton Magnus Postl).* In: *Neue Deutsche Biographie.* Berlin: Duncker & Humblot, 2010. S. 103-105.

## Beiträge zum Gesamtwerk und Sammelbände

- Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere.*(SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008.
- Werner A. Gallusser: *Facetten zu Leben und Werk von Charles Sealsfield. Eine humangeographische Nachlese.* In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere.*(SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 239-250.
- Kenji Hara: *Offenheit und Ambivalenz. Dichterische Modellierung von Geschichte und Politik bei Goethe, Sealsfield, Musil und Burckhardt.* (Deutsch-ostasiatische Studien zur interkulturellen Literaturwissenschaft; 8) Bern [u. a.]: Peter Lang, 2010.

- Brigitte Prutti: *Höflingsbrust und Kaiserschenkel: Postheroische Männlichkeit und Restaurationskritik bei Sealsfield und Grillparzer*. In: *Sprachkunst* 1 (2006), Bd. 37, S. 1-27.
- Alexander Ritter: *Statt eines Vorwortes. I. Das „Reise Écritoire“ oder Schreiben als Existenzform. Charles Sealsfield und seine Korrespondenz. Geschichte und Situation von Forschung, Edition und Textsuche seit Eduard Castles Briefedition (1955). II. Unveröffentlichte und verstreut publizierte Dokumente wie Briefe seit Eduard Castles Briefedition (1955)*. In: Eduard Castle: *Der große Unbekannte. Das Leben von Charles Sealsfield (Karl Postl). Briefe und Aktenstücke. Charles Sealsfield: Sämtliche Werke. Supplementreihe. Materialien und Dokumente*. Hrsg. von Alexander Ritter. Bd. 29/30. Hildesheim: Olms, 2010. S. 7\*-105\*.
- Karin Tuxhorn: *Grenzgänge bei Adalbert Stifter und Charles Sealsfield. „Kommen und gehen, manchmal verweilen“*. Hamburg: Kovac, 2007.
- Christian von Zimmermann: *Jeremias Gottbelf und Charles Sealsfield. Literarische und diskursive Sichtung einer Zeitgenossenschaft*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 127-143.

### Beiträge zu einzelnen Werken

- Ernst Grabovszki: *„Was doch die Hoffnung der Freiheit nicht alles ertragen macht.“ Die Schweiz als Ausgangspunkt eines ‚rite de passage‘ in den ‚Deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften‘ (1839/40)*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 2545.
- Ruedi Graf: *Sealsfield und Solothurn. Ein misslungener Dialog unter Autoren. Zu Alfred Hartmanns Erzählung ‚Dursli, der Auswanderer‘ (1853) und der regionalen Amerika-Rezeption*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 163-180.
- Kenji Hara: *Name des Vaters. Eine Analyse der Machtverhältnisse in Charles Sealsfields Roman ‚Süden und Norden‘ (1842f.)*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 205-225.
- Wynfrid Kriegleder: *Von ‚Tokeab‘ (Philadelphia 1829) zum ‚Legtimen‘ (Zürich 1833) oder die unvollständige Metamorphose von einem amerikanischen zu einem europäischen Roman*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 59-79.

- Hugh Ridley: ‚*Relation Stop Nowhere*‘. *The Common Literary Foundation of German and American Literature 1830-1917*. Amsterdam/New York: Rodopi, 2007. [Darin: *Die Prärie am Jacinto*, S. 175-200]
- Alexander Ritter: *Statt einer Vorbemerkung. Charles Sealsfields Schweizer Exil, das Schweizbild im Roman Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften und Flirtations in America*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 9-24.
- Monika Ritzer: *Irdische Gespenster. Charles Sealsfields Nachlasserzählung ‚Die Grabesschuld‘ 1873 im Kontext der Restaurationszeit*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 227-238.
- Gabriela Scherer: *Charles Sealsfield polyphon und polyglott. Zur Funktion der Sprachvielfalt im Roman ‚Die deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften‘*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 47-57.

### Beiträge zu verwandten Themen

- Primus-Heinz Kucher: *Die Schweizer Austriaca-Schriften des österreichischen (Re)Migranten Franz E. Pipitz*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 259-270.
- Claudia Schweizer: *„Segen über Dich, mein Böhmen, reichen Segen über Dich!“ Böhmisches Vormärzliteratur nach Carl Anton Postl (Charles Sealsfield)*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 271-294.
- Mira Miladinovic Zalaznik: *Anastasius Grün (Anton Graf Alexander Graf Auersperg, 1806-1876) und sein Krainer Zeitgenosse Leopold Kordesch (1808-1879)*. In: *Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864. Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere*. (SealsfieldBibliothek; 6) Hrsg. von Alexander Ritter. Wien: Praesens, 2008. S. 295-311.

## Die Autoren

Norbert BACHLEITNER, geb. 1954, Studium der Germanistik und Anglistik, seit 1993 a. o. Univ.-Prof. am Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Beziehungen zwischen englischer, französischer und deutscher Literatur, besonders vom 18. bis zum 20. Jahrhundert; Geschichte der literarischen Übersetzung; der moderne Roman; digitale Literatur; Sozialgeschichte der Literatur, bes. Buchhandelsgeschichte des 19. Jahrhunderts und Zensur (Näheres unter [www.univie.ac.at/comp-lit/institut\\_bachleitner.html](http://www.univie.ac.at/comp-lit/institut_bachleitner.html)).

*Neuere Buchveröffentlichungen:* Kleine Geschichte des deutschen Feuilletonromans (1999); Beiträge zur Rezeption der britischen und irischen Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum (2000); (mit Franz M. Eybl und Ernst Fischer): Geschichte des Buchhandels in Österreich (2000); (mit Michaela Wolf): Soziologie der literarischen Übersetzung (2004); (gemeinsam mit Andrea Seidler): Zur Medialisierung der gesellschaftlichen Kommunikation in Österreich und Ungarn. Studien zur Presse im 18. und 19. Jahrhundert (2007).

*Anschrift:* Abteilung für Vergleichende Literaturwissenschaft, Berggasse 11/5, A-1090 Wien. Tel.: +43 1 4277 43071

*E-Mail:* [norbert.bachleitner@univie.ac.at](mailto:norbert.bachleitner@univie.ac.at)

Eduard BEUTNER, geb. 1949, Studium der Germanistik und Anglistik; Dr. phil., Professor für Neuere deutsche Literatur am Fachbereich Germanistik der Universität Salzburg.

*Veröffentlichungen:* Zur österreichischen Literatur des 18. Jahrhunderts und zur Wirkungsgeschichte des Josephinismus. Aufsätze zu Autor/inn/en des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, u. a. zu Paul Weidmann, Franz Michael Vierthaler, Novalis, Franz Grillparzer, Michael Enk von der Burg, Ada Christen, Fritz von Hermanowsky-Orlando, Waltraud Anna Mitgutsch, Eckhard Henscheid, Gerhard Rühm, H. C. Artmann.

*Neuere Buchveröffentlichungen:* (Hrsg.): Literatur als Geschichte des Ich. Würzburg 2000 (zus. mit Ulrike Tanzer); Das glückliche Leben – und die Schwierigkeit, es darzustellen. Glückskonzeptionen in der österreichischen Literatur. Wien 2002

## Autoren

(zus. Mit Ulrike Tanzer und Hans Höller); *Ferne Heimat – Nahe Fremde. Bei Dichtern und Nachdenkern*. Würzburg 2008 (zus. Mit Karlheinz Rossbacher); *lesen.heute.perspektiven*. Innsbruck/Wien/Bozen 2008 (zus. mit Ulrike Tanzer).

*Anschrift*: Fachbereich Germanistik Universität Salzburg, Akademiestraße 20, A-5020 Salzburg, Telefon: ++43-8044-4368, Fax: -612.

*E-Mail*: [eduard.beutner@sbg.ac.at](mailto:eduard.beutner@sbg.ac.at)

Michael BOYDEN, geb. 1977, studierte Germanische Philologie an der Universität Leuven, wo er 2006 zum Thema institutionelle Dynamisierung der Amerikanischen Literaturgeschichte promovierte. Lehr- und Forschungstätigkeit an der Queens University Belfast, der University of Edinburgh und der University of British Columbia. 2006-07 war er als Visiting Scholar an der Harvard University tätig. Zur Zeit arbeitet er als Assistant Professor of American Culture am University College Gent sowie als Gastdozent für amerikanische Geschichte an der Universität Gent. Schwerpunkte seiner Forschung sind: Diglossie und Migrationsliteratur, Multilingualismus in der amerikanischen Literatur, die Literatur von 1848, Ethnizität und life-writing.

*Veröffentlichungen*: Carl Schurz Lebenserinnerungen/Reminiscences, Berlin: De Gruyter Exempla Critica series (in Vorbereitung); „Singing Hail Columbia in German and English: The Sequential Bilingualism of Carl Schurz. *Amerikastudien/American Studies* 55, 2010; *Predicting the Past: The Paradoxes of American Literary History*, Leuven: Leuven UP 2009; „1869: Carl Schurz is sworn in as the first German-born Senator of the United States, representing Missouri“ Hrsg. W. Sollors und G. Marcus, *New Literary History of America*, Cambridge: Harvard UP, 2009.

*Anschrift*: Hogeschool Gent, Groot-Brittanniëlaan 45, B-9000 Gent

*E-Mail*: [michael.boyden@hogent.be](mailto:michael.boyden@hogent.be)

*Homepage*: <http://webs.hogent.be/michaelboyden>

Eberhard DEMM, geb. 1943 in Istanbul, Studium der Geschichte und Politologie. Dr. phil. FU Berlin 1969, Habilitation (Docteur-ès-lettres) Paris X 1986, lehrte an den Universitäten von Alberta in Edmonton (Kanada), Amsterdam (GU), Paris X und Paris XII, ab 1992 Professor für neuere deutsche Geschichte an der Universität Jean Moulin, Lyon, 2003 emeritiert, seit 2005 Senior Professor an der Technischen Universität Koszalin (Polen). Gastprofessuren an den Universitäten von Berlin (Humboldt und FU), Heidelberg, Lettland (Riga) und am Middlebury College, Ver-

mont (USA). Hauptforschungsgebiete: Alfred Weber, Wissenschaftsgeschichte, Erster Weltkrieg, Deutsch-osmanische Beziehungen, Kolonialgeschichte Mexikos.

*Wichtigste Veröffentlichungen:* Der politische Weg Alfred Webers, Bd. 1 und 2 (1990, 1999); Geist und Politik im 20. Jahrhundert. Gesammelte Aufsätze zu Alfred Weber (2000); Ostpolitik und Propaganda im Ersten Weltkrieg (2002); Alfred Weber-Gesamtausgabe (Hrsg.: Bd. 1, 7, 9, 10, 1997 ff.); Spanische Kolonialpaläste in Mexiko (1991).

*Anschrift:* Instytut Neofilologii i Komunikacji Społecznej, Politechnica Koszalińska, ul. Kwiatkowskiego 6E, 75-343 Koszalin, Polen.

*E-Mail:* [edemm@gmx.net](mailto:edemm@gmx.net)

*Homepage:* [www.eberhard-demm.homepage.eu](http://www.eberhard-demm.homepage.eu)

Christof HAMANN, geb. 1966, Studium der Germanistik, Philosophie und Soziologie, seit Oktober 2009 Anfertigung einer Habilitationsschrift zum Thema *Exzentrik der Mitte. Zur Semantik fremder Räume in deutscher erzählender Literatur und periodischer Presse der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts* im Rahmen einer von der DFG finanzierten Stelle an der Universität Wuppertal (Prof. Scheffel) Lehr- und Forschungstätigkeit an den Universitäten in Bamberg, Basel, Essen, Dortmund und Düsseldorf. Forschungsschwerpunkte: Deutsche Literatur vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Raumtheorie, postkoloniale Theoriekonzepte.

*Veröffentlichungen:* Usambara. Roman, Göttingen: Steidl 2007; (Hrsg. zus. mit Siegmund Kopitzki): Hermann Kinder. Lektüren, Eggingen: Isele 2008; (Hrsg. zus. mit Ute Gerhard und Walter Grünzweig): Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848. Migration – kultureller Austausch – frühe Globalisierung, Bielefeld: Transcript 2009; (Hrsg. zus. mit Alexander Honold): Ins Fremde schreiben. Gegenwartsliteratur auf den Spuren historischer und fantastischer Entdeckungsreisen, Göttingen: Wallstein 2009.

*Anschrift:* Allgemeine Literaturwissenschaft, Gaußstr. 20, D-42097 Wuppertal

*E-Mail:* [chhamann@uni-wuppertal.de](mailto:chhamann@uni-wuppertal.de)

*Homepage:* [www.fba.uni-wuppertal.de/allgemeine\\_literaturwissenschaft/lehrgebiet1/christof\\_hamann.html](http://www.fba.uni-wuppertal.de/allgemeine_literaturwissenschaft/lehrgebiet1/christof_hamann.html)

Wolfgang HOCHBRUCK, geb. 1959, Studium der Anglistik und Germanistik; Dr. phil. habil., 1993-2001 Hochschulassistent in Stuttgart, 2001-2004 Professor für

Amerikanistik an der TU Braunschweig, seit 2004 Professor für Nordamerikanische Philologie und Kulturwissenschaft am Englischen Seminar der Albert-Ludwigs Universität Freiburg. Stellv. Vors. der Friedrich Gerstäcker Gesellschaft. Derz. Forschungsschwerpunkte: Geschichtestheater, Sicherheit und Gesellschaft.

*Veröffentlichungen:* Aufsätze und Bücher zur amerikanischen und kanadischen Literaturgeschichte, bes. über Native American Literature, den amerikanischen Bürgerkrieg, Drama und Theater, Short Story sowie zur politischen Rhetorik sowie zu W. Faulkner, H. Melville, M. Twain, E. Everett, G. Vizenor et al. Zur deutschsprachigen Literatur und Kultur Publikationen zu F. Gerstäcker, J. G. Seume und zu performativen Aneignungen von Geschichte. Hrsg. (mit Thomas Ostwald) einer kommentierten Reihe von Werken Friedrich Gerstäckers.

*Anschrift:* Englisch Seminar d. Universität Freiburg, Rempartstr. 15, D-79098 Freiburg; Telefon: +49 761 203 3344.

*E-Mail:* [wolfgang.hochbruck@anglistik-uni-freiburg.de](mailto:wolfgang.hochbruck@anglistik-uni-freiburg.de)

Stefan HÖPPNER, geb. 1969, Studium der Germanistik und Geschichte in Göttingen, Santa Barbara/Kalifornien, Freiburg und Basel, Graduiertenstudien an der University of Oregon, 2004 Promotion in Göttingen, 2005-2008 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Seminar der Universität Freiburg, seit 2008 dort Wissenschaftlicher Assistent. Forschungsschwerpunkte: Literatur der Goethezeit, Gegenwartsliteratur, Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Naturwissenschaften, Utopien, Amerikabilder, Hermann Hesse, Arno Schmidt, Popkultur der Gegenwart (vor allem Popmusik und Comics). Habilitationsprojekt zu Grenzgängern zwischen Poesie und Naturwissenschaft in der Romantik (Gotthilf Heinrich Schubert, Johann Wilhelm Ritter, Henrik Steffens und Lorenz Oken).

*Veröffentlichungen:* Monographie: Zwischen Utopia und Neuer Welt: Das Bild der USA in Arno Schmidts Erzählwerk (Klassische Moderne, Bd. 2). Würzburg 2005. Aufsätze und Rezensionen u. a. zum deutschen Amerikabild, zur Gegenwartsliteratur und zur Graphic Novel der Gegenwart. Zuletzt: „Die literarische Schuld“. Der Naturwissenschaftler Gotthilf Heinrich Schubert als dilettierender Romanautor. In: *Dilettantismus um 1800*. (Hrsg. Stefan Blechschmidt und Andrea Heinz). Heidelberg, 2007; Ultima Thule im Südmeer. Raoul Schrotts *Tristan da Cunha* als utopischer Roman. In: *Text + Kritik* 176 (2007); „Ich bin kein Amerikaner“. Die USA in Pop und Schlager nach 1945, in: *Winnetou lebt!...? & Amerika liegt am Dämmer: Amerika in deutscher Literatur* (Hrsg. Hartmut Fischer). Northeim 2009; „Privataltertümer“. Poetik und Politik des Alltags in Arno Schmidts *Das Steinerne Herz: Historischer Roman aus dem Jahre 1954*.“ In: *Jahrbuch Literatur und Politik* 4 (2009); Klein und Wagner. In: *A*



## Autoren

*Companion to the Works of Hermann Hesse* (Hrsg. Ingo Cornils). Rochester, NY 2009; Ohne Worte. Erzählweisen des Fremden in Shaun Tans *The Arrival*. In: *Literatur und Comics* (Hrsg. Monika Schmitz-Emans). Berlin/New York 2010.

*Anschrift:* Deutsches Seminar, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Platz der Universität 3, D-79085 Freiburg. Tel.: +49 761 203 3279

*E-Mail:* [stefan.hoepfner@germanistik.uni-freiburg.de](mailto:stefan.hoepfner@germanistik.uni-freiburg.de)

*Homepage:* <http://portal.uni-freiburg.de/ndl/personen/frick/hoepfner.html>

Wynfrid KRIEGLEDER, geb. 1958, Studium der Germanistik und Anglistik, seit 1997 a. o. Univ.-Prof. am Institut für Germanistik der Universität Wien. Lehr- und Forschungstätigkeit am Berea College (Kentucky, USA), der Duke University, der Yale University, den Universitäten Szeged, Osijek, Wrocław, Antwerpen, Bern, La Sapienza (Rom). Forschungsschwerpunkte: Deutsche und österreichische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts, Imagologie, Erzählliteratur.

*Veröffentlichungen:* Aufsätze zum deutschen Amerikabild, zur deutschen und österreichischen Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts. Zuletzt: (Hrsg. zus. mit Franz Eybl und Johannes Frimmel): Aloys Blumauer und seine Zeit. (Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts 21). Bochum 2007; (Hrsg. zus. mit Andrea Seidler und Jozef Tancer): Deutsche Sprache und Kultur in Siebenbürgen Bremen: edition lumière 2009.

*Anschrift:* Institut für Germanistik, Dr. Karl-Lueger-Ring 1, A-1010 Wien. Tel.: +43 1427742127

*E-Mail:* [wynfrid.kriegleder@univie.ac.at](mailto:wynfrid.kriegleder@univie.ac.at)

*Homepage:* <http://germanistik.univie.ac.at/personen/kriegleder-wynfrid>

Primus-Heinz KUCHER, geb. 1956, Studium der Geschichte und Germanistik, 1980-84 Lektor an der Universität Pisa, seit 1998 a. o. Univ. Prof. am Institut für Germanistik der Universität Klagenfurt, mehrere Gastprofessuren, insbes. 2008 Max Kade Visiting Professor an der Univ. of Illinois/Chicago (UIC). Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: deutschsprachige Literatur(en) im 19. u.20. Jhd. mit Akzenten auf: literarische Öffentlichkeit, Emigration-Exil-Immigration, Rezeptions- u.

Literaturbeziehungen in Zentraleuropa, Mehrsprachigkeit-literarische Übersetzung, jüdisch-deutsche Literatur.

*Veröffentlichungen:* Aufsätze über Kompert, Pfeiffer, Sealsfield, Stifter, Tieck, Tschabuschnigg, Sacher-Masoch, Csokor, Döblin, Kramer, Musil, Roth, Schnitzler bis hin zu Bachmann, Drach, Mitgutsch, Özdamar, Vertlib u. a.; Texteditionen zu Leopold Kompert, Charles Sealsfield, Alfredo Bauer, Stella Rotenberg, Albert Drach, Fabjan Hafner u. Kenka Lekovich. Neuere Buchpublikationen: „In die Mulde meiner Stummheit leg ein Wort...“ Interpretationen zur Lyrik I. Bachmanns (Hrsg. gem. mit L. Reitani); Bewegung im Reich der Immobilität. Revolutionen in der Habsburgermonarchie 1848-49 (Hrsg. gem. mit H. Lengauer, 2001), Ch. Sealsfield: Gesammelte Werke Bd. 31, Dokumente zur Rezeptionsgeschichte, = Suppl. Bd. 7 (Hrsg. 2002), Ungleichzeitige, verspätete Moderne. Prosaformen in der österr. Literatur 1820-1880 (2002), A. R. v. Tschabuschnigg (1809-1877). Literatur und Politik zwischen Vormärz und Neoabsolutismus (Hrsg. 2006), Literatur und Kultur im Österreich der Zwanziger Jahre. (Hrsg. 2008); In Vorbereitung: Baustelle/Laboratorium Kultur: Österreich zwischen den Kriegen (Mithrsg. 2010) und: Erste Briefe aus dem Exil /First Letters from Exile (Hrsg. 2011).

*Anschrift:* Institut für Germanistik, Universität Klagenfurt. Universitätsstraße 65, A-9020 Klagenfurt. Tel: +43 46327002717; Fax: +43 46327002799

*E-Mail:* primus.kucher@uni-klu.ac.at

Edward T. LARKIN, geb. 1949, Studium der Germanistik und „Humanities“ an St. Peter’s College (BA), University of Houston (MA), St. John’s College (MA), University of Pennsylvania (Ph.D). Seit 1986 im deutschen Programm an der University of New Hampshire; 2002-2003 Resident Director von dem New England Universities Program in Salzburg. Forschungsschwerpunkte: Literatur der Goethezeit; moderne österreichische Literatur, Geschichtskultur der Stadt Weimar.

*Veröffentlichungen:* Between Nine and Nine. Übersetzung von Leo Perutz, Zwischen Neun und Neun. Mit Thomas Ahrens. Ariadne Press, 2010. Narratives of Loving Resistance: Two Stories by Erich Hackl. Übersetzung von Erich Hackl, Entwurf einer Liebe auf den ersten Blick und „Geschichte eines Versprechens.“ Ariadne Press, 2006. „Game of Fate.“ Übersetzung von Friedrich Schiller, „Spiel des Schicksals.“ In Schiller’s Literary Prose Works: New Translations and Critical Essays. Ed. Jeffrey L. High. Camden House, 2008. Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, z. B. Germanica Colloquia, Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur, Herder Yearbook, Historical Reflections/Reflexions Historiques, über Johann Wolfgang Goethe, Friedrich Schiller, Christian August Vulpius, Friedrich

## Autoren

Jacobi, Friedrich Schleiermacher, August von Kotzebue, Johann Gottlieb Fichte, Hans Ulrich Treichel, Thomas Alexander Schmidt, Erich Hackl, Leo Perutz.

*Anschrift:* Department of Languages, Literatures, and Cultures, University of New Hampshire, Murkland Hall, Durham, NH 03824, USA. Tel.: 603-862-3549.

*E-Mail:* etlarkin@aol.com

Wolfgang MÜLLER-FUNK, Literaturwissenschaftler und Kulturphilosoph, Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie und Spanisch an der Univ. München. 1993 Habilitation an der Univ. Klagenfurt. Seit 1993 Lehr- Tätigkeit im In- und Ausland, 1998-2002 Prof. für German Cultural Studies in Birmingham. 2009 Senior Research Fellow am GCSC der Univ. Gießen, 2010 am GWZO der Univ. Leipzig. Forschungsschwerpunkte: Kultur- und Medientheorie, Theorie des Narrativen, Romantik und Avantgarde, Literatur und Kultur der Moderne, Formen essayistischen Schreibens, Literatur und Kultur in der Habsburger Monarchie 1867-1918. Leiter zahlreicher Forschungsprojekte, stv. Leiter des Doktoratskollegs „Kulturen der Differenz ( 2006-2009/2010).. Derzeit Gastprof. für Kulturwissenschaften an der Univ. Wien, Inst. für Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft.

*Neuere Publikationen:* Die Farbe Blau (2000), Das Jahrhundert der Avantgarden (2004, Hrsg., zusammen mit Cornelia Klinger). Die Kultur und ihre Narrative (2002/2008), Kulturtheorie (2006/2010), Komplex Österreich (2009); (Mit-) Herausgabe zahlreicher Bände zu kulturwissenschaftlichen Themen, Mitherausgeber der Reihe Kultur-Macht-Differenz (Francke, Tübingen).

*Anschrift:* Abt. für Finno-Ugristik, Univ.-Campus, Hof 7.2., Spitalgasse 2-4 A 1090 Wien + 43 1 4277 43018. Inst. für Germanistik, Dr. Karl Lueger Ring 1 A 1010 Wien, +43 14277 42105

*Homepage:* <http://www.univie.ac.at/germanistik/mueller-funk>

Nicole PERRY, geb. 1980, Studium der Germanistik und Geschichte an der University of Alberta und der Universität Freiburg. Graduiertenstudien an der McGill University, Montreal, Kanada. Zur Zeit Doktorandin in Germanistik an der University of Toronto, Toronto, Kanada. 2009-2010 Ernst-Mach-Weltweit-Stipendiatin an der Universität Wien.

*Forschungsschwerpunkte:* Das literarische Bild der nord-amerikanischen/kanadischen Ureinwohner und im besonderen deren Darstellung im deutschsprachigen

Raum, die philosophischen Werke von J.G. v. Herder und das Konzept der Bildung im 18. Jahrhundert.

*Anschrift:* German Department, University of Toronto, 50 St. Joseph St., Odette Hall, 3rd Floor, Toronto, ON., M5S 1J4

*E-Mail:* [n.perry@utoronto.ca](mailto:n.perry@utoronto.ca)

Alexander RITTER, geb. 1939, Studium der Germanistik, Geographie, Philosophie; Dr. phil. habil., Privatdozent am Literaturwissenschaftlichen Seminar II – Neuere Deutsche Literatur und Medienkultur, Universität Hamburg.

*Veröffentlichungen:* Zahlreiche Aufsätze und Bücher zur Literatur des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, über Erzähltheorie, Regionalliteratur, Literaturgeschichtsschreibung, Lesegesellschaften, Germanistik/NS-Zeit, deutsch-amerikanische Literaturbeziehungen, Reiseberichte, literarische Medikalkritik, niederdeutsche Literatur, deutschsprachige Literatur des Auslands und zu A. Andersch, H. Chr. Boie, F. R. Chateaubriand, Crébillon d. J., J. Chr. Dieterich, J. H. Fehrs, G. Freytag, G. Grass, H. Graf Kessler, A. Meschendorfer, J. G. Müller, W. Raabe, J. Roth, O. Ruppis, R. Schickele, R. Schneider, W. Scott, Ch. Sealsfield, K. Tremel-Eggert, E. Welty. *Zuletzt:* Alfred Andersch: *Sansibar oder der letzte Grund*. Erläuterungen und Dokumente. Stuttgart 2003; (Hrsg.) SealsfieldBibliothek. Bd. 1. Wien 2004ff.; (Hrsg.) Charles Sealsfield. *Perspektiven neuerer Forschung*. Wien 2004; (Hrsg.) Charles Sealsfield. *Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829. Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika*. Wien 2007; (Mhrsg.) Charles Sealsfield: *Briefe und Aktenstücke. Supplement-Reihe der Sämtlichen Werke* (Hrsg.). Bd. 29. Hildesheim 2010.

*Websites:* „Müller von Itzehoe“. Der gelehrte Erfolgsschriftsteller Johann Gottwerth Müller (Hamburg 1743 – Itzehoe 1823) [Biographie und Bibliographie]: [http://www.itzehoe.de/Itzehoe/Kultur/Johann\\_Gottwerth\\_Mueller](http://www.itzehoe.de/Itzehoe/Kultur/Johann_Gottwerth_Mueller); Dokumentation Johann Gottwerth Müller. In: [goethezeitportal.de](http://goethezeitportal.de) > Wissen > Künstler- und Denkerzyklopädien > Johann Gottwerth Müller.

*Anschrift:* Ferdinand-Sauerbruch-Str.2, D-25524 Itzehoe; Telefon: +49 4821 402733.

*E-Mail:* [dr.alexander.ritter@t-online.de](mailto:dr.alexander.ritter@t-online.de)

Sven Hakon ROSSEL, geb. 1943, Studium der Skandinavistik und Komparatistik an der Universität Kopenhagen. 1968-71 Lektor für dänische Sprache und Literatur an

den Universitäten in Hamburg und Kiel, 1971-74 Forschungsstipendium an der Universität Kopenhagen, 1974-96 Professor of Scandinavian and Comparative Literature an University of Washington, Seattle und seit 1996 Ordinarius und Abteilungsleiter für Neuere skandinavische Literatur an der Universität Wien.

*Einige neuere Buchveröffentlichungen:* Hans Christian Andersen und seine Märchen Heute. Wien: Picus Verlag, 1996. Hans Christian Andersen: Danish Writer und Citizen of the World, Internationale Forschungen zur Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft (IFAVL), 14. Universität Wien. Amsterdam/Atlanta: Editions Rodopi, 1996. Documentary Literature in Scandinavia. IFAVL, 18. Universität Wien. Amsterdam/Atlanta: Editions Rodopi, 1997. Poul Houe und Sven H. Rossel, Hrsg. Images of America in Scandinavia. IFAVL, 28. Universität Wien. Amsterdam/Atlanta: Editions Rodopi, 1998. Poul Houe und Sven H. Rossel, Hrsg. Female Voices of the North, 1-2. Wiener Texte zur Skandinavistik, 1 und 3. Wien: Edition Praesens, 2002/2006. Inger Olsen und Sven Hakon Rossel, Hrsg. Johannes V. Jensen: Trods. Skuespil i 4 akter. Kopenhagen: Museum Tusulanum, 2003. „Reisen ist Leben, dann wird das Leben reich und lebendig“ – der dänische Dichter Hans Christian Andersen und Österreich. Wechselbeziehung Österreich-Norden, 3. Wien: Edition Praesens, 2004. „Gelobt sei das Licht der Welt ...“. Der dänische Dichter Johannes V. Jensen. Wiener Studien zur Skandinavistik, 17. Wien: Praesens Verlag, 2007. Aage Jørgensen, Sven Hakon Rossel und Monica Wenusch, Hrsg. „Do You Know the Land where the Lemon Trees Bloom?“ Hans Christian Andersen and Italy. Edizioni Nuova Cultura, Roma, 2009.

*Anschrift:* Abteilung für Skandinavistik, Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien. Tel.: +43 1 4277 43055

*E-Mail:* [svn.hakon.rossel@univie.ac.at](mailto:svn.hakon.rossel@univie.ac.at)

Jeffrey L. SAMMONS, geb. 1936, Studium der Germanistik, Ph. D., Leavenworth Professor of German Emeritus, Yale University.

*Veröffentlichungen:* Aufsätze und Bücher über die *Nachtwachen von Bonaventura*, Angelus Silesius, Heinrich Heine, das Junge Deutschland, Literatursoziologie, Realismus, deutsch-amerikanische Literaturbeziehungen (darunter: Ideology, Mimesis, Fantasy: Charles Sealsfield, Friedrich Gerstäcker, Karl May, and Other German Novelists of America. Chapel Hill 1998). *Zuletzt:* Friedrich Spielhagen: Novelist of Germany's False Dawn. Tübingen 1992; Heinrich Heine: Alternative Perspectives 1985-2005. Würzburg 2006; Heinrich Heine: Ludwig Börne. A Memorial. Translated with a commentary, Rochester 2006; Kuno Francke's Edition of *The German Classics* (1913-1915): A Critical and Historical Overview. New York, 2009.

Autoren

*Anschrift:* 211 Highland Street, New Haven, CT 06511, USA.

*Email:* [jeffrey.sammons@yale.edu](mailto:jeffrey.sammons@yale.edu).

Gabriela SCHERER, geb. 1963, Studium der Germanistik, Anglistik und Literaturkritik; Dr. phil., Lehrkraft für besondere Aufgaben am Institut für Deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik der Pädagogischen Hochschule Heidelberg.

*Veröffentlichungen:* Aufsätze und Bücher zur Literatur des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, in den Bereichen Erzähltheorie, Literaturtheorie, Literaturgeschichtsschreibung, Gender Studies, Kulturwissenschaft, DDR-Literatur, Schweizer Literatur, Migrantenliteratur, Adoleszenzromane, Literaturdidaktik und zu Sophie von La Roche, Goethe, Jean Paul, Hoffmann, Tieck, Therese Huber, Sealsfield, Storm, Rilke, Morgner, Erica Pedretti, Herta Müller, Emine Sevgi Özdamar. *Zuletzt:* Bis daß der Tod euch scheidet. Leib-seelische Fügungen in Liebesgeschichten um 1800. Bielefeld 2002.

*Anschrift:* Institut für Deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik der PH Heidelberg, Im Neuenheimer Feld 561, D – 69121 Heidelberg; Telefon: 06221/477228, Fax: 06221/477407;

*E-Mail:* [scherer@ph-heidelberg.de](mailto:scherer@ph-heidelberg.de)

Jerry SCHUCHALTER, geb. 1945, Studium der Amerikanistik. Dr. phil. habil. Privatdozent am Englischen Seminar der Åbo Akademi.

*Veröffentlichungen.* Frontier and Utopia in the Fiction of Charles Sealsfield (1986), Narratives of America and the Frontier in Nineteenth-Century German Literature (2000), Januskopf Amerika (2006), Poetry and Truth: Variations on Holocaust Testimony (2009); Aufsätze zur Holocaust-Literatur, jüdisch-amerikanischen Literatur, sowie über Charles Sealsfield, Norman Mailer, und den Amerikaroman.

*Anschrift:* Vanhahämeenkatu 72A, 20541 Turku, Suomi-Finland

*Email:* [schuchs@utu.fi](mailto:schuchs@utu.fi).

Lorie A. VANCHENA, geb. 1961, Studium der Germanistik, Ph. D. Associate Professor of Germanic Languages and Literatures, The University of Kansas in Lawrence (USA). Forschungsschwerpunkte: Deutsche und deutsch-amerikanische Literatur des 19. Jahrhunderts, Reinhold Solger, Kulturtransfer.

## Autoren

*Veröffentlichungen:* Anton in America: A Novel from German-American Life (2006), eine englische Übersetzung des Romans von Reinhold Solger (1862); Political Poetry in Periodicals and the Shaping of German National Consciousness in the Nineteenth Century (2000); Aufsätze zur deutschen und deutsch-amerikanischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Sie ist List Editor für das H-Net Diskussions-Forum Transnational German Studies (H-TGS).

*Anschrift:* Department of Germanic Languages and Literatures, The University of Kansas, 2077 Wescoe, 1445 Jayhawk Boulevard, Lawrence, KS 66045, USA.

*E-Mail:* vanchena@ku.edu

Gina WEINKAUFF, geb. 1957, seit 1995 im Bereich der germanistischen Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik als Lehrende wie auch in Forschungsprojekten tätig, seit 2001 am Institut für deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Forschungsschwerpunkte: Kinder- und Jugendliteratur (mit Akzent auf interkulturellen, intertextuellen und medialen Aspekten), Literatur- und Kulturgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Figurentheater

*Neuere Buchveröffentlichungen:* Konfigurationen des Fremden in der Kinder- und Jugendliteratur nach 1945 (hrsg. mit Ulrich Nassen, 2000); Am Anfang war das Staunen. Wirklichkeitsentwürfe in der Kinder- und Jugendliteratur (hrsg. mit Gerhard Härle, 2005); Ent-Fernungen. Fremdwahrnehmung und Kulturtransfer in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur seit 1945 (2006); Kinder- und Jugendliteratur (mit Gabriele von Glasenapp 2010)

*Anschrift:* Pädagogische Hochschule Heidelberg, Institut für deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik, Keplerstraße 87, 69120 Heidelberg

*E-Mail:* [weinkauff@ph-heidelberg.de](mailto:weinkauff@ph-heidelberg.de)

*Homepage:* [www.ph-heidelberg.de/wp/weinkauff](http://www.ph-heidelberg.de/wp/weinkauff)





## Internationale Charles-Sealsfield-Gesellschaft (Wien)

Die *Internationale Charles-Sealsfield-Gesellschaft* wurde im Jahr 2001 gegründet. Sie hat ihren Sitz in Wien, erstreckt ihre Tätigkeit auf alle Länder, in denen Interesse am Leben und Werk des Dichters besteht. Sie ist, gemäß ihren Statuten, „gemeinnützig tätig, nicht auf Gewinn ausgerichtet und verfolgt keine politischen Ziele. Ihr Zweck ist die Pflege des Andenkens an Charles Sealsfield, die Erforschung und Popularisierung seines Werkes sowie die Förderung interkultureller Kontakte und Studien.“

Um ihren Zweck zu erreichen, verfolgt die Gesellschaft u. a. folgende Aktivitäten:

- die Veranstaltung von Tagungen, Vorträgen und Lesungen aus dem Werk des Autors;
- die Herausgabe einer Schriftenreihe, der *SealsfieldBibliothek* (Wien: Praesens Verlag. Bd. 1. 2004ff.);
- die Einrichtung einer Web-Site: <http://www.univie.ac.at/charles.sealsfield>
- die Zusammenarbeit mit thematisch vergleichbar ausgerichteten wissenschaftlichen und literarischen Organisationen des In- und Auslandes.

Der *Vorstand der Gesellschaft* besteht derzeit aus folgenden Personen: Helga Löber (Präsidentin), Wynfrid Kriegleder (Vizepräsident), Günter Haika (Schriftführer), Gabriela Scherer (stv. Schriftführerin), Ernst Grabovszki (Kassier), Primus-Heinz Kucher (stv. Kassier).

Der *wissenschaftliche Beirat* besteht derzeit aus folgenden Personen: Ingeborg Fiala (Universität Olmütz), Ernst Grabovszki (Universität Wien), Walter Grünzweig (Universität Dortmund), Wynfrid Kriegleder (Universität Wien), Primus-Heinz Kucher (Universität Klagenfurt), Heike Paul (Universität Leipzig), Gustav-Adolf Pogatschnigg (Universität Bergamo), Alexander Ritter (Universität Hamburg), Jeffrey Sammons (Yale University), Gabriela Scherer (PH Heidelberg), Jerry Schuchalter (Universität Turku), Milan Trvdik (Universität Prag).

Beitrittsansuchen können in einem formlosen Brief an eines der Vorstandsmitglieder gestellt werden ([wynfrid.kriegleder@univie.ac.at](mailto:wynfrid.kriegleder@univie.ac.at) oder Dr. Helga Löber, Steckhovengasse 13, A-1130 Wien/[helga.loeber@gmx.at](mailto:helga.loeber@gmx.at)).

Der Mitgliedsbeitrag beträgt für „juristische Personen“ (d. h. Institutionen) 60 Euro, für ordentliche Mitglieder 30 Euro, für Studentinnen und Studenten 10 Euro. Der Mitgliedsbeitrag – und etwaige Spenden – sind steuerlich absetzbar.

Alle Mitglieder erhalten die Bände der Buchreihe *SealsfieldBibliothek* gratis zugeschickt.

Aus gegebenem Anlass möchte die *Internationale Charles Sealsfield-Gesellschaft* bekannt geben, dass der Herausgeber der *SealsfieldBibliothek*, Doz. Dr. Alexander Ritter, am 5. Februar 2010 mit dem *Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst* ausgezeichnet worden ist. In der Begründung für die Ehrung wurden Alexander Ritters Forschungsarbeiten zu Charles Sealsfield und sein Einsatz in der *Internationalen Charles Sealsfield-Gesellschaft* an zentraler Stelle angeführt. Die Gesellschaft ist erfreut und gratuliert herzlich.

# SealsfieldBibliothek.

## Wiener Studien und Texte

Herausgegeben von Alexander Ritter

Band 1 (2004)

Alexander Ritter (Hg.):

Charles Sealsfield • Perspektiven neuerer Forschung

ISBN 978-3-7069-0197-0

237 Seiten

Band 2 (2003)

David Christoph Seybold: Reizenstein. Die Geschichte eines deutschen Officiers. Herausgegeben, kommentiert u. mit einem Nachwort versehen von Wynfrid Kriegleder

ISBN 978-3-7069-0198-7

412 Seiten

Band 4 (2005)

Michael Meyer:

Ricarda Huch-Bibliographie

ISBN 978-3-7069-0257-1

550 Seiten

Band 5 (2007)

Alexander Ritter (Hg.):

Charles Sealsfield - Lehrjahre eines Romanciers 1808-1829.

Vom spätjosephinischen Prag ins demokratische Amerika

ISBN 978-3-7069-0302-8

314 Seiten

# SealsfieldBibliothek.

## Wiener Studien und Texte

Herausgegeben von Alexander Ritter

Band 6 (2008)

Alexander Ritter (Hg.):

Charles Sealsfield im Schweizer Exil 1831-1864.

Republikanisches Refugium und internationale Literatenkarriere

ISBN 978-3-7069-0512-1

326 Seiten

Band 7 (2010)

Wynfrid Kriegleder / Gustav-Adolf Pogatschnigg (Hg.):

Die Geschichten des Charles Sealsfield. Zeitschriftenveröffentlichungen und Vorlagen

ISBN 978-3-7069-0576-3

158 Seiten

## VORSCHAU

Band 9 (2011)

Wynfrid Kriegleder / Gustav-Adolf Pogatschnigg (Hg.):

Literarische Narrationen der Migration Europa - Nordamerika im 19. Jahrhundert

ISBN 978-3-7069-0666-1

ca. 280 Seiten